Die siebenbürgischen Landler

Herausgegeben von
Martin Bottesch
Franz Grieshofer
Wilfried Schabus

böhlau Wien

DIE SIEBENBÜRGISCHEN LANDLER

Eine Spurensicherung

Herausgegeben von:

Martin Bottesch, Franz Grieshofer, Wilfried Schabus

Unter Mitarbeit von:

Monika Habersohn und Lore-Lotte Hassfurther

Band in zwei Teilen

Teil 2

böhlau Wien Köln Weimar

Gedruckt mit Unterstützung durch den
Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist
bei Der Deutschen Bibliothek erhältlich

ISBN 3-205-99415-9

Umschlagabbildung: Straßenszene in Großpold – Landlerin neben rumänischem Pferdefuhrwerk (Landlern und Sachsen standen nach der Bodenreform von 1945 zur privaten Benützung nur noch solche Handwagen zur Verfügung) © Wilfried Schabus

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, der Wiedergabe im Internet und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

© 2002 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H. und Co. KG, Wien · Köln · Weimar
http://www.boehlau.at

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefreiem Papier.

Druck: Berger, Horn

Inhalt

Teil 2

V. Siedlung und Wirtschaft

Hermann Fabini: Zur baulichen Entwicklung der drei Landlergemeinden Neppendorf, Großau und Großpold 409

Emil Crişan: Bauliche Merkmale der Häuser in den Landlerdörfern 441

Martin Bottesch: Die deutschen Flurnamen von Großpold 453

Werner Sedler: Die Winzerterminologie der Landler von Großpold 485

Valer Deleanu: Transport und überlieferte Transportmittel in den Landlergemeinden 517

Renate Bauinger-Liebhart: Handwerker in Neppendorf 537

Christa Wandschneider: Der Landler Andreas Rieger als Pionier der siebenbürgischen Industrie. Daten zur Familiengeschichte der Rieger in Großpold . 551

VI. Kirche und Gesellschaft

Mathias Stieger: Großau – erlebte und gelebte Gemeinschaft 579

Wolfgang H. Rehner: Traditionelle Lebensformen in Großpold 627

Karl-Heinrich Galter: Religiöse Lesestoffe der Landler in Neppendorf 641

Erwin Köber: Musik und Musikgeschehen in Neppendorf 657

Johanna Bottesch: Die „Piringer-Texte". Historische Daten zu Sprache und Leben in Großpold 673

Hanni Markel: Erzählen in Großpold 725

Erika Kovanetz: Kinderreime der Landler in Siebenbürgen 747

VII. Biographie und Schicksal

Inge Sift: Dr. Hellmut Klima (1915–1990), ein siebenbürgischer Pfarrer und Historiker 793

Authentische Berichte:
a) Wilfried Schabus: Vorbemerkung zu den Zeitzeugenberichten 813
b) Berichte 817

VIII. Begegnung und Bewahrung

Lore-Lotte Hassfurther: Reisen zu den Landlern in Siebenbürgen 1982–1992 .. 875

Anhang
Hinweise für den Leser 909
Register 915
Autorenverzeichnis 961

Siedlung und Wirtschaft

Hermann Fabini

Zur baulichen Entwicklung der drei Landlergemeinden Neppendorf, Großau und Großpold

Geographisch-geschichtliche Daten, Ortspläne und Hausaufnahmen

Neppendorf

Die heute Hermannstadt eingemeindete Ortschaft liegt im Westen der Stadt an der Hauptstraße Hermannstadt – Mühlbach.

1327 wird Neppendorf erstmals urkundlich erwähnt (Ub. I, 414).

Im Januar des Jahres 1493 wird Neppendorf von Türken in Brand gesteckt. Auch 1529, 1601 und 1603 hat das Dorf während kriegerischer Auseinandersetzungen unter Bränden zu leiden.

1659–1660 lagern Truppen des Fürsten Georg Rákoczy II. in Neppendorf und richten großen Schaden an (KEMÉNY 1840, 176, 207).

Von 1734 an werden deportierte Protestanten aus dem Salzkammergut in Neppendorf angesiedelt (NUTZ 1940, 8).

10
d
e
c
e
c
f
g
h
4
7
i
g

A

Ortsplan von Neppendorf 1:5000

Legende

Ortsgrenze in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Besitzer der Häuser um 1980

Landler	rot
Sachsen	blau
Landler +Sachsen	braun
Rumänen	türkis (grünblau)
Zigeuner	gelb

Öffentliche Gebäude und Institutionen

1. Evangelische Kirche (13.–19.Jh.)
2. Evangelisches Pfarrhaus
3. Evangelische Schule
4. Orthodoxe Kirche
5. Evangelischer Gemeindesaal
6. Kindergarten
7. Rumänische Schule
8. Rumänischer Gemeindesaal
9. Evangelischer Friedhof
10. Orthodoxer Friedhof
11. Mühle
12. Gemeindewirtshaus
13. Bahnhof
14. Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft (Kollektivwirtschaft)

Gassennamen

a) Kirchgasse (Im Dorf), E.A.Bielz-Str.
b) Hintergasse (Hintern Gärten) str. Livezii
c) Weingasse „Stiase", str. Gh. Topîrceanu
d) Neugasse, str. D. D. Roşca (24 Septembrie)
e) Pien Rech, Auf der Burg, Diänerpiel (=? „Dörnerpiel" =Dornenbühel), str. Aviaţiei
f) Kabelgäßchen,
g) Rumänengasse, str. Gh.Asachii
g1) Zăvoi
g2) Büffelgasse
h) Bei der Mühle
i) Bei der rumänischen Schule, Piaţa 8 Martie
j) str. Rosmarinului
k) Fritef Rech, Freithofpiel, str. Cimitirului
l) Schneder Onnere Rech, Schneider Onnere Piel, Hunsrücken, Şoseaua Alba Iulia
m) Königsgäßchen, str. Ogorului
n) Pritlgraben
o) Alte Landstraße, ("Alte Straße"), Calea Turnişorului, (str. Lungă)
p) Krautgarten, str. Semănătoarelor
q) Krautgarten, str. Secerătoarelor
r) Krautgarten, str. Orzului
s) In den Stauen (Stauen = landl. Sträucher), str. Verzăriei
t) Krautgarten, str. Orzului
u) Kindergartengäßchen, str. 1 Mai
v) Titzengäßchen, str. Colectiviştilor
w) Am Platz
x) In der Bahngrube
y) Neffgäßchen (Neff = Familienname)
z) Im Pankl (Pangl)
z1) Lutschgäßchen

10
d
e
c
e
c
f
g
4
h
7
g
i

1
2
3
5
9
14
a
b
k
l
m
n
o
p
q
r
t
u
v

z
y
12
o
13
z1
s
s
l

Großau

Der Ort liegt 10 km westlich von Hermannstadt, größtenteils auf dem linken Zibinsufer.

1223 wird Großau als „insula Cristiani" erstmals urkundlich erwähnt (Ub. I, 27).

1323 ist Großau im Besitz der vier Gräfen: Nikolaus, Hezo, Salamon und Herbort (Ub. I, 374).

1383 wird in Großau ein Friedensvertrag zwischen den Sachsen des Hermannstädter Stuhles und den Rumänen der umliegenden Dörfer geschlossen.

1468 ist Großau die zweitgrößte Gemeinde des Hermannstädter Stuhls (TEUTSCH 1880, 70).

1493 wird die Ortschaft von den Türken niedergebrannt (NUSSBÄCHER 1990, 83).

1592 findet in der Großauer Kirche ein Landtag statt, an dem Fürst Sigismund Bathori teilnimmt.

1599 töten Truppen des muntenischen Fürsten Michael den Pfarrer Mathias Heintzius in der Sakristei der Großauer Kirche (TEUTSCH 1925, 344).

1631 brennt das Dorf ab (KRAUS 1864, I, 109).

1721 wohnen viele Sachsen in alten Steinhäusern. 32 Höfe sind verlassen. (HENNING 1940, 94).

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden Teile des Großauer Hatterts (Gemeindegrund) an die rumänischen Nachbardörfer Orlat und Poplaca abgetreten (TEUTSCH 1907, 280).

Foto 1: Flugaufnahme von Neppendorf (Foto Hermann Fabini)

Großau

Der Ort liegt 10 km westlich von Hermannstadt, größtenteils auf dem linken Zibinsufer.

1223 wird Großau als „insula Cristiani" erstmals urkundlich erwähnt (Ub. I, 27).

1323 ist Großau im Besitz der vier Gräfen: Nikolaus, Hezo, Salamon und Herbort (Ub. I, 374).

1383 wird in Großau ein Friedensvertrag zwischen den Sachsen des Hermannstädter Stuhles und den Rumänen der umliegenden Dörfer geschlossen.

1468 ist Großau die zweitgrößte Gemeinde des Hermannstädter Stuhls (TEUTSCH 1880, 70).

1493 wird die Ortschaft von den Türken niedergebrannt (NUSSBÄCHER 1990, 83).

1592 findet in der Großauer Kirche ein Landtag statt, an dem Fürst Sigismund Bathori teilnimmt.

1599 töten Truppen des muntenischen Fürsten Michael den Pfarrer Mathias Heintzius in der Sakristei der Großauer Kirche (TEUTSCH 1925, 344).

1631 brennt das Dorf ab (KRAUS 1864, I, 109).

1721 wohnen viele Sachsen in alten Steinhäusern. 32 Höfe sind verlassen. (HENNING 1940, 94).

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden Teile des Großauer Hatterts (Gemeindegrund) an die rumänischen Nachbardörfer Orlat und Poplaca abgetreten (TEUTSCH 1907, 280).

13
XII
6
XIII
XII
XI
XI
XI
XIV
XIV
XVIIIA
XVI
XV
XVII
XVI
XVII
XVIIIA
XVIII
XIX
XXIV
12
XXI
XXII

14
15
16
13
N

B

Ortsplan von Großau 1:5000

Legende

Ortsgrenze in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Besitzer der Häuser um 1980

Landler	rot
Sachsen	blau
Landler +Sachsen	braun
Rumänen	türkis (grünblau)
Zigeuner	gelb

Öffentliche Gebäude

1. Evangelische Kirche (13.–16.Jh.)
2. Evangelisches Pfarrhaus
3. Deutsche Schule
4. Postamt
5. Bahnhof
6. Orthodoxe Kirche
7. Evangelischer Gemeindesaal
8. Kindergarten
9. Bürgermeisteramt („Kanzlei")
10. Rumänische Schule
11. Rumänischer Saal

Öffentliche Institutionen

12. Evangelischer Friedhof
13. Orthodoxer Friedhof
14. Staatsfarm SLB
15. Sportplatz
16. Kollektivwirtschaft

Gassennamen

I.	Poplaker Gasse (Straußenburggasse), Uliţa Poplăcii
II.	Bahngasse (Neugasse), Uliţa ia nouă Uliţa Gării
III.	Kletitengässchen, În cânepi
IV.	Brückengasse
V.	Marktgasse, În piaţă
VI.	Fleß, Pe răstoacă
VII.	Fleß, Pe răstoacă
VIII.	Krautgasse, În cureche
IX.	Wiesengasse, În luncă
X.	Kirchgasse, str. Bisericii
XI.	Harnischgasse, Uliţa railor
XII.	Weingasse, str. Viilor
XIII.	Hinterbach, Râul ăl mic
XIV.	In den Weiden, În pietriş
XV	Steingasse
XVI.	Klostergasse, Cloştără
XVII.	Langgasse, str. Lungă
XVIII.–XVIIIA.	Mühlgasse
XIX.	Pfarrersgarten, Grădina Popii
XX.	Bei den Zigeunern, În ţigani
XXI.	Gurenerweg, Drumul Gurenilor
XXII.	Zigeunerschneeberg
XXIII.	Hanfparzellen, În cânepi
XXIV.	Auf der Insel, Pe insulă

Großpold

Die Ortschaft liegt an der Straße Hermannstadt (Sibiu) – Mühlbach (Sebeş), 32 km westlich von Hermannstadt, 5 km von Reußmarkt entfernt. Das Dorf hat sich entlang einer Hauptstraße und einiger Nebengassen entwickelt.

1288 wird Pleban Paulus von Großpold als Zeuge in einer Urkunde genannt. Dies ist die erste Erwähnung des Ortes (Ub. I, 159).

1309 erscheint der Pleban Reinher von Großpold unter den Geistlichen des Mühlbacher Dekanates (Ub. I, 240, 252, 291).

1419 berichtet der Gräf und Hann von Großpold von einem rumänischen Dorf, das auf Großpolder Gemarkung liegt und völlig entvölkert ist. Er bittet den Magistrat von Hermannstadt um die Erlaubnis, dieses Dorf wieder aufzubauen. Es handelt sich um das Dorf Rod (Ub. IV, 115).

1456 verkaufen zwei Adelige ihren ererbten Besitz auf Großpolder Hattert der Gemeinde (Ub. V, 546).

1532 leben in Großpold 117 Wirte, der Ort steht bevölkerungsmäßig an erster Stelle im Reußmarkter Stuhl (Quellen Kr. II, 282).

1658 brennen türkische Truppen Großpold nieder (KEMÉNY 1860, I, 153).

1680 teilen die Großpolder dem Sachsenkomes mit, daß sie ihr Dorf verlassen werden, wenn sie weiterhin so hohe Steuern zahlen müssen – wie die Leute aus Tschapertsch, Kleinpold und Großlogdes es getan hätten (KRASSER 1870, 35).

1681 gewährt die Nationsuniversität der Gemeinde einen Steuernachlaß (KRASSER 1870, 34).

Um 1689 beschreiben die Pfarrer von Großpold, Urwegen und Dobring in einer Eingabe an die Nationsuniversität die trostlose Lage der drei Dörfer (KRASSER 1870, 36).

1705 während der Kuruzenunruhen plündern kaiserliche Truppen den Ort (TRAUSCHENFELS 1860, 368).

1738 sterben 56 Personen an der Pest (KRASSER 1870, 53).

1773 anläßlich seiner ersten Reise durch Siebenbürgen äußert sich Kaiser Josef II. über die österreichischen Emigranten in Großpold wie folgt (SCHULLER 1967, I, 293–294): „Von da fuhren wir die Anhöhen hinauf nacher *großpold* , da allwo die Österreichischen Emigranten in einem sehr schön gebauten Dorf, deren Häuser alle von gutem Materiale ordnungsgemäßig, ja sogar mit ziigeln gedeckt gebauet sind, mit anderen sachsen angesiedelt sind. Viele derselben sind zufrieden und wollen nur die Berechnung ihrer ausständigen Schulden, andere aber wollen sich gar nicht zufrieden halten, wollen gar keine Gründe annehmen und begehren nichts als nach hauss; ich werde nicht eingehn in die ursach, die diese Menschen anführen, da über viel von der Natur und der menschlichen Freiheit und von der göttlichen gnad hergeleitete Ursachen sie so viel sagen, daß man ihnen nicht antworten kann... Der Königsrichter Rheder... versichert, daß viel tüchtige und fleißige unter diesen Leuten seien, nur einige stützige."

Foto 2: Ansicht von Großau. Das in der Zibinsebene gelegene Dorf hat auch Anteile im weit abliegenden Gebirge. (Foto: Hermann Fabini)

Großpold

Die Ortschaft liegt an der Straße Hermannstadt (Sibiu) – Mühlbach (Sebeş), 32 km westlich von Hermannstadt, 5 km von Reußmarkt entfernt. Das Dorf hat sich entlang einer Hauptstraße und einiger Nebengassen entwickelt.

1288 wird Pleban Paulus von Großpold als Zeuge in einer Urkunde genannt. Dies ist die erste Erwähnung des Ortes (Ub. I, 159).

1309 erscheint der Pleban Reinher von Großpold unter den Geistlichen des Mühlbacher Dekanates (Ub. I, 240, 252, 291).

1419 berichtet der Gräf und Hann von Großpold von einem rumänischen Dorf, das auf Großpolder Gemarkung liegt und völlig entvölkert ist. Er bittet den Magistrat von Hermannstadt um die Erlaubnis, dieses Dorf wieder aufzubauen. Es handelt sich um das Dorf Rod (Ub. IV, 115).

1456 verkaufen zwei Adelige ihren ererbten Besitz auf Großpolder Hattert der Gemeinde (Ub. V, 546).

1532 leben in Großpold 117 Wirte, der Ort steht bevölkerungsmäßig an erster Stelle im Reußmarkter Stuhl (Quellen Kr. II, 282).

1658 brennen türkische Truppen Großpold nieder (KEMÉNY 1860, I, 153).

1680 teilen die Großpolder dem Sachsenkomes mit, daß sie ihr Dorf verlassen werden, wenn sie weiterhin so hohe Steuern zahlen müssen – wie die Leute aus Tschapertsch, Kleinpold und Großlogdes es getan hätten (KRASSER 1870, 35).

1681 gewährt die Nationsuniversität der Gemeinde einen Steuernachlaß (KRASSER 1870, 34).

Um 1689 beschreiben die Pfarrer von Großpold, Urwegen und Dobring in einer Eingabe an die Nationsuniversität die trostlose Lage der drei Dörfer (KRASSER 1870, 36).

1705 während der Kuruzenunruhen plündern kaiserliche Truppen den Ort (TRAUSCHENFELS 1860, 368).

1738 sterben 56 Personen an der Pest (KRASSER 1870, 53).

1773 anläßlich seiner ersten Reise durch Siebenbürgen äußert sich Kaiser Josef II. über die österreichischen Emigranten in Großpold wie folgt (SCHULLER 1967, I, 293–294): „Von da fuhren wir die Anhöhen hinauf nacher *großpold*, da allwo die Österreichischen Emigranten in einem sehr schön gebauten Dorf, deren Häuser alle von gutem Materiale ordnungsgemäßig, ja sogar mit ziigeln gedeckt gebauet sind, mit anderen sachsen angesiedelt sind. Viele derselben sind zufrieden und wollen nur die Berechnung ihrer ausständigen Schulden, andere aber wollen sich gar nicht zufrieden halten, wollen gar keine Gründe annehmen und begehren nichts als nach hauss; ich werde nicht eingehn in die ursach, die diese Menschen anführen, da über viel von der Natur und der menschlichen Freiheit und von der göttlichen gnad hergeleitete Ursachen sie so viel sagen, daß man ihnen nicht antworten kann... Der Königsrichter Rheder... versichert, daß viel tüchtige und fleißige unter diesen Leuten seien, nur einige stützige."

a2
a1
g
h
18
b1
f
c
e
d
5
11
b2
14
6
2
9
12
1
13

N
17
i
j
q
p
r
r
r
3
c
11
l
10
o
n
s
m
t
7
8
u
4
16
w
v
v
y
15
17
w
x

C

Ortsplan von Großpold 1:5000

Legende

Ortsgrenze in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Besitzer der Häuser um 1980

Landler	rot
Sachsen	blau
Landler +Sachsen	braun
Rumänen	türkis (grünblau)
Zigeuner	gelb

Öffentliche Gebäude und Institutionen

1. Evangelische Kirche (13.–19.Jh.)
2. Evangelisches Pfarrhaus
3. Evangelische Schule
4. Orthodoxe Kirche
5. Gemeindesaal (Landler und Sachsen bis 1945)
6. Kindergarten
7. Rumänische Schule
8. Rumänischer Gemeindesaal
9. Predigerhaus
10. Stierhof (bis 1945)
11. Kaufladen
12. Kantine des Staatlichen Landwirtschaftsbetriebes (SLB)
13. Wirtschaftshof SLB
14. Die „Kanzlei" (Bürgermeisteramt, heute Post)
15. Evangelischer Friedhof
16. Orthodoxer Friedhof
17. Mühle

Gassennamen

a1) Wahrech – Spre Miercurea
a2) Oben auf dem Wahrech – Sus în deal spre Miercurea
b1) Auf dem (der) Bach – Drumul gării (nördl.Seite), Drumul târgului (südl.Seite)
b2) Hinter den Gärten – După grădini
c) Kletitengasse
d) Oberreih' (Oberste Reih')
e) Saalhof – La zalul saşilor
f) Neugasse – Uliţa nouă
g) Mühlgasse – Strada morii
h) Hinter(st)e Reih' – Uliţa de dindărăpt
i) Gansenhügel
j) Mittelsgasse – Uliţa broaştelor
k) Am Markt – În piaţă
l) Großgasse
m) Im Winkel
n) Angerbach
o) Am Graben
p) Hinter dem Angerbach (in den Zigeunern) – În cânepi
r) In den Zigeunern
s) Auf dem Küpchen (Auf dem Kort) Pe râpi
t) Bei der rumänischen Schule – La şcoala românească
u) Neben dem rumänischen Saal – La zal
v) In den Rumänen
w) Kalter Hügel – Calea Rodului
x) Im Seifen – Pe valea popii
y) Bei der rumänischen Mühle – La moara lui Şofron

Das Landlerhaus

Vom Typ her ist das Landlerhaus dem siebenbürgisch-sächsischen Bauernhaus zuzuordnen. Der einfachste Typ geht auf das sogenannte fränkische Haus zurück und besteht aus einem guten Zimmer (die „vordere Stube", auch „Sonntagsstube"), dahinter der Herdraum („Haus", „Vorhaus") mit Rauchabzug und anschließend ein zweites Zimmer (die „hintere Stube").

Der Eingang erfolgt durch das „Haus" (Großpold: „Vorhaus"; Neppendorf, Großau: „Haus") über einen Vorraum (Großpold: „auf der Stiege"; Großau: „Treppenhaus"; Neppendorf: die „Lief").

Häufig sind Wohnräume und Küche im Hochparterre gebaut, darunter sind Kellerräume, die mancherorts, nach Aussage der Hausbewohner, später ausgehoben worden sind.

In Großpold ist in der Regel ein bis zur Straßenfront reichendes „Nebenstübchen" vorhanden, in Neppendorf neben dem Treppenaufgang ein „Seitenkämmerl", das nicht bis zur Straße reicht. In Großau finden wir sowohl das „Nebenstübchen" als auch das „Seitenkämmerl".

Zusätzliche Räume werden in der Verlängerung des Hauses im Hof angefügt. Sommerküche, Werkstätten, dann Kleintier-, Pferde- und Rinderställe, Lagerräume und Scheune.

Die Anordnung der Wirtschaftsgebäude zeigt in Großpold Besonderheiten gegenüber Neppendorf und Großau. So ist der Rinderstall („Kuhstall") in Großpold stets in die Scheune eingebaut, das Viehfutter wird durch „Futtertürchen" aus der Scheune dem Vieh in den Stall gereicht. Der Wagen stand im „Tenne" genannten Teil der Scheune. In Neppendorf und Großau hingegen befinden sich sämtliche Ställe seitlich im Hof, auch gab es seitlich einen „Wagenschuppen".

Der Ausbau des Hauses erfolgt durch das Hinzufügen eines schmalen Zimmers neben dem guten Zimmer, dadurch erhält das Haus in der Hauptfassade drei Fenster. Der Hof wird der Straße zu durch ein gemauertes Tor begrenzt, das einen geraden oder bogenförmigen Abschluß (Kreissegment- oder Korbbogen) hat.

Im Fall von breiteren Parzellen und wohlhabenden Besitzern werden auch auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes einige Räume (Sommerküche, Wohnstube), aber auch die Wohnung des Altbauern gebaut.

Im Falle von Großpold lassen sich die einzelnen von uns dargestellten Beispiele verschiedenen Alterstypen zuordnen: Das Haus Henrich gehört zum ältesten noch erhaltenen Typ (Mitte des 18. Jahrhunderts). Darauf folgt der Typ des Hauses Katharina Glatz (zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts) und jener des Hauses Rechert-Dietrich.

Die Höfe haben im Normalfall Katzenkopfpflaster (Bachsteine).

Die Hauptfassade zeigt die zwei oder drei zweiflügeligen Fenster, die in einigen Fällen mit einfachen Läden geschlossen werden können, darüber läuft ein ziegelgedecktes

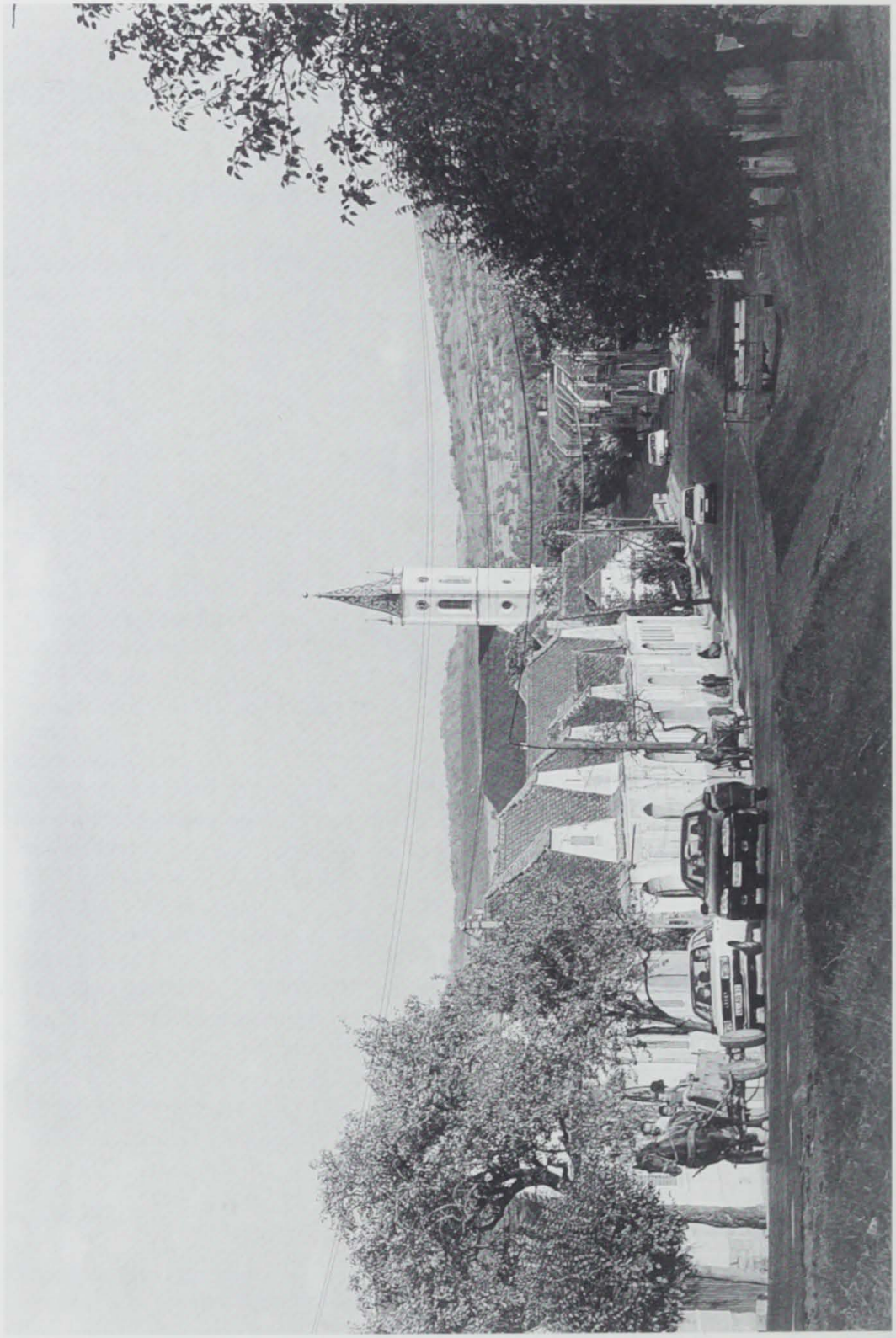


Foto 3: Ansicht von Großpold (Foto Hermann Fabini)

Das Landlerhaus

Vom Typ her ist das Landlerhaus dem siebenbürgisch-sächsischen Bauernhaus zuzuordnen. Der einfachste Typ geht auf das sogenannte fränkische Haus zurück und besteht aus einem guten Zimmer (die „vordere Stube", auch „Sonntagsstube"), dahinter der Herdraum („Haus", „Vorhaus") mit Rauchabzug und anschließend ein zweites Zimmer (die „hintere Stube").

Der Eingang erfolgt durch das „Haus" (Großpold: „Vorhaus"; Neppendorf, Großau: „Haus") über einen Vorraum (Großpold: „auf der Stiege"; Großau: „Treppenhaus"; Neppendorf: die „Lief").

Häufig sind Wohnräume und Küche im Hochparterre gebaut, darunter sind Kellerräume, die mancherorts, nach Aussage der Hausbewohner, später ausgehoben worden sind.

In Großpold ist in der Regel ein bis zur Straßenfront reichendes „Nebenstübchen" vorhanden, in Neppendorf neben dem Treppenaufgang ein „Seitenkämmerl", das nicht bis zur Straße reicht. In Großau finden wir sowohl das „Nebenstübchen" als auch das „Seitenkämmerl".

Zusätzliche Räume werden in der Verlängerung des Hauses im Hof angefügt. Sommerküche, Werkstätten, dann Kleintier-, Pferde- und Rinderställe, Lagerräume und Scheune.

Die Anordnung der Wirtschaftsgebäude zeigt in Großpold Besonderheiten gegenüber Neppendorf und Großau. So ist der Rinderstall („Kuhstall") in Großpold stets in die Scheune eingebaut, das Viehfutter wird durch „Futtertürchen" aus der Scheune dem Vieh in den Stall gereicht. Der Wagen stand im „Tenne" genannten Teil der Scheune. In Neppendorf und Großau hingegen befinden sich sämtliche Ställe seitlich im Hof, auch gab es seitlich einen „Wagenschuppen".

Der Ausbau des Hauses erfolgt durch das Hinzufügen eines schmalen Zimmers neben dem guten Zimmer, dadurch erhält das Haus in der Hauptfassade drei Fenster. Der Hof wird der Straße zu durch ein gemauertes Tor begrenzt, das einen geraden oder bogenförmigen Abschluß (Kreissegment- oder Korbbogen) hat.

Im Fall von breiteren Parzellen und wohlhabenden Besitzern werden auch auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes einige Räume (Sommerküche, Wohnstube), aber auch die Wohnung des Altbauern gebaut.

Im Falle von Großpold lassen sich die einzelnen von uns dargestellten Beispiele verschiedenen Alterstypen zuordnen: Das Haus Henrich gehört zum ältesten noch erhaltenen Typ (Mitte des 18. Jahrhunderts). Darauf folgt der Typ des Hauses Katharina Glatz (zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts) und jener des Hauses Rechert-Dietrich.

Die Höfe haben im Normalfall Katzenkopfpflaster (Bachsteine).

Die Hauptfassade zeigt die zwei oder drei zweiflügeligen Fenster, die in einigen Fällen mit einfachen Läden geschlossen werden können, darüber läuft ein ziegelgedecktes

Gesimse. Der Giebel ist bei älteren Beispielen dreieckig, bei neueren schließt er mit einem Krüppelwalm. Einfache klassizistische Stuckdekoration wie angeblendete Pilaster, Fenstergesimse, ein Profil um das oder die Giebelfenster sind der kärgliche Schmuck dieser einfachen Bauernhäuser, als Ausdruck der einfachen Lebensweise ihrer Besitzer.

Literatur

HENNING, Michael (1940): Die Gemeinde Großau in Vergangenheit und Gegenwart. In: Das Landlerbuch. Hermannstadt, S. 44–57.

KEMÉNY (1840): Deutsche Fundgruben zur Geschichte Siebenbürgens. Klausenburg.

KRASSER, David (1870): Geschichte des sächsischen Dorfes Großpold in Siebenbürgen. Hermannstadt.

KRAUS, Georg (1864): Chronik des Schäßburger Stadt-Schreibers Georgius Kraus. Wien.

NUSSBÄCHER, Gernot (1990): Aus Urkunden und Chroniken. Bd. 3, Bukarest.

NUTZ, Mathias (1940): Die Gemeinde Neppendorf. In: Das Landlerbuch. Hermannstadt, S. 5–43.

SCHULLER, G.A. (1967): Samuel v. Brukenthal. Bd. I-II, München 1967–69.

TEUTSCH, Friedrich (1880): Die Bevölkerungszahl des Hermannstädter Stuhls 1468. In: Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 3, S. 69–70.

TEUTSCH, Friedrich (1907): Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Bd. II, Hermannstadt.

TEUTSCH, G.D. (1925): Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Bd. I, Hermannstadt.

TRAUSCHENFELS, Eugen (1860): Deutsche Fundgruben zur Geschichte Siebenbürgens. Kronstadt.

Quellen Kr = Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt. Bd. I-VIII, Kronstadt 1886–1926.

Ub. = Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. Bd. I–VII, Hermannstadt/Bukarest 1892–1991Plan 1 a, b.

Foto 4: Großpold Nr. 214: Straßenansicht („Hintere Reih"); Besitzer: Samuel Glatz (Foto: Hermann Fabini)

Foto 5: Großpold Nr. 214: Hofansicht Ehepaar Glatz (Foto: Hermann Fabini)

Hausaufnahmen aus Neppendorf

Neppendorf, Kirchgasse Nr. 21
Besitzer: Josef Köber

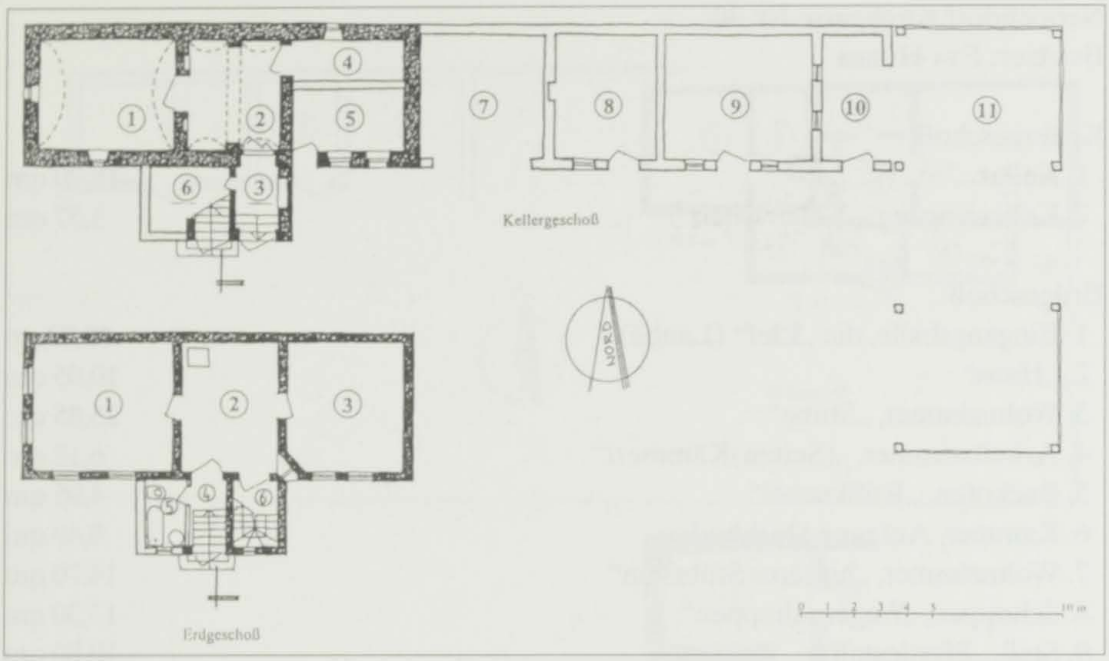
Kellergeschoß

1. Keller, „vorderer Keller“	22,36 qm
2. „Vorkeller“	15,05 qm
3. Kellereingang, „Kellerschelz“	5,76 qm
4. Keller, „hinterer Keller“	6,72 qm
5. „Sommerküche“, „Kellerküche“	10,08 qm
6. Abstellraum	7,50 qm
7. Garage, „Wagenschuppen“	22,32 qm
8. Pferdestall	18,05 qm
9. Kuhstall	27,32 qm
10. Futterlager	10,90 qm
11. Scheune	104,90 qm

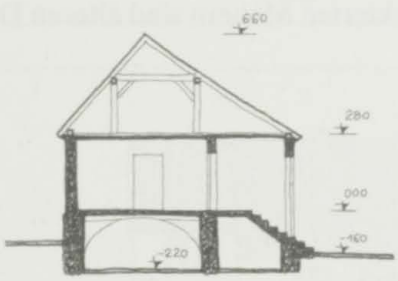
Erdgeschoß

1. Wohnzimmer, „vordere Stube“	26,46 qm
2. „Haus“	17,64 qm
3. Wohnzimmer, „hintere Stube“	21,56 qm
4. Eingang	6,16 qm
5. Bad	4,16 qm
6. Aufgang Dachboden	4,42 qm

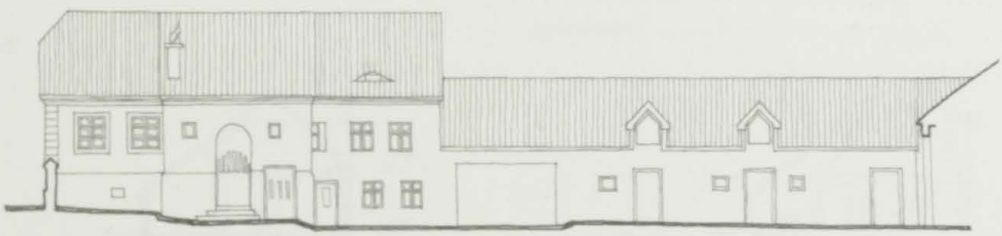
Die schwarz markierten Mauern sind älteren Datums.



Hauptfassade Westen



Querschnitt


Ansicht Süden

Neppendorf Kirchgasse Nr. 30
Besitzer: Eva Huber

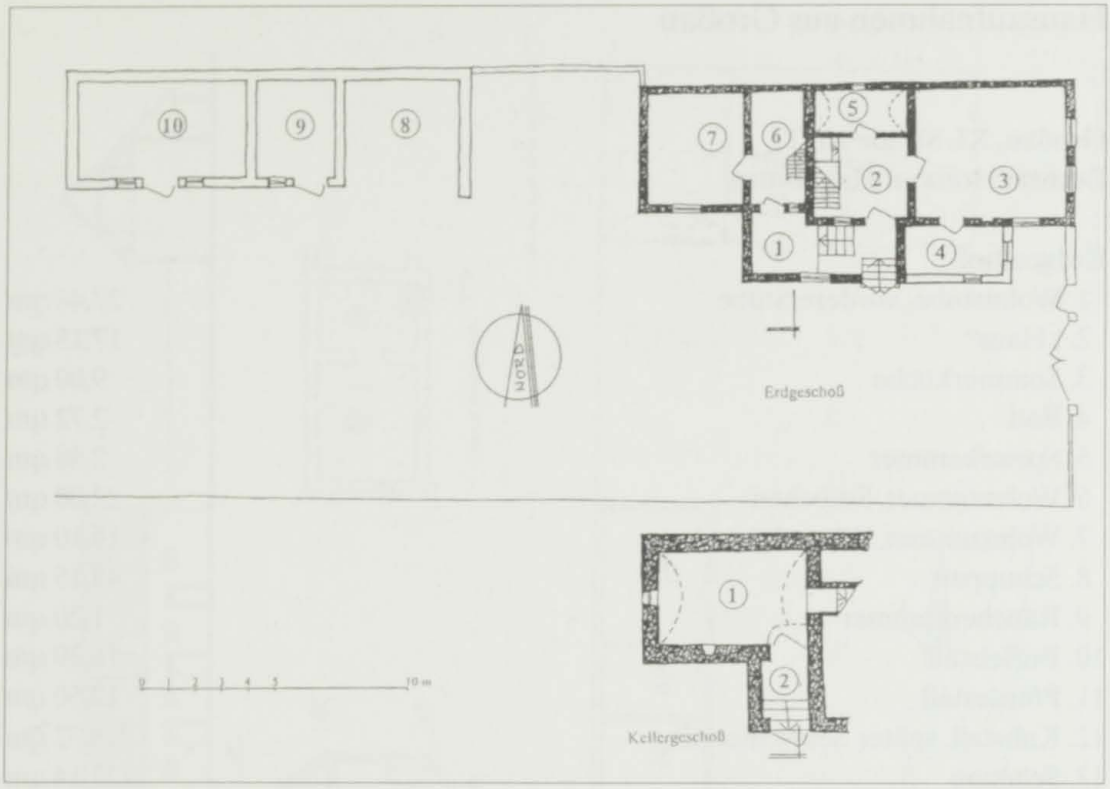
Kellergeschoß:

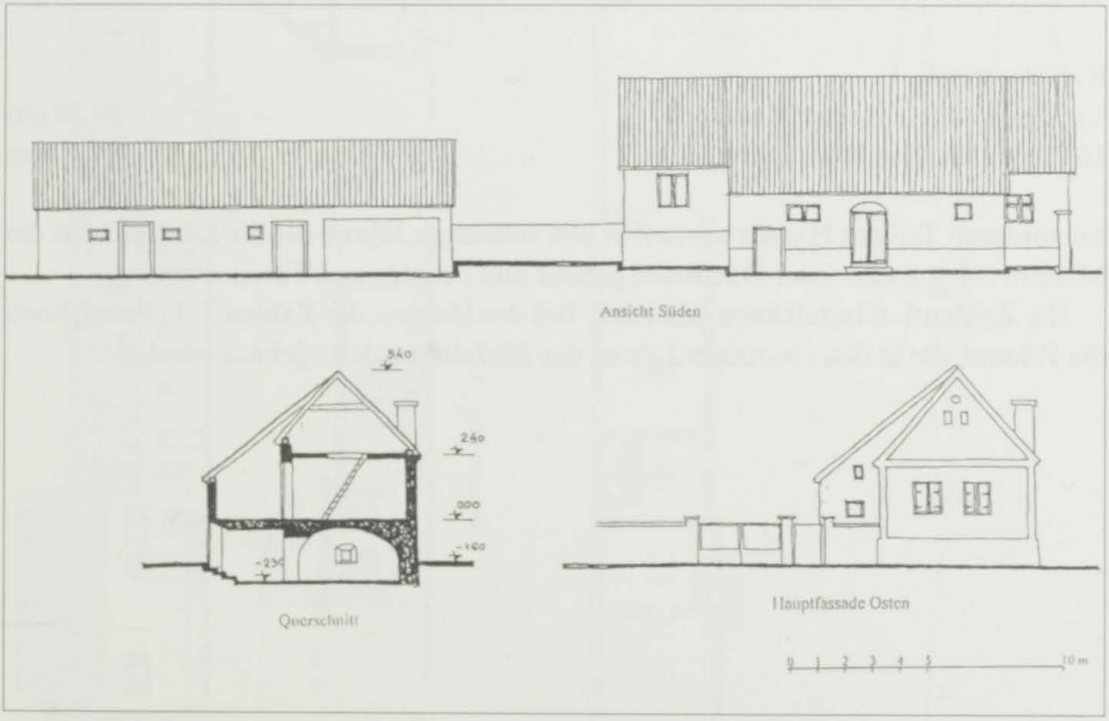
1. Keller	18,70 qm
2. Kellereingang, „Kellerschelz“	3,57 qm

Erdgeschoß

1. Eingangshalle, die „Lief“ (Laube)	10,02qm
2. „Haus“	10,05 qm
3. Wohnzimmer, „Stube“	25,85 qm
4. Arbeitszimmer, „(Seiten)Kämmerl“	6,12 qm
5. Backofen, „Rußkuchel“	4,95 qm
6. Kammer, Aufgang Dachboden	8,40 qm
7. Wohnzimmer, „hinteres Stübchen“	14,70 qm
8. Schuppen, „Wagenschuppen“	17,30 qm
9. Stall, „Pferdestall“	10,80 qm
10. Stall, „Kuhstall“	23,68 qm

Die schwarz markierten Mauern sind älteren Datums.


10
9
8
7
6
5
2
3
1
4
NORD
Erdgeschoß
1
2
Kellergeschoß
0 1 2 3 4 5 10 m


Ansicht Süden
340
240
300
-140
-230
Querschnitt
Hauptfassade Osten
0 1 2 3 4 5 10 m

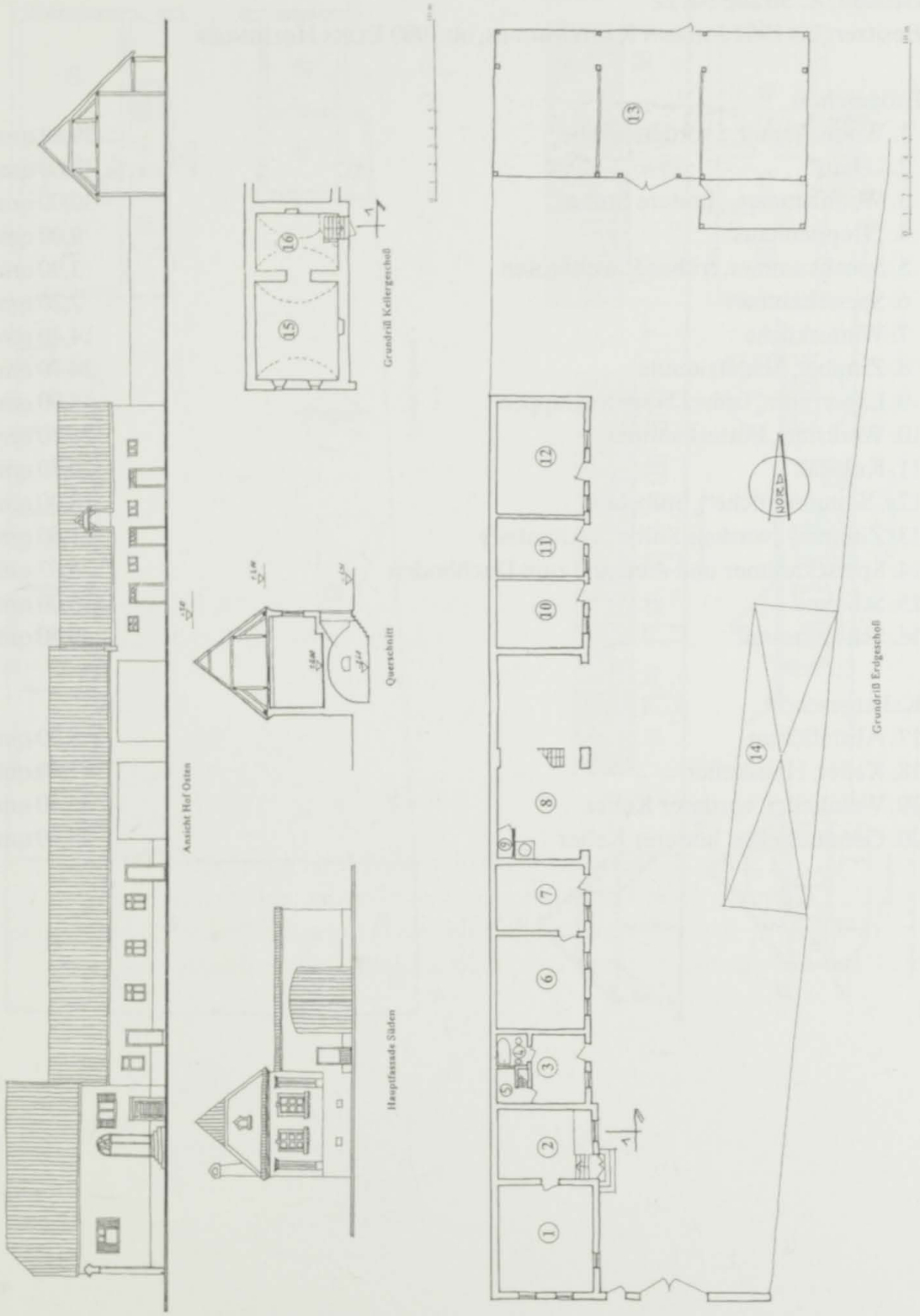
Hausaufnahmen aus Großau

Großau, XI. Straße Nr. 22
Besitzer: Johann Holzinger

Erdgeschoß	
1. Wohnstube, vordere Stube	27,44 qm
2. „Haus“	17,15 qm
3. Sommerküche	9,80 qm
4. Bad	2,72 qm
5. Speisekammer	2,88 qm
6. Wohnzimmer, Stübchen	22,08 qm
7. Wohnzimmer, Winterküche	16,10 qm
8. Schuppen	48,15 qm
9. Räucherkammer	1,20 qm
10. Büffelstall	16,20 qm
11. Pferdestall	13,50 qm
12. Kuhstall, später Schweinestall	28,32 qm
13. Scheune	127,14 qm
14. Sägewerk	70,40 qm
Kellergeschoß	
15. Weinkeller, vorderer Keller	24,30 qm
16. Gemüsekeller, Hauskeller	14,40 qm

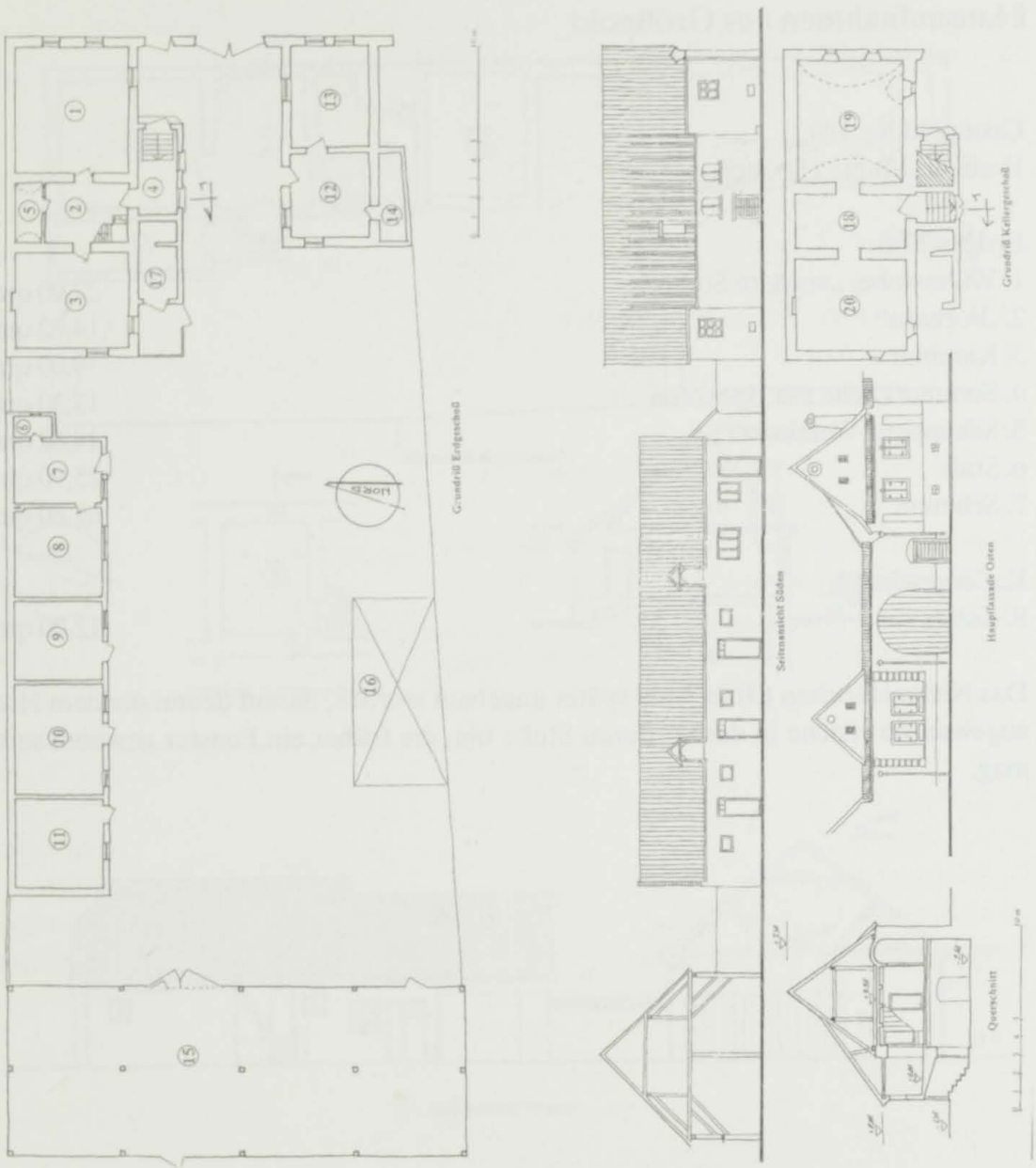
Im vorderen Teil des Hauses wurden in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts die Mauern erhöht, ein neuer Dachstuhl gebaut und Fenster und Türen erneuert.

Die Zahlen 1–6 bezeichnen den alten Teil des Hauses; die Zahlen 7–12 bezeichnen die Räume, die in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts gebaut wurden.


Ansicht Hof Osten
Hauptfassade Süden
Querschnitt
Grundriß Kellergeschoß
Grundriß Erdgeschoß
NORD

Großau, X. Straße Nr. 22
Besitzer: bis 1962 Johann Kastenhuber, ab 1980 Elisa Holzinger

Erdgeschoß	
1. Wohnzimmer, „vordere Stube“	39,60 qm
2. „Haus“	12,60 qm
3. Wohnzimmer, „hintere Stube“	30,00 qm
4. „Treppenhaus“	9,00 qm
5. Speckkammer, früher Räucherofen	3,90 qm
6. Speisekammer	2,20 qm
7. Winterküche	14,40 qm
8. Zimmer, Schlafzimmer	20,70 qm
9. Lagerraum, früher Wagenschuppen	18,90 qm
10. Werkstatt, Futterkammer	26,10 qm
11. Kuhstall	20,70 qm
12. „Sommerküche“, Stübchen	18,00 qm
13. Zimmer, „vordere Stube“ (Altenteil)	21,60 qm
14. Speisekammer und Aufgang zum Dachboden	5,62 qm
15. Scheune	216,00 qm
16. Schweinestall	49,50 qm
Kellergeschoß	
17. Abstellraum	8,20 qm
18. Keller, Hauskeller	17,40 qm
19. Weinkeller, vorderer Keller	36,40 qm
20. Gemüsekeller, hinterer Keller	28,90 qm

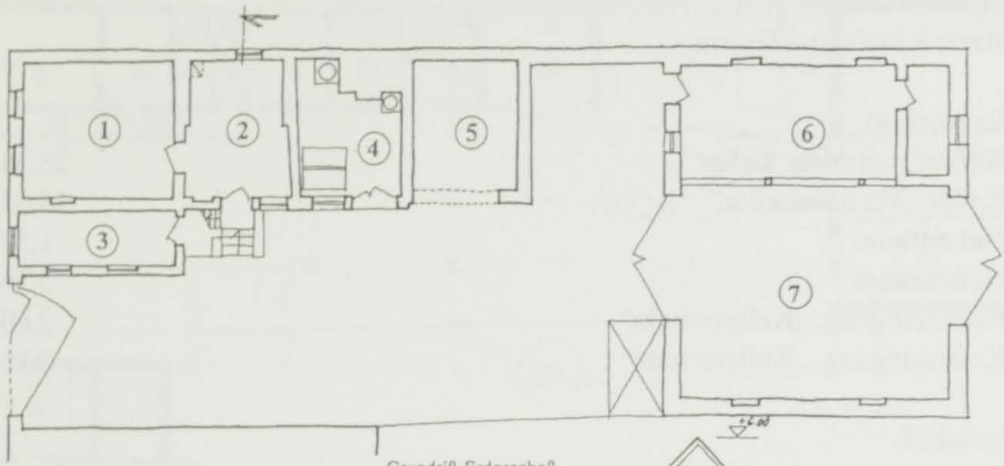

Grundriß Erdgeschoß
Seitenansicht Süden
Hauptfassade Osten
Querschnitt
Grundriß Kellergeschoß

Hausaufnahmen aus Großpold

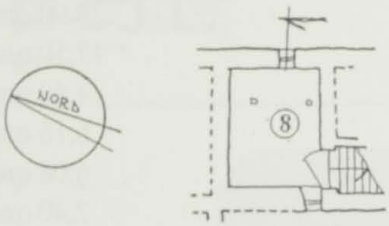
Großpold Nr. 189
Besitzer: Maria Henrich

Erdgeschoß	
1. Wohnstube, „vordere Stube“	22,00 qm
2. „Vorhaus“	14,62 qm
3. Kammer	9,00 qm
4. Sommerküche mit Backofen	13,30 qm
5. Schuppen (Weinkelter)	14,62 qm
6. Stall	25,90 qm
7. Scheune	61,60 qm
Kellergeschoß	
8. Keller	12,00 qm

Das Nebenstübchen (3) ist wohl später angebaut worden, darauf deutet die dem Hof zugewandte Nische in der vorderen Stube hin, die früher ein Fenster gewesen sein mag.

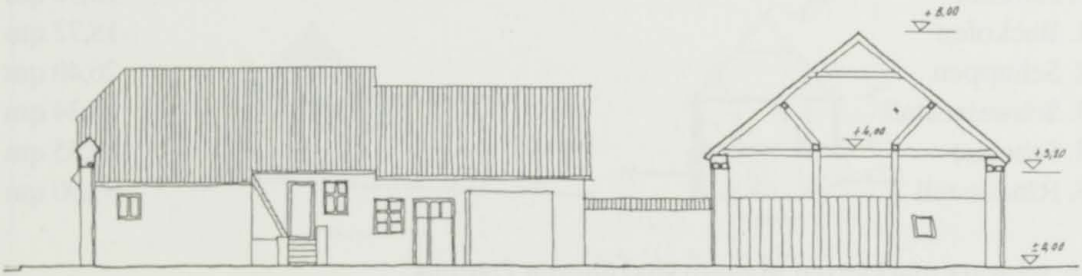


Grundriß Erdgeschoß

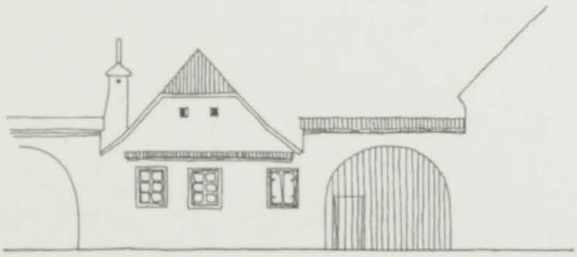


Grundriß Kellergeschoß

Querschnitt



Seitenansicht Westen



Hauptfassade Norden

Großpold Nr. 234
Besitzer: Katharina Glatz

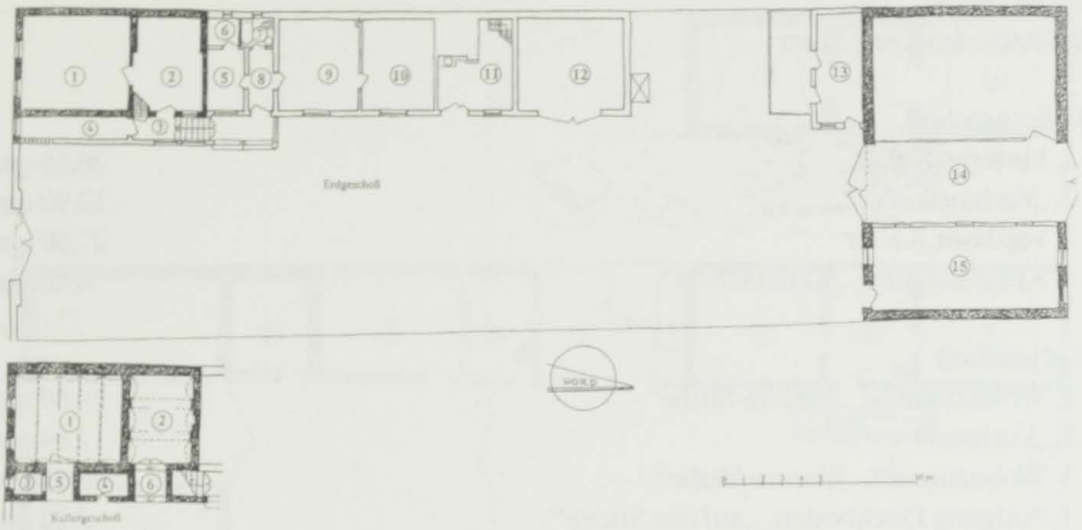
Kellergeschoß

1. Keller, „vorderer Keller“	25,30 qm
2. Keller, „Vorhauskeller“	15,02 qm
3. Nebenraum	1,50 qm
4. Nebenraum	2,75 qm
5. Kellereingang, „Kellerschelz“	2,60 qm
6. Kellereingang, „Kellerschelz“	3,12 qm

Erdgeschoß

1. Wohnzimmer, „vordere Stube“	28,00 qm
2. „Vorhaus“	17,50 qm
3. „auf der Stiege“	4,40 qm
4. Speckkammer, Aufgang Dachboden	6,16 qm
5. „Sommerküche“	6,08 qm
6. Speisekammer	2,40 qm
7. Bad	2,40 qm
8. Vorraum	4,00 qm
9. Wohnzimmer	19,74 qm
10. Zimmer	15,96 qm
11. Backofen	18,72 qm
12. Schuppen	26,40 qm
13. Schweinestall	13,34 qm
14. Scheune	103,55 qm
15. Rinderstall	39,90 qm

Die schwarz markierten Mauern sind älteren Datums.


Erdgeschoß
Kellergeschoß

Ansicht Osten

Hauptfassade Süden

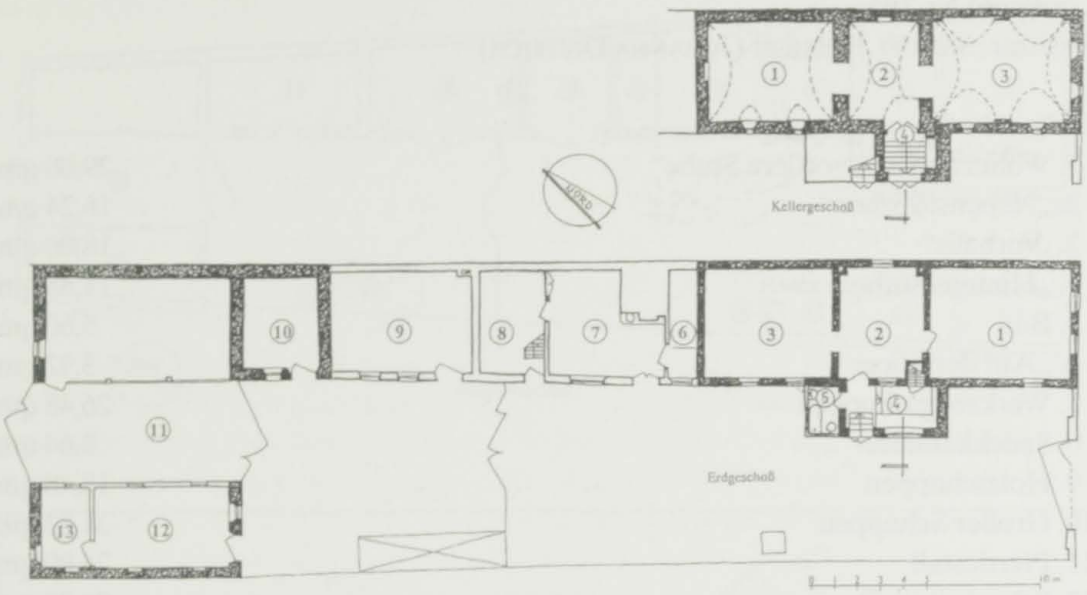
Querschnitt

Großpold Nr. 214
Besitzer: Samuel Glatz

Kellergeschoß	
1. hinterer Keller	26,65 qm
2. „Vorhauskeller“	12,90 qm
3. vorderer Keller	27,60 qm
4. Kellereingang, „Kellerschelz“	4,40 qm
Erdgeschoß	
1. Wohnzimmer, „vordere Stube“	29,89 qm
2. „Vorhaus“	17,64 qm
3. Wohnzimmer, „hintere Stube“	25,85 qm
4. Aufgang Dachboden, „auf der Stiege“	7,20 qm
5. Bad	2,40 qm
6. Speisekammer	5,76 qm
7. Sommerküche mit Backofen	23,00 qm
8. Speckkammer	13,34 qm
9. Werkstatt (ehemals für Wagner)	27,28 qm
10. Pferdestall (jetzt Schweinestall)	12,87 qm
11. Scheune	72,09 qm
12. Kuhstall	29,16 qm

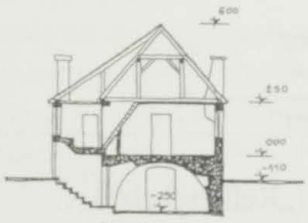
Die schwarz markierten Mauern sind älteren Datums.

Der Überlieferung nach sind die Grundmauern der vorderen Stube aus der Zeit der Ansiedlung der Landler. Anfangs hatten die Häuser keine Keller, sie sind später ausgehoben worden. Die Scheune ist 1852 gebaut worden, es war die dritte Scheune mit Ziegeldach im Dorf. 1896 wurde das Haus renoviert.



Ansicht Westen

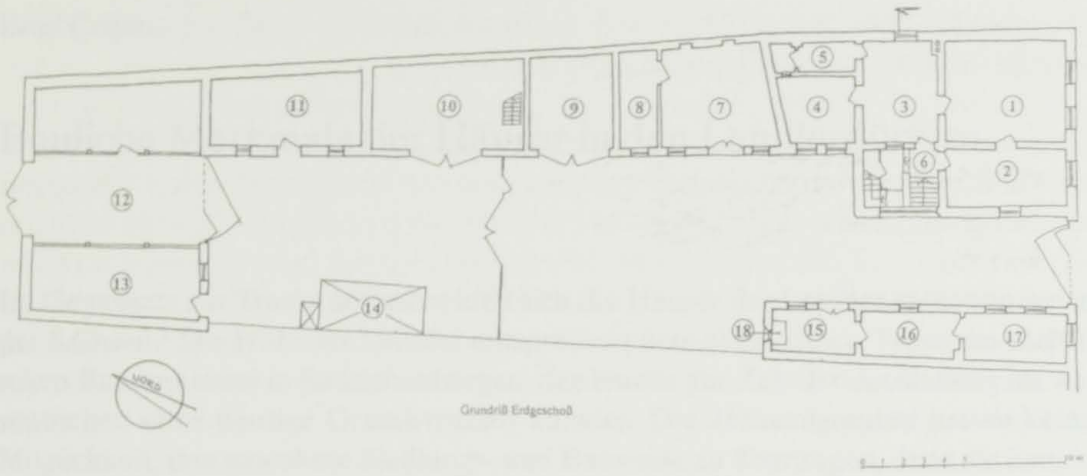
Hauptfassade Süden


Querschnitt

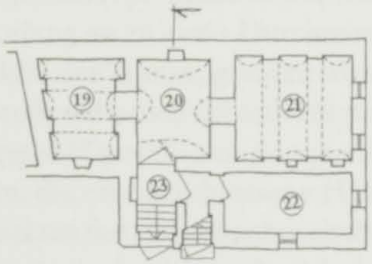
Großpold Nr. 194
Besitzer: Samuel Rechert (Johanna Dietrich)

Erdgeschoß	
1. Wohnzimmer, „vordere Stube“	29,00 qm
2. „Nebenstübchen“	16,24 qm
3. „Vorhaus“	18,00 qm
4. „Hintere Stube“	11,55 qm
5. Bad	5,60 qm
6. „Auf der Stiege“	3,92 qm
7. Werkzeugschuppen	26,48 qm
8. Speckkammer	8,64 qm
9. Holzschuppen	18,40 qm
10. Großer Schuppen	31,82 qm
11. Pferdestall	25,90 qm
12. Scheune	94,30 qm
13. Kuhstall	21,25 qm
14. Schweinestall	9,70 qm
15. Beim Backofen	8,75 qm
16. „Sommerküche“	2,04 qm
17. „vorderes Stübchen“	11,75 qm
18. Backofen	8,20 qm
Kellergeschoß	
19. „Hinterer Keller“	5,25 qm
20. „Vorhauskeller“	16,45 qm
21. „Vorderer Keller“	22,45 qm
22. „Nebenkeller“	14,56 qm
23. Kellereingang („Kellerschelz“)	6,48 qm

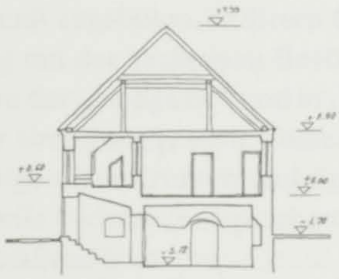
Das Haus wurde 1874 errichtet. 1907 wurde die hintere Stube angebaut und in den sechziger Jahren das Bad eingerichtet.



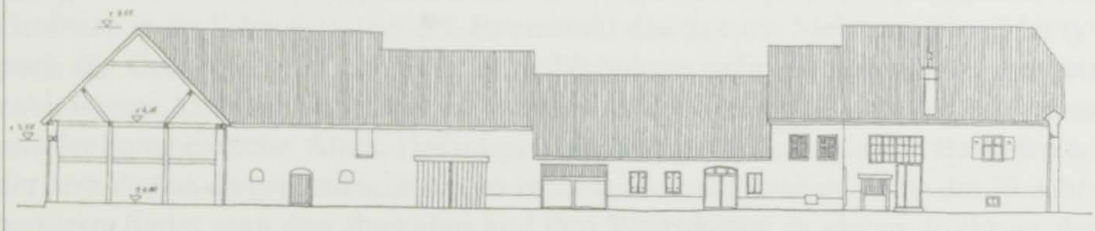
Grundriß Erdgeschoß



Grundriß Kellergeschoß



Querschnitt



Hofansicht Westen

Hauptfassade Süden

Emil Crişan

Bauliche Merkmale der Häuser in den Landlerdörfern

Im Gegensatz zur Tracht unterscheiden sich die Häuser der Landler nicht von jenen der Sachsen.[1] Die Höfe der Landler entsprechen dem allgemeinen Typus des sächsischen Bauernhauses in Südsiebenbürgen, das bereits zur Zeit der Ansiedlung im wesentlichen seine heutige Grundstruktur aufwies. Die Transmigranten hatten keine Möglichkeit, ihre gewohnte Siedlungs- und Bauweise zu übertragen, denn sie kamen in festgefügte dörfliche Siedlungen. Den ersten Ansiedlern wurden in den durch Kriegswirren und Seuchen stark entvölkerten Ortschaften Neppendorf und Großau „wüste" (leerstehende) Hofstellen zur Unterkunft angeboten. In diesen Orten kam es daher von Anfang an zu einer Durchmischung mit der ansässigen Bevölkerung. Für die zweite Welle der Transmigranten wurden in der „Neugasse" und in der „hinteren Reih" von Großpold neu errichtete Häuser zur Verfügung gestellt. Diese sogenannten „Maria-Theresia-Häuser"[2] mit den giebelseitigen Hausfronten und den gewölbten Toreinfahrten, die eine geschlossene Häuserzeile bildeten, entsprachen der traditionellen Architektur der südsiebenbürgischen Straßendörfer.

Die Anlage der siebenbürgisch-sächsischen Höfe wird allgemein durch die schmalen und langgestreckten Parzellen bestimmt. Die Hofbreite zur Straße variiert zwischen 15 bis 30 m, die Länge kann bis 200 m betragen. Solcherart bestand wenig Spielraum für individuelle Gestaltung. In präziser Reihenfolge ordnen sich hinter dem Wohnhaus die Wirtschaftsgebäude an: die Backstube mit oder ohne Sommerküche, die Ställe und der Wagenschuppen. Den hinteren Teil des Hofes nimmt der quer gestellte Scheunenbau ein. Er trennt den Wirtschaftshof vom dahinter anschließenden Garten. Anders als in Neppendorf und Großau ist in Großpold der Stall für das Großvieh in die Scheune integriert. Es entsteht dadurch ein Mehrzweckbau, der typisch für Großpold ist. Gegenüber dem Wohnhaus befindet sich oft der ein- bis zweiräumige Altenteil. Örtlich und zeitgebunden variiert der Standort des Backofens und der Sommerküche. Ältere Hofanlagen besitzen einen freistehenden Backofen an der dem Wohnhaus gegenüberliegenden Hofseite. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts findet man den Backofen und den Waschkessel in einem direkt an das Wohnhaus oder an den Altenteil angebauten Raum, der auch als Sommerküche ge-

1 Unterschiede bestehen aber zu den Häusern der Rumänen und Roma sowohl hinsichtlich der Bauweise wie auch der Lage im Dorf (siehe Ortspläne).

2 Die Bezeichnung rührt daher, daß diese Häuser planmäßig unter Maria Theresia errichtet wurden.

nutzt werden konnte. Andernfalls war die Sommerküche in einem separaten Raum untergebracht.

Der wirtschaftliche Aufschwung im 19. Jahrhundert führte vor allem in „Weindörfern" wie Großpold zu neuen baulichen Impulsen, ohne dabei die Grundstruktur der Hofanlage zu verändern. Typisch dafür sind die Weinkeller. Neu errichtete Wohnhäuser wohlhabender Landwirte und Weinbauern erhielten durch Querstellung des Wohnteiles eine wesentlich breitere Gassenfront. (Abb. 19) Der zur Straße hin traufständige Querbau dient Repräsentationszwecken, im Gebäudeteil an der Längsseite, an den die Wirtschaftsbauten anschließen, befinden sich die Aufenthaltsräume.

Die Grundstruktur des siebenbürgischen „Landlerhauses"

Das charakteristische südsiebenbürgische Bauernhaus zur Zeit der Landleransiedlung ist ein massiver Ziegelbau auf Bruchstein- und zum Teil auch Flußsteinfundament mit relativ steilem Satteldach. Das Haus ist in der Regel giebelständig zur Straße ausgerichtet und ist dreigeschoßig: Kellergeschoß, Erdgeschoß, Dachgeschoß. Die Kellerräume befinden sich unter den Wohnräumen an der Straßenseite.

Der Eingang in das meist dreiteilige Wohnhaus erfolgt traufseitig vom Hof aus über einen hölzernen oder gemauerten Treppenvorbau, der sich zur Laube erweitern kann. Über diesen Stiegenraum erreicht man den als „Haus" bzw. in Großpold als „Vorhaus" bezeichneten Herdraum. Von ihm aus betritt man die zur Straße hin gelegene „vordere Stube" (Gp landl.*"vronigi Stu(b)m"*) und auf der anderen Seite die „hintere Stube" (*„hintri Stu(b)m"*), die als Wohn- und Wirtschaftsraum dient. An die Stiege kann, wie in Großpold, ein bis zur Straßenfront reichendes „Hinterstübchen" (sächs. *Stifkən*, landl. *Stibl*) anschließen oder, wie in Neppendorf, ein „Seitenkämmerl", das nicht bis zur Straße reicht. In Großau existieren beide Formen. Ursprünglich gelangte man mit Hilfe einer Leiter aus dem deckenlosen Herdraum in das Dachgeschoß, den sogenannten „Aufboden", gegenwärtig erreicht man diesen von der Laube über einen separaten Stiegenaufgang.

Dieses zwei- bis dreiräumige Wohnhaus gehört zum Typus des mitteleuropäischen Hauses[3], welches entwicklungsgeschichtlich vom zentralen Herdraum mit sekundär angebauter Stube ausgeht. Darauf deutet die alte Bezeichnung „Haus" (= ipsa domus) für den Herdraum und „Stube" für den Wohnraum hin. Zur Zeit der „Landlereinwanderung" war das (Vor)"Haus", der Herdraum, nicht mehr durchgängig deckenlos. Bis zu dem offenen, weiten trichterförmigen Rauchfang (sächs. *Ki:p* , landl. *R°af°ank)*

3 Für diesen Typus wird auch der Begriff „Fränkisches Haus" verwendet.

über dem Herd an der Hinterwand des „Hauses" war eine Decke in den vorderen Teil des Raumes eingezogen. Ein massiger Unterzug (sächs. *Ki:pəntrof)* stützte den gemauerten Rauchfangtrichter und bewirkte eine optische Trennung des Herdraumes vom Vorhaus. Der ursprünglich ausschließlich zu Koch- und Wirtschaftszwecken genützte Raum konnte nun auch zu Wohnzwecken herangezogen werden. Der eigentliche Wohnraum, die geräumige Stube mit einer Größe von 6 – 7 m Länge und 5 m Breite, erhielt zunehmend repräsentativen Charakter.

Die hier skizzierte Entwicklung läßt sich in Großpold am rezenten Hausbestand nachvollziehen. Den Zustand zur Zeit der Ansiedlung der Landler um die Mitte des 18. Jahrhunderts zeigt das Haus Henrich (Plan 5 a,b). Darauf folgt der Typ des Hauses Katharina Glatz (Plan 6 a,b). Aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammt das Haus Rechert-Dietrich (Plan 8 a,b,c)

Äußere bauliche Merkmale

Die in den drei „Landlerdörfern" erhaltene Bausubstanz stammt größtenteils aus der Zeitspanne vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis in die dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts. Ältere Häuser sind zum Teil umgebaut worden, wobei die Fassade dem jeweiligen zeitmodischen Formgefühl angepaßt wurde. In diesem Beitrag werden 19 Hausformen aus den drei „Landlergemeinden" vorgestellt.

In der Regel weisen die Häuser in den Landlerdörfern nur ein einziges Wohngeschoß auf. Wegen der Unterkellerung liegt dieses Geschoß oft in beträchtlicher Höhe und erfordert einen Treppenaufgang. Nicht selten finden sich Sockel von über 1,50 m Höhe und 0,8 m Dicke.

Kaum ein Bauelement des „Landlerhauses" hat sich im Laufe der Zeit so gewandelt bzw. kennt soviele Varianten im zeitlichen Nebeneinander wie der Aufgang. In den drei Orten Neppendorf, Großau und Großpold findet sich der überdachte Treppenvorbau vorwiegend an der Hofseite des Hauses. Die Stiege richtet sich oft senkrecht auf den Eingang zum „Haus", das Pultdach des Vorbaues löst sich in engem Winkel vom Dachsattel des Gebäudes (Abb. 2, 3, 4, 5, 8, 9) ohne die Firstlinie zu unterbrechen. Ältere Stiegenformen hatten einfache, seitliche Holzbrüstungen, welche sich in späterer Ausformung zum überdachten hölzernen Laubengang (sächs. *Li:f*) wandelten. Solche Laubengänge nehmen in manchen Fällen die ganze Länge der Hofseite ein (Abb. 7).

Über den offenen Laubengang erhält der fensterlose Herdraum, das „Haus", Licht (Abb. 1). Der Umbau des Treppenhauses zu einem kompakt gemauerten Hausvorbau erforderte dementsprechend bei alten fensterlosen Herdräumen eine, wenn auch nur indirekte Lichtquelle. Bevorzugt wurde seit der Jahrhundertwende ein verglastes

Oberlicht über der Stiegentür (Abb. 2, 3, 5). Hin und wieder erhält das „Vorhaus" ein eigenes hofzugewandtes Fenster (Abb. 5), oder aber die Wände des Treppenhauses sind fensterdurchbrochen (Abb. 2). Letzeres gibt dem Treppenhaus die Behaglichkeit eines, wenn auch nur temporären Aufenthaltraumes. Dieser Aufenthaltsraum im Treppenhaus heißt in Großpold *„Af dər Schtiəgn"*, die Sachsen nennen diesen Raum *„Af dər Li:f"*, eine Bezeichnung, die in Südsiebenbürgen bei den Sachsen allgemein gängig ist. Optisch reizvoll für den Gesamteindruck des Gebäudes wirken die winzigen Luken – zusätzliche Lichtquellen – an den schmalen Seitengiebeln des Treppenhauses (Abb. 3, 4, 5, 8, 9). Durch den Ausbau des Laubengangs zu einem Wohnstübchen (*Stiebl*) gewinnt die Hausfront an Breite und wirkt mit dem gegen die Straße hinzugekommenen dritten Fenster repräsentativer (Abb. 10, 11, 13, 14, 15, 16, 17). Zum Hof hin weisen die „vordere" und „hintere" Stube des landlerischen Bauernhauses je ein Fenster auf, seltener sind es zwei. Von der Hofseite erreicht man auch den Keller. Der Eingang (land. *Köllərscholz)* ist oft in den Vorbau integriert.

Die Fassade und ihre plastische Gestaltung

Die Hausfassaden von Neppendorf, Großau und Großpold beeindrucken eher durch die klare Linienführung und die Proportionen im Aufbau als durch ihre schlichte Auszier. Sie vermögen das Einfache, Gerade und Bescheidene landlerisch-protestantischer Lebensweise vorzuführen. Die ornamentale Gestaltung ordnet sich der erwähnten Dreiteilung im Hausaufbau unter: Kellersockel, Wandfläche und Giebel.

Die älteren Bauten haben einen hohen, spitzen, durch das steile Satteldach bestimmten Giebel. Seit etwa 1830 unterbricht ein Krüppelwalm das Aufstrebende des Giebeldreieckes. Der Gesamteindruck der Fassade ergibt sich aus der Ausgewogenheit horizontaler und vertikaler Linien. Die zwei bis drei schmalen, hohen Gassenfenster mit einfachen hölzernen Klappläden gleichen die Waagrechte des Sockels aus, ebenso die schmale Giebelluke (Abb. 5, 6, 8). Andererseits betonen Fenster- und Giebelgesimse (Klebedächer) wiederum die waagrechte Gliederung.

Der hohe Sockel wird meistens durch einen dunkleren Farbanstrich, durch Fugenverputz, in Ausnahmefällen durch Mosaik- oder Fliesenbelag optisch hervorgehoben (Abb. 11, 18). Ältere Häuser zeigen höhere Sockel mit deutlicher Absetzung des Obergeschosses. Kellerfenster lockern den kompakten Eindruck des Sockelvorsprungs auf.

Der Mörtelverputz bietet ein einfaches, meist dem Klassizismus entliehenes Musterrepertoire. Dazu gehören die mehr oder minder deutlich profilierten Gesimse, die nur oberhalb der Fenster angebracht sind (Abb. 1, 7, 9, 15, 16), weiters einfache Rahmenprofile um Fenster oder Torbögen (Abb. 10, 11, 13, 18), Zahnschnittfriese (Abb. 14, 17, 18), Rustika, Lisenen und Giebelnischen. Sprüche, Besitzermonogramme (Abb. 13, 17),

religiöse Symbole und Handwerksinsignien (Großau), Jahreszahlen mit Lorbeerkränzen lassen auf die ethnische Zugehörigkeit der Hausbewohner schließen. Häuser von Rumänen tragen z. B. in der Regel ein orthodoxes Kreuz im Giebelfeld. Seit der massiven Auswanderung von Sachsen und Landlern in den neunziger Jahren unserer Zeit wechselten viele Häuser ihren Besitzer. Ein Zeichen dafür, daß ein rumänischer Bewohner zum neuen Hauseigentümer wurde, läßt sich an der „Fassadenkorrektur" deutlich ablesen: Die deutschsprachigen Giebelsprüche werden herausgemeißelt und an ihre Stelle kommt ein orthodoxes Kreuz. Bedeutendere Änderungen sind in den letzten Jahren vor allem dort zu beobachten, wo das Haus auch zu anderen Zwecken als zum Wohnen verwendet wird (z. B. Abb. 6), wo wegen der Errichtung eines Verkaufsladens in der „vorderen Stube" deren Vergrößerung durch Anbau eines Erkers sowie ein Treppeneingang von der Straßenseite erforderlich wurden.

Meist hebt sich der plastische Fassadenschmuck hell – weiß oder mörtelfarben – vom farbigen Hintergrund ab. Der ehemals allgemein übliche hellblaue Häuseranstrich findet sich in Großpold meist nur noch im Romaviertel „Auf dem Küppchen". Die „ethnische" Zuordnung von blau als „rumänische" – allerdings weniger als „zigeunerische" – Hausfarbe gilt bis heute. Ziehen Rumänen in landlerische Auswandererhöfe ein, behalten sie mit der Hausübernahme auch die „sächsischen" Farben – ocker, hellgrau oder auch erbsengrün bei.

Als Zeichen wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Elitestellung im Dorf sind die wenigen zweistöckigen ländlichen Wohnhäuser zu werten (Abb. 14). Sie schöpfen zugleich auch aus dem modischen architektonischen Repertoire ihrer Zeit, was sonst für die siebenbürgischen ländlichen Verhältnisse selten ist. So kommt der neugotische Giebel (Abb. 14) ins Straßenbild oder aber ein als prestigeträchtig empfundener erkermäßiger Fassadenvorbau (Abb. 6). Letzterer erhält ein selbständiges, ausgeprägtes Walmdach.

Deutliche formale Akzente setzen die Tür- und Toranlagen der „Landlerhäuser" an der Straßenfront. Die Spannweite reicht vom Holztor aus einfach gefügten Brettern (Abb. 1, 2, 4, 5) bis zu gemauerten Torbögen mit Bauelementen, welche der dörflichen Kirchenburgenarchitektur entliehen wurden („Stützpfeiler"Abb. 13). Die *Gossntiːr* (Gp landl.) wird im allgemeinen aus der Fläche des großen Zufahrtstores ausgespart, hin und wieder stehen Eingangs- und Zufahrtstor nebeneinander. Auch gliedern Pfeiler und gemauerte Torbogen (Abb. 7, 10, 11, 12, 13, 14, 16, 17, 18, 19) optisch die Torfront.

Trotz gleicher Grundstruktur lassen sich in den drei Landlerdörfern doch Unterschiede im Baubestand feststellen. Es fällt auf, daß in Neppendorf die Häuser generell schmäler sind und nur zwei Fenster oder ein Doppelfenster zur Gasse aufweisen. Auch hat sich in Neppendorf der „Krüppelwalm" nicht so allgemein durchgesetzt wie in den

beiden übrigen Dörfern. Typisch für die Neppendorfer Häuser ist auch der vorspringende Stiegenaufgang mit dem bis zum First reichenden Pultdach. Auffallend ist weiteres, daß in Neppendorf nicht die hohen gemauerten Toreinfahrten dominieren, die keine Sicht in den Hof zulassen, sondern niedere, meist aus Holz bestehende Zäune mit einfachen Gehtüren.

Durch den Ausbau der Laube zu einem bis zur Straße reichenden „Hinterstübchen" erhält die Fassade in Großpold ein drittes Fenster und wird dadurch breiter. Außerdem lassen die gemauerten Toreinfahrten die Häuserfront wesentlich geschlossener erscheinen. Typisch für Großpold sind, wie bereits erwähnt, zudem die Stall-Scheunen.

Der Baubestand von Großau mit seiner mächtigen Kirchenburg zeigt sich hingegen uneinheitlicher. Hier findet man die schmalen Giebelhäuser wie in Neppendorf ebenso wie die breiten Fassaden mit gegenüberliegendem Altenteil. Bei den Hofeinfahrten stellt man gemauerte Torbögen wie Torpfeiler fest.

Wie die vielen geschlossenen Fensterläden auf den Abbildungen zeigen, waren die Bewohner zur Zeit der Aufnahme zum großen Teil bereits ausgewandert. Die Häuser befanden sich jedoch nach wie vor im Besitz der Aussiedler und wurden von den Nachbarn verwaltet. Erst wenn es zum Verkauf eines Hauses kommt (meist an Rumänen), kommt es in der Folge zu baulichen Veränderungen.

Abbildungen

1–6: *Häuser in Neppendorf*
1 – Bielz-Str. 44; 2 – Topîrceanu-Str. 77; 3 – Bielz-Str. 21;
4 – Bielz-Str. 46; 5 – Bielz-Str. 18; 6 – Calea Turnişorului-Str. 150.

7–14: *Häuser in Großau*
7 – V. Str., Nr. 2; 8 – VIII. Str., Nr. 15; 9 – X. Str., Nr. 8; 10 – X. Str., Nr. 10; 11 – IV. Str., Nr. 1; 12 – IV. Str., Nr. 22; 13 – IV. Str., Nr. 20; 14 – XI. Str., Nr. 28.

15–19: *Häuser in Großpold*
15 – Nr. 188; 16 – Nr. 234; 17 – Nr. 235; 18 – Nr. 227; 19 – Nr. 451.

1–6: Häuser in Neppendorf

Abb. 1: Bielz-Str. 44

Abb. 2: Topîrceanu-Str. 77

Abb. 3: Bielz-Str. 21

Abb. 4: Bielz-Str. 46

Abb. 5: Bielz-Str. 18

Abb. 6: Calea Turnişorului-Str. 150

7–14: Häuser in Grossau

Abb. 7: V. Str. Nr. 2

Abb. 9: X. Str. Nr. 8

Abb. 8: VIII. Str. Nr. 15

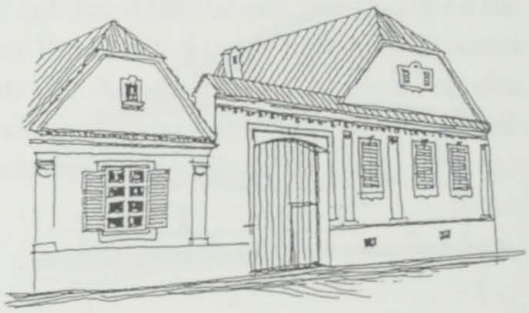


Abb. 10: X. Str. Nr. 10

Abb. 11: IV. Str. Nr. 1

Abb. 12: IV. Str. Nr. 22

Abb. 13: IV. Str. Nr. 20

Abb. 14: XI. Str. Nr. 28

15–19: Häuser in Grosspold

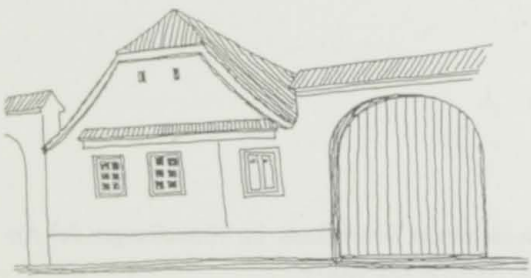


Abb. 15: Nr. 188

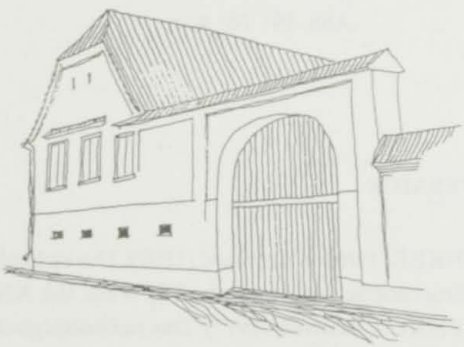


Abb. 16: Nr. 234

Abb. 17: Nr. 235

Abb. 18: Nr. 227

Abb. 19: Nr. 451

Literatur

BÜNKER, Johann Reinhard (1899): Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus. In: Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXIX (N.F. XIX), S. 191–231.

CAPESIUS, Roswith (1977): Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus. Wohnkultur. Bukarest.

CAPESIUS, Roswith (1976): Über die Entwicklung der Feuerstelle im siebenbürgischen Bauernhaus. In: Forschungen zur Volks- und Landeskunde 19, Nr. 2, S. 100–108.

HENNING, Michael (1940): Die Gemeinde Großau in Vergangenheit und Gegenwart. In: Das Landler Buch. Hermannstadt, S.44–57.

IRIMIE, Cornel (Hg.) (1985): Marginimea Sibiului. Hermannstadt.

KEMÉNY, (1840), Deutsche Fundgruben zur Geschichte Siebenbürgens. Klausenburg.

KRASSER, David (1870): Geschichte des sächsischen Dorfes Großpold in Siebenbürgen. Aus urkundlichen Quellen verfaßt. Hermannstadt.

KRAUS, Georg (1864): Chronik des Schäßburger Stadt-Schreibers Georgius Kraus. Wien.

NUSSBÄCHER, Gernot (1990): Aus Urkunden und Chroniken, Bd 3. Bukarest.

NUTZ, M. (1940): Die Gemeinde Neppendorf. In: Das Landler Buch, Hermannstadt, S. 5–43.

Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt, Bd I-VIII. Kronstadt 1886–1926.

ROTH, Victor (1924): Zur Geschichte des sächsischen Bauernhauses in Siebenbürgen. In: Archiv des Vereines für siebenbürgische Landeskunde N.F. 42, Heft 1, S. 238–260.

SCHENK, Annemie (1984): Familie und Wohnen in Stolzenburg. Eine Untersuchung bei Sachsen und Rumänen in einem siebenbürgischen Dorf. (=Studia Transylvanica, Bd. 10), Köln/Wien.

SCHULLER, G.A. (1967): Samuel v. Brukenthal. Bd I-II, München 1967–69.

SCHULLERUS, Adolf (1926): Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde im Umriß. Leipzig.

TEUTSCH, Friedrich (1880): Die Bevölkerungszahl d. Hermannstädter Stuhls 1468. In: Korrespondenzblatt desVereins für siebenbürgische Landeskunde 3, S.69–70.

TEUTSCH, Friedrich (1907): Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. Bd II: 1700–1815, Hermannstadt.

TEUTSCH, Georg Daniel (1925): Geschichte der Siebenbürger Sachsen für das sächsische Volk. Kronstadt 1852–1858. (4. Aufl. Hermannstadt 1925).

TRAUSCHENFELS, Eugen (1860): Deutsche Fundgruben zur Geschichte Siebenbürgens. Kronstadt.

Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, Bd I-VII, Hermannstadt. Bukarest 1892–1991.

Martin Bottesch

Die deutschen Flurnamen von Großpold

1. Sprachliche Gegebenheiten

Als um die Mitte des 18. Jahrhunderts durch die Ansiedlung von Oberösterreichern, Steirern und Kärntnern in Großpold die dritte dauerhafte Landlergemeinschaft Siebenbürgens entstand, waren bereits sechs Jahrhunderte seit der Einwanderung der Siebenbürger Sachsen vergangen. Somit hatten zu jener Zeit alle Teile der Großpolder Gemeindeflur, die Wege und Dorfgassen bereits siebenbürgisch-sächsische, zum Teil schon sehr alte Namen. Die neuen Siedler konnten die sächsischen[1] Flurbezeichnungen in ihre alpenländischen Mundarten, aus denen durch Ausgleich im Laufe der Zeit das Großpolder „Landlerische" hervorging, übernehmen. Wie die Übernahme lautlich und inwieweit sie sinngemäß geschah, welches der Beitrag der Landler zur Entstehung neuer Flurnamen ist, soll im folgenden untersucht werden.

Obwohl in Großpold die sächsische Mundart zusehends weniger gesprochen wurde als die landlerische, sind auch heute die weitaus meisten in beiden Mundarten gebräuchlichen Flurnamen sächsisch. Mehrere kommen auch in Nachbarorten vor, einige können sogar als gemein-siebenbürgisch-sächsisch bezeichnet werden. Diese Arbeit will die Namen nicht bloß im Zusammenhang mit der Landlermundart untersuchen, sondern sie ungeachtet ihrer Herkunft in erster Linie dokumentieren. Deshalb ist Abschnitt 4, der das Verzeichnis der Großpolder Flurnamen in ihrer sächsischen, landlerischen und rumänischen Form enthält, der Hauptabschnitt der Arbeit.[2]

Auch wenn die Beziehungen der ethnischen Gruppen des Ortes – Deutsche, Rumänen und Roma – zueinander eher als ein jahrhundertelanges Neben- als ein Miteinander zu bezeichnen sind, muß die Untersuchung der deutschen Flurnamen auch den Einfluß des Rumänischen, der Verständigungssprache aller Gruppen untereinander, berücksichtigen. Das im Ort gesprochene Roma-Idiom kann hingegen vernachlässigt

---

1 Zur Vereinfachung schreiben wir oft „Sachsen" statt „Siebenbürger Sachsen". Mit „sächsisch"ist, falls nicht anders angegeben, die in Großpold gesprochene siebenbürgisch-sächsischeen Mundart gemeint. „Landlerisch" bezeichnet hier stets die Großpolder Landlermundart.

2 Die Großpolder Flurnamen wurden vom Autor in den Jahren 1991-1993 gesammelt, wobei die sächsische, landlerische bzw. rumänische Form von solchen Gewährsleuten stammt, die in der Familie die betreffende Mundart bzw. Sprache verwendeten. Um die deutschen Flurnamen von Großpold mit jenen der Nachbargemeinden vergleichen zu können, hat der Autor die Großpolder Namen bei sächsischen Gewährsleuten aus Reußmarkt und Dobring abgefragt. Für den Vergleich mit Urwegen stand ihm das Buch „700 Jahre Urwegen" von Richard MILDT (1991) und für Hamlesch eine handschriftliche Flurnamensammlung von Mathias WEBER (um 1990) zur Verfügung.

werden, da die Roma in ihrer Sprache die rumänischen Flurbezeichnungen verwenden.[3] Ging es um Grenzfragen, so verständigten sich die Großpolder Sachsen und Landler mit der (nur) rumänischsprachigen Bevölkerung der Nachbarorte Rod, Tilişca und Aciliu[4] ebenfalls auf Rumänisch. So kommt es, daß die (auf Lateinisch, Deutsch oder Ungarisch verfaßten) Urkunden des 18. und 19. Jahrhunderts gelegentlich auch rumänische Flurnamen enthalten und die deutschsprachige Bevölkerung von Großpold – vor allem für einige am Rande der Gemeindeflur gelegene Stellen – rumänische Namen übernommen hat.

2. Der Großpolder Hattert

Hattert ist die im Siebenbürgisch-Sächsischen allgemein gebräuchliche (und von da ins Großpolder Landlerische übernommene) Bezeichnung für Gemeindeflur (Gemarkung).[5] Wir beziehen uns zunächst auf den Großpolder Hattert in seiner Ausdehnung, die er vor den 1945 erfolgten Abtrennungen hatte.

Im Süden erheben sich die waldbedeckten Hügel und die sich anschließenden Weiden bis zu einer Höhe von etwa 750 m. Zwischen diesen höchsten Stellen des Großpolder Hatterts und seinen niedrigsten, die sich nördlich des Dorfes in der Nähe von Kleinpold befinden, besteht ein Höhenunterschied von mehr als 400 m. Vom Wald zum Dorf hin ist die Landschaft hügelig, Wiesen und Äcker wechseln mit Obst- und Weingärten und kleineren Waldflächen ab. Die ausgedehnte Hutweide, die ehemals an der östlichen Seite des Hatterts ein einziger, zusammenhängender Teil war, ist im 20. Jahrhundert durch das Anlegen neuer Weingärten verkleinert und zerstückelt worden. Mehrere Bächlein, von Süden kommend und die Wälder durchfurchend, lassen zwei Bäche entstehen, die das Dorf durchfließen und sich unweit desselben vereinigen. Der nördliche, flachere Teil des Hatterts wird vor allem zum Ackerbau und als Wiese genutzt.

Das Gebiet der Gemeinde Großpold reichte ehemals weiter ins Gebirge hinauf als heute. Eine Karte aus dem Jahr 1783 zeigt, daß damals noch ein Teil des Dorfes Tilişca und das Dorf Rod auf Großpolder Gebiet lagen und die Grenze den Schwarzbach (rum. Râul Lunca, auch Râul Negru) entlang ging. Die Stelle bei Tilişca, von der an der Schwarzbach flußaufwärts den Großpolder Hattert begrenzte, ist bereits in einer

---

3 Gemäß Aussagen von Angehörigen der Großpolder Roma-Gruppe (Befragung durch den Autor).

4 Die Namen der Ortschaften mit nur rumänischsprachiger Bevölkerung werden nach der rumänischen Orthographie geschrieben. Ausnahme: Kleinpold (rum. Apoldu de Jos).

5 Die Herkunft des Wortes „Hattert", das in mehreren Sprachen Südosteuropas vorkommt, ist umstritten. Johann WOLFF (1891) führt es auf ahd. *ahta* ‚Feld, Landeigen, liegendes Gut, Ackerlehen' zurück. Vergleiche auch SSWB IV, S.85.

Urkunde aus dem Jahr 1378 angegeben.[6] Durch die vom 18. bis Anfang des 20. Jahrhunderts geführten Grenzprozesse gelang es den nach Selbständigkeit strebenden Dörfern Tilişca und Rod, ein eigenes Gebiet zu erwerben, wodurch jenes von Großpold verkleinert wurde. Immerhin reichte der Großpolder Hattert bis zur Zeit des Zweiten Weltkrieges nahe an die Ortschaften Tilişca, Reußmarkt und Kleinpold hinan. Nach Kriegsende gingen den Großpoldern weitere Gebietsteile an Kleinpold, Tilişca und Rod verloren.[7]

Größe und Nutzung des Hatterts sind für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts aus folgender Tabelle[8] ersichtlich:

	Äcker	Wiese	Weingärten	Hutweide	Wald	Fläche des Dorfes	Gesamtfläche
Jahr 1859	1180 ha	512 ha	108 ha	539 ha	1132 ha	165 ha	3636 ha
Jahr 1883	1300 ha	412 ha	147 ha	650 ha	952 ha	171 ha	3632 ha

Die Vergrößerung der Ackerfläche, Hutweide und Weingärten ging, wie die Tabelle zeigt, mit der Verringerung der Wiesen und des Waldes einher. Im 20. Jahrhundert sind zusätzliche Weinberge angelegt worden, wobei das Weideland und abermals die Waldfläche kleiner wurden.[9]

In Großpold ist die Kommassation (Flurbereinigung) nicht durchgeführt worden, was mit ein Grund für die Vielzahl der Flurnamen sein mag. Bis zur Enteignung nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Dreifelderwirtschaft praktiziert und bereits 1883 gehörte Großpold zu den damals noch wenigen siebenbürgisch-sächsischen Gemeinden, die das gesamte Brachland mit Grünfutter bebauten. Infolge der stark gestiegenen Bevölkerungszahl war der Boden knapp geworden. Im Durchschnitt kamen zu jener Zeit auf eine deutsche Großpolder Bauernwirtschaft 7 ha Boden, während der größte bäuerliche Grundbesitz mit 17 ha angegeben wird.[10] Eine Statistik aus dem Jahr 1942 zeigt, daß der mittlere Grundbesitz inzwischen weiter abgenommen hatte: eine deutsche Großpolder Bauernwirtschaft besaß im Durchschnitt nur noch 4,4 ha Boden auf Großpolder Hattert. Viele Großpolder hatten deshalb auch auf dem Hattert von Nachbargemeinden Grund angekauft.[11]

---

6 UKB, Bd. II, S. 483.

7 Tilişca bekam das „Hiewes", einen Teil des „Neufeldes" und die „Bärenhöhle", Rod den „Neuberg" und die „Molt", während ein Teil der „Hamlescher Hecke" und der „Unterste Furlenk" an Kleinpold gingen.

8 Die Daten betreffend das Jahr 1859 sind zu finden bei David KRASSER (1870), S. 93; jene des Jahres 1883 bei Oskar v. MELTZL (1885), auf S. 25 des Anhanges.

9 1905 wurde mit dem Anlegen der Weingärten auf dem „Gorgan" begonnen, 1928 mit dem Anlegen jener „auf dem Katzel", nach dem zweiten Weltkrieg wurden die „Helt" und der „Gorgan" vergrößert.

10 MELTZL (1885), S. 374; Anhang, S. 32.

11 BOTTESCH (1998), S. 198.

3. Großpolder Flurnamen

3.1. Schreibweise der Flurnamen

Die Flurnamen werden im folgenden in jener verhochdeutschten Form geschrieben, die ein Großpolder, wollte er in der Schriftsprache darüber berichten, aller Wahrscheinlichkeit nach gebrauchen würde. Diese auch in Urkunden verwendete Schreibweise vereint die mundartlichen landlerisch-sächsischen Doppelformen. In den wenigen Fällen, in denen die Verhochdeutschung des landlerischen Namens eine andere wie die des sächsischen ist, wird angegeben, um welche Form es sich handelt. Benennungen in sächsischer und landlerischer Mundart werden vorerst in einer schriftsprachenahen Orthographie geschrieben, erst in Abschnitt 4 kommt eine phonetische Umschrift zur Anwendung.[12]

Jene Flurnamen, deren ursprüngliche Bedeutung den heutigen Sprechern nicht mehr ohne weiteres verständlich ist, werden durch eine der mundartlichen Lautung nahestehende Form verhochdeutscht, während wir die sinngemäß noch verständlichen Namen ins Hochdeutsche übersetzen. So wird das von allen verstandene landl. *Hingtərn Ga:rtn* (sächs. *Haingdər də Gä:rtən*) als „Hinter den Gärten" ins Hochdeutsche übernommen, während landl. *Wå:rech* (sächs. *Wo:rech*) als „Wahrech" verhochdeutscht wird, weil die ursprüngliche Bedeutung „Weiher-Berg" des sächsischen *Woər-Re:ch* den meisten Sprechern nicht mehr bewußt ist. Die von Landlern und Sachsen gleichlautend verwendete Benennung *Jåpəlungt* wird als „Joppelungt" ins Hochdeutsche übernommen, denn ihre Herleitung von sächs. *I:ch-Åppəl-Lungt* = „Eich-Apfel-Land"[13] ist nur noch wenigen bekannt.

3.2. Zur Bildung und Entstehung von Flurnamen

Große Flurteile haben meist alte, heute nicht mehr verstandene Namen („Schrewen", „Helt", „Ternberg",...). Ihre Lage im Gelände wird von den Sprechern eindeutig bestimmt. Man verwendet diese Namen mit den Präpositionen „in", „auf": „In der Helt", „Auf dem Ternberg",...

Die Lage mittelgroßer Flächen wird oft mit Hilfe der Präpositionen „ober" (oberhalb), „unter" und „neben" in bezug auf andere, meist größere Flurteile festgelegt: „Ober der Landstraße", „Unter dem Alten Berg",...

Kleinere Flurteile können bezeichnet werden:

---

12 In Abschnitt 3 werden die verhochdeutschten Namen stets in Anführung gesetzt, in der Liste von Abschnitt 4 erscheinen sie in Fettdruck. Für mundartliche Formen wird, wie auch sonst in diesem Band, Schiefdruck verwendet.

13 „Eichapfel" bedeutet gemäß SSWB II 124 Gallapfel (Beleg aus dem siebenbürgischen Dorf Zuckmantel).

a) durch eigene Namen: „Beim Judentumpf" (aus dem Landl.), „Beim Weißen Brünnchen", ...;
b) durch Hervorheben einer besonderen Stelle eines größeren Flurteils: „Unterm Birkenrück beim Brünnchen", ...;
c) durch den Namen eines in der Nähe gelegenen, oft nach dem Besitzer benannten Grundstücks: „Beim Pangerl seinem Land", „Beim Heinrich seiner Wiese", ...

Mitunter werden kleine Flurteile von verschiedenen Leuten unterschiedlich benannt.

Nur in einem einzigen Fall kennen wir den Urheber eines Flurnamens namentlich: Michael Bottesch (genannt „der Amerikaner") hatte um die Wende zum 20. Jahrhundert auf dem bis dahin nur als Hutweide genutzten „Joppelungt" einen Weinberg angelegt und ihn „Jakobsberg" genannt (wohl in lautlicher Anlehnung an „Joppelungt"). Dieser Name ist auch heute noch alten Großpoldern bekannt, obwohl es den Weinberg seit 1945 nicht mehr gibt.

Der Ende des 19. Jahrhunderts erfolgte Bau der Eisenbahnlinie brachte Änderungen in der Einteilung der Äcker und die Entstehung einer Reihe neuer Flurnamen mit sich. Ehemals zusammenhängende Flurteile wurden durch die Bahnlinie, die den Großpolder Hattert in weitem Bogen durchzieht, entzweigeteilt. Danach behielten entweder beide Teile den alten Namen (so „Schoberacker", „Neufeld"), oder der kleinere, abgetrennte Teil büßte den Namen ein und wurde einem benachbarten, größeren Flurteil angeschlossen. Durch den Bau der Bahnlinie entstandene Flurnamen sind: „Eiserne Brücke", „Teufelsbrücke", „Beim Tunnel", „Unter dem Tunnel", „Beim Wächterhäuschen" u. a.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden durch die Kollektivierung der Landwirtschaft große, zusammenhängende Flächen geschaffen, etliche Feldwege verschwanden. Dieses hatte aber kaum Änderungen in der Verwendung der Flurnamen zur Folge, denn in der Landwirtschaft arbeitete seither vorwiegend die ältere Generation, die noch die Flureinteilung aus der Zeit vor der Kollektivierung kannte und sich stets auf diese bezog, wenn es darum ging, einzelne Flurteile zu benennen.

3.3. Alte siebenbürgisch-sächsische Flurnamen in Grosspold

Die Zuordnung eines Großpolder Flurnamens zum Siebenbürgisch-Sächsischen kann aufgrund der Lautung, des Worttypus oder auch der Verbreitung in Siebenbürgen erfolgen, während für die Einschätzung des „Alters" außer urkundlichen Belegen ein Indiz jenes ist, ob sie heute sinngemäß noch verstanden werden oder nicht. Der Übersichtlichkeit halber seien die „alten" sächsischen Großpolder Flurnamen eingeteilt in:

a) in Siebenbürgen weit verbreitete und vom Sinn her nicht mehr verständliche Flurnamen: „Angerbach", „Helt", „Hiewes", „Küpchen", „Molt", „Resch", „Schrewen", „Seifen";

b) ebenfalls weit verbreitete Flurnamen, die jedoch sinngemäß noch zu verstehen sind: „Auf dem Rech", „Birkenrück", „Eichrück", „Hanfteilungen", „Hinter den Gärten", „Hundsrück", „Kaul", „Langer Furlenk", „Vogelsgesang", „Weiher", „Zeppen", „Zwischen den Gräben", „Zwischen den Hatterten";
c) in Siebenbürgen wenig verbreitete Flurnamen: „Bachhof", „Barnhill", „Hatzelberg", „Hirzengraben", „Katzling", „Kleine Erde", „Lohgraben", „Ternberg", „Umperkaul", wovon „Barnhill", „Hirzengraben", „Lohgraben" und „Ternberg" heute nicht mehr verstanden werden.

Im folgenden einige Erklärungen zu den Flurnamen, deren Bedeutung nicht mehr allgemein bekannt ist.

„Anger" bezeichnet eine Wiese im Dorf oder in Dorfnähe[14], „Helt" = (Wein-) Halde, eine sonnige Berglehne mit Weingärten[15]. Die Deutung von „Hiewes" bereitet schon deshalb größere Schwierigkeiten, weil in Großpold außer „Hiewes" (landl. und sächs. *Hi:wəs*) gleichzeitig noch zwei Namensvarianten für diesen, in früheren Jahrhunderten aus Wiesen, heute z.T. auch aus Äckern bestehenden Flurteil in Gebrauch sind: „Hiebes" (landl. und sächs. *Hi:bəs*) und „Hewes" (nur sächs. *He:wəs*) (letztere als *Heves* auch in Urkunden). Während die in Siebenbürgen zahlreich anzutreffenden „Hewes" und „Hiewes" als „Haiwiese" erklärt werden („Hai" = „Hagen" = kleiner Wald, Gesträuch)[16], steht „Hiebes" lautlich dem ebenfalls häufigen „Hebesch" nahe, dessen zweiter Teil *-besch* meist als „Busch" (= Wald) verstanden wird. Das Nebeneinander mehrerer Lautvarianten für die Bezeichnung ein und desselben Hattertteils könnte die Folge der Zuwanderung von Sachsen aus anderen siebenbürgischen Gemeinden sein, die ihre aus dem Heimatort vertraute Variante in Großpold weiterverwendeten. Von den umliegenden Gemeinden hat Hamlesch ein *Hewes*[17], Dobring einen *Hebesch*[18], Urwegen *Hübes* und *Hebesch* – hier allerdings nicht für denselben Hattertteil[19].

Zu den anderen, unter a) angeführten Namen: „Küpchen" kommt von „Kuppe" (Bergspitze)[20], „Molt" von „Mulde" (Vertiefung)[21], „Resch" bezeichnet das Gras feuchter Wiesen[22] und „Seifen" ist ein feuchtes, von einem Bächlein durchflossenes Landstück[23]. „Schrewen" wird auf mhd. *schrave* „rauhe, zerklüftete Felswand" zurück-

14 SSWB I, S. 125; WAHRIG, S. 165.
15 SSWB IV, S. 32.
16 WOLFF (1891), S.36; SSWB IV, S. 22.
17 WEBER (um 1990), Handschrftliche Sammlung Hamlescher Flurnamen.
18 Eigene Erhebung.
19 MILDT (1991), S. 237; 245.
20 SSWB V, S. 405.
21 SCHULLER (1865), S. 391.
22 SSWB R, S. 42.
23 CSALLNER (1934), S. 18, 28; SCHULLER (1865), S. 409. Vgl. auch Rheinisches WB VIII, S. 45: *seifen* (mnd. *sipen*, mhd. *sifen*) u.a. „langsam u. zusammenhängend tröpfeln, sickern ..."

geführt[24], allerdings nicht im Einklang mit der Bodenform des größtenteils aus Hutweide und Wiesen bestehenden Großpolder „Schrewens".

Als alte siebenbürgisch-sächsische Bezeichnung für Hügel, Berg wird neben *Haffəl* und *Biərch* in Großpolder Flurnamen noch *Re:ch*[25] verwendet (das als Gattungsname – in beiden Mundarten – nur noch in der Wendung „übers Rech ins Nachbardorf gehn" vorkommt). Es ist auffallend, daß der Berg in gewöhnlicher Rede im Großpolder Sächsischen (und auch in dem einiger Nachbardörfer) *Barch* heißt, jedoch in Flurnamen stets *Biərch*.

Veraltet und in Großpold und Umgebung nur noch in Flurnamen anzutreffen ist das Wort *Hill* für Berg(-hang)[26]. Die urkundlich bezeugte „Lange Hüll"[27] kennt man heute nicht mehr, wohl aber die „Barnhill" (s. auch 3.4).

3.4. Übernahme der Flurnamen durch die Landler

Die alten siebenbürgisch-sächsischen Namen, die meist größere Flurteile bezeichnen und deren ursprünglicher Sinn den Sprechern wohl schon lange nicht mehr bekannt ist, haben die Landler, meist in nur leicht veränderter Lautform, einfach übernommen. So wird „Angerbach", sächs. *Ångərbo:ch* zu landl. *Ångərpo:ch*, „Bachhof", sächs. *Bo:chəff* zu landl. *Po:chho:f*, „Helt" sächs. *He:lt* zu landl. *Hölt*, „Hirzengraben" sächs. *Hirzəgruəwən* zu landl. *Hirzngro:m*, „Küpchen" sächs. *Kipchən* zu landl. *Kipchən*, „Molt" sächs. *Må:lt* zu landl. *Mo:lt*, „Reichmann" sächs. *Rächmən* zu landl. *Raichmån*, „Ternberg" sächs. *Tarmbrich* zu landl. *Tä:rnpä:rk*.

Wie aus einem sächsischen, auch von den Sachsen schon nicht mehr verstandenen Flurnamen ein landlerischer mit einer neuen Wortbedeutung werden kann, zeigt das Beispiel von sächs. *Barnhill*: Der Name wurde zu landl. *Pä:rnhöll* und wird meist als „Bärenhöhle" gedeutet (obwohl *Höll* im Landlerischen „Hölle" bedeutet und die Landler „Höhle" stets in hochdeutscher Lautung aussprechen). Das ebenfalls nicht verstandene sächs. *Katzling* wurde zu landl. *Katzəl*, d. h. „Kätzchen".

Die Landler haben auch einige jener Namen unverändert übernommen, die sächsisch verständlich waren, wie etwa „Joppelungt", „Umperkaul" und „Umperklamchen". (Es wäre wohl umständlich gewesen, die aus *I:ch-Åppəl-Lungt* = „Eich-Apfel-Land" entstandene Benennung „Joppelungt" stets in landlerischer Übersetzung zu

---

24 CSALLNER (1934), S. 13, 14; SCHULLER (1865), S. 408.

25 CSALLNER (1934), S. 2 ff; SSWB R, S. 71; *Rech* kommt im Rhein- und Moselfränkischen vor als „ein mäßig hoher Abhang zwischen zwei Feldern oder Wiesen ..." (Rheinisches WB, S. 204). Vgl. auch KISCH (1905), S. 178.

26 *Hill* als „Hohlweg, Einsattlung zwischen zwei Anhöhen, diese Anhöhen selbst ..." erscheint in Siebenbürgen meist nur noch in Flurnamen (SSWB IV, S. 246).

27 Acte jur., Blatt 47.

gebrauchen, ebenso die sächsische Bezeichnung *Umpər(t)* „Sauerampfer" gegen das viersilbige landlerische *Saləråmpfərt* auszutauschen; *Klamchən* bedeutet im Sächsischen „Häuflein"). Hierher gehört auch der Gassenname „Wahrech" (vgl. 3.1).

Die ins Landlerische übernommenen Namen stimmen mit den sächsischen in Zahl und Geschlecht meist überein. Ausnahmen: sächs. *de Schrä:wən* (Plural!) – landl. *es Schre:wn* (Sing.!); sächs. *dər Katzling* (mask.) – landl. *əs Katzəl* (neutr.). Die Bachnamen sind im Sächsischen Feminina (*də Bo:ch* = „die Bach"), im Landlerischen Maskulina (*dər Po:ch* = der Bach). Ausnahme: Eine Gasse und der an ihr vorbeifließende Bach wurden ins Landlerische als Femininum übernommen *di Ångərpo:ch* („die Angerbach"). Das schon im 15. Jh. urkundlich erwähnte *Bachhof* ist in beiden Mundarten Neutrum, obwohl „der Hof" in beiden Maskulinum ist.

In den meisten Fällen, wo die sinngemäße Übersetzung der sächsischen Flurnamen möglich war, haben die Landler sie durchgeführt: „Im Alten Berg", sächs. *Am O:ldə Biərch* wird zu landl. *In O:ltn Pä:rk*; „Herrenländer", sächs. *Harrəlåingdər* zu landl. *Hä:rnlängdər*; „Zwischen den Gräben", sächs. *Zwaschən də Gräwən* zu landl. *Zwischn 'n Gra:mən* usw.

Es lassen sich jedoch kaum Regeln für die Übernahme bzw. Übersetzung der sächsischen Flurnamen ins Landlerische finden. So wurden die „Hanfteilungen", sächs. *Hånəfdi:lungən* ins Landlerische als *Hånåftualungən* übernommen, doch entspricht den „Flachsteilungen", sächs. *Fluəsdi:lungən*, im Landlerischen *Flåkspo:n* „Flachsboden". Das sächsische *Bäm Woər* „Beim Weiher" wurde sinngemäß zu *Pun der Låkn* „Bei der Lache", hingegen gilt für einen zweiten Flurteil, der sächs. ebenfalls *Bäm Woər* heißt, landl. *Pun Wå:r*. (Dabei gibt es im Landlerischen das Wort „Weiher" nicht. Sind hier – vielleicht unbewußt – Homonyme vermieden worden?)

Sächsische Waldnamen wurden übernommen, indem man sächs. „Basch", d. h. „Busch" (Wald) durch *Wo:lt* ersetzte: *Kniəchtbasch* wurde zu *Knächtwo:lt*, *Schti:låbasch* zu *Schti:låwo:lt*, jedoch *Råpəbasch* „Raupenbusch" zu *Katzəlwo:lt*, nach dem angrenzenden „Katzel".

Heute gelten in Großpold Flurnamen, die mit dem Wort „Höh'" (landl. *Hi:a*) gebildet werden, als landlerisch, in den sächsischen Entsprechungen steht dafür „Rech" (*Af dər Hi:a – Åf'm Re:ch, Ungtər dər Hi:a – Ångdərm Re:ch*). Das Wort „Höhe" ist in der Bedeutung „Anhöhe" im heutigen Großpolder Sächsischen nicht in Gebrauch. Es gibt jedoch Hinweise dafür, daß *Hi:* „Höh'" – häufig anzutreffen in Flurbezeichnungen anderer von Sachsen bewohnten Orte – auch im Großpolder Sächsischen vorhanden war. (So wird in einer Urkunde aus dem Jahr 1643 die *Doborcker Hohe* = „Dobringer Höhe" genannt[28]. Auch gehen landl. *Higro:m* und sächs. *Higruəwən*, wahrscheinlich auf sächs. *Hi:-Gruəwən* „Höhgraben" zurück).

28 Teilungsurkunde 1643.

Die neueren Flurnamen, etwa jene, die mit dem Bau der Bahnlinie im Zusammenhang stehen, aber auch Namen wie „Beim Birnbäumchen", „Bei der Hani-Eiche", „Beim Heinrich seiner Wiese", „Beim Pangerl seinem Land" u. a. haben sowohl eine landlerische als auch eine sächsische Form mit nur geringfügigen Lautunterschieden. Z.B. sächs. *Bä der Ha:ni-i:ch* – landl. *Pun dər Ha:ni-uachn*, sächs. *Bä dəs Pångərl sängəm Lungt* – landl. *Pun Pångərl sein Långt* usw. (s. auch Abschnitt 4).

3.5. Landlerisches in Grosspolder Flurnamen

Wie in Abschnitt 3.4 gezeigt wurde, haben die Landler bei der Übernahme sächsischer Flurnamen oft Wörter, die ihrer Mundart fremd waren, durch landlerische Wörter ersetzt. So „Weiher" (sächs. *Woər*) durch „Lache" (landl. *Låkn*), in den Waldnamen „Busch" (sächs. *Basch*) durch „Wald" (landl. *Wo:lt*). Entsprechend wurde „Wäldchen" (sächs. *Baschkən*) zu landl. *Waldəl*. Allgemein haben Diminutive im Landlerischen eine andere Form als im Sächsischen: Die Quellennamen, sächs. mit „Brünnchen" (*Branntchən*) gebildet, erhalten die Wortform „Bründl" (landl. *Pringdəl*), das „Leichentürchen" (sächs. *det Lächəndirchən*) heißt landl. *'s Laichnti:rəl*.

Mitunter sind landlerische Familien- oder Hausnamen in Flurnamen eingegangen: „Riegerwiese" (landl. *Riəkərwi:sn*), „Beim Pangerl seinem Land" (der Hausname „Pangerl" landl. *Pångərl* für Piringer wurde vom Vornamen *Pankratius* abgeleitet), „Beim Palinger (= Baldinger) seinem Land".

Landlerisch ist auch der Name „Judentumpf" (= „Judentümpel", sächs. *Juədəkampəl*). Gewiß sind die Landler, deren Zahl in Großpold zumindest im 20. Jahrhundert jene der Sachsen bedeutend überschritt, Urheber des einen oder anderen Flurnamens. Dieses läßt sich jedoch nur in einzelnen Fällen nachweisen. So sind die Bezeichnungen, in denen das Wort *Leite* (= „Berghang") vorkommt, landlerisch („Ebener Leite", „Pojaner Leite", „An der Leite") und gewiß nicht sämtlich aus dem Sächsischen übersetzt worden, da es z. B. für die Stelle „An der Leite" keinen sächsischen Namen gibt. Auch für die in diesem Jahrhundert „In der Goldgrube" angelegten Weingärten (landl. *In dər Go:ltgruəm*) kann man Landler als Namengeber vermuten, da die Sachsen hierfür die hochdeutsche Form „Goldgrube" gebrauchen.

Ein besonderer Fall ist die „Ebene" (landl. *E:m*). Zum einen ist „Ebene" ein sowohl in Süd- als auch in Nordsiebenbürgen häufiger Flurname (*Oaf'em I^{e}went* auch in dem von Großpold nicht weit entfernten Urwegen[29]). Andererseits nennen die Großpolder Sachsen diesen Flurteil *dət Schliəcht* – ein gewiß alter Name, weil das sächsische Wort *schliəcht* in Großpold sonst nicht mehr verwendet und auch nicht mehr verstanden wird.[30] Doch gibt es in der Kärntner Ortschaft Gnesau, aus der bekanntlich ein Teil der

29 MILDT (1991), S. 232.

30 Im Luxemburgischen bedeutet *schliecht(eg), schlüicht* „ebenmäßig, glatt, schlicht" (Luxemb. WB IV, S. 148).

Großpolder Landler stammt, auch eine „Ebene", die, genau wie in Großpold, höher als das Dorf und in Richtung des Gebirges liegt.[31] Die Möglichkeit, daß die Landler den Flurnamen „Ebene" aus der alten Heimat in die neue mitgebracht haben, ist nicht auszuschließen.

3.6. Rumänische Grosspolder Flurnamen

Die Flureinteilung, die in Großpold den landlerischen und den sächsischen Benennungen zugrunde liegt, ist zwar im Großen ähnlich, aber nicht identisch mit jener, auf die sich die rumänischen Flurnamen gründen. Es gibt kleinere Flurteile, die einen rumänischen und keinen deutschen Namen haben, zahlreicher aber sind jene mit einem deutschen und keinem rumänischen Namen. (Die größere Vielfalt der deutschen Benennungen ist wohl darauf zurückzuführen, daß der größte Teil des Bodens bis 1945 im Besitz der Landler und Sachsen war.) Auch wenn ein deutscher und ein rumänischer Name sich ungefähr entsprechen, sind die Flächen, die sie bezeichnen, nicht immer deckungsgleich.

Für die unterschiedliche Einteilung und Bezeichnung des Hatterts seien zwei Beispiele angeführt.

Der ausgedehnte Flurteil, den die Rumänen Zăpodia nennen, hat, als Ganzes betrachtet, in den beiden deutschen Mundarten keinen Namen, dafür aber seine einzelnen Teile („Herrenländer", „Langer Furlenk", „Kleine Lache", „Große Lache",...). Diese Unterteile von Zăpodia haben wiederum nicht alle einen rumänischen Namen. Als zweites sei die „Ebene" (landl.!) genannt. Der Hang, der von der Ebene in den Bach hinab geht, heißt „Ebener Leite" (aus dem Landl.). Im Rumänischen hat nun gerade dieser Hang einen eigenen Namen (Frunţi), wovon der Name der „Ebene" (Deasupra-n Frunţi) abgeleitet wird. Die Unterteilungen der „Ebener Leite" aber, die es im Landlerischen und im Sächsischen gibt, kennen die Rumänen nicht.

In vielen Fällen gibt es jedoch eine Entsprechung zwischen deutschen und rumänischen Großpolder Flurnamen. Das ist vor allem bei jenen Namen der Fall, deren Bedeutung in einer der Sprachen allgemein verständlich war, so daß er leicht in die andere übersetzt werden konnte. Derart übersetzte Namen sind wohl häufiger nach dem Zweiten Weltkrieg in Gebrauch gekommen, als Rumänen, Roma und Deutsche in der zwangsweise gegründeten Kollektivwirtschaft und im staatlichen Landwirtschaftsbetrieb zusammen gearbeitet haben und somit mehr als vorher genötigt waren, sich bezüglich der Hatterteinteilung zu verständigen.[32]

---

31 Eigene Erhebung.

32 Dabei ist nicht nur an eine Übersetzung aus der von allen verstandenen rumänischen Namen ins Deutsche zu denken. Der Autor hat festgestellt, daß Großpolder Sachsen und Landler, wenn sie einen Flurnamen auf rumänisch nennen wollen, oft den deutschen Namen übersetzen, ohne zu beachten, daß die Rumänen dafür einen anderen Namen verwenden.

Dieses soll jedoch nicht zu der Annahme führen, die von den Großpolder Deutschen aus dem Rumänischen als Fremdwörter übernommenen Flurnamen würden mehrheitlich aus der Nachkriegszeit stammen. Die Übernahmen sind nicht zahlreich und fast ausnahmslos älter. Was aufs erste überraschen mag: Einige der von den Deutschen verwendeten rumänischen Flurnamen sind den Großpolder Rumänen nicht (oder zumindest nicht als Flurnamen) bekannt. So nennen die Landler und Sachsen eine Stelle „Bei der Bokscha", keiner der vom Autor befragten Landler und Sachsen kannte jedoch die Bedeutung des rumänischen Wortes bocşa. Die rumänischen Gewährsleute hingegen gaben sofort den richtigen Sinn des Wortes an („Stelle, an der Holzkohle gebrannt wird"), konnten es jedoch nicht mit einem bestimmten Flurteil in Verbindung bringen. Das in früherer Zeit aus dem Rumänischen übernommene Wort hat also für die Landler und Sachsen seinen ursprünglichen Sinn eingebüßt und ist nur als Flurname erhalten geblieben.

Die Übernahme rumänischer Benennungen für einige am Rande des Hatterts gelegene Teile ist wahrscheinlich auf den Kontakt der Großpolder mit der rumänischen Bevölkerung der Nachbardörfer zurückzuführen (vgl. Aschnitt 1). (Dieses wird umso wahrscheinlicher, als die rumänischen Gewährsleute des Autors in Großpold den nahe Kleinpold gelegenen Berg Bibasie ebensowenig kannten, wie den nahe Tilişca gelegenen Platz Masa Domnului (= „Tisch des Herrn").

Eine lexikalisch-semantische Untersuchung der rumänischen Flurnamen ist nicht Ziel dieser Arbeit. Von den rumänischen Großpolder Flurnamen seien hier zwei genannt, die offensichtlich aus dem Deutschen als Fremdwörter übernommen wurden: Rigman und Chipchin (von „Reichmann" bzw. „Küpchen"). Auch sagen die älteren, einheimischen Rumänen la zal, (von deutsch „Saal"), wenn sie den Platz vor dem rumänischen Gemeindehaus meinen und la zalu saşilor („Beim Saal der Sachsen") zum Platz vor dem deutschen Gemeindehaus. Obwohl es sich gezeigt hat, daß im Falle von Großpold die Untersuchung der rumänischen Flurnamen wenig zur Erklärung der deutschen beiträgt (was auch umgekehrt gültig ist), fügen wir im folgenden zu jedem Namen doch auch die rumänische Form hinzu, um somit auch die rumänischen Großpolder Flurnamen zu dokumentieren.

4. Verzeichnis der Großpolder Flur- und Gassennamen

(siehe dazu die Flurnamenkarte im Farbteil, Bd. 1)

Bei der alphabetischen Anordnung der Stichwörter werden Artikel und Präpositionen nicht berücksichtigt. Nach der verhochdeutschten Form jedes Flurnamens erscheint in Klammern zuerst die sächsische, dann die landlerische und danach, falls es sie gibt, die rumänische Form. Letztere wird nach den Regeln der rumänischen Orthographie, jedoch in volkstümlicher Lautung geschrieben. Soweit urkundliche Belege bekannt sind,

werden sie angeführt. Die sächsischen und landlerischen Formen werden phonetisch transkribiert. (Es sei darauf hingewiesen, daß in der verwendeten Lautschrift das Zeichen *ä* einen anderen Lautwert als in der Schriftsprache hat: Dem schriftsprachlichen *ä* entspricht in der Lautschrift ɛ = „offenes e", während das *ä* der Lautschrift ein Laut zwischen *a* und *e* ist, ein überoffenes *e*, das z.B. in der landlerischen monophthongischen Aussprache des *-ei-* in „Wein" oder „sein" vorkommt. Somit wird „Wein" landl. *vä:n* und „sein" landl. *zä:n* geschrieben.)

Der Alte Berg (*dər o̯:lt biərç – dər o:lti pɛ:rk* – Bleşan[ăş]) Weinberg. 1672 die *Altberger* Weingärten (KRASSER(1870), S. 29), 1676 *im ... Altenberg* (KRASSER(1870), S. 86), *Altberg* (Grundb., K.26; GB Bergg. 1931).

Auf dem Alten Berg (*ɔf'm o̯:ldə biərç – am o:ltn pɛ:rk* – Bleşănel) Weingärten. *Auf dem Altenberg* (GB Berggem. 1931).

Unter dem Alten Berg (*ɔŋdərm o̯:ldə biərç – uŋtərn o:ltn pɛ:rk* – Su Bleşan) Weingärten, Wiesen. *Unterm Altenberg* (GB Berggem. 1931).

unterm altenbergenreg (Grundb., K. 13) – heute unbekannt.

Der Alte-Berg-Weg (*dər o̯:lt-biərç-viəç – dər o:lti-pɛ:rk-ve:k* – rum. fehlt) Weg (entlang des *Hirzengrabens*) zum Alten Berg.

Im Alten-Berg-Weg (*am o̯:ldə-biərç-viəç – in o:ltn-pɛ:rk-ve:k* – În Părău Creţului) Ackerland. *Unter dem alten Bergweg* (CPC 1941).

Die Alte Burg (*də o̯:lt burç – di o:lti purk* – Huia) Bewaldete Anhöhe, angeblich mit ehemaliger Festung. *Alte Burg* (Karte 1783).

Unter der Alten Burg (*ɔŋdər dər o̯:ldər burç – uŋtər dər o:ltn purk* – Su Huia) Graben im Wald, von Bach durchflossen.

Bei der Alten Mühle (*bɛ dər o̯:ldər mil – pun dər o:ltn mʏl* – La Moara ia Veche) Ackerland; heute: *In der Gärtnerei*. Diese Mühle war bis Anfang der 20er Jahre in Betrieb.

Die Alte Straße (*də o̯:lt štro̯:s – di o:lti štro:sn* – Drumu Vechi) Kurvenreiche, durch den *Katzelwald* führende Straße. Vor dem Bau der „Asphaltstraße" (1934) befahren.

Im Altverhackten (*am o̯:ltfərhɛanən – in o:ltfərhoktn* – rum. fehlt) Teil eines bewaldeten Hanges (der Ebener Leite).

Die Angerbach (*də ɔŋərbo̯:x – di ɔŋərpo:x* – În Cânechi) Bach- und Gassenname.

Hinter der Angerbach (*haiŋdər dər ɔŋərbo̯:x – hiŋtər dər ɔŋərpo:x* – În Cânechi) Ackerland (auch *Unter dem Joppelungt* genannt). *Hinter der Ungerbach* (Testament 1711), *Hinter der Angerbach* (Grundb., K. 16). Vgl. 3.3.

Die Asphaltstraße (*də asfaltšto̯:s – di asfaltšto:sn* – şosea) So benannt seit 1934, als die frühere Landstraße asphaltiert, streckenweise auch umverlegt wurde.

Auf der/dem Bach (*ɔf dər bo̯:x – am po:x* – Pe Vale; rechts: Drumu Târgului; links: Drumu Gării) Name der Bachgasse (beidseitig des Baches, oberhalb der Straße).

Wo die Bäche sich treffen (*vo̯: də bo̯:xən tsəzumə kuən – vo̯: di pax ziç trefnt* – Unde se-ntâlnesc Văile) Gemeint sind der Roder und der Pojaner Bach.

Das Bachhof (*dət bǫ:xəf – 's po:xhǫ:f* – rum. fehlt) Ackerland, vereinzelt Wiesen. *Das Große Bachhof* liegt oberhalb und das *Kleine Bachhof* unterhalb der Bahnlinie. 1456 *Gaysperg et Bachoff* (UKB V, S. 546). Zu der Zeit besaß die Adelsfamilie Kerek u.a. zwei Joch Weingärten auf dem *Gaysperg und Bachoff* (KRASSER (1870), S. 12). *Grossbachhof* (Grundb., K. 5), *Kleinbachhof* (Grundb., K. 3).

Das Bärenbrünnchen (*dət bi:rəbrantçən – 's pɛ:rnpriŋdəl* – rum. fehlt) Quelle.

Die Bärenhöhle (*də barnhil – di pɛ:rnhœl* – Vârtop) Hang mit Wiesen und Weide, neuerdings auch Ackerland. *bernhöhle* (Grundb., K. 34). Vgl. 3.4.

Die Barnhill s. *Die Bärenhöhle.*

In den Bäumchen (*an də bi:mçən – in pa:məln* – În Livadă) Ausgedehnte Obstgärten, vom staatlichen Landwirtschaftsbetrieb nach dem Zweiten Weltkrieg auf dem *Dobringer Hügel* und im *Hundsrück* gepflanzt.

In den Baumgärten (*an də bu:mgɛ:rtən – in pa:mga:rtn* – Fânaţele în Viile Popii) Zum Obstbau und als Wiese genützter Hang. *banggärten* (Grundb., K. 34; vom Schreiber wohl falsch verstanden).

Die Baumschule (*də bu:mšuiəl – di pa:mšu:l* – Grădina Feşterului) Die *Alte Baumschule*, in der Bäumchen zur Erhaltung des Waldbestandes gepflanzt wurden, war Dorfeigentum. Außer ihr gab es vor dem Zweiten Weltkrieg noch zwei private Baumschulen.

Der Berg (*dər bi:ərç – dər pɛ:rk* – Coasta) Weinberg in der Helt. *Berg* (Grundb., K. 19).

Die Bibasie (*də bibisi: – di bibisi:* – Bibăsia) Hügel auf der Hutweide. Ehemals an der Grenze zum Kleinpolder Hattert gelegen, seit 1945 zu diesem gehörend.

Unterm Birkenrück (*ɔŋdərm birkərak – uŋtərn pirkriç* – Su Frunţi). *Birkrücken* (Grundb., K. 35). 1862 wurden *unter dem Birkenrück* Reste von Römerbauten ausgegraben (KRASSER, S. 3). Um 1916 *Pirkrik, Pirkrick* (PIRINGER Texte).

Unterm Birkenrück beim Brünnchen (*ɔŋdərm birkərak bɛ:m brantçən – uŋtərn pirkriç pun priŋdəl* – La şipotu de su Frunţi).

Beim Birnbäumchen (*bɛ:m birəbu:m – pun pi:rpa:məl* – La Perişor; älter: La Peri) Ackerland.

In den Birnbäumen (*an də birəbi:mən – in pi:rpa:mərn* – În Peri) Hutweide, auf der vereinzelt wilde (unveredelte) Birnbäume wachsen.

Bei der Bokscha (*bɛ: dər bokšə – pun dər bokšə* – La Troci) Quelle mit Trögen für die Viehtränke. Vgl. 3.6.

Die Brücke beim Brünnchen (*də brak bɛ:m brantçən – di prukŋ pun priŋdəl* – Podu de la Şipotu Vărarilor) Eisenbahnbrücke.

Der Brunnergarten (*dər bruənərgu:ərtən – dər prunərgå:rtn* – rum. fehlt).

Beim Bunker (*bɛ:m buŋkər – pun buŋkər* – rum. fehlt) Stelle im Wald (neben dem Pojaner Bach), an der sich deutsche Soldaten verschanzt hatten, nachdem Rumänien im Zweiten Weltkrieg die Waffen gewendet hatte.

Bei der Dampfmühle (*bɛ: dər dɔmpfmil – pun dər dɔmpfmɣl* – La Moara lu Păcurar) Ackerland.

Bei der Dicken Eiche (*bɛ: dər dakər i:ç – pun dər dikŋ uaxn* – În Bărc) Die Eiche, wohl die älteste aus der Umgebung, wurde 1991 gefällt.

Die/Der Dobringer Bach (*də dɔbriŋgər bo̯:x – dər tovurkər po:x* – Valea Dobârcii).

Die Dobringer Höhe (*dət dɔbriŋgər rę:ç – di tovurkər hi:a* – Dealu Dobârcii) Ackerland. *An Doborcker Hohe bej dem Heckeltgen* (Teilungsurk. 1643), *Dobringer Höhe* (Grenzbeschr. 1851), *Dobringer höhe* (Grundb., K.5).

Der Dobringer Hügel (*dər dɔbriŋgər hafəl – dər tovurkər hi:bəl* – Dealu Dobârcii) Baumgärten beidseitig der Landstraße in Richtung Reußmarkt.

Das Dobringer Rech s. *Die Dobringer Höhe.*

Die Dobringer Sträucher (*də dɔbringər štrɛçər – di tovurkər štra:içər* – Hăciuga).

Der Dobringer Weg (*dər dɔbringər vi:əç – dər tovurkər ve:k* – Calea Dobârcii).

Der Dumbravaberg in Urkunden für *Roder Ebene*. 1733: „*...eines auf Großpolder Hattert, gewöhnlich Dumbrava genannten Berges...*“ (KRASSER (1870), S. 49), *Dumbravaberg* (Grenzbeschr. 1851). Die Großpolder Rumänen nennen jedoch *Dumbrava* den *Wald auf dem Küpchen.*

Beim Durchlaß (*bɛ:m durçlɔs – pun durçlos* – La Gura Tunelului) Stelle im Wald, an der der Roder Weg unter der Bahnlinie hindurchführt.

Die Ebene (*dət šliəçt – di ę:m* – Deasupra-n Frunți) Gebirgsweide auf beiden Seiten des Pojaner Baches: rechtsseitig die (kleinere) *Roder Ebene*, linksseitig die *Pojaner Ebene* oder *Unsere Ebene*, auch einfach *Ebene*. Um 1916 *Af der Ehm* (PIRINGER Texte).

Auf dem Ebenen (*ɔf'm i:nəžən – am ę:mən* – La Chietriș) Weide, Ackerfläche.

Das/Der Eichrück (*dət i:çrak – dər uaxruk* – Coasta Măceșelui) Bis vor zwei Jahrzehnten Weingärten, jetzt Weide. Statt *im Eichrück* auch *in den Eichrückern* (d.h. in den Eichrücker Weingärten).

Unter den Eichrückern (*ɔŋdərn i:çrakərn – uŋtərn uaxrukərn* – rum. fehlt) Strecke entlang des Baches. Auch: *Unter dem Eichrück.*

Die Eiserne Brücke (*də eizəran brak – di äzərni prukŋ* – Podu de Fier [gesprochen: *çier*]) Diesen Namen tragen zwei Eisenbahnbrücken. Um 1916 *unter der Eisernen Pruken* (PIRINGER Texte).

Ober der Eisernen Brücke (*uivər dər eizəranən brak – o̯:bər dər äzərnən prukŋ* – Im Rum. ein Teil von: Levejoare).

Bei der Ersten (Zweiten,...,Vierten) Mühle (*bɛ: dər i:rštən [tsvę:tən,...] mil, pun dər ɛ:rštn [tsvuatn,...] mɣl* – La Prima [a Doua,...] Moară) Ackerland.

Bei den Fichten (*bɛ: də fiçtən – pun fiçtn* – La Pini; auch: La Brazi) „Fichten“ (d.h. Kiefer) gibt es an drei Stellen auf dem Großpolder Hattert.

Der Flachsboden (*də flu:əsdi:luŋgən – dər flokspo̯:n* – La Inuri) Wiese im Wald.

Die Flachsteilungen s. *Der Flachsboden.*

Der Fleischergarten (*dər fli:šərguərtən – dər flä:šərgå:rtn* – Grădina lu Fleischer) Obstgarten, in den 20er Jahren von Michael Fleischer, genannt *Sengmemisch*, angelegt.

Der Gähe Weg (*dər gẹ: viəç – dər gaɣi ve:k* – rum. fehlt) Steil ansteigender Weg.

Das Galerech (*dət gi:l rẹ:x – 's gələre:ç* – im Rum. ein Teil von: La Bolovani) Weinberg. Auch: *die Galerecher. Gelbe Reich* (Grundb. K. 20), *Gellenreich* (Grundb., K. 21), *Gielerech* (GB Bergg. 1931), *Gelbe Reg* (CPC 1941).

Unter den Galerechern (*ɔŋdər də gi:lərẹ:jərn – uŋtərn gələre:jərn* – Su Bolovani) Hutweide, Wiese, Weg.

Die Galische Station (*də ga:liš štatsion – di ga:liši štatsion* – Gara Galeş) Bahnhaltestelle Tilişca. (Galiş ist eine an Tilişca angrenzende Ortschaft).

Der Gansenhügel (*dər gọ:znhafəl – dər gɔŋznhi:bəl* – rum. fehlt) Ebener Platz im Dorf.

Der Gansfuß (*dər gọ:sfɔəs – dər gɔŋsfuəs* – rum. fehlt) Waldbedeckter Berghang.

Die Ganz Alte Straße (*də guŋts ọ:lt štrọ:s – di gɔŋts o:lti štro:sn* – Drumu de la Ţapă) Geht durch die „Birnbäume" und hat steile Wegabschnitte. *Via Regia Mercurio Cibinium ducens* (Karte 1783).

Hinter den Gärten (*haiŋdər də gɛ:rtən – hiŋtərn ga:rtn* – După Grădini) Ackerland. 1676 *Wiesen und Äcker hinter den Gärten* (KRASSER(1870), S. 86).

In der Gärtnerei (*an dər gɛrtnərọ: – in dər gɛrtnərai* – La Moară) Von der ehemaligen Kollektivwirtschaft (später: Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft) zu Gärtnereizwecken genütze Fläche.

Gaysperg – nur aus Urkunden bekannt, vgl. *Bachhof*.

Der Geigerschnitz auch *Geigerschnitt* (*dər gɛjəršnat[s] – dər gaigəršnit[s]* – Gaura Lupului) Ein an der südlichen Hattertgrenze gelegener Waldteil. *Geigerschnitt* (Grenzbeschr. 1851).

Das Gelbe Rech s. *Das Galerech*.

Die Gemeinwiese (*də gəmi:nviəs – di gmuanvi:zn* – Fânaţu Satului) Wiese, deren Heu für die Gemeindestiere bestimmt war.

Das Gesetz (*dət gəzɛ:ts – 's kṣẹts* – im Rum. ein Teil von: Pomet) Weingärten. *Gesetz* (GB Bergg. 1931).

Die Gewürzgärten (*də gəvirtsgɛ:rtən – di gvirtsga:rtn* – Cânechişte) Fläche am Dorfrand, zum Anbau von Gemüse. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde dort die Mühlgasse gebaut. Um 1916 *Gwurzgaortn* (PIRINGER Texte).

Der Glockenstein (*dər glọ:kəšti:n – dər glọkŋštuan* – rum. fehlt) Felsen oberhalb eines Weges am rechtsseitigen Hang des Zigeunergrabens.

Der Goldberg s. *Die Goldgrube*.

Die Goldgrube (*də gɔltgru:be* (!), vgl. 3.5 – *di gọ:ltgruəm* – Gorganu din Sus) Weinberg; ein Teil davon ist der *Goldberg*. *Goldgrube* (GB Bergg. 1931).

Der Gorgan (*dər gorga:n – dər gorga:n* – Gorgan) Weinberg. Unterer Teil jetzt wüst. *Gorgan* (GB Bergg. 1931). *Gorgan* (rum.) = (Grab-) Hügel, Hühnengrab (von russ. *kurgan*, s. Dicţionar explicativ, S. 379, Langenscheidts TWB, S. 206).

Unter dem Gorgan (*ɔŋdərm gorga:n – uŋtərn gorga:n* – Su Gorgan) Graben, Wiesen, Weg. Vgl. *Der Gorgan.*

Hinter den Gorganern (*haiŋdər də gorga:nərn – hiŋtərn gorga:nərn* – In Spate la Gorgan). Wiesen, Ackerfläche. Vgl. *Der Gorgan.*

Der Graben bei der Weiden Bekannt aus einer Grenzbeschreibung von 1851. Auch nur: *bei der Weide* (ebenda).

Über den Gräben (*iəvər də grɛ:vən – ibərn gra:mən* – La Podişor). Ackerland.

Zwischen den Gräben (*tsvašən də grɛ:vən – tsvišn 'n gra:mən* – Între Părauă). Obstgarten.

Das Große Bachhof (*dət gruis bo̯:xəf – 's gru:asi po:xho̯:f* – Im Rum. ein Teil von: Levejoare) Ackerland; vgl. *Das Bachhof.*

Die Große Hecke (*də gruis hɛ:k – di gruasi hek* – im Rum. ein Teil von: Pe Valea Frunţilor) Hutweide.

Das Große Joppelungt (*dət gruis jopəluŋt -'s gru:asi jopəluŋt* – im Rum. ein Teil von: Dealu Şopârlii) Hutweide; vgl. *Das Joppelungt.*

Bei der Großen Lache (*bɛ:m gruisə vo̯ər – pun dər gruasn lokŋ* – La Lacu iel Mare) Ackerland. *Grosse Lacke* (Anmerkung in CPC 1941).

Beim Großen Weiher s. *Bei der Großen Lache.*

Der Große Kalkstein s. *Der Kalkstein.*

Der Große Rittsteig (*dər gruis ritšteç – dər gruasi ritštaik* – Calea Boilor) Waldweg. 1643 *An ackerland … Unten am rietstech ein erdoch* (Teilungsurk. 1643).

Die Große Rumpel (*də gruis rəmpəl – di gruasi rumpəl* – rum. fehlt) Kleiner Wasserfall im Pojaner Bach; auch nur *Rumpel.*

Der Große Steinbruch (*dər gruis šti:nbrɔx – dər gru:asi štuanprux* – Cariera de Cheatră [= Piatră]). Steinbruch unterm Birkenrück.

Das Große Winkel (*dət gruis vaiŋkəl – 's gruasi viŋkəl* – im Rum. ein Teil von: Su Gară) Flecken Hutweide, auf der einen Seite von Sträuchern, auf der anderen vom Bach begrenzt. Um 1916 *…pis ins gruasi Winkel* (PIRINGER Texte).

Die Großgasse (*də gruisgɔs – di gruasgos* – rum. fehlt) Gassenname.

Der Großkatzling – nur in Urkunden, vgl. *Der Katzling/Das Katzel.*

Die/Der Großpolder Bach (*də gruispi:lnər bo̯:x – dər gro̯spo̯:lnər po:x* – Valea Apoldului, auch: Valea Frunţilor). Meist nur: *Bach. Birkrücker Großpolderbach* (Grenzbeschr. 1851).

Die Grui (*də gruĩ – di grui* – Gruia) Kleine Bodenerhebung auf dem *Ternberg. Grui* (rum.) = Hügel (SSWB III, S. 321).

Die Hamlescher Hecke (*də homləšər hɛ:k – di hɔmlašər hek* – Hânzu) Weide, Wiesen, Ackerland; auch nur: *Hecke. Großpolder Häcke* (Grenzbeschr. 1851). Vgl. *Hecke.*

Der Hamlescher Weg (*dər hɔmləšər viəç – dər hɔmlašər ve:k* – Calea Amnaşului).

Die Hanfteilungen (*də hɔnəfdi:luŋgən – di hɔnoftualuŋgən* – In Cânechi). Die ehemaligen *Hanfteilungen* sind heute zum Teil Ackerland, zum Teil verbaut. (Nach jedem der beiden Weltkriege bekamen hier Romafamilien Baugrund zugeteilt).

Bei der Hani-Eiche (*bɛ dər ha:ni-i:ç – pun dər ha:ni-uaxn* – La Stejaru lu Hani). Hutweide. (Nach Johann Roth [*Ha:ní*] benannt).

Das Hasenwäldchen (*dət hu:əzəbaškən – 's ho:znvaldəl* – rum. fehlt) Waldteil.

Zwischen den Hatterten (*tsvašən də hɛ:tərtən – tsvišn 'n hatərtn* – Între Hotare) Waldteil an der Grenze zum Dobringer Hattert.

Der Hatzelberg (*dər hatsəlbi:ərç – dər hatsəlpɛ:rk* – Im Rum. ein Teil von: La Ţâglărie) Weinberg in der *Helt. Hetzelberg* (Grundb., K. 19; GB Bergg.). *Hatzelcher* (sächs.) = Grillen (Csallner, S. 10, SSWB IV, S. 192).

Auf den Hauswiesen (*ɔf dən housviəzən – am hå:svi:zn* – im Rum. ein Teil von: Pomet) Ackerland und Wiesen. *hauswiesen* (Grundb. K. 29).

Die Hecke 1. *Hamlescher Hecke* (s. oben). 2. *Hecke* (*də hɛ:k – di hek* – Viile din Hânz) Weingärten (nach dem Ersten Weltkrieg angelegt) im oberen Teil des Gorgans, ehemals Teil der Hamlescher Hecke.

Beim Heinrich seiner Wiese (*bɛ: dəs Häinriç zɛŋər viəs – pun Häinriç zä:nər vi:zn* – La Fânaţu lu Heineric). Nach *Heinrich Gross*.

Die Helt (*də hę:lt – di hœlt* – Faţa Mare) Langgezogene Berglehne mit Weingärten. 1672 Weingärten *in der großen Helt* (KRASSER (1870), S. 29). *Grosse Held* (Grundb., K. 19). Vgl. 3.3.

Der Heltauer Weg – erscheint in der Grenzbeschreibung von 1851; heute unbekannt. Ebenda rum. als *Calea Rodului* (= Roder Weg) – wohl aus der Sicht der Einwohner von Tilişca, denn der Weg geht von Tilisca nach Rod (streckenweise an der südlichen Grenze des Großpolder Hatterts entlang).

Die Herrenländer (*də harəlɔiŋdər – di hɛ:rnlɛŋdər* – im Rum. ein Teil von: Zăpodia) Ackerland.

Das Hewes s. *Das Hiebes*.

Der Hewesberg s. *Das Hiebes*.

Das Hiebes, auch: *Hiewes, Hewes* (*dət he:vəs, hi:vəs, hi:bəs – 's hi:vəs, hi:bəs* – rum. fehlt) Wiesen, Ackerland. 1676 (damals wohl nur Wiesen) *im Hewes* (KRASSER (1870), S. 86), *wieß, jenseit des Hewes-Berg* (Testament 1711), *Heveszberg, Hevesz Berg* (Karte 1783), *Hevesgraben* (Grenzbeschr. 1851), *Hevesberg* (Grundb. Croquis), *Heves* (CPC 1941).

Die Hintere Reih' (*də haiŋdəršt rɛnt – di hiŋtərai* – Uliţa de Dindărăpt) Gassenname. Auch *Maria-Theresiagasse* (Landlerbuch, S. 58).

Das Hirschländchen (*dət hiršlɔiŋtçən – 's hiršlandəl* – rum. fehlt.) Wald.

Unter dem Hirschländchen (*ɔŋdərm hiršlɔiŋtçən – uŋtərn hiršlandəl* – im Rum. ein Teil von: Su Frunţi) Wiese, Sträucher.

Der Hirzengraben (*dər hirtsəgruəvən – dər hirtsngro:m* – Părăul Creţului) Graben mit

Wiesen, von einem Bächlein durchflossen. *Hirzengraben* (Grundb., K. 31). *Hirz* ist das alte siebb.-sächs. Wort für „Hirsch" (Wolff Agrarg., S. 27; SSWB IV, S. 222).

Hiewes s. *Hiebes.*

Auf der Höh' (*ɔf'm rę̝:ç – af dər hi:a* – Pe Dealu Dobârcii) Ackerland. *Auf der Höhe* (CPC 1941 – die hier für einen anderen Flurnamen gebrauchte, wohl aus dem Grundbuch entnommene Bezeichnung, stimmt nicht mehr mit der im Dorf verwendeten überein, die *Über den Gräben* ist).

Unter der Höh' (*ɔŋdərm rę̝:ç – uŋtər dər hi:a* – Su Dealu Dobârcii) Ackerland. Vgl. auch 3.4.

Der Hohe Hügel (*dər hui hafəl – dər hǫ̝:xi hi:bəl* – rum. fehlt) ehemals Weingarten im Gorgan, jetzt wüst.

Das Honeschgräbchen (*dət hɔnəšgrɛ:fkən – 's hɔnəšgre:fkən* – Părău Căpodiei) Graben mit Wiese, Sträuchern, Moor und Schilf. *Honnesgrabechen* (Grundb., K. 13), *Honnersgräbchen* (Grundbuch, Croquis). Wohl vom Namen *(Jo)Hannes* (sächs. *Honnes*).

Der Honeschgraben (*dər hɔnəšgruəvən – dər hɔnəšgro:m* – Vâlceaua Mare). Diesen Namen führen zwei ineinanderlaufende Gräben. ... *gegen Hannes Graben* (Handschrift 18. Jh.), *der vordere honest graben* (Grundb., K. 11), *der vordere honesgraben, Hinter honesgraben* (Grundb., K. 12), *der vordere Honnertgraben, hinterm honnersgraben* (Grundb., Croquis). Vgl. *Das Honeschgräbchen.*

Auf den Honnes – heute unbekannt. Der Name erscheint im Grundbuch (K. 13) für die nord-westlich vom *Honeschgräbchen* gelegene Ackerfläche. *auf der Honnern* (Grundb., Croquis), *Auf den Hornes* (CPC 1941 – wohl eine fehlerhafte Abschrift aus dem Grundbuch. Der Besitzer des Ackers schrieb hinzu *Bei der Kleinpolder Station* – die heute übliche Bezeichnung). Vgl. *Das Honeschgräbchen.*

Unterm Hügel (*ɔŋdərm hafəl – uŋtərn hi:bəl* – im Rum. ein Teil von: In Părău Creţului) Berghang.

Der Hügraben (*dər higruəvən – dər higro:m* – Deasupra Satului) Ackerländer, Wiesen, Graben mit Sträuchern. 1686 Garten *im Higraben* (KRASSER (1870), S. 44). *höhgraben* (Grundb., K. 29), *Höhgraben* (Besitzurk. 1890).

Der Hundsberg Name heute unbekannt. Es handelt sich um den Berg *Căţănaş* bei Tilişca, bis zu dem der Großpoder Hattert noch im 18. Jh. reichte (Karte 1783). Erstmals in einer Urkunde von 1378 als *Hu^{e}nisperg* erwähnt (UKB II, S. 483). Auf der Karte von 1783: *Hundsberg (vallachice Ketzenas).*

Der Hundsbrunnen Name heute unbekannt. Quelle. *Funtina Kinyeluj* (rum; Karte 1783), *Hundsbrunnen* (Grenzbeschr. 1851; Grundb. Croquis).

Der Hundsrück (*dər hɔŋtsrak – dər huŋtsruk* – Dealu Niercurii [= Miercurii, gesprochen: *njerkuri*]) Ackerland und Baumgarten auf einem langgestreckten Hügel. *Hundsrükken* (Grundb., K. 12; Skizze 1893).

Hundsrücker Graben – nur aus Urkunden bekannt (Grenzbeschr. 1851).

Das Joppelungt, auch (selten): *Jeppelungt* (*dət jɔpəluŋt – 's jɔpəluŋt* – Dealu Şopârlii)

Steiler Berg, Weideland. *Großes Joppelungt* der höhere Teil, *Kleines Joppelungt* der niedrigere Teil des Berges. Vgl. 3.1, 3.4.

Unterm Joppelungt (*ɔŋdərm jɔpəluŋt – uŋtərn jɔpəluŋt* – În Cânechi) (= *Hinter der Angerbach*).

Beim Judentümpel s. *Beim Judentumpf.*

Beim Judentumpf (*bɛ:m judəkampəl – pun ju:dntumpf* – rum. fehlt) Stelle, an der das Bächlein des „Hirzengrabens" das Weichbild des Dorfes erreicht. Vgl. 3.5.

Beim Jurca seinen Kirschbäumen (*bɛ: dəs žurka zɛŋə kiršəbi:mən – pun žurka zä:n kiršpa:mərn* – La Cireşii lu Jurca) Kirschgarten.

Beim Kalkofen (*bɛ:m kǫ:lkuivən – pun ko:lçǫ:vn* – La Varniţă) Stelle am Rand des Waldes. *Fornax Calcaria* (Karte 1783), *Kalkofen* (Skizze 1893).

Der Kalkstein (*dər kǫ:lkšti:n – dər ko:lçštuan* – Cheatra Butilii) Kalksteinbruch. *Grosses Kalchstein, Kleines Kalchstein* (Karte 1783). Heutzutage ist den meisten Großpoldern nur der *Große Kalkstein* bekannt, den sie *Kalkstein* nennen. Bis um 1970 wurde hier Kalk gebrochen.

Der Kalte Hügel (*dər kǫ:lt hafəl – dər ko:lti hi:bəl* – Calea Rodului) Name einer steil ansteigenden Gasse am südöstlichen Dorfrand.

Der Katzling/Das Katzel (*dər kɔtsləŋk – 's katsəl* – Viile Popii) Weinberg. Auch: *Die Katzler Weingärten. Katzlenk, Kautzlink* (Teilungsurk. 1643), 1665 *In monte Katzling* (SSWB V, S. 76), 1672 *Katzlang* – damals sind die Weingärten wegen Dürre und Hagelschlag „ausgehauen worden" (KRASSER (1870), S. 29), 1676, 1682 Weingarten *im Katzling* (KRASSER (1870), S. 44, 86), *Katzenberg* (Karte 1783), *Katzling* (Grundb., K. 33), *Großkatzling, Kleinkatzling* (Grundb., K. 34), 1819 *im Untern Katzling* (SSWB V, S. 76), *Kazling* (GB Bergg. 1931).

Auf dem Katzel (*ɔf'm kɔtsləŋk – am katzəl* – În Bărcurele) Weingärten (erst ab 1925 angelegt; bis dahin war hier Wald).

Der Katzelwald (*dər rɔpəbaš – dər katsəlvo:lt* – Bărcu Popii) An den *Katzling/Katzel* grenzender Eichenwald. (*Katzelwald* ist die landlerische Benennung, *Raupenbusch* die sächsische).

Unterm Katzelwald (*ɔŋdərm rɔpəbaš – uŋtərn katsəlvo:lt* – În Calea Tiliştii) Streifen Weideland.

Die Kaul (*də kɔəl – di kå:l* – Viile [gesprochen: *ji:ile*] din Sus) Weinberg in der Helt. *...ein Viertel Weingarten in der Kaul* (Testament 1711). *Kaul* (Grundb., K. 20).

In den Kaulen (*an də kɔələn – in kå:lnən* – În Dealu Amnaşului) Hutweide (Teil der Hamlescher Hecke, zwischen Gorgan und Hamlescher Weg).

Der Kirchenrain (*dər kirçəri:n – dər kirçruan* – Vizavi de Biserică) Gassenname.

Die Kirchgaß Gassenname, heute nicht mehr bekannt. 1676 zwei Joch Ackergrund *Hinter der Kirchgaß* (KRASSER (1870), S. 86).

Die Kleegärten (*də kligɛ:rtən – di kliaga:rtn* – im Rum. ein Teil von: În Calea Ţâganului) Ackerland, vor dem Zweiten Weltkrieg zum Kleeanbau genützt.

Das Kleine Bachhof (*dət kli:n bǫ:xəf – 's kluani po:xhǫ:f* – Su Gară) Ackerland; vgl. *Das Bachhof.*

Die Kleine Erde (*də kli:n i:rt – di kluani ɛ:rtn* – Câmpu iel Nic [= Mic, gesprochen: *njik*]) Gassenname.

Die Kleine Hecke (*də kli:n hɛ:k – di kluani hek* – rum. fehlt) Weide, zwischen Bach und einem Heckenzaun.

Das Kleine Joppelungt (*dət kli:n jəpəluŋt – 's kluani jəpəluŋt* – im Rum. ein Teil von: Dealu Şopârlii). Weide; vgl. Das Joppelungt.

Der Kleine Kalkstein s. *Der Kalkstein.*

Bei der Kleinen Lache (*bɛ:m klɛnə vǫər – pun dər kluan lokŋ* – La Lacu Nic [= Mic, gesprochen: *njik*; auch: La Lăcuţ]) Ackerfläche; oft nur: *Bei der Lache. Lache* ist die landlerische Übersetzung des sächs. *Weiher* (*vǫər*).

Bei der Kleinen Mühle heute unbekannt. *bej der Kleiner muhl* (Teilungsurk. 1643).

Beim Kleinen Weiher s. *Bei der Kleinen Lache.*

Der Kleine Rittsteig (*dər kli:n ritštɛç – dər kluani ritštaik* – Potecu Caprei) kaum noch erkennbarer Waldpfad.

Die Kleine Rumpel (*də kli:n rəmpəl – di kluani rumpəl* – rum. fehlt) Wasserfall, heute nicht mehr eindeutig zu bestimmen.

Das Kleine Winkel (*dət kli:n vaiŋkəl – 's kluani viŋkəl* – im Rum. ein Teil von: Su Gară) Weide (Teil der Kleinen Hecke).

Der Kleinkatzling – nur in Urkunden, vgl. *Der Katzling/Das Katzel.*

Beim Kleinpolder Kreuz (*bɛ:m klipi:lnər krɛts – pun klapǫ:lnər krä:ts* – La Crucea Apoldului) Ackerland.

Bei der Kleinpolder Station (*bɛ: dər klipi:lnər štatsion – pun dər klapǫ:lnər štatsion* – La Gara Apoldului de Jos) Ackerland.

Bei der Kleinpolder Straße (*bɛ: dər klipi:lnər štrǫ:s – pun dər klapǫ:lnər štro:sn* – La Valea Seacă) Ackerland, Wiesen. *Klein polder Straße* (Grenzbeschr. 1851), *bei der Kleinpoldnerstrasse* (Grundb., K. 9, 12), *bei der Kleinpolderstrasse* (Grundb., K. 14).

Der Kleinpolder Weg (*dər klipi:lnər viəç – dər klapǫ:lnər ve:k* – Calea Apoldului). *bey Pölner Weg* (Handschr. 18. Jh.), *GroßPolderweg* (Grenzbeschr. 1851 – hier von Kleinpold aus betrachtet), *Kleinpoldner Weg* (Grundb., K. 8).

Im Kleinpolder Weg (*am klipi:lnər viəç – in klapǫ:lnər ve:k* – In Calea Apoldului) Ackerland, Wiesen.

Die Kletittengasse (*də kletitəgɔs – di kletitəgos* – rum. fehlt) Gassenname. *Kletitten* (rum. *clătite*) = Pfannkuchen.

Das Klotschitige Ei (*dət klotšitiç ǫ:xən – 's klotšitiji uarəl* – rum. fehlt) Tiefe Stelle im Bach Unterm Birkenrück. *Klotschitiges Ei* (von rum. *clocit* gebrütet) = faules Ei.

Der Knarreberg (*dər knarəbiərç – dər knarəpɛ:rk* – La Poartă) Weingarten in der Helt. *Knierenberg* (Teilungsurk. 1643), *Knerrenberg* (Grundb., K. 21), *Knarrenberg* (GB Bergg. 1931), *Knerenberg* (CPC 1941).

Der Knechtwald (*dər kniːəçtbaš – dər kneçtvoːlt* – Bărcu Ficiorilor) Wald. *Knechtwald, Großpolderknecht wald* (Grenzbeschr. 1851), *Knechtwald* (Grundb., K. 35).

Die Knechtweiden (*də kniəçtvɛgdən – di kneçtväːn* – rum. fehlt) Weiden am Bach.

Bei den Kollektivställen (*bɛː də kolektiːfštəluŋgən – pun kolektiːfštaːln* – La Grajduri) Eingezäunte Fläche am nordwestlichen Dorfrand, auf der sich die Stallungen der (1991 aufgelösten) Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, anfangs Kollektivwirtschaft genannt, befinden.

Die Kragenwiese – heute unbekannt. 1676 *Auf den Kragenwiesen* (KRASSER (1870, S. 86).

Die Krautgärten (*də kəmpəstgɛːrtən – di krəkgaːrtn* – im Rum. ein Teil von: În Cânechişte) Ackerland.

Die Kronergrube (*də kroːnərgrap – di kroːnərgruəm* – Groapa lu Kroner) Weideland (Vertiefung). Vom Namen *Kroner* abgeleitet.

Das Küpchen (*dət kipçən – 's kipçən* – Chipchin) Berg am nordöstlichen Dorfrand, z.T. bewaldet. *Küpchen* heißt auch der an den Wald grenzende, zur Helt gehörende Weinberg. *Küpchen* (KRASSER (1870), S. 3), *Kübchen* (GB Bergg. 1931).

Bei der Lache s. *Bei der Kleinen Lache.*

Der Lange Furlenk (*dər luŋk furləŋk – dər ləŋki furləŋk* – rum. fehlt) Ackerfläche; *lange Fuhrling* (Grundb., K. 10)

Die Lange Hüll – heute unbekannt. Um 1772 „*... auf der langen Hüll oder Schräwen Reg-Graben*" (Acte jur., Blatt 47).

Der Lange Weg (*dər luŋk viəç – dər ləŋki veːk* – rum. fehlt) Weg über das Hirschländchen auf die Ebene.

Bei der Langen Lache (wenig bekannt, nur landl. belegt: *pun dər ləŋkŋ lokŋ*).

Der Lärmhaufen (*dər larmhuːfən – dər lɛːrmhåːfn* – rum. fehlt) Höchste Stelle des *Ternbergs.*

Beim Leichentürchen (*bɛːm ləçəndirçən – pun laiçntiːrəl* – La Lacu Butilii) Stelle am Waldrand.

An der Leite (sächs. fehlt – *an dər läːtn* – În Coastă) Ackergrund, Wiese.

Leite unters Birkenrück zu (sächs. fehlt – *läːtn uŋtərs pirkriç tsuə* – rum. fehlt) Berghang, z.T. mit Birken bewachsen – wahrscheinlich ehemals *Birkenrück* genannt.

Zwischen den Linien (*tsvašə də liːniən – tsvišn 'n liːniən* – Între Linii) Ackerfläche. (So benannt seit 1956, als die Bahnlinie umverlegt wurde.)

Der Lohgraben (*dər loːgruːəvən – dər loːgroːm* – rum. fehlt) Tiefer Graben auf dem Küpchen.

Die Maria-Theresiagasse s. *Die Hintere Reih'.*

Auf dem Markt (*ɔf'm muːərt – am måːrk* – În Piaţă) Marktplatz.

(Das?) Maures Heute unbekannt. 1684 „*eine Wiese von drei Viertel im Maures*" (KRASSER (1870), S. 44). „Maures" kommt wohl von „Meierhaus", vlg. SSWB VII 149.

Der Meschengraben s. *Der Spatzengraben.*

Die Mittelsgasse (*də matəlsgɔs – di mitəltsgos* – Uliţa Broaştelor) Gassenname. 1733 „... im Mittelgäßer Viertheil" (Restantien Reg.).

Die Molt (*də må:lt – di mo̯:lt* – Im Rum. ein Teil von: Pomet) Wiesen. 1643 *Ihn der Mault ein erdoch wis* (Teilungsurk.), 1682 *Wiese in der Mauld* (KRASSER (1870), S. 44), 1711 *Wiese in der Mold* (KRASSER (1870), S. 45). Vgl. 3.3.

Beim Morast (*bɛ:m mu:r – pun marost* – La Mocirle) Der Name bezeichnet zwei Stellen mit wäßrigem Boden: eine im Wald an der Ebener Leite, die andere am Waldesrand auf dem Ternberg.

Hinter den Mühlen (*haiŋdər də milən – hiŋtərn mʏlnən* – După Mori) Ackerfläche. *hinter der Müll* (Handschr. 18. Jh.), *Hinter der Mühle* (Besitzurk. 1872).

Am Mühlfloß (*ɔf'm miləflo̯:s – am mʏlflo̯:s* – rum. fehlt) Ackerfläche.

Die Mühlgasse (*də milgɔs – di mʏlgos* – Strada Morii) Gassenname.

Die Mühlstraße Heute unbekannt. Erscheint in der Grenzbeschreibung von 1851 und könnte mit dem Tilischker Weg übereinstimmen, da angeführt wird, sie gehe über die Brücke „Podu Margini".

Die Mutteranlage (*də mɔətəruələo̯:x – di muətərɔnlo:k* – im Rum. ein Teil von: La Bolovani) Weingarten (längere Zeit mit wilden, beim Veredeln als Unterlagen verwendete Reben bepflanzt).

Der Neuberg (*dər no̯biərç – dər naipɛ:rk* – Cloştora Chietroasă [= Pietroasă]) Weinberg.

Der Neue Hattert (*dər no̯: hɔtərt – dər na:i hotərt* – La Râmete) Hutweide.

Das Neufeld (*dət no̯fe̯:lt – 's naifœlt* – Râmetea) Wiesen. *(Auf dem) Neüen Feld Lengst dem Stadt weg* (Teilungsurk. 1643) Ackerland.

Die Neugasse (*də no̯:gɔs – di naigos* – Uliţa ie Nouă) Gassenname.

Bei der Neukirch (*bɛ: dər no̯kirç – pun dər naikirç* – La Progadia Saşilor) Weingarten. ... *bey der Neuen Kirch* (Testament 1711), *Neukirch* (Grundb. K.19; GB Bergg. 1931).

Der Neuweg (*dər no̯viəç – dər naive:k* – Viile din Drept [gesprochen: *ji:ile...*]) Weingarten in der *Helt.* 1676 *Neuweg* Weingarten (KRASSER (1870), S. 86), *Weingarten beym Neuen Weg* (Testament 1711), *Neue Weg* (Grundb., K. 20), *Neuweg* (GB Bergg. 1931).

Im Obenauf (*am uivənɔf – in o̯:må:f* – Viile din Sus, vgl. *Der Neuweg*) Weingarten in der *Helt. Oben Auf* (Grundb., K. 20, 21), *Obenauf* (GB Bergg. 1931).

Der Obere Resch (*dər i:vəršt raš – dər o̯:bri reš* – Lunca de Sus) s. *Resch.*

Die Oberreih' (*də i:vəršt rɛnt – di o̯bəra:i* – rum. fehlt) Gassenname.

Beim Oingts seinem Land (*bɛ dəs ɔiŋts zɛŋəm luŋt – pun ɔiŋts zä:n lɔŋt* – rum. fehlt) Ackerfläche. *Oingts* (sächs.) = „Andreas".

Beim Palinger seinem Land (*bɛ dəs Po:liŋgər zɛŋəm luŋt – pun Po:liŋgər zä:n lɔŋt* – rum. fehlt) Ackerfläche, angrenzend Wiese. *Palinger* = „Baldinger", Großpolder Familienname.

Beim Pangerl seinem Land (*bɛ dəs Pɔŋərl zɛŋəm luŋt – pun Pɔŋərl zä:n ləŋt* – rum. fehlt). Ackerflächen, an zwei Stellen des Hatterts. Vgl. Abschnitt 3.5.

Beim Paul seinem Brünnchen (*bɛ dəs På:l zɛŋəm brantçən – pun På:l zä:n priŋdəl* – rum. fehlt) Quelle *im Paul seinem Graben.*

Dem Paul sein Graben (*dəs På:l zɛ gru̯əvən – 'n På:l zä: gro̯:m* – Părău Frunţilor) Graben an der *Ebener Leite.*

Das Pfaffenstück (*dət fɔfəštak – 's fofnštuk* – Icleja Popii) Wiese (ehemals vom rumänischen Pfarrer genutzt).

Pfingsteichen Heute unbekannt. Wird im Grundbuch (Croquis) zusammen mit *Hevesberg* und *Hundsbrunnen* angeführt, die Stelle müßte daher auf dem heute zu Tilişca gehörenden Gebiet liegen.

Die Podu Margin (*də podu maržin – di podu maržin* – Podu Marginii) Brücke an der (ehemaligen) Hattertgrenze zu Tilişca. *Podu Margini* (Grenzbeschr. 1851). *Margine* (rum.) = Rand, Grenze.

Die/Der Pojaner Bach (*də poja:nər bo̯:x – dər poja:nər po:x* – Valea Poienii) Bach, aus dem Dorf Poiana kommend. *Pojanerbach* (Grundb., K. 35).

Die Pojaner Leite (sächs. fehlt – *poja:nər lä:tn* – im Rum. ein Teil von: În Valea Radii). Bewaldeter Hang von der Pojaner Ebene in den Pojaner Bach hinab.

Auf der Porzika (*ɔf dər pərtsika – af dər pərtsika* – Porsica) Weingarten (ganz oben in der *Helt*).

Bei der Potkoava (*bɛ dər potkoavə – pun dər potkoavə* – La Potcoavă) Stelle im Pojaner Bach, dort wo der Großpolder Hattert mit jenem des Dorfes Poiana zusammentrifft. *Potcoavaă* (rum.) = Hufeisen.

Das Predigergäßchen (*dət pradijərge̯:skən – 's pre̯:dijərgasəl* – Hudiţa Caplanului) Gäßchen neben dem ehemaligen (bis 1945) evangelischen Predigerhaus.

Die Putterwiese (*də puətərviəs – di putərvi:zn* – rum. fehlt) Wiese mit Obstbäumen. Vom Namen *Putter* (für „Rohrsdorfer").

Der Räuberwald (*dər ri:vərbaš – dər rå:bərvo:lt* – Pădurea la Ţapă (auch: Pădurea Râmetii) Kleiner Eichenwald.

Der Raupenbusch – sächsische Benennung für den *Katzelwald. Raupenbusch* (Grundb., K. 32 und Croquis).

Auf dem Rech s. *Auf der Höh'* und 3.4.

Unterm Rech s. *Unter der Höh'* und 3.4.

Der Reichmann (*dər rɛçmən – dər raiçmɔn* – Rigman) Weinberg. 1672 *Reichmann* (KRASSER (1870), S. 29).

In der Reitschule (*an dər rɛktšuiəl – in dər rä:tšu:l* – Su Gorgan) Ackerland.

Der Resch (*dər raš – dər reš* – Lunca) Feuchter Wiesengrund, z.T. Ackerland. Besteht aus dem *Oberen* und dem *Unteren Resch. Obere Resch* (Grundb., K. 16), *untere Resch* (Grundb., K. 9).

Das Richterland (*dət riçtərluŋt – 's riçtərlɔŋt* – rum. fehlt) Ackerfläche.

Die Riegerwiese (*də rikərviəs – di ri:əkərvi:zn* – Grădina lu Rieger) Wiese mit Obstbäumen.

Zwischen den Rittsteigen (*tsvašən də ritštɛjən – tsvišn 'n ritštaiŋən* – rum. fehlt) Waldstück, vgl. *Der Große Rittsteig, Der Kleine Rittsteig.*

Die/Der Roder Bach (*də ruinər bo̜:x – dər ro̜:tər po:x* – Valea Rodului) Bach, der aus dem Gebirgsdorf Rod kommt. *Roodter Bach, Rodter Bach* (Grenzbeschr. 1851), *Roderbach* (Grundb., K. 35).

Roder Leite (sächs. fehlt *–ro̜:tər lä:tn* – În Valea Radii) Bewaldeter Hang von der Roder Ebene in den Pojaner Bach.

Der Roder Weg (*dər ruinər viəç – dər ro̜:tər ve:k* – Calea Rodului).

Im Roder Weg (*am ruinər viəç – in ro̜:tər ve:k* – der tiefer gelegene, dorfnahe Teil: În Calea Rodului, der höher gelegene, südliche: Pădurea Cărbunaşu) Wald, durch den der *Roder Weg* geht. *Roodter Weg* (Grenzbeschr. 1851).

Die Roder Weingärten (*də ruinər vaiŋərtər – di ro̜:tər vä:nga:rtn* – În Dumbrăvi) Ehemals Weingärten (auf dem Hang, der von der Roder Ebene in den Roder Bach hinabgeht), jetzt wüst. *Rodter Weingärten* (Grenzbeschr. 1851).

Der Rosengarten (*dər ruizəguərtən – dər ro̜zngå:rtn* – Viile [gesprochen: *ji:ile*] din Părău) Weinberg. *Rosengarten* (Grundb., K. 26; GB Bergg. 1931; CPC 1941).

Der Runde Hügel (*dər rəənt hafəl – dər ruŋdi hi:bəl* – rum. fehlt) Hügel in der *Hamlescher Hecke.*

Das Runde Wäldchen (*dət rəənt baškən – 's ruŋdi valdəl* – Rotundu) Kleiner, „runder" Wald.

Beim Saal (*bɛm za:l – pun za:l* – La Zalu Saşilor) Der das deutsche Gemeindehaus umgebende Platz.

Die Sackgasse (*də zɔkgɔs – di zokgos* – În Fundu Sacului) Gassenname.

Beim Saivan (*bɛm saivan – pun saivan* – La Saivan) Stelle am Bach, oberhalb des Dorfes (vor dem Zweiten Weltkrieg: *Ober dem Viehmarkt*). *Saivan* (rum.) = Schafstall.

Auf dem Sand (*ɔf'm zuŋt – am zɔŋt* – La Ţâglărie) Weingarten in der *Helt. Im Sand* (Grundb., K. 20), *Sand* (GB Berggem. 1931).

Die Schellwiese (*də šaləviəs – di šœlvi:zn* – rum. fehlt) heute gibt es diese Wiese im *Knarreberg* (Weingarten) nicht mehr. *Schell* – ehemaliger Großpolder Familienname).

Bei den Schiffbäumen (*bɛ də šafbi:mən – pun šifpa:mərn* – La Plopi).

Das Schilewinkel (*dət ši:ləvaiŋkəl – 's ši:ləvaiŋkəl* [selten: *šœləviŋkəl*] – rum. fehlt) Stelle am Horizont, von der gewöhnlich das Gewitter kommt, Wetterwinkel. Auch von den Landlern meist in sächsischer Lautform gebraucht.

Das Schlichte s. 3.5 und *Die Ebene.*

Der Schoberacker (*dər šu:əvərəkər – dər šo̜:bərokər* – rum. fehlt) Ackerfläche. *auß'm Schabern akern* (Handschrift 18. Jh.), *Schoberacker* (Grundb., K. 8), *Schober Acker* (Grundb., Croquis.).

Der Schöne Busch Heute unbekannt. Um 1772 ... *bis zu dem von denen Wallachen Fruntz, von denen Sachsen aber schöner Busch genennete Eich Wald...* (Acte jur., Blatt 47).

Die/Das Schrewen (*də šrɛ:vən – 's šre:vn* – Levejoare) Hutweide, Wiesen, Ackerfläche. *Schräwen* (Grundb., K. 35), *Schraven* (Grundb., Croquis), um 1772 *Schräwen Reg-Graben* (heute unbekannt; Acte jur., Blatt 47). Vgl. 3.3.

Das Schrewensbächlein (*dət šrɛ:vəntsbe̯:çəltçən – 's šre:vntspaxəl* – Părău Levejoarelor) Bächlein. Vgl. *Schrewen.*

Das Schrewerech (*dət šrɛ:vərę:ç – 's šre:vəre:ç* – rum. fehlt) Berghang (Weide), vgl. *Rech* in 3.3.

Unterm Schrewerech (*oŋdərm šrɛ:vərę:ç – uŋtərn šre:vəre:ç* – im Rum. ein Teil von: Su Frunţi) Wiese, Weide.

Der Schulgarten (*dər šuiəlguərtən – dər šu:lgå:rtn* – Lotu Şcolar) Ackerfläche *Hinter den Gärten* für den Landwirtschaftsunterricht der Schüler (im 20. Jh., vor und auch nach 1945) verwendet.

Dem Schunne Misch sein Rain (*dəs šunəmiš zɛŋ ri:n – 'n šunəmiš zä: ruan* – rum. fehlt) Ackerland neben dem Kleinpolder Weg (oberhalb der Knechtweiden).

Der Schwalweg (*dər švo̯:ləviəç – dər švo:lve:k* – rum. fehlt) Weg.

Der Schwarzbach (*dər švartsbax – dər švartsbax* – Râul Lunca, auch: Părăul Negru) Gebirgsbach, bis ins 18. Jh. streckenweise die südliche Grenze des Großpolder Gebietes. 1378 *Swartzpach* (UKB II, S. 483), 1563 ... *das Wiesenerb, welches an Tilischka stößt und in der schwarzen Bach genannt wird...* (KRASSER (1870), S. 15), *Schvartzbach* (Karte 1783).

Im Seifen (*am zeifən – in zä:fn* – În Valea Popii) Gassenname, auch Ackerfläche am Dorfrand neben dem *Seifenbach*. 1679 *Seifen* Ackergrund (KRASSER (1870), S. 44), 1864 *in dem Seifen*, 1868 *in Seifen* (Besitzurk.).

Die/Der Seifenbach (*də zeifəbo̯:x – dər zä:fnpo:x* – Valea Popii) Kleiner Bach. Den Namen Seifenbach trägt er nur von der Stelle abwärts, an der er den Wald verläßt.

Im Seifenbach (*am zeifəbo̯:x – in zä:fnpo̯:x* – Su Bărc [neu: La Teren]) Felder und Wiesen entlang des *Seifenbachs*.

Den Soldaten ihr Brünnchen Quelle am Bach, neben der Eisernen Brücke, heute nicht mehr so benannt. Um 1918 „... *as en Saldoten sänern Prindel...*" (PIRINGER Texte).

Der Spatzengraben (*dər mašəgru:əvən – dər špotsngro:m* – rum. fehlt) Drei Gräben auf der Hutweide („im Zeppen"): *Erster, Zweiter* und *Dritter Sp.* Um 1916 *Spotzengrom* (PIRINGER Texte). Diese landlerische Bezeichnung entspricht dem Großpolder Sächsischen *Maschegru^{e}wen* (sächs. *Masch* = Spatz).

Der Spieß (*dər špɛs – dər špiəs* – rum. fehlt) steil ansteigende Bergkante im Wald. Es gibt zwei „Spieße": der eine führt auf die Roder, der andere auf die Pojaner (od. „unsere") Ebene hinauf. Um 1916 *an Spieß* (PIRINGER Texte).

Beim Spitzen Stein (*bɛ:m špatsə šti:n – pun špitsn štu:an* – La Ţapă) Teil der Landstraße, am südöstlichen Rand der Dorfflur. Den – heute nicht mehr vorhandenen – Gedenkstein soll Kaiser Franz von Habsburg haben setzen lassen.

Bei der Station (*bɛ dər štatsion – pun dər štatsion* – La Gară) Ackerland beim (Großpolder) Bahnhof. Um 1916 „... *af di Statzion gian...*" (PIRINGER Texte).

Der Stationsweg (*dər štatsionsviəç – dər štatsionsve:k* – Drumu Gării) Weg, der vom Dorf zum Bahnhof führt. Vor dem Bau der Bahnlinie hieß er *Dobringer Weg*.

Beim Stein (*bɛ:m šti:n – pun štuan* – La Cheatră) Felsige Stelle im Weg Unterm Birkenrück (wo der Weg den Bach überquert).

Am Steinernen Brückel – heute unbekannt. 1676 *Unter dem Reußmärkter Weg am steinernen Brückel* Acker (KRASSER (1870), S. 86).

Beim Steinernen Trog (*bɛ:m štenəranən tro̯:x – pun štuanərnən tro̯:k* – rum. fehlt) Stelle im Bach unterm Birkenrück, an der das Wasser sich ein enges Bett durch den Stein gewaschen hat.

Beim Steinhaufen (*bɛm šti:nkləmpən – pun štuanhå:fn* – rum. fehlt) Ackerfläche *Ober der Straße*, unweit des Dorfes.

Die Steinlage Weinberg und Wiesen. *Wiesen in der Steinlage* (Grundb., K. 28; CPC 1941), *Steinlage* Weinberg (GB Bergg. 1931). Nur in Urkunden vorhandener Name für *Neuberg* und *Stilo*.

Der Steinweg Weg an der östlichen Hattertgrenze; heute ist die Benennung unbekannt. 1378 *Steinweg* (UKB II, S. 483, KRASSER (1870), S. 3; KRASSER (1870) vermutet eine ehemalige Römerstraße), *Steinveeg* (Karte 1783), *Steinweg* (Grenzbeschr. 1851).

Das Stifken (*dət štifkən – 's štifkən* – im Rum. ein Teil von: Gorgan) Weinberg. *Stübchen* (GB Berggem. 1931), *Am Stifchen* (CPC 1941). *Stifken* (sächs.) = Stübchen.

Unter dem Stifken (*ɔŋdərm štifkən – uŋtərn štifkən* – im Rum. ein Teil von: Su Gorgan) Ackerfläche.

Die Stilo (*də šti:lo – di šti:lo* – Cloştora) Vor dem Zweiten Weltkrieg Weingärten, jetzt Wiesen, Obstgarten. *Stülo* (GB Berggem. 1931, CPC 1941). Sächs. *šti:nlo̯:* „Steinlei"; zu *lo̯:* (sächs.) = Tonerde.

Unter der Stilo (*ɔŋdər dər šti:lo – uŋtər dər šti:lo* – im Rum. ein Teil von: În Cloştoră) Wiesen.

Der Stilowald (*dər šti:lobaš – dər šti:lovo:lt* – im Rum. ein Teil von: În Cloştoră) Wald.

Am Stoß (*uəm štuis – am što̯:s* – La Pripon) Steiler Anstieg in der Ganz Alten Straße.

Ober der Straße (*uivər dər štro̯:s – o̯:bər dər štro:sn* – Din Sus de Asfalt) Ackerland. *Ober der Reußmärkter Landstrasse* (Grundb., K. 3, 5). Neuerdings auch *Oberm Asphalt*.

Unter der Straße (*ɔŋdər dər štro̯:s – uŋtər dər štro:sn* – Din Jos de Asfalt) Ackerland. 1676 *Unter dem Reußmärkter Weg* (KRASSER (1870), S. 86), *Bei Reismärcker Weg* (Handschrift 18. Jh.), *Unter der Reußmärkter Landstraße* (Grundb., K. 7), *unter der Landstraße* (Besitzurk. 1864).

Telscha Bach. Name heute unbekannt. Der Bach *Telscha* ergießt sich, von Süden kommend, im Dorf Tilişca in den Schwarzbach (KRASSER (1870), S. 9). 1378 *Teltscha* (UKB II, S. 483). *Riv Teltsa seu Telisha, Tiliskutza*, „von den Rodern *Paruo Pestilor* genannt" (Karte 1783).

Der Ternberg (*dər tarmbriç – dər tɛ:rnpɛ:rk* – Butila) Bewaldete Anhöhe. 1765 *Termbrig* (Acte jur., Blatt 45), *Ternberg* (*vallachice Butilla*) (Karte 1783), *Ternberg* (Grundb., K.35), *Unter dem Ternberg* Wiese (CPC 1941). Zu: *Ternen* (sächs.) = Kornelkirschen (s. SSWB I, S. 523 unter *Berg*).

Der Teufelsaltar (*dər deivəltsę:ltər – dər tä:vəltsoltå:r* – Altaru Dracului) Oben an einem Berghang emporragender Stein.

Die Teufelsbrücke (*də deivəltsbrak – di tä:vəltsprukŋ* – Podu Ţâganului [neuerdings auch: Podu Dracului]) Höchste Eisenbahnbrücke auf Großpolder Hattert. Geht über den *Zigeunergraben* (nach einigen: *Teufelsgraben*).

Der Teufelsgraben s. *Die Teufelsbrücke.*

Der Tiefe Graben (*dər dɛf gruəvən – dər tiəfi gro:m* – Părău iel Mare) Graben am Dobringer Hügel. *Land beim Tiefengraben* (Besitzurk. 1943).

Auf der Troten s. *Das Trotenbrünnchen.*

Das Trotenbrünnchen (sächs. nicht mehr bekannt – landl. *trǫtnpriŋdəl*) Quelle, heute: *Veteranerbrünnchen.* Um 1916 *Trottnprindel, Trotenprindel* (PIRINGER Texte).

Auf der Troten, Teil des Hügels, an dessen Fuß das *Trotenbrünnchen* liegt.

Das Tunnel (*dət tuna:l – 's tunœl* – Tunelu) Der Tunnel.

Ober dem Tunnel (*uivərm tuna:l – obərn tunœl* – Deasupra Tunelului) Wald, Wiese.

Auf dem Tunnel (*ɔf'm tuna:l – am tunœl* – Pe Tunel) Wald.

Unter dem Tunnel (*ɔŋdərm tuna:l – uŋtərn tunœl* – Din Jos de Tunel) Obstgarten.

Die Tunnelbrücke (*də tuna:lbrak – di tunœlprukŋ* – Podu de la Tunel) Eisenbahnbrücke.

Bei der Überfahrt (*bɛ dər iəvərfuərt – pun dər i:bərfå:rt* – La Pasaj) Stelle, an der ein Weg oder die Landstraße die Bahnlinie überquert.

In der Umperkaul (*an dər umpərkɔəl – in dər umpərkå:l* – La Pescărie) Ackerfläche. *in der Ampert Kaul* (Testament 1711), *umperkaul* (Grundb., K. 29). Vgl. 3.4.

Beim Umperklamchen (*bɛ:m umpərklamçən – pun umpərklamçən* – Din Jos de Gheorghe-a Ievi [= Evi]) Ackerfläche. Vgl. 3.4.

Der Untere Resch (*dər ɔŋdəršt raš – dər uŋtri reš* – Lunca de Jos) Wiesen, Ackerland.

Der Unterste Furlenk (*dər ɔŋdəršt furləŋk – dər uŋtəršti furləŋk* – La Vad) Ackerland. *Furlenk* (sächs.) = Feldstück.

Das Veteranerbrünnchen (*dət vetera:nərbrantçən – 's vetera:nərpriŋdəl* – Şipotu Veteranilor) Quelle.

Beim Viehfriedhof (*bɛm fɛ:fritəf – pun fi:çfrä:tof* – La Progadia Vitelor [gesprochen: *jitelor*]) Ackerland, Wiese, Sträucher.

Beim Viehmarkt (*bɛ:m fɛ:gǫ:rmərt – pun fi:çmå:rk* – La Târgu de Vite [gesprochen: *jite*]) Weideplatz.

Ober dem Viehmarkt – vgl. *Beim Saivan.*

Im Vogelsgesang (*am fijəltsgəzuŋt* (!) – *in fe:gəltsksɔŋ* – Vii [gesprochen: *ji:*] din Părău) Weingarten (in Waldesnähe). *Vogelgesang* (GB Bergg. 1931).

Beim Wächterhäuschen (*bɛ:m vɛ:çtərheiskən – pun veçtərhä:zəl* – La Canton) Die (ehemaligen) Häuschen der Bahnwärter.

Das Warech (*dət vǫ:reç – 's vå:reç* – Spre Niercurea [= Miercurea], gesprochen *njerkurea*) Gassenname. Vgl. 3.1.

Bei der Walachischen Mühle (*bɛ: dər blę:šər mil – pun dər valoxišn mʏl* – La Moara lu Şofron) Unteres Ende der *Seifen*-Gasse.

Beim Walachischen Saal (*bɛ:m blę:šə za:l – pun valoxišn za:l* – La Zal; neu: La Cămin) Platz neben dem rumänischen Gemeindehaus.

Bei der Walachischen Schule (*bɛ: dər blę:šər šuiəl – pun dər valoxišn šu:l* – La Şcoala Românească) Platz neben der rumänischen Schule.

Im Wäldchen (*am baškən – in valdəl* – În Pădurice) Weinberg.

Bei der Weide s. *Graben bei der Weiden.*

Beim Weiger seinen Kirschbäumen (*bɛ: dəs Va:jər zɛŋə kiršəbi:mən – pun Vaigər zä:n kiršpa:mərn* – La Cireşăii lu Weiger) Kirschgarten (*Weiger* ist Hausname für eine der *Rieger*-Familien).

Beim Weiher (*bɛ:m vǫ:ər – pun vå:r* – Su Gorgan) Ackerfläche, vor dem zweiten Weltkrieg z.T. Wiesen. *Weyer* (Grundb., Croquis).

Das Weiße Brünnchen (*dət veis brantçən – 's vä:si priŋdəl* – rum. fehlt) Quelle auf der *Ebene.*

Das Winkel (*dət vaiŋkəl – 's viŋkəl* – rum. fehlt) Gassenname.

Die Zeierwiese (*də tsaiərviəs – di tsaiərvi:zn* – rum. fehlt) Nach ihrem (ehemaligen) Besitzer benannte Wiese (neben dem *Stilowald*).

Der/Das Zeppen (*dər tsapən – 's tsepm* – După Dumbravă) Hutweide.

Bei der Ziegelscheuer (*bɛ: dər tsajəlšeiər – pun dər tsiəgəlšajər* – La Ţâglărie).

Die Zigeunerbrücke (*də tsiguənəbrak – di tsigä:nərprukŋ* – Podu de la Varniţă) Eisenbahnbrücke, erste Brücke unterhalb der „Galischen Station".

Der Ziegunergraben (*dər tsiguənəgruəvən – dər tsigä:nərgro:m* – Părăul Ţâganului). Selten: *Teufelsgraben.*

Der Zigeunersteig (*dər tsiguənəštęç – dər tsigä:nərštaik* – Calea Ţâganului) Feldweg.

Im Zigeunersteig (*am tsiguənəštęç – in tsigä:nərštaik* – În Calea Ţâganului) Ackerland. *beym cziganyweg* (Handschrift 18. Jh.).

Unterm Zigeunersteig – heute nicht mehr gebrauchte Benennung. Ackerland. *untern Zigeuner Steg* (Grundb., K. 7), *Unter dem Zigeuner steg* (Grundb., K. 10), *unterm Zigeuner Steig* (Grundb., Croquis), *Unter dem Zigeunersteig* (CPC 1941, dazu Anmerkung des Eigentümers: *Schoberacker, was die Bahn abtrennt*).

Rumänische Flur- und Gassennamen, die keine deutsche Entsprechung haben

Pe Lângă Antonie – Gäßchen neben dem rumänischen Saal.
Boltoaca Dii – Stelle, wo der Graben, der aus den *Birnbäumen* kommt, in den *Seifenbach* mündet (vom Namen *Dia Dragomir* abgeleitet).
La Budalău – im Tiefen Graben, gleich unterhalb der Bahnlinie.
Calea ie Afundă – Weg, *an der Leite* entlang.
La Crucea lu Loambu – Wegkreuz im *Hiewes*, wo der *Tilischker Weg* die *Alte Straße* verläßt (nach *Hampu*, genannt *Loambu*).
Fânaţu lu Emil – Wiese unterhalb der Zigeunerbrücke.
Fântâna Iancului – Brunnen an der südlichen Hattertgrenze.
Fântâna Vanului – Quelle neben dem Honeschgraben, nahe der Kleinpolder Straße (*Vanu* = Abkürzung von *Ivan*).
Gurguleu – Berg zwischen *Kalstein* und *Teufelsbrücke*.
Pământu iel Galben – Stelle im Wald, unterhalb des Tunnels.
Părău Ţâglăriei – Graben neben der Landstraße, der aus den *Birnbäumen* zum Dorf geht.
Părău Vanului – Graben vom *Kalten Hügel* in den *Seifenbach* hinab.
Pe Râchi (Râpi = Abhänge) – Gasse, die auf das *Küpchen* geht.
Pe Rozolu Vanului – Oberes Ende der Gasse Uliţa de Jos.
La Scăldători – Umgebung eines Badebeckens neben dem *Seifenbach*.
La Scaun – Stelle, wo sich der *Roder Weg* mit dem Weg, der über den *Flachsboden* geht, trifft.
Uliţa de Jos – Gasse (Verbindung zwischen Frecăţăilor und Landstraße).
Ulita Frecăţăilor – Verbindungsgasse zwischen *Kaltem Hügel* und *Seifen*.
Zăpodia – Große Ackerfäche, begrenzt von der Bahnlinie, der *Kleinpolder Straße* und dem *Honeschgraben*.

Verzeichnis der verwendeten Archivquellen und Wörterbücher

Die vom Autor benutzten handschriftlichen Quellen, historischen Karten und Wörterbücher werden im folgenden in alphabetischer Reihenfolge der gebrauchten Abkürzungen aufgelistet. Andere Publikationen, auf die in der Arbeit verwiesen wird, sind im Literaturverzeichnis enthalten.

Acte jur. = Acte juridice neînregistrate IV/2. (Handschriften im Staatsarchiv Hermannstadt).

Besitzurk. = handgeschriebene Kaufverträge, Schenkungsurkunden und Zahlungsbestätigungen aus Großpold (beim Autor).

CPC 1941 = Coală de posesiune cadastrală nr. 1115, Josef Bacher, Großpold Nr. 153 (gegenwärtige Hausnummer 170), ausgestellt 1941. (Vom Gemeindeamt ausgestellte Liste der von Josef Bacher im Jahr 1941 besessenen Landflächen; im Familienbesitz Josef Bacher).

Dicţionar explicativ = Dicţionar explicativ al limbii române (Erklärendes Wörterbuch der rumänischen Sprache), Bukarest 1984.

GB Bergg. 1931 = Grundbuch der Berggemeinde 1931 (Berggemeinde = Gesamtheit der Weinbauern des Ortes; das Heft mit handschriftlichen Eintragungen befindet sich bei Hans Rechert in Großpold, Hausnummer 432).

Grenzbeschr. 1851 = Gränzbeschreibung der Steuer Gemeinde Groß-Pold. Nr. 80. Handschrift aus dem Jahr 1851. Im Archiv des Bürgermeisteramtes Reußmarkt.

Grundb. = Grundbuch der Gemeinde Großpold (ohne Angabe des Jahres; wahrscheinlich in den Jahren 1860-70 entstanden; befindet sich im Grundbuch-Archiv Hermannstadt).

Handschr. 18. Jh. = undatierte Handschrift im Kirchenarchiv Großpold, Faszikel IV. Da keine landlerischen Namen vorkommen, dürfte die Handschrift vor 1750 entstanden sein.

Karte 1783 = Delineatio Terreni inter pagos Nagy-Apold et Etsellö controversi conflicta Anno 1783 per I Bedaeus de Scharberg. (Die Karte befindet sich beim evangelischen Pfarramt Großpold).

Langenscheidts TWB = Langenscheidts Taschenwörterbuch Russisch, Berlin und München 1960.

Luxemb. WB = Luxemburger Wörterbuch, Luxemburg 1950-1975.

PIRINGER Texte = PIRINGER, Otto: Handschriftliche Sammlung von Texten in Großpolder landlerischer Mundart. (Die Texte wurden auf Veranlassung des Gemeindepfarrers O. Piringer von Großpolder Jugendlichen in den Jahren 1915–1917 geschrieben; beim Autor).

Restantien Reg.	= Restantien Register. Kirchenarchiv Großpold, Urkunden IV.
Rheinisches WB	= Rheinisches Wörterbuch, Bonn 1928 ff.
Skizze 1893	= Skizze (Handzeichnung) der Großpolder Gemeindeflur aus dem Jahr 1893. (Im Archiv des Bürgermeisteramtes Reußmarkt).
SSWB	= Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch, Bd.1,2, Berlin und Leipzig 1924, 1925, Bd. 3,4,5, Bukarest, Berlin 1971, 1972, 1975, Bd. 6, Bukarest, Köln-Weimar-Wien 1993.
SSWB R	= Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch, Bd. 5 (alte Numerierung), Buchstabe R, Berlin und Leipzig 1931.
Teilungsurk.	= handgeschriebene Teilungsurkunde aus dem Jahr 1643. Kirchenarchiv Großpold, Urkunden II.
Testament 1711	= Testament, handschriftlich im Kirchenarchiv Großpold, Urkunden IV.
WAHRIG	= WAHRIG, Gerhard: Deutsches Wörterbuch, München 1986.
WEBER	= WEBER, Mathias (um 1990) : Handschriftliche Sammlung Hamlescher Flurnamen.

Literatur

BOTTESCH, Martin (1998): Zur Landwirtschaft in Großpold zwischen den beiden Weltkriegen. In: Studii şi comunicări de etnologie. Nr. XII. (Zeitschrift der: Academia Română. Institutul de cercetari socio-umane Sibiu)

CSALLNER, Robert / HUSS, Richard (1934): Flurnamen des Nösnergaues, Bistritz.

HENNING, Michael, M. NUTZ und Gerhard SCHASER (1940): Das Landler Buch. Hermannstadt.

KISCH, Gustav (1905): Vergleichendes Wörterbuch der Nösner (siebenbürgischen) und moselfränkisch-luxemburgischen Mundart usw. In: Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, Bd. 33, S. 1-273.

KRASSER, David (1870): Geschichte des sächsischen Dorfes Großpold in Siebenbürgen. Hermannstadt.

Landlerbuch – s. HENNING, Michael, M. NUTZ und Gerhard SCHASER (1940).

MELTZL, Oskar v. (1885): Statistik der sächsischen Landbevölkerung in Siebenbürgen. In: Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, Bd. 20.

MILDT, Richard (1991): 700 Jahre Urwegen, Thaur.

SCHULLER, Johann Karl (1865): Siebenbürgisch-sächsische Eigennamen von Land und Wasser, Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, Bd. 6 (Neue Folge), S. 328 – 422.

UKB = Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen (1892 ff). Hermannstadt.

WOLFF, Johann (1891): Beiträge zur siebenbürgisch-deutschen Agrargeschichte, Gymnasialprogramm Mühlbach 1890/91.

Werner Sedler

Weinbau und Winzerterminologie der Landler von Großpold

1. Einleitung

1.1. Der Weinbau in Siebenbürgen

Es gibt in Siebenbürgen Kulturpflanzen, die das wirtschaftliche Auf und Ab ganzer Landstriche geprägt haben. Zu ihnen gehörte über viele Jahrhunderte die Weinrebe. Die Geschichte der siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaft kennt zwar noch andere, aber nicht allzu viele Beispiele solcher Art. Einen ähnlichen Einfluß auf das wirtschaftliche Potential der ländlichen Ortschaften haben nach ihrer Einführung nur noch der Mais und die Kartoffel gehabt, auch erhöhte, vornehmlich im Burzenland um die Jahrhundertwende (1900), der Zuckerrübenanbau die Geldeinkünfte der Bauern und damit merklich auch deren Wohlstand.

Über die wirtschaftliche Bedeutung des Weinbaues bei den Sachsen Siebenbürgens – er wurde allerdings nie als Monokultur betrieben – ist schon relativ viel geschrieben worden. Eine flächendeckende Aufzeichnung und Erarbeitung der Winzerterminologie steht allerdings noch aus und ist auch – wohl zum Großteil durch die Auswanderung bedingt – nicht mehr durchführbar. Entscheidend für unseren Entschluß, die Winzerterminologie der Großpolder Landler zu untersuchen, waren folgende Faktoren:

- In keiner der drei Landlergemeinden erreichte jemals eine andere Kulturpflanze eine so große wirtschaftliche Bedeutung wie die Weinrebe in Großpold.
- In den Herkunftsgebieten der Großpolder Landler (es kamen ca. zwei Drittel aus dem Land ob der Enns und ein Drittel aus Kärnten) wurde kaum Weinbau betrieben, so daß anzunehmen ist, daß diese ihn von den Sachsen übernahmen. Eine vergleichende Studie der Winzerterminologie beider Ortsmundarten (der landlerischen und der sächsischen) wäre von Interesse, würde aber den Rahmen dieser Arbeit bei weitem sprengen.
- Der Weinbau hat sich, was Arbeitstechniken und -schritte, Erziehungsart des Rebstockes und die Weinzubereitung betrifft, in den vergangenen 800 Jahren kaum wesentlich geändert. Die Vorfahren der Siebenbürger Sachsen kamen größtenteils aus Weinanbaugebieten. Es kann daher mit Sicherheit behauptet werden, daß sie den Weinbau nicht erst in Siebenbürgen von anderen Völkerschaften übernommen haben. Eine diesbezügliche Untersuchung der Kleinschelker sächsischen Winzerterminologie durch den Autor[1] dieses Beitrages bestätigt diese Annahme. Die ger-

1 SEDLER (1988).

manischen Stämme haben ihrerseits den Weinbau von den Römern erlernt, dementsprechend ist das Vorhandensein von lateinischen Lehnwörtern auch folgerichtig im Großpolder landlerischen Winzerfachwortschatz anzunehmen und zu überprüfen. Es sind dazu möglicherweise vorhandene eigenständige Prägungen aufzufinden und herauszustellen. Auch eine vergleichende Studie der landlerischen mit der rumänischen Winzerterminologie des Ortes würde sicher äußerst relevante kulturhistorische Fakten ans Licht fördern.

- Im Weinbau gibt es eine große Anzahl Pflegearbeiten und eine mannigfaltige Gerätschaft, auch gehören die Teile des Weinstockes, die Weinsorten, Flurnamen u. a. zum Fachwortschatz der Winzer.

Da im Weinbau viel mehr als im übrigen Feldbau Fachkenntnisse benötigt werden, die Pflegearbeiten termingerecht (oft auf Tage oder sogar Stunden beschränkt) durchgeführt werden müssen, die Weinzubereitung äußerste Sorgfalt abverlangt, ergeben sich große Unterschiede zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen am Ort. Diese Tatsache zwingt regelrecht zu einer interdisziplinären Betrachtungsweise der Erscheinung „Weinbau". Soziologische, vor allem interethnische, aber auch arbeitstechnische Untersuchungen ergänzen die hauptsächlich linguistisch orientierte Arbeit.

1.2. Fragebogen und Gewährspersonen

Ausgangspunkt für unsere Untersuchung war das „Questionnaire zum Wortatlas der kontinentalgermanischen Winzerterminologie", erarbeitet von Prof. Dr. Wolfgang Kleiber von der Universität Mainz. Der Fragebogen wurde fallweise erweitert bzw. den siebenbürgischen Verhältnissen (z. B. der Mehrsprachigkeit) angepaßt.

Eine diachronische Dokumentation der Großpolder Winzerterminologie ist durch diesen Beitrag nicht beabsichtigt und wohl auch kaum möglich. Darum beschränken wir unsere Untersuchung auf den synchronen, rezenten Fachwortschatz. Da in einem kompakten Ort, wie im Falle Großpolds, innerhalb einer Sprachgruppe (der Landler) keine fachsprachliche Heteronymik zu erwarten ist, wurden nur drei Winzer als *Gewährspersonen* herangezogen, wobei das gesamte Questionnaire nur mit Hans Rieger (geb. 1926 in Großpold) durchgearbeitet wurde. Er erlernte den Weinbau bei seinem Vater Johann Rieger (geb. 1901) und dem Großvater mütterlicherseits, Martin Glatz (geb. 1877). Zusätzlich wurden noch Samuel Glatz (geb. 1919) und Johann Pitter (geb. 1931) zum Themenbereich „Der Weinstock und seine Teile", „Flurnamen" und „Winzerbrauchtum" befragt. Die Aufnahmen erfolgten zwischen März 1994 und März 1995 in Großpold und Augsburg. Zusätzliche Informationen lieferte uns Martin Bottesch (Hermannstadt), ein gebürtiger Großpolder Landler. Diese sind im Text, insofern sie von den Aussagen unserer drei Gewährspersonen abweichen oder diese ergänzen, mit den Namensinitialen (M. B.) gekennzeichnet.

2. Geschichtlicher Rückblick

2.1. Siebenbürgen als Weinland

In den ehemals, z. T. auch heute noch von Sachsen bewohnten Teilen Siebenbürgens gibt es drei größere Landstriche, in welchen großflächig Weinbau betrieben wird. Es ist dies das Zwischenkokelgebiet, als „Weinland" bekannt, der Unterwald und Nordsiebenbürgen. Im Harbachtal, dem sogenannten „Haferland", und im Burzenland sind großflächige Weinanlagen nicht mehr vorhanden. Daß in den klimatisch weniger günstigen Randgebieten in vergangenen Jahrhunderten dennoch Weinbau betrieben wurde, ist historisch belegt. Zugleich deuten historische und rezente Toponyme auf ehemalige Rebanlagen hin. So gab König Sigismund (1387–1437) im Jahre 1435 einen Erlaß über die Abgabe des kirchlichen Weinzehnten, der *alle* Sachsen Siebenbürgens betraf.[2] G.A. Schuller vertritt sogar die Meinung: „Wir können wohl getrost sagen, daß hier kein Ort ohne Weinberg gewesen ist, daß die eingewanderten Sachsen gleich der anfänglichen Rodung und Aufteilung auch Weinberg-Anlagen machten und jedem Wirten in jeder Lage ein bestimmtes Stück zugewiesen wurde, gleich wie sie die Ackergewannen teilten".[3] Die älteste erhaltene Urkunde, die auf den Weinbau in Siebenbürgen Bezug nimmt, wurde von Andreas II. im Jahre 1206 ausgestellt. Den sächsischen Siedlern von „Chrapundorf" (Ighiu bei Karlsburg/Alba Iulia), „Krako" (Cricău) und „Rams" (Rumes/Romos) wird darin die Befreiung vom Zehnten ihrer Weinberge zugesagt.[4] Den Einwohnern derselben Orte wird im Jahre 1238 durch König Bela die Befreiung von den Weinabgaben bestätigt.[5] Auch in der Gegend von Mediasch muß es schon im gleichen Jahrhundert Weinberge gegeben haben, da im Jahre 1283 Petrus, Bischof von Siebenbürgen, beurkundet, daß das siebenbürgische Domkapitel drei Quarten des ihm zustehenden Zehnten von „Feldfrüchten, *Wein* [Hervorheb. d. Verf.], Bienen, und Lämmern in Mediasch den Pfarrern daselbst auf ihre Bitten gegen jährlich 40 Mark Silber" hinterlassen habe.[6] In der Hermannstädter Gegend ist der Weinbau auch schon 1206 belegt. Eine Urkunde aus diesem Jahre bestätigt dem Wallonen Johann Latinius, der in dem Ort „Riuetel" bei Hermannstadt wohnt, den freien Besitz seiner Weinhalden,[7] 1223 werden auch ein Weinberg „mons vineanum" bei Michelsberg im Besitz der Hermannstädter erwähnt.[8]

---

2 SCHULLER (1895), S. 56.
3 a.a.O.
4 URKUNDENBUCH, Bd. I, Nr. 17.
5 URKUNDENBUCH, Bd. I, Nr. 59.
6 URKUNDENBUCH, Bd. I, Nr. 135.
7 URKUNDENBUCH, Bd. I, Nr. 16.
8. URKUNDENBUCH, Bd. I, Nr. 38.

Im 14. und 15. Jahrhundert verbreitete sich der Weinbau in allen Gebieten Siebenbürgens, in denen Klima und Bodenbeschaffenheit es zuließen. 1323 gab es Weinberge sogar in Talmesch. Der dortige GRÄF NIKOLAUS schenkte seinem „Eidam" (Schwiegersohn) die Hälfte einer Mühle, einen Hof und sieben Joch Weingärten.[9] Auch gehörte 1478 der Wein neben den Gewerbeerzeugnissen zu den Hauptausfuhrartikeln der Sachsen. Es lohnte sich damals, trotz Zollschranken und hoher Transportkosten den Wein nach Ungarn und von dort weiter nach Westen zu bringen.[10]

Aus einer im Bistrizer Archiv aufbewahrten Urkunde geht hervor, daß die Gauversammlung der freien Männer des Nösnergaues im Jahre 1367 beschloß, niemand dürfe Weine, „die außerhalb des Gaues gewachsen, in diesen einführen [...] bei Verlust des Weines und des besten Gespannes am Wagen"[11], und dieses beginnend mit der Weinlese bis zum Feste Jacobi (25. Juli).

Abgesehen von der Andreanischen Urkunde aus dem Jahre 1206 und einer zweiten, datiert 1295, ist für die anderen sächsischen Orte des Unterwaldes der Weinbau dokumentarisch relativ spät belegt. Es ist aber anzunehmen, daß er – ansiedlungsbedingt – kaum dem der anderen von Deutschen bewohnten Gebieten Siebenbürgens zeitlich nachhinkte. In einer Urkunde aus dem Jahre 1524, zitiert von G. A. SCHULLER,[12] wird der Weinbau im Stuhlsvorort Mühlbach ausdrücklich erwähnt. Bezüglich der Gemeinde Großpold gibt es allerdings einen viel früheren dokumentarischen Beleg, der Schuller anscheinend nicht bekannt war.

Der oben erwähnte PETRUS, Bischof von Siebenbürgen, erteilte im Jahre 1295 den deutschen Bewohnern von Schard (Şard bei Karlsburg) die Freiheit, „ihre Häuser, Weinberge, oder was sie sonst durch ihrer Hände Fleiß sich geschaffen, ungehindert verkaufen oder verschenken zu dürfen, an wen sie wollen."[13] Diese „Freiheit", auch die Weinberge „an wen sie wollen" zu verkaufen, ist noch lange kein Nachweis dafür, daß die Weinberge privates Eigentum waren. Sie gehörten zwar nicht zum „freien Feld" und waren damit, ihrer Eigenart entsprechend, dem Brachzwang und Weidegang nicht unterworfen, blieben aber noch lange im Besitz der Marktgenossenschaft. Diesbezüglich muß erwähnt werden, daß die Hermannstädter noch 1582 einen alten Beschluß erneuerten, wonach ein Bürger, welcher drei Jahre lang seine Weingärten am Alten Berg nicht bearbeitet, sie mit „allen Stöcken und Stecken" an einen andern abtreten müsse. Noch 1653 beschließen die Seligstädter, „daß ein Mitbürger einen Weingarten, den er auf gemeine Erd angelegt hat, nicht frei verkaufen, sondern [...] an Freunde" (das sind

9 FABINI (1860), S. 12.
10 ARCHIV, S. 105.
11 ACKER (1993), S. 16.
12 SCHULLER (1895), S. 81.
13 FABINI (1860), S. 12.

Verwandte) überlassen müsse.[14] 1658 beschließen die Zieder, daß niemand Weinberge an Fremde verkaufen dürfe.[15] Somit wird die alte Rechtsordnung des gemeinschaftlichen Bodenbesitzes aus der Ansiedlungszeit in Einzelfällen auch noch beinahe ein Jahrhundert nach der Einführung des „Eigen-Landrechtes" 1583 angewandt.

Im 16. Jahrhundert begann der Weinbau vor allem in den sächsischen Randgebieten als Folge der Türkenkriege zurückzugehen. Strenge Winter vernichteten ganze Weinhalden in Kronstadt und den umliegenden Burzenländer Dörfern.[16] Der Rückgang setzte sich im 17. und 18. Jahrhundert fort. Ende des 18. Jahrhunderts wurde in Wolkendorf/Kronstadt der Versuch unternommen, Weinberge neu anzulegen, ein Versuch, der aber nicht den erhofften Erfolg brachte.[17] In der Statistik Oskar von Meltzls (1886) werden 49 sächsische Gemeinden aus den Randgebieten angeführt, in denen es keine Weinberge mehr gibt.[18]

Im zweiten Teil seiner Arbeit „Der Weinbau in Siebenbürgen"(1859) schreibt Johann Fabini, eine Schimmelkrankheit der Weinrebe sei schon in Italien und Frankreich, in der Schweiz, in England und Griechenland vorhanden, Siebenbürgen kenne sie aber noch nicht. Ende der achtziger Jahre (des 19. Jahrhunderts) entdeckte man in Mediasch an den Wurzeln der Weinstöcke die Reblaus (Phylloxera vastatrix). Hinzu kam noch die Peronospora (der Falsche Mehltau), so daß innerhalb von zehn Jahren durch diese aus Amerika eingeschleppten Schädlinge große Teile des siebenbürgischen Weinbaues vernichtet wurden. Dieses war für die sächsischen Weinbauern ein harter Schlag, zumal ihre wirtschaftliche Existenz in höherem Maße als die anderer Völker Siebenbürgens vom Weinbau abhing. 1886 befanden sich von 17.406 Joch Gesamtweinbaufläche in Siebenbürgen mehr als ein Drittel in sächsischem Besitz, wobei die sächsische Bevölkerung nur ein Neuntel der gesamten Bevölkerung dieses Gebietes ausmachte. Da eine Neubepflanzung der Weingärten mit veredelten Reben auf amerikanischen Unterlagen äußerst kostspielig und zeitraubend war, ging die Weingartenfläche im gesamten Siebenbürgen stark zurück, so daß ganze Landstriche verarmten. Dieser Umstand veranlaßte viele sächsische Bauern, nach Amerika auszuwandern. Es ist ein Verdienst des siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsvereines, durch die Anlegung von Rebschulen den Bauern die Neubepflanzung erleichtert zu haben. Lehrgänge und Vorträge erweiterten das Fachwissen der Weinbauern, und so kann die Weinbaukrise schon etliche Jahre vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges als überwunden betrachtet werden, wenn auch der Abschluß der Wiederbepflanzung später anzusetzen ist.

---

14 SCHULER v. LIBLOY (1867), S. 364.

15 Kirchenarchiv der Gemeinde Zied.

16 SCHULLER (1895), S. 56/57.

17 ACKER (1993), S. 18.

18 MELTZL (1886), zitiert nach ACKER (1993), S. 16.

2.2. Der Wein als Leitwährung

Es gibt, beginnend mit dem 16. Jahrhundert, zahlreiche Dokumente, aus denen anhand des Weinpreises Vergleiche mit anderen Erzeugnissen vorgenommen werden können. Das umfangreichste ist allerdings das „Mediascher Stadtbuch" (1501–1858). Die Eintragungen legen anfänglich nur den Geldwert des Mostes fest (den Wert eines Eimers, das sind 11,32 Liter). Erst in den späteren Jahren kommen noch Anmerkungen bezüglich der Qualität und Quantität des Mostes, der Witterung u. a. hinzu. Jeweils im Herbst wurde die sogenannte „Sossung" vorgenommen und bestimmt, wieviel Frucht und Geld für ein Faß Wein gegeben werden durfte. Somit kann durch den Preisvergleich gleichzeitiger Fechsungen die relative Güte eines Weines beurteilt werden.

Im Jahre 1628 limitierte der Hermannstädter Rat als ständiger Ausschuß der Sächsischen „Nationsuniversität"[19] ein großes Faß Wein:
- in Arbegen auf 3/4 Kübel Haber (Hafer) und 1 Fl. und 60 Den.;
- in Birthälm auf 1 Kübel[20] Haber, 3 Fl. und 75 Den.

Zum Vergleich die Preise im Unterwald:
- Großpold 1/2 Kübel Haber, 1 Fl., 50 Den.
- Reußmarkt 1/2 Kübel Haber, 1 Fl., 60 Den.
- Urwegen 3/4 Kübel Haber, 1 Fl., 75 Den.
- Hamlesch 1 Kübel Haber, 1 Fl., 75 Den.
- Kelling 1 Kübel Haber, 1 Fl.

Im „Mediascher Stadtbuch" sind die durchschnittlichen Wein- bzw. Mostpreise für beinahe alle Fechsungen aus dem Zeitraum von 358 Jahren (es fehlen 91 Jahrgänge) festgehalten. Hier einige willkürlich herausgegriffene Beispiele. Im Jahre
- 1501 kosteten 14 Eimer Most 1 Fl. (= ung. Gulden)
- 1530 kosteten 20 Eimer Most 1 Fl.
- 1617 kosteten 9 Eimer Most 1 Fl.
- 1688 kosteten 3 Eimer Most 1 Fl.
- 1733 kosteten 2 Eimer Most 1 Fl.[21]

---

19 Die „Universitas Saxonum" war zwischen 1486 und 1876 die oberste politische Verwaltungs- und Gerichtsbehörde der Siebenbürger Sachsen.

20 „Kübel" ist ein siebenbürgisches Hohlmaß, das vier Viertel, acht Eimer bzw. 90,6 Liter faßt.

21 S. a. ACKER (1993), S. 40 ff.

Der hohe Stellenwert, den der Wein als Zahlungsmittel in Großpold besaß, läßt sich an dem bis heute erhaltenen Brauch ablesen, Kirchensteuern bei Geldmangel in Wein begleichen zu dürfen.

2.3. Die Weinbautradition in Grosspold

David Krasser hat in seiner „Geschichte des sächsischen Dorfes Großpold“[22] eine gründliche Auswertung des gemeindeeigenen Archivs vorgenommen, wobei aus der wiederholten Erwähnung des Weinbaues und des Weines in unterschiedlichen Kontexten und Jahrhunderten die große Bedeutung, die diesem Landwirtschaftszweig in Großpold zukam, ersichtlich ist. So kaufte diese Gemeinde 1462 von den Brüdern Johann und Ladislaus Kerek für 26 Gulden ein Gehöft, „ein ansehliches Ackergebiet, zwei Joch Weingärten auf dem 'Gaysperg' und 'Bachoff' und 1/12 Mühlenanteil an dem Schwarzbach“.[23] In dem folgenden Jahrhundert schweigen die Großpolder Quellen allgemein. Die Türkeneinfälle erschütterten den Unterwald, und auch Großpold wurde nicht verschont. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts, 1616, wird in einem Urteil der Nationsuniversität den Großpoldern bewilligt, „allerlei Getreide – mit Ausnahme von Korn – item allerlei Bauholz, Weinpfähle“ zu verkaufen.[24] Weitere den Weinbau betreffende Eintragungen sind den im Jahre 1616 einsetzenden Rechnungsbüchern und Hannenregistern zu entnehmen. So ist ersichtlich, daß im Jahre 1622 Mühlbacher Maurer die Burgmauern ausbesserten. „Die Summe der Ausgaben erreichte die Höhe von 2062 Fl., 9 Denar, da ein Ochse 4 bis 7 Fl., ein Schwein 1 1/2 bis 3 Fl. und ein Faß Wein zu 40 Eimer (Siebenbürger) 10 bis 14 Fl. gekostet hat.“[25] Aus demselben Rechnungsbuch erfahren wir (die ausführliche Eintragung machte Schulrektor Michael Schobel): „Denn Gott der Allmächtige im Jahre 1671 am dritten Tage August dermaßen seine Hand über uns ausstreckte, da er uns durch schädliche Hagelruthen den Vorraht des Brodtes, des Mostes und Getreide von dem Maule genommen [...] Es sind aber unsere Weingärten durch Hagelstein dermaßen zerhackt worden, daß man ein einziges grünes Blatt, viel geschweige eine Traube oder Weinbeere nicht hat finden können“.[26] In dieser Beschreibung werden auch Flurnamen angeführt: „in der großen Helt, Katzling und Reichmann [...] die Altberger“.[27] Mißernten und steigende Ausgaben zwingen ein Jahr darauf, 1672, die Gemeindeführung, einen Schulderlaß anzuordnen: „daß wir alle Hannenschulden vom Jahre 1640 bis 1660 wegschlagen“. Begrün-

22 KRASSER (1870).
23 KRASSER (1870), S. 12–13.
24 KRASSER (1870), S. 19.
25 KRASSER (1870), S. 21.
26 KRASSER (1870), S. 28f.
27 KRASSER (1870), S. 29.

det wird dieser Beschluß damit, „daß damals bekanntlich der Wein Achtelweise den Gästen sei aufgetragen worden, wobei es öfters vorgekommen, daß die Maaß noch halb mit Wein voll gewesen, wenn man eine frische geholt und dann die frisch geholte Hälfte wieder als ganze Maaß auf das Kerbholz gekommen sei, zweitens sei öfters das halbe Theil Wasser gewesen."[28] Diesen und weiteren Anschuldigungen, „es sei vom Käse, Speck und dergleichen alles auf's Höchste gerechnet worden, wodurch ein großes Register gemacht worden sei", steht andererseits eine auffallende Frömmigkeit der Großpolder Gemeindemitglieder gegenüber. So wurde im Jahre 1682 „von Andres Mogyeschin 1/8 Weingarten im Katzling nebem Merten Konnert an den Predigerhof beschieden."[29]

Das nächste Jahrhundert bringt auch keine geordneten wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse. Im Jahre 1704 wurde der Kirchenwein eine Beute der Kriegsvölker, die unser Chronist mit dem Namen „Kurutzen und Räuber" beehrt. Drei Jahre später, 1707, wird der Kirchenwein in der Dobringer Sakristei sichergestellt, dann aber auf „Befehl des Räußmarkter Richters geholt und den teutschen Völkern zum Saufen gegeben."[30] 1733 schließt die Gemeinde Großpold mit den Bewohnern von Rod einen Vertrag, wonach letztere auf einem Teil des „Dumbrava" genannten Berges Weingärten anlegen dürfen. Dafür haben sie der Gemeinde als Eigentümerin des Bodens „je 50 Denar von jedem vorgefundenen Joch Weingärten ohne aller Ausrede, ohne Anstand und ohne Rücksicht auf Mißwachs oder Hagelschlag" zu zahlen. Außerdem sollten sie von „den Fechsungen der Weingärten sowohl dem Fiskus Regius als auch dem evangelischen sächsischen Pfarrer zu Großpold und dessen Nachfolgern den Zehnten pünktlich und pflichtschuldig" abliefern.[31]

Als 1752 die ersten Transmigranten in Großpold eintrafen, fanden sie ein Dorf vor, das sich nach den Kuruzzenkriegen erholt hatte, aber dennoch nur knapp über 100 Familien umfaßte. 1759 konnten schon 103 „Landler"-Familien gezählt werden, so daß sie etwa die Hälfte der Bevölkerung Großpolds ausmachten.[32] Den nun bald einsetzenden, überdurchschnittlichen wirtschaftlichen Aufschwung verdankte die Gemeinde letztlich der protestantischen Arbeitsmoral der Zuwanderer. Stellvertretend sollen hier nur zwei Zahlen aus dem 19. Jahrhundert angeführt werden. Laut einer Vermessung aus dem Jahre 1859 gab es auf der Großpolder Gemarkung 187 Joch Weingärten[33], keine drei Jahrzehnte später, 1883, waren es schon 254,70 Joch.[34] Im Unterwald setzte

28 KRASSER (1870), S. 32.
29 KRASSER (1870), S. 44.
30 KRASSER (1870), S. 47.
31 KRASSER (1870), S. 49f.
32 BUCHINGER (1980), S. 417.
33 KRASSER (1870), S. 93.
34 ACKER (1993), S. 127.

der Reblausbefall 1892 ein und vernichtete in wenigen Jahren große Rebflächen. Aus diesem Grunde kam es schon im Jahre 1902 unter der Leitung von MICHAEL ACKER zur Gründung eines Rebschulbetriebes unweit von Kelling, der den Bauern der Gegend billiges reblausresistentes Rebgut bereitstellte. Laut HANS RIEGER, geb. 1926, hat dessen Großvater MARTIN GLATZ zusammen mit ANDREAS BACHER im selben Jahr, 1902, auch in Großpold eine Rebschule gegründet. Zuerst wurden die Kirchenweinberge neu angelegt und anschließend nach und nach auch die restlichen auf amerikanische Unterlagen umgestellt. In einem knappen Jahrzehnt ist in Großpold die Weinbaukrise überwunden worden. Während der Zwischenkriegszeit kam es zu einem weiteren Aufschwung im Großpolder Weinbau, obwohl sich die instabile Wirtschafts- und Preispolitik Großrumäniens eher hemmend als fördernd auswirkte. Die Enteignung 1945 brachte einen Einschnitt in den Weinbau dieser Landlergemeinde. Die nunmehr als Staatseigentum geltenden Weinberge wurden 1947 zu einer „Agentur" („Agenţia de Bunuri Mici Apoldu de Sus") zusammengeschlossen, und zwei Jahre später, 1949, entstand die „Staatsfarm" Großpold (rum. „Gospodaria Agricolă de Stat"), die auch die Weinberge aus weiteren sechs umliegenden Dörfern verwaltete. In den nun folgenden Jahren gab es immer wieder verwaltungsmäßige Zusammenschlüsse, erneute Abtrennungen und Umgruppierungen. Die ehemaligen sächsischen und landlerischen Besitzer wurden größtenteils Lohnarbeiter der Staatsfarm, und ihrem Fachwissen und Einsatz verdankte der Betrieb im Jahre 1955 einen Ersten Preis auf Landesebene. Ab 1962 begann man mit Neuanlagen, 1964 wurde ein Weinkeller in Betrieb genommen und 1973 eine zweite, größere Kellerei. So konnte die schon früher begonnene Sektherstellung weiter ausgedehnt werden. Nicht unerwähnt bleiben soll aber auch der hier in der Großpolder Staatskellerei hergestellte Weinbrand „Dacia", der zu den besten Erzeugnissen dieser Art Rumäniens gehört. Nach dem Umbruch 1989 wird die Staatsfarm im Jahre 1991 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. In einem Bericht des Verwaltungsrates vom 15. 9. 92 wird beklagt, daß durch die Auswanderung der Deutschen das Unternehmen die besten Fachleute, die kaum zu ersetzen seien, verloren habe.[35]

3. Weinbau und Weinbauterminologie in Großpold

3.1. Der Weinstock und seine Teile

Die appellativischen Belege für den Weinstock und seine Teile in der landlerischen Mundart Großpolds entsprechen größtenteils den standardsprachlichen. So heißt die Pflanze als Ganzes der *Weinschtock*, Pl. *Weinschteck*,[36] wobei diesbezüglich bemerkt

35 Typoskript: „La a 45-a aniversare" (1992).

36 Die in diesem Beitrag dialektal zitierten Texte und Einzelwörter wurden von WILFRIED SCHABUS redaktionell überarbeitet.

werden muß, daß es im Siebenbürgisch-Sächsischen allgemein dieses Kompositum nicht gibt, da dafür *weimərəschtok*, d. h. „Weinbeerenstock", benutzt wird. Im Gebrauch ist im Großpolder Landlerdialekt aber auch das Simplex *Schtock* und die Diminutivform *Schtekəl* „Stöcklein". Zwischen den verschiedenen Wurzelarten wird nicht unterschieden. So heißt der gesamte Wurzelstamm wie auch die einzelne Wurzel *di Wurzəl* „die Wurzel", Pl. *di Wurzəln*. Die Verdickung an der Veredelungsstelle des Rebstockes, die Pfropfstelle, heißt *Kalus*. Die Herkunft dieses Wortes konnte nicht mit Sicherheit geklärt werden. Es könnte allerdings, was nahe liegt, als botanisches Fachwort in die Winzerterminologie übernommen worden sein, da es als „Kallus" (Mask.) laut Duden „an den Wundrändern von Pflanzen entstehendes Gewebe" bedeutet. Die Rinde wird erwartungsgemäß *di Ringtn* „die Rinde" genannt, genauso wie beim Baum. Ein schlecht tragender Weinstock ist ə *schwåchər Schtock* „ein schwacher Stock", wobei das Adjektiv „schwach" hier nicht die Bedeutung von „entkräftigt", sondern von „minderwertig" hat. Das noch geschlossene Auge heißt əs *Auk* „das Auge". Maßgebend bei der Übertragung dieses Ausdruckes war, wie auch in anderen Fällen („Hühner-, Fettauge"), die Form. Das Schwellen und Aufbrechen der „Augen" wird mit əs *Auk is gətri:m* „das Auge ist getrieben" umschrieben. Daraus wachsen die jungen Triebe: *dər Tri:p* „der Trieb", Pl. *di Tri:p*.[37]

Am Weinstock selbst werden mehrere Arten „Reben" unterschieden: das mehrjährige Holz, welches keine Frucht trägt, heißt əs *å:lti Ho:lz* „das alte Holz", die im Sommer nicht abgeschnittenen *Fruchttri:p* „Fruchttriebe" werden im folgenden Frühling zu Bogen geformt und heißen nun *di Pe:ng* „die Bögen" und letztlich die einjährigen *Re:m* „Reben".[38] Zu den Trieben, welche für den Winzer nutzlos sind, weil sie keine Frucht tragen bzw. Trauben, welche nicht reif werden, gehört der Blattwinkeltrieb: ə *Missəl* „ein Missel", Pl. *di Missəln*, (auch *Zuəwaksəl* „Zuwächslein" genannt), ihr Entfernen heißt *äntmissəln* „entmisseln". Die sächsische Entsprechung dazu ist *Nisselri:əf* „Nisselrebe". Möglicherweise besteht bei beiden Bezeichnungen eine Querverbindung zu deutsch *Nessel* mit der Bedeutung „wertloses Kraut". Der Terminus „entmisseln" wird allerdings wenig gebraucht, bekannter sind die Wendungen *dər Schtock wärd ausgəputzt* „der Stock wird ausgeputzt" und *di Zuəwaksəl wärnt opgəpleckt* „die Zuwächslein werden abgepflückt" (M.B.). Wertlos ist auch der unfruchtbare Wasserschoß, əs *Wåsserho:lz* „das Wasserholz". Es wächst unmittelbar aus dem Stamm und ist im ersten Jahr unfruchtbar.

Das Blattwerk insgesamt wird mit *di Plettər* „die Blätter" bezeichnet; *di Pli:ə få:lnt åp*, „die Blüten fallen ab", wenn es zu einem späten Kälteeinbruch kommt. Unter-

37 Das Substantiv „Trieb" mit der Bedeutung „innere treibende Kraft, Keimkraft, Keim, Schößling (mhd. *trip*) gehört zur Wortfamilie um „treiben" und bedeutet dementsprechend eigentlich „das Treiben".

38 Was die Herkunft dieses Wortes anbetrifft (mhd. *rebe*, ahd. *reba*), wird angenommen, es sei verwandt mit lat. *repere* – „kriechen", „schleichen".

schieden wird noch zwischen ɔs *Hangɔrl* „das Hängelein" (Substantivierung zu „hängen") und *Ga:bɔrl* „Gäbellein", wobei für die letzte Bezeichnung die Form der Weinranke das Übertragungsmotiv war.

3.2. Die Rebsorten

Das erste ampelographische Verzeichnis Siebenbürgens veröffentlichte Johann Fabini 1860.[39] Aus dem Vergleich von Fabinis Rebsorten mit denen, die unsere Gewährspersonen nannten, läßt sich leicht der Wandel bzw. die Kontinuität im Großpolder Weinbau erkennen.

Heute in Großpold:	Bei Fabini (s. Anmerkung w.u.):
1. Gornisch	Gornesch
2. Riesling	–
3. Ruländer	–
4. Mädchentraube (weiß)	Weißer Kanigl – Mädchentraube
5. Traminer	–
6. Gutedel	–
7. Muskat	Muskateller
8. Blauer Portugieser	–
9. Neuburger (M.B.)	–
Direktträger:[40]	
1. Nowa	–
2. Delavara	–
3. Isabela, *Eschper*[41] (M.B.)	–

Anmerkung: Fabini nennt in seinem Verzeichnis, außer den hier angeführten drei, weitere zwölf Rebsorten, beim Muskateller wird sogar zwischen gelbem, grünem, grauem, violettem und schwarzem unterschieden. Alle drei heute in Großpold bekannten Direktträger – sie spielten in Siebenbürgen im Unterschied zu den anderen Landesteilen Rumäniens immer eine unbedeutende Rolle – scheint Fabini nicht zu kennen. Von den für 1859 bei Fabini angeführten 15 Rebsorten baut man heute noch drei in Großpold an.

1928 schreibt der bekannte Weinfachmann Michael Ambrosi[42]: „Die ausländischen Qualitätssorten Traminer, Ruländer Sauvignon, Muscat Ottonel u. a. m. werden hier nur vereinzelt angebaut. Im Unterwälder Weinbaugebiet und in einigen Gegenden des Kokelburger Komitates wird noch immer unsere alte Massenweinsorte Gornisch gebaut."

---

39 FABINI (1860), S. 12.

40 Nicht veredelte Traubensorten.

41 Bedeutet eigentlich „Erdbeere".

42 AMBROSI (1928).

Da die Benennungen der verschiedenen Rebsorten größtenteils mit der Pflanze selbst übernommen wurden und sie dazu oft Herkunftsnamen sind, ist es aus linguistischer Sicht nicht von Interesse, näher auf sie einzugehen.

3.2.1. Die Traube und ihre Teile

Die Frucht des Weinstockes heißt *Weintraupm* „Weintraube", also wieder eine Bezeichnung, die der standardsprachlichen im Aufbau gleicht, während der sächsische Name *Weimer* auf „Weinbeere" zurückgeht. *Weinpe:rəl* (Pl. gleich wie Sg.) heißt landl. die eigentliche Weinbeere, deren Außenhaut *di Schå:ln* „die Schale" ist. Wenn bei anderen Obstarten die Kerne *di Kä:rn* (Sg. gleich wie Pl.) heißen, wird für die Weinbeerkerne eine Diminuierung vorgenommen, wobei zwischen Diminutivsuffix *-əl* und dem Substantiv der Gleitlaut *-d* eingeschoben wird: ə *Kä:rndəl* „ein Kernlein", Pl. *di Kä:rndəl*. Das Stilgerüst der Trauben (die Rispe bzw. der Traubenkamm) heißt ə *Grips* „Griebs"[43], Pl. *di Gripsen*, eine Bezeichnung, die im Großpolder Landlerischen das Kerngehäuse des Obstes benennt. Trauben, deren Beeren dicht stehen, werden *gədrungəni Traupm* „gedrungene Trauben" genannt, ə *dinpä:rigi Traupm* „eine dünnbeerige Traube" ist dagegen eine lockere Traube.

Zur Entwicklung der Traube führen wir nun etliche charakteristische Wendungen an: *di Traupm seint reif* „die Trauben sind reif", *əs Pe:rəl plåtzt auf* „das Beerlein platzt auf", *di Traupm få:lnt* „die Trauben fallen", *di Traupm wärnt praun durch di Sun* „die Trauben werden braun durch die Sonne", eine Farbveränderung, die durch Sonneneinstrahlung zustande kommt. Bei nicht genießbaren Weinbeeren unterscheidet man zwischen ən *unreifn Pe:rəl* „einem unreifen Beerlein" und *Fo:gəlpe:rn* „Vogelbeeren", das sind die sogenannten „Jungferbeeren". Die Trauben aus späten Blüten an Beigeschoßen, die nicht reif werden und dementsprechend auch nicht genießbar sind, haben keinen eigenen Namen.

3.3. Der Weinberg

Laut Rheinischem Wörterbuch, Bd. 9, S. 549 fehlt in den deutschen Mundarten die Bezeichnung „Weinberg". Das Kompositum Weingarten wurde im Binnendeutschen schon früh auf *Wingart* gekürzt, dann auf *Winjert* abgeschwächt (im Moselfränkischen) und lautet in den siebenbürgisch-sächsischen Mundarten ähnlich. Die Großpolder landlerische Bezeichnung lautet *Weingå:rtn* „Weingarten" und benennt sowohl den Weingarten allgemein als auch einzelne Weingartenparzellen. Aus klimatischen und Qualitätsgründen gab es in Großpold keine Rebflächen in der Ebene, sondern nur in

43 Vgl. SSWB, Bd. 3, S. 306.

Hanglagen, darum gibt es auch keine unterscheidende Benennung. Man unterscheidet aber zwischen ə *klu:anər* „ein kleiner", ə *gru:aßər* „ein großer" und ə *wi:əstər Weingå:rtn* „ein wüster Weingarten".

Der im Mosel- und Rheingebiet, aber auch in Baden-Württemberg verbreitete Terrassenanbau war in Großpold und in Siebenbürgen allgemein nicht üblich, wurde aber in den 60er Jahren auf einigen Staatsfarmen eingeführt.

Die Anlage der Weinberge erfolgte grundsätzlich nach immer demselben Schema. Diese Tatsache vereinfacht dem Großpolder Winzer die Orientierung im Gelände. Es gibt eine *obəri Grängz* „obere Grenze" und eine *ungtəri Grängz* „untere Grenze". Als Grenze zum Nachbarn gilt *di linki udə di rächti Furch* „die linke oder die rechte Furche", wobei es von der Anlage her klar ist, aus welcher Richtung dieses verstanden werden muß.[44] Die Entfernung zwischen den einzelnen Weinstöcken beträgt einheitlich 1,2 Meter. Dadurch ergeben sich Reihen, *di längliji Rei* „die längliche Reihe" und *di kreiziji Rei* „die kreuzig (d. i. quer verlaufende) Reihe", wobei es jeweils links und rechts eine *Furchrei* „Furchreihe" gibt. Befahrbare Wege heißen *Weingå:rtnwe:g* „Weingartenwege", Fußpfade *Schteigəl* „Steiglein" (Neutr.; dim. Form des Mask. *Schteig* „Steig"). Der Raum zwischen den Weinstockzeilen wird dagegen *Gassəl* „Gässlein" genannt.

Die traditionellen *Flächenmaße* waren nach Angaben unseres Gewährsmannes H. Rieger das „Viertel", das „Joch" und die „Quadratklafter"; 7 Viertel ergaben ein Joch, 1.600 Quadratklafter oder 5.755 m^2. Diese galten aber nicht als Weinbergmaße, da die Größe des Weingartens nach der Anzahl der Weinstöcke angegeben wurde: Ich habe einen *Weingå:rtn fun tausnd Schteck* „Weingarten von tausend Stöcken". Die immer gleiche Entfernung zwischen den einzelnen Stöcken (1,20 x 1,20 m) begründet ein konstantes Verhältnis zwischen der Anzahl der Stöcke und der Fläche, so daß die Fläche leicht in ihrem Bezug zur Anzahl der Stöcke errechenbar ist.

3.3.1. Die Arbeit im Weinberg

Obwohl eine moselfränkisch-siebenbürgische Kontinuität im Weinbau erwiesen ist, gibt es sowohl in den siebenbürgisch-sächsischen als auch in den landlerischen Mundarten den Ausdruck „*Winzer*"[45] nicht. In Großpold heißt er einfach *Pauər, Peiərin* „Bauer" bzw. „Bäuerin", selten auch *Weinpauər*. Die Arbeit im Weingarten führte der Weinbergbesitzer meist selbst durch. Selten wurden Weinberge verpachtet: *ər fərpåchtət ən Weingårtn* „er verpachtet den Weingarten" – dieses geschah *um di Hölfti* „um die

44 *Furche*, mhd. *vurch*, ahd. *fur(u)h* geht auf eine indogermanische Wurzel mit der Bedeutung „wühlen, aufreißen" zurück.

45 Mhd. *wînzürl*, ahd. *wînzuril* – eine Entlehnung aus dem lat. *vinitor*, d.i. „Weinleser".

Hälfte", *ums Drittəl* „um das Drittel" oder *gegn Påchtzings* „gegen Pachtzins" (in Form von Geld oder Naturalien). Eine Ausnahme bildeten allerdings die „Pfarrer-" bzw. „Kirchenweingärten", die bis zum Zweiten Weltkrieg von den Nachbar-, Bruder- und Schwesterschaften bearbeitet wurden. Als Aushilfskräfte, *Tå:gluanər* „Taglohner" (Taglöhner), wurden Zigeuner in Anspruch genommen, allerdings nur für das Graben. Fleißige und ehrliche Zigeuner wurden privilegiert behandelt, sie durften als *Hauszigeinər* „Hauszigeuner" oder *ungsər Zigeinər* „unser Zigeuner" die weiteren Mitarbeiter selbst auswählen. Alle arbeitswilligen Tagelöhner warteten morgens am Marktplatz und wurden nach Bedarf von den Bauern angeworben. Der Tagelohn wurde am Abend ausgezahlt, zusätzlich erhielt jeder aber noch drei Mahlzeiten, davon das Abendessen warm, dann 1/4 l Wein in der Früh und 1/2 l Wein am Abend. Ein erfahrener Weinbauer wußte, wie viel ein Arbeiter an einem Tag zu graben hatte, darum entfiel die tägliche Kontrolle oft. Der Weinberghüter, *Weinhi:ətər* „Weinhüter", wurde von der Berggemeinde, das ist der Verband der Weingartenbesitzer unter dem Vorsitz des Bergrichters, gewählt. Als Erkennungsmerkmal trug er einen Spieß, den *Weingå:rtnschpi:ß* „Weingartenspieß", nach 1947 auch eine Trillerpfeife, das *Wischpərl* „Wisperlein". Diese Bezeichnung ist eine diminuierte substantivische Ableitung von *wischpəln* „wispeln" mit der Bedeutung „pfeifen".[46] Für die Weingartenhüter gab es Weingartenhäuschen, die *Kalípm*. Diese hatten Ziegelwände, waren gewölbt oder mit einer Betondecke abgedeckt. Zur Einrichtung gehörten Betten und ein Ofen. Die landlerische Bezeichnung *Kalípm* (Fem.; ähnlich auch im Sächsischen vorhanden) ist auf rumänisch *colibă* „Hütte" zurückzuführen, der rumänische Terminus wurde wiederum aus dem Slawischen *koliba* entlehnt. Die landlerische Bezeichnung ist eine Entlehnung über sächsischen Umweg.

3.3.2. Die Anlegung eines neuen Weinbergs

I måch ən na:-in Weingå:rtn „Ich mache einen neuen Weingarten", heißt diese Arbeit. Dabei werden die alten Stöcke entfernt, landlerisch *gwinnən*, daneben auch *gwingən* „gewinnen" genannt. Der Ausdruck ist eine Entlehnung aus dem Sächsischen, wobei dessen Denotation in der Ursprungsmundart schon auf „herausholen" und „ernten" erweitert wurde. Danach wird *rigo:lt* (Inf. *rigo:ln* „rigolen"), und zwar mit dem *Schpå:rəl* „Spatel" (Spaten), der *Schauvəl* „Schaufel" (M.B.) und der *Ro:thau* „Rodhaue" (Hacke zum Roden). Nach dem Einebnen, dem *Niveli:ərn* „Nivellieren", wird ausgepflockt. Dieses geschieht mit Hilfe einer Schnur, an der Farbtupfen oder Fetzenstücke den Ort angeben, an dem das *Flekəl* „das Pflöcklein" (der Pflock) eingeschlagen werden soll. Anschließend wird das *Setzloch* „Setzloch" ausgehoben und der junge Weinstock angepflanzt.

---

46 Laut SCHMELLER (1872–1877), unter dem Stichwort *wispern, fispelen* „kleine schnelle Bewegungen, ein zischendes Geräusch machen".

Abb. 1: Stickeisen

3.3.3. Erziehungsarten

Die traditionelle Erziehungsart des Weinberges bei den Großpolder Landlern ist die Pfahlerziehung. Dabei werden die Bogen am *Schtekn* „Stecken" oder *Råːm* „Rame" (Mask.) angebunden. Der letztere, seltener gebrauchte Name des Stützpfahls ist auch im Ripuarischen bekannt und geht auf lat. *ramus* („Ast, Zweig") zurück.[47] Das typisch Siebenbürgische an dieser weit verbreiteten Erziehungsart ist die Mindesthöhe der Bogen. Beim „Siebenbürgischen Hochstamm" sollten sie, klimabedingt, nicht tiefer als 60 cm – vom Boden aus gesehen – *ångəpungtn* „angebunden" werden. Der Pfahl, in Großpold aus Tannen- oder Eichenholz hergestellt, wird mit dem *Schtickhakəl* „Stickhäcklein" (Beil) zugespitzt und mit dem *Schtickeisn* „Stickeisen" (dieses ist am Schuh des Winzers befestigt; s. Abb. 1) in die Erde *kschtickt* „gestickt"[48] (gerammt). Das Ausziehen der Pfähle im Herbst war in Großpold nicht üblich, auch wurden nicht jedes Jahr alle frisch befestigt.

---

47 Vgl. auch frz. *rame* („Reben-, Bohnenstange"); der landlerische Ausdruck ist eine Sekundärentlehnung aus dem sächsischen Ortsdialekt von Großpold.

48 Dieses Verb erscheint im Rhein. Wb., Bd 8, S. 665 als „sticken d. h. Spitzes einfügen, an der Mosel und am Rhein bedeutet es die ´dritte Winzerarbeit im Frühjahr´".

Abb. 2: Spalierreben

Wenn man in Großpold von einem *Weingårtn af Schpalí:r* „Weingarten auf Spalier" spricht, versteht man darunter eigentlich Drahtrahmenanlagen, welche seit den sechziger Jahren angelegt werden. Heute wird in 70 % aller Weinberge im Ort diese Erziehungsart betrieben. Bei Spalierreben auf einem Lattengerüst oder an Drähten im Hof, Hausgarten (s. Abb. 2) oder an der Hauswand spricht man nicht von „Weingarten", sondern von „Weinstöcken".

3.4. Rebvermehrung und Veredelung

Vor dem Auftreten der Reblaus wurde die Rebvermehrung sehr einfach vorgenommen, nämlich durch Einleger. Nachdem man sich ab 1902 auch in Großpold auf reblaussichere Unterlagen umgestellt hatte, entwickelte sich die Rebvermehrung und -veredlung zu einer „Technologie". Diese immer wieder verfeinerte Tätigkeit wurde in Großpold gewerblich betrieben. Die alte Methode mit „Einzieher" (Einleger) oder „Steckling" haben nach der Jahrhundertwende nur ärmere Leute angewandt, jeder bessere Wirt aus Großpold führte zum eigenen Gebrauch, hauptsächlich aber zum Verkauf, jährlich 10.000 – 40.000 Veredelungen durch. Die Angehörigen der Rieger-Verwandtschaft besaßen die größte Weinbergfläche im Ort. Man verkaufte an Kun-

den aus ganz Siebenbürgen oder auch aus dem Altreich[49], zumal sich Großpolder Rebschulen für die Echtheit der Rebsorten verbürgten. Die „amerikanischen" Reben wurden in Rebmutteranlagen angebaut, im Herbst geschnitten und im Keller *ibərwíngtərt* „überwintert", im Frühling zugeschnitten, *ərplíngtit* „erblindet" (die Augen weggeschnitten). Letzterer Terminus wurde und wird eher mit der Wendung *Augn auskrå:tzn* „Augen auskratzen" umschrieben. Anschließend wurden die Reben *in Po:dingin eingwuakt* „in Bottichen eingeweicht" und nach 5 bis 6 Tagen herausgenommen. Nun wurde die Edelrebe auf die *Ungterlå:g kfölzt* „Unterlage gepfelzt" (gepfropft). Für diese Arbeit benutzte man das *Fölzmessər* „Pfelzmesser". Ein guter *Fölzər* konnte an einem Tag bis zu 2.000 *Schtekəl fölzn* „Stöcklein pfelzen". (Die Bezeichnung *fölzn* für Veredeln ist in den bayrisch-österreichischen Mundarten als „pelzen", „pfelzen" bekannt.) Im nächsten Arbeitsabschnitt werden *di kfölztn Schtekəl in dər Huazkåmmər ångətri:m* „die gepfelzten Stöcklein in der Heizkammer angetrieben" (bei 21°–27°C zum Keimen gebracht). Nach dem 1. Mai wurden sie angepflanzt, dann *auskflångzt in di Re:bschul* „ausgepflanzt in die Rebschule" bzw. *einkschult in di Dämm* „eingeschult in die Dämme" (d. h. Erddämme, die vom Winzer zu diesem Zweck aufgeworfen werden). Obwohl nur in indirektem Bezug zur Rebvermehrung, sollten auch die Pflegearbeiten in der Rebschule erwähnt werden: əs *Håkn* „das Hacken", əs *Krautn* „das Krauten" (Jäten), əs *Wassərn* „das (Be)wässern" bei Trockenheit , əs *əntwurzln* „das Entwurzeln" – dabei wurden die vom Edelreis gebildeten Wurzeln mit einem Messer entfernt, da sie reblausanfällig sind – und letztlich əs *Schpritzn* „das Spritzen" (gegen Mehltau- und Peronosporabefall; M. B.) Im Herbst wurden die bewurzelten *Schtekəl* erstmals mit dem Pflug ausgeackert – das nannte man əs *Schtekəlgwinnən* „das Stöcklein gewinnen"[50] (M. B.) – dann „sortiert" und *gəpakəlt* „gepäckelt" (zu je 20 Stück gebündelt) und letztlich *in Pärchsångd in Köllər eikschlång* „in Bergsand (ein spezieller Sand, der weder zu viel noch zu wenig Feuchtigkeit behält, eingeschlagen"). Im Frühjahr, ab 1. April, wurden die *Schtekəl* „Stöcklein" in den Weingarten *gsetzt* „gesetzt".

Der *Rebschnitt* erfolgt in Großpold im Frühling. Als zeitliche Richtlinie gilt der Großpolder Jahrmarkt (19. März). Das *úngreifti Ho:lz* „ungereifte Holz" wird *əwégkschnittn* „enweg geschnitten" (weggeschnitten). Es werden, je nach Stärke des Weinstockes, 1 bis 4 *Po:ng* „Bogen" und 2 bis 4 *Zåpfn* „Zapfen" belassen, der *Schänkəl* „Schenkel" dient dem Großpolder Weinbauern zur Erneuerung des Stockes. Geschnitten wurde früher *mit 'n krumpm Messər* „mit dem krummen Messer", heute mit der *Weingå:rtnscha:r* „Weingartenschere". Die abgeschnittenen Reben heißen *Pischəlre:m* „Büschelreben", sie werden zu einem „Büschel" zusammengebunden und als *Påchho:lz* „Bach-

49 Gebiet südlich der Karpaten, das sogenannte „Altrumänien", das in etwa den historischen Provinzen der Kleinen und Großen Walachei entspricht.

50 Zur Bedeutungserweiterung von „gewinnen" in den sächs. Mundarten und im Landl. s. w. o.

Abb. 3: Das Binden

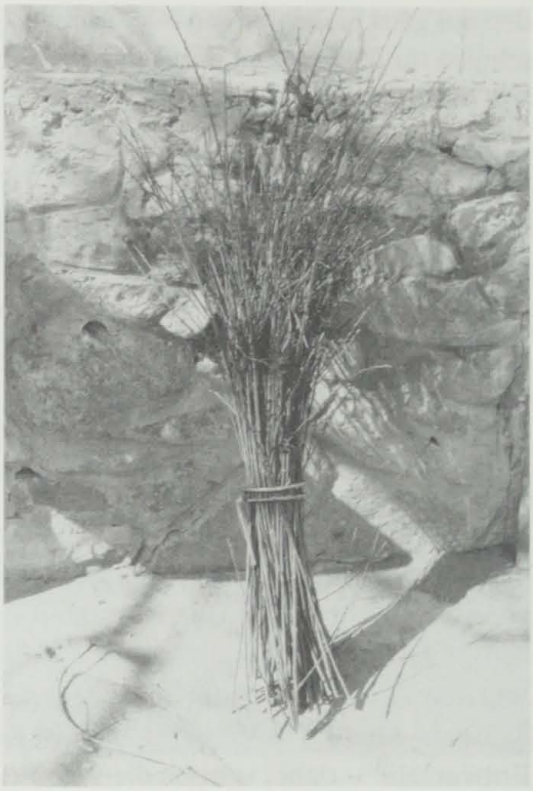


Abb. 4: Weidenruten zum Binden

holz" (Back-) zum Heizen des Backofens verwendet, im Weingarten auch, um daraus Zäune zu machen. Nach dem Schneiden tritt an der Schnittstelle *Såft* „Saft" aus, „der Weinstock tropft". Auf anthropomorphe Metaphorik (mit „weinen" u. a.) fußende Benennungen sind nicht bekannt, desgleichen auch eine besondere Verwendung des Saftes nicht. Nach dem Schnitt erfolgt das *Pingtn* „Binden", der Weinstock wird *gəpungtn* „gebunden" (s. Abb. 3). Die *Fruchtruətn* „Fruchtruten" werden mit Hanf, Stroh, Weidenruten (s. Abb. 4), heute auch mit Bast an den Pfahl gebunden, nun spricht man von einem *gəpungtnən Schtock* „gebundenen Stock" (s. Abb. 5).

Die *Laubarbeiten* setzten Ende Juni ein, wenn der Weinstock verblüht ist. Das *Prechn* „Brechen" besteht hauptsächlich im Entfernen der überflüssigen Triebe am alten Holz und im Abbrechen der Fruchttriebe beim zweiten Auge oberhalb der letzten Traube. Entfernt werden auch die Spitzen der traubenlosen Triebe, um den Grünwuchs zu stoppen (M. B.). Anfang Juli ist der Weinstock *formiərt* „formiert", es werden nun die Nebentriebe *əntmissəlt* „entmisselt" und die beiden zukünftigen Fruchttriebe am Pfahl befestigt. Statt „entmisseln" wird in Großpold oft der Begriff *ausgəpleckt* „ausgepflückt" verwendet (M. B.). Das *Aufpingtn* „Aufbinden" und „Brechen" ist Frauenarbeit. Als Bindematerial wurde Stroh benutzt, das man im Herbst

nicht mit der Dreschmaschine, sondern von Hand ausdrosch. Um es geschmeidig zu machen, mußte es *eingwuakt* „eingeweicht" werden. Mit dem Entfernen der Triebspitzen, die „Fruchtruten" werden dabei *kschtutzt* „gestutzt" (gekürzt), sind die Laubarbeiten abgeschlossen. „Gestutzt" wird mit einer (alten) Sense: *i gia in Weingå:rtn schtutzn* „ich geh den Weingarten stutzen".

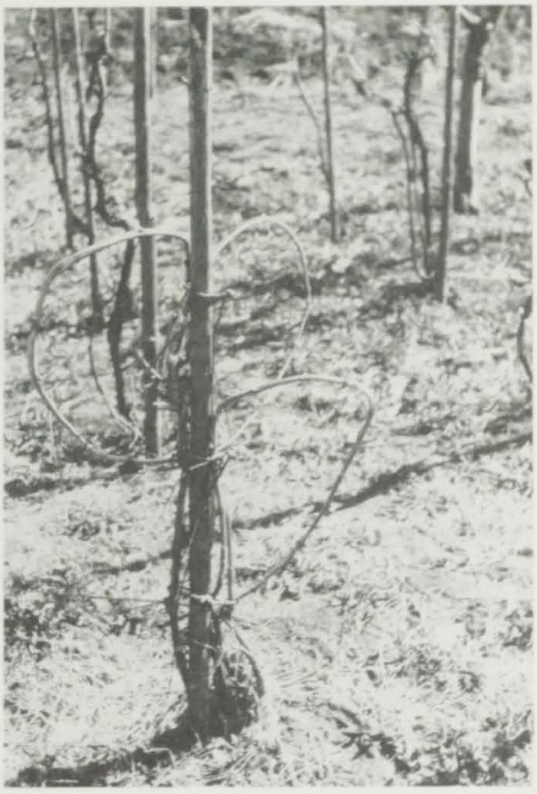


Abb. 5: Gebundener Weinstock

Die *Bodenbearbeitung* im Weinberg setzte im April mit dem Graben oder der Frühlingshacke ein, *əs ä:rschti Grå:m mit dər Hau* „das erste Graben mit der Haue". Ende Juni und Anfang August wird mit der Hacke der Boden gelockert und damit auch das Unkraut entfernt. Trotzdem heißen diese beiden Arbeitsgänge *grå:m* „graben". Das Ausrupfen des Unkrautes mit der Hand, im Feldbau *krautn* „Krauten" genannt, war in Großpold im Weingarten eine Seltenheit. Nur „schwache" Landwirte machten so etwas: Nach dem dritten Hacken hatte der Boden fein säuberlich und aufgelockert zu sein, so daß man Fußstapfen darin erkennen konnte.

In Großpold wurden die Weinstöcke im Winter nicht mit Erde abgedeckt. Nur in Niederungen mußte man *úngtərle:ng* „únterlegen".

Im Herbst führte man mit dem Ochsenwagen Stallmist an das obere Ende des Weinbergs. Im Winter dann wurde der *Schtå:lmist* „Stallmist" mit einem (Hand)-Schlitten die Reihen heruntergefahren, und jeder Stock erhielt auf die Oberseite in eine *Kaul* „Kaule" (Vertiefung) hinein eine Gabel Mist, *i tuə n Weingårtn mistn* „ich tu den Weingarten misten". *Kaul* ist zurückzuführen auf das mitteldeutsche Fem. *Kaule* mit der Bedeutung „Kuhle, großes Loch".

Die schwierigste Arbeit im Weinberg, das Spritzen, wurde von dem Bauern selbst vorgenommen. Er wiederholte es, so oft es nötig war.

Tagelöhner, aber auch Familienangehörige, nahmen während der Weinbergarbeit einfache, aber kräftige Mahlzeiten zu sich. Gegessen wurde Brot und Speck, dazu Zwiebeln, manchmal auch Wurst. Nicht selten gab es eine *Weinsuppm* „Weinsuppe". Sie wurde aus Brotschnitten und Süßwein oder gesüßtem Sauerwein angerichtet.

3.5. Schädlinge und Krankheiten

In Großpold sind folgende Schädlinge und Krankheiten bekannt:

1. Filoxera
2. Blattmilbe
3. Sauerwurm
4. Peronospora
5. Mehltau
6. Edelfäule

3.6. Weinlese und Mostbereitung

Als Stichtag für die Weinlese galt in Großpold, wie auch andernorts in Siebenbürgen, der Gallustag (16. Oktober). Der Bergrichter und der Ausschuß der Berggemeinde beschlossen, ab wann die Weinberge zu sperren sind, die geschlossenen Tore bei der Einfahrt in die Halden machten dieses deutlich (M. B.). Eine Woche vor Gallus fand die *Hä:rnle:s* „Herrenlese" statt. Dazu gehörten Kirchen-, Pfarrer- und Lehrerweinberge, sie wurden von der Gemeinde bzw. den Bruder- und Schwesterschaften abgeerntet. Ausnahme bildeten Halden mit Portugiesertrauben. Diese wurden zeitgleich mit den *Hä:rnweinga:rtn freige:m* „Herrenweingärten freigeben". Um vor der Ernte die Weinberge vor Vogelfraß zu schützen, wurden Vogelscheuchen aufgestellt, Werg und Papier an Fäden gebunden und zwischen den Reihen aufgespannt.

Die *Weinlese* ist Familiensache. Nur als Büttenträger werden Zigeuner angeworben. Mit der Wendung *i klaup di Weintraupm* „ich klaube die Weintrauben" bzw. *di Traum wärn åpkschnittn* „die Trauben werden abgeschnitten" wird das Lesen der einzelnen Trauben benannt. Dazu benutzte man ein altes *Fölzmessər* „Pfelzmesser", nach dem Zweiten Weltkrieg auch Scheren. Die Weintrauben legt der Leser in ein *Schaffəl* (seit ca. 20 Jahren in Kunststoffeimer) und leerte dieses in die *Puttn* „Butte" (Bütte), die der *Puttnträ:gər* „Buttentrager" (Büttenträger) zum Wagen bringt, wo er die Trauben mit dem *Schtåmpfer* „Stampfer" (Strampfer; s. Abb. 6) zerkleinert und in die *Po:ding* „Botting" (den Bottich) umschüttet (s. Abb. 7). Die „Butte" ist ein offenes Daubengefäß. Das Wort wurde aus dem lat. *butina* „Flasche, Gefäß" entlehnt. *Po:ding* „Botting" ist die mundartliche Bezeichnung für „großer Bottich". War man mit der Ernte fertig oder wurde der Bottich voll, zog das Ochsengespann den Wagen mit der „Botting" nach Hause. Die Portugiesertrauben wurden zusätzlich mit einem Gerät, dem *Re:blər* „Rebler", zerkleinert. Die Tätigkeit heißt *re:bəln* „rebeln". Das Grimm'sche Wörterbuch kennt „rebeln" mit der Bedeutung „zupfen, kämmen, Trauben abrebeln, die Beeren davon abzupfen". Johann Fabini schrieb noch 1860: „Maschinen wie Ab-

Abb. 6: Maischholz

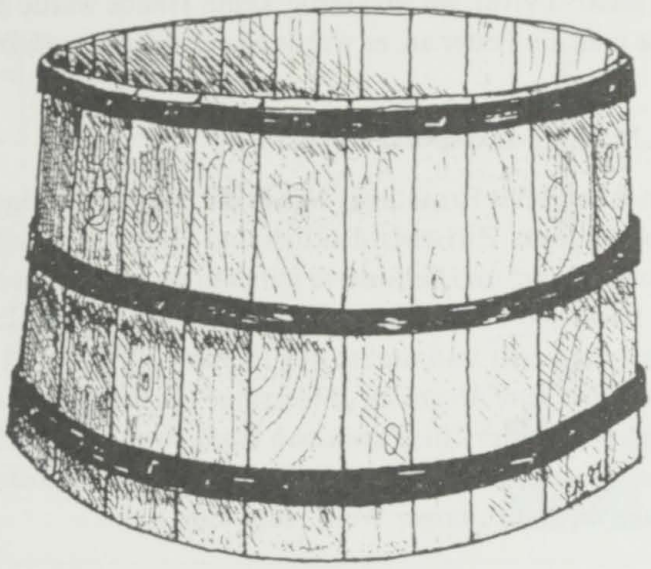


Abb. 7: Bottich

beersieb, Traubenmühle und dergleichen, welche das Ausscheiden der Kämme [...] möglich machen, kennt die siebenbürgische Weinkultur kaum dem Namen nach."[51] Tatsächlich hat es auch in Großpold bis zu den dreißiger Jahren nur ein paar *Re:blər* „Rebler" gegeben.

Das mit der Weinlese verbundene Brauchtum ist früher reicher gewesen als heute. Je üppiger die Ernte ausfiel, umso ausgelassener waren die Leser. Eine Nachlese gab es nicht. In Großpold suchten nach Abschluß der Weinlese die Zigeuner die Weinberge ab, dieses hieß *pogirtschín* (von rumänisch *a pogîrci* „nachlesen").

Mit Peitschengeknall wurde die Ausfahrt in die Weinlese am frühen Morgen angekündigt. Die Kinder durften im Bottich am Wagen mitfahren, die Ochsen erhielten Glocken umgebunden. Im Weingarten angekommen, erhielt jeder Leser ein Gläschen Schnaps, man glaubte, damit dem nach übermäßigem Traubenverzehr zu erwartenden Durchfall vorbeugen zu können. Die Büttenträger, meist Zigeuner, schnitten während des Lesens bei jedem Leeren der Bütte eine Kerbe ins Maischholz[52] und riefen: „Vivat, sa traiasca jupînul Honz, i-am dus 100 de boturi!" (Vivat, es lebe mein Herr und Gebieter Hans, ich habe 100 Bütten getragen!); oder: „Vivat am gătat, nici un strugur n-

51 FABINI (1860), S. 27.

52 Stock mit mehreren Gabelungen am unteren Ende, womit die Weintrauben zerstoßen werden; s. auch Abb. 6.

am läsat!" (Vivat, wir sind fertig, keine Traube wurde zurückgelassen!). Zu Mittag zündete man ein Feuer an, es wurde Speck gebraten, dazu gab es Schnaps und Wein.

3.7. Most- und Weinherstellung

Am Abend des Erntetages wurde der Wagen mit dem Bottich vor den Kelterschuppen gefahren. Zwischen Bottich und Kelter legte man die *Weintraupmri:an* „Weintraubenrinne" und beförderte mit dem *Mostleffəl* „Mostlöffel" die Maische in die Kelter. Dieser besonders große Löffel wurde von „Löffelzigeunern" aus dem Gebirgsdorf Jina hergestellt und mußte aus Pappelholz gefertigt sein. Aus der Kelter fließt der Most über eine *Mostri:an* „Mostrinne" in den Keller direkt *in di Po:ding* „in die Botting". Man unterschied zwischen *Åpflußmost* „Abflußmost" und *Költərmost* „Keltermost", wobei der letztere süßer ist. (Dem mask. Substantiv „Most" liegt das lateinische *vinum mostum* „junger Wein" zugrunde.)

Die *Kelter* und ihre Teile

Die Kelter steht im *Költerschoppm* „Kelterschuppen". (Die Bezeichung „Kelter" geht auf lat. *calcatura* „das Stampfen" zurück.) In Großpold kennt man folgende Typen:

1. Die *Schtu:anköltər* „Steinkelter", eine Baumkelter (s. Abb. 8, schematische Darstellung).
2. Die *Holzköltər*, eine Spindel- bzw. Doppelspindelkelter (s. Abb. 9, schematische Darstellung).
3. „Riegerpresse", eine Eisenkelter aus der Produktion der „Rieger"-Werke in Hermannstadt.
4. Die hydraulische Presse (schon vor dem Zweiten Weltkrieg gebraucht).

Die wichtigsten Teile der Baumkelter sind der *Költərpa:m* „Kelterbaum" (s. Abb. 8-A), der ca. 6 m lang ist und aus Eichenholz angefertigt wurde. Auf ihm meißelte der Meister den Namen des Besitzers und das Jahr der Anfertigung ein. Der Kelterbaum ist hinten am *Költərånkər* „Kelteranker" befestigt, die *Schpingdəl* „Spindel" kann über ein *Gwingd* „Gewinde" angehoben oder gesenkt werden. Geschmiert wird mit einer *Då:rəmfettn* (Fem.) „Darmfette" (Darmfett), als Drehwerkzeug wird eine *Prechschtång* „Brechstange" eingesetzt. Zur Belastung benutzt man gewöhnlich vier dicke Steine. Das *Költərpett* „Kelterbett" (s. Abb. 8-C), wird mit Faßbinderrohr[53] abgedichtet. Darauf legt man den *Költərkåstn* „Kelterkasten" (s. Abb. 8-B). Die Maische bedeckt man mit den „Kelterprettern" und *Költərhülzər* „Kelterhölzern" und läßt danach die Kelter bis zum nächsten Morgen unter Druck. Ärmere Landwirte trugen

53 Dürre Schilfblätter.

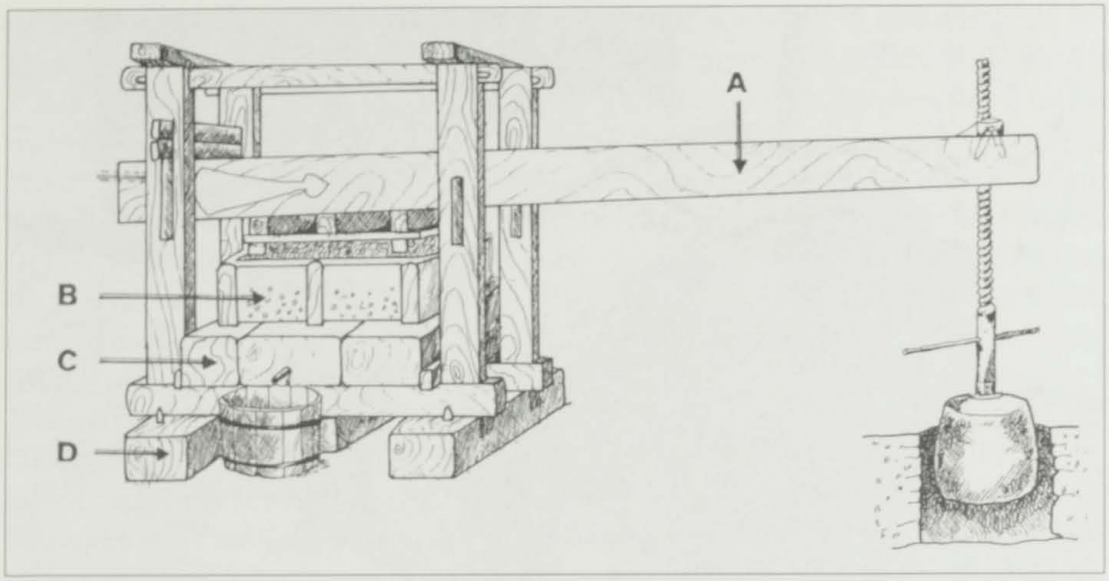


Abb. 8: Steinpresse

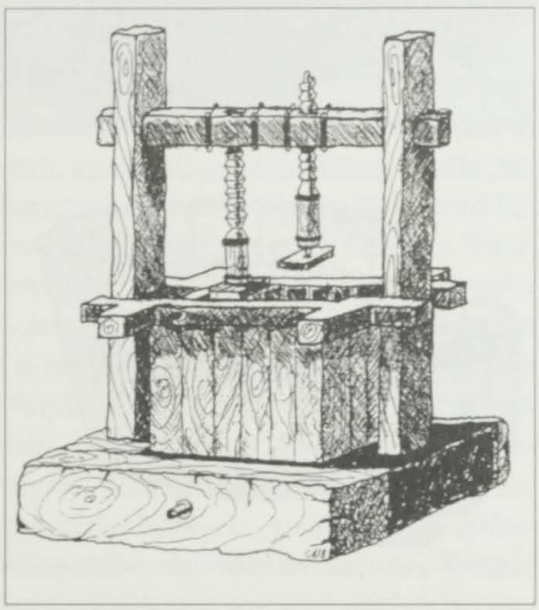


Abb. 9: Doppelspindelpresse

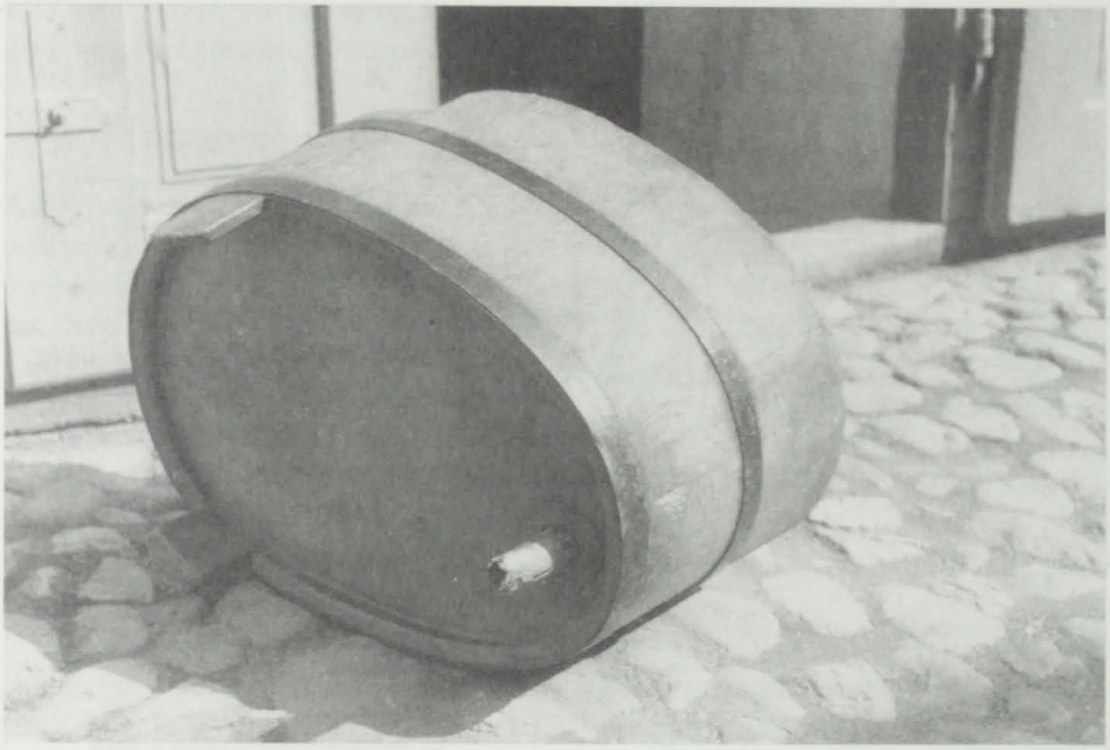
allerdings den Most mit dem *Schåff* „Schaff“[54] in den Keller. Zum Tragen benutzt man zwei *He:bpa:mər* „Hebebäume“, die ein „Mittelholz“ verbindet.

Die Preßrückstände heißen *Tre:bərn* „Trebern“, aus ihnen stellt man Schnaps her. Dabei gilt als Faustregel, daß 20 kg Treber 1 Liter Schnaps hergeben. Die Erzeugung von Tresterwein war in Großpold hingegen unüblich, auch der ärmste Bauer sah davon ab. Erst in kommunistischer Zeit, Mitte der sechziger Jahre, wurde unter Beigabe von Zucker *Leiər* „Leier“ hergestellt. (Diese Bezeichnung erscheint als „Leier“ im Moselfränkischen und geht auf mhd. *liure* zurück, das wiederum aus lat. *lorea, lora* „Nachwein, Tresterwein“ entlehnt worden ist.)

Der Zuckergehalt des Mostes wurde mit der sogenannten „Wagnerprobe“[55] gemessen, später dann mit der „Klosterneuburger-Probe“ (Mostwaage), heute benutzt man

54 „Schaff“ ist die oberdeutsche Bezeichnung eines offenen Bottichs und bedeutet ursprünglich „Ausgehöhltes“.

55 Instrument, das auf Grund der Dichte des Mostes dessen Zuckergehalt bestimmt.



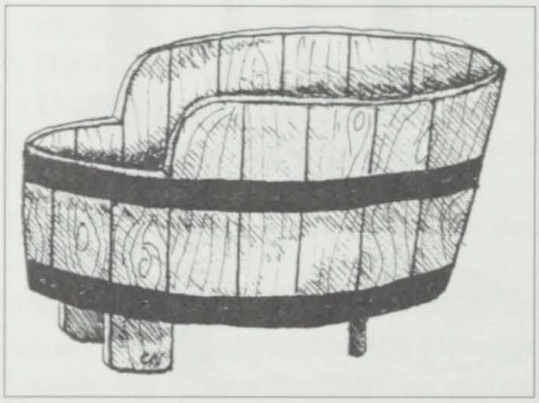


Abb. 10: Trichter

das „Refraktometer". Die in Deutschland übliche Mostwaage nach Öchsle ist in Siebenbürgen nie verwendet worden.

Mit einem *Tråchtər* „Trachter" (Trichter; s. Abb. 10) wird der Most in ein *Fåß* „Faß" geschüttet, wo er gärt: „der Most kocht", „der Most gärt". Während des Gärens ist er *tschirpsich*[56]. Nähert sich der Gärungsprozeß seinem Ende, heißt es, der Wein is noch *tri:əp* „trüb", es ist ein „Tulburél" (aus rumänisch *tulbure* „trüb"). Diesen Wein bietet man nicht zum Trinken an, aber unter Bekannten und Freunden geht man ihn reihum kosten. Wenn der Wein „sich klärt", kann er *åpgəzo:ng* „abgezogen" werden. Dabei trennt man den Wein von der Bodenhefe, dem *Lå:gər* „Lager". (Die Bodenhefe wird unter „Lager" im „Treppner Wörterbuch" von FRIEDRICH KRAUSS mit der Bedeutung „Gärniederschlag, Bodensatz im Weingefäß" angeführt.) Aus ihm wird *Lå:gərschnåps* „Lagerschnaps" her-

56 Aus dem Sächs., vgl. BOTTESCH (1992), S. 233.

gestellt. Ist der Alkoholgehalt des Weines zu gering, d. h. unter 8 %, bildet sich auf der Oberfläche der *Kå:m* „Kam" (Kahm).[57] In Großpold war es nicht üblich, Wein mit Alkohol aufzuwerten. Ausnahme bildete der „Portugieserwein", bei dem der Abstich nicht durch Schwefel erfolgte, sondern unter Zugabe von „Lagerschnaps". Um den Wein „abziehen" zu können, wurde das *Zapfərl* „Zäpfelein" bzw. der *Låpfən* „Zapfen" (Stopfen) aus dem *Ti:rəl* „Türlein" oder der *Tauvəl* „Taufel" (Faßdaube) entfernt (dieser Stopfen mußte aus Hartholz sein) und durch eine *Pipm* „Pippe" (Faßhahn) ersetzt, während das Spundloch mit einem *Pa:l* „Peil"[58] (aus Weichholz) verschlossen blieb. Unter die *Pipm* „Pippe"[59] (Faßhahn) stellt man das *Åpzi:əgschåff* „Abziehschaff" und läßt den Wein fließen. In Großpold wurde nach der Gärung nie etwas zur Weinverbesserung vorgenommen. Man verkaufte den Wein nach dem zweiten Abstich faßweise an Händler. Bezüglich der Zusätze schreibt Johann Fabini: „während die künstliche Verbesserung geringer Weine von den Franzosen mit solcher Consequenz betrieben wird, daß von Millionen Bouteillen Champagner nicht eine ihre Heimath ohne Zusatz von Zucker verläßt [...], beschränkt sich der siebenbürgische Weinspeculant meist darauf, einem Wein durch gebrannten Zucker oder andere unschädliche Farbstoffe eine gefällige Färbung zu geben, oder er sündigt höchstens dadurch gegen das siebte Gebot, daß er den Wein mit Wasser tauft."[60]

Beim Wein wird unterschieden zwischen dem *na:-in Wein* „neuen Wein" und dem *å:ltn Wein* „alten Wein". Im Erhebungsort lagerte man Weine kaum über mehr als drei Jahre zum Zwecke der Qualitäts- und Preissteigerung. Von einem guten Wein wird behauptet, „das ist Sortenwein", laut M. B. aber nur, wenn er aus einer einzigen Traubensorte gekeltert wurde, was in Großpold selten der Fall war. Der Wein ist *gəprochn* „gebrochen", wenn er trübe wird und der Geschmack nicht mehr entsprechend ist. Ein saurer Wein ist ein *Rámpasch* (die Herkunft dieses Wortes ist unklar, es ist aber auch in sächsischen und banaterschwäbischen Mundarten bekannt). Er hat *Fåßgəruch* „Faßgeruch", hat einen *Essichstich* „Essigstich", hat *en Lå:gərkschmåchn* „Lagergeschmack" (Hefe-) oder einen *Schimpelkschmåchn* „Schimmelgeschmack". Ein Großpolder Landler verkaufte nie einen Wein mit dererlei Mängeln, weil diese Qualitätseinbußen durch eine gezielte Pflege der Weingefäße, des Mostes und des Weines verhindert werden konnten. (Laut unseren Gewährspersonen war aber solcher bei den Rumänen in Kleinpold öfters vorzufinden.)

---

57 „Kahm" ist ein Lehnwort aus vulgärlat. *cana* „graue Schmutzschicht".

58 Ahd. *bîl* „kleiner Pfahl, Pflock"; möglicherweise spätere Entlehnung des lat. *pîla* „Pfeiler", s. BWÖ, Bd. 2, S. 859.

59 Im 15. Jh. Aus italienisch *pipa* „Pfeife" entlehnt, daher keine Verschiebung der *p*-Laute (wie in „Pfeife", entlehnt aus spätlat. **pîpa* „Schalmei"), vgl. WBÖ, Bd. 3, S. 195. – Vom Rohrblasinstrument übertragen auf rohrförmige Instrumente wie Tabakspfeife und Faßhahn.

60 FABINI (1860), S. 27.

3.8. Der Keller

Während des Gärens bleiben im Keller die Fenster offen – Kinder dürfen den Keller wegen Erstickungsgefahr nicht betreten. Die Fässer liegen *in Köllər am Konnərtn* im Keller auf dem Kannert".[61] Zum Weinkeller gehört in Großpold ein Vorkeller, der auch zum Einlagern von anderen Produkten dient, der sogenannte *Köllərschå:lz* „Kellerschalz"[62].

Das „Schroten"[63] gehörte zu den Pflichten der Nachbarschaftsmitglieder. Artikel 10 „der 2-ten nunmero getheilten Nachbarschaft der Emigranten in Großpold" (ursprünglich im Jahre 1778 festgeschrieben) sah vor: „Wer ein Faß Wein verkauft soll zum Schrotten rufen 6 Nachbarn hat zu zahlen an die Lade[64] –12 (Den)." Später wurde in der „Regula" hinzugefügt: „Ebenfalls ist im Jahr 1828 beschlossen worden, das wer den Wein mit dem Eimer aus dem Keller trägt soll kein Schrott bezahlen."

Die Keile zum seitlichen Stützen der Fässer heißen *di Ka:l* „die Keile", die Kellertreppe ist die *Köllərschti:əng* „Kellerstiege".

3.8.1. Kellerarbeiten

Als Sammelname für alle zur Weinherstellung benutzten Geräte und Gefäße wird der Ausdruck *Köllərkschi:ər* „Kellergeschirr" gebraucht. Peinlichste Reinlichkeit ist in der Kellermeisterei oberstes Gebot. Die Fässer werden im Sommer regelmäßig kontrolliert. Bevor Most eingefüllt wird, müssen die Fässer mit kaltem Wasser gespült oder aber *ausgəpa:t* „ausgebäht" werden,[65] dieses allerdings nur, wenn Schimmelbildung festgestellt wird oder das Faß undicht ist. Mit Soda und Hopfenblüten in kochendem Wasser werden sie so oft ausgespült, bis das Wasser klar aus dem Faß fließt. Nachdem das Faß getrocknet ist, wird es geschwefelt. Dabei führt man eine brennende *Schwe:fəlschtång*

---

61 S. a. BOTTESCH (1992), S. 126. Das SSWB führt „Ganter" als „starker Balken, Unterlage für Fässer" an. In den „Quellen zur Stadt Kronstadt" (Bd. 2) wird ein Dokument aus dem Jahre 1538 zitiert: *unam trebem ad unam kanther in cellarium*. Lat. *cant(h)erius* bedeutet „Lasttier, Querstangen zur Anbindung des Weines, Balken". – Auch das Wort „Keller" ist lateinischen Ursprungs, mit *cellarium* bezeichneten die Römer ihre Vorratskammer.

62 Im SSWB wird Kellerschälze mit der oben erwähnten Bedeutung angeführt, als *Kellerschalcs* ist das Wort in einer siebenbürgischen Urkunde von 1541 belegt. Das Rhein. Wb. erklärt *Kellerschalze* als „eine Art Holzkasten, Verschalung mit Tür", auch als eine Art Vorkeller.

63 „Schroten" bedeutet „wälzen, rollen". Die Fässer werden über eine „Schrotleiter" aus dem Keller gerollt.

64 Nachbarschaftslade.

65 „Ausbähen" steht mdal. auch für „durch warme Umschläge aufweichen"; oberdt. für „(Brot) leicht rösten".

„Schwefelstange" in das Spundloch ein und verschließt dieses luftdicht. So vorbereitet, wird das Faß bis zur nächsten Lese aufbewahrt, dabei aber von Zeit zu Zeit auf Schimmelbildung kontrolliert.

War der Keller trocken, konnte es passieren, daß die Fässer undicht wurden: das Faß *is zərleksnt* „zerlechsnet" oder *zərlekst* „zerlechst".[66] Wird nun Wasser eingegossen, *schli:əβt sich* „schließt sich" das Faß wieder, *əs schwüllt widər zu:ə* „es schwillt wieder zu". Nach mehrjähriger Benutzung bildet sich auf der Unterseite des Fasses *Weinschtu:an* „Weinstein". Er wird zum Säuern von Weinsteinkraut benutzt.

Ein Weinfaß kann *ə fo:ls Fåβ* „ein volles Faß", *ə hå:lbfo:ls Fåβ* „ein halbvolles Faß", *ə la:rs Fåβ* „ein leeres Faß" sein. Da die Großpolder Landler ihren Wein kaum literweise verkauften, waren ihnen Flaschenabfüllgeräte nicht bekannt. Zum Abfüllen benutzte man entweder den Faßhahn oder einen *He:bər* „Heber" (früher aus einem Flaschenkürbis hergestellt, um die Jahrhundertwende schon aus Glas). Jeder Weinbauer führte die anfallenden Kellerarbeiten selbst durch, nur in großen Kellereien gab es einen *Köllərmuastər* „Kellermeister", in Großpold erst nach dem Zweiten Weltkrieg auf dem staatlichen Weingut.

3.8.2. Das Holzfaß und seine Teile

Die Fässer wurden vom *Faßpingtər* „Fåßbinder" hergestellt. Vor dem Zweiten Weltkrieg arbeiteten in Großpold noch 7 bis 8, nach dem Krieg noch 4 bis 5 Böttcher. Die Dauben heißen *di lånkhin Tauvəln* „die langen Taufeln" und *di Seitntauvəln* „die Seitentaufeln", der Einschnitt in den Dauben ist *di Nuət* „die Nut", und die vorspringenden Daubenteile sind *di Fresch* „die Frösche". Das Faß wird vermittels mehrerer Eisenreifen (*Ri:af* „Räufe", Sg. *Ru:af* „Reif", Mask.) zusammengehalten. Die Bezeichnungen für die anderen Teile (Stopfen, Türchen usw.) wurden oben angeführt. Für Weinfässer verwendet man Eichenholz, Schnapsfässer hingegen fertigt man aus Maulbeerbaum. Die Stopfen werden mit einem *Kúkruzplattl* „Kuk(u)ruzblättlein" (Hüllblatt eines Maiskolbens) umwickelt.

66 „Erlechen" bedeutet im Mhd. „undicht werden", moselfränkisch ist *erlecht* „rissig, leck". Das Adjektiv *lech* (undicht) wurde im Neuhochdeutschen durch „leck" verdrängt, einem um 1600 aus der niederdeutschen Seemannssprache übernommenen Ausdruck. Im landlerischen „zerlechst" lebt das alte Wort noch fort.

3.9. Die Weinvermarktung

3..9.1. Hohlmaße

Beim Weinverkauf wird als Grundmaß *dər E:mər* „der Eimer" verwendet. Der *gəú:achti E:mər* „geeichte Eimer" faßte 10 Liter, wurde aus Kupferblech gefertigt und hatte einen sich verengenden Hals, so daß genau gemessen werden konnte. Für *Schnåps* „Schnaps" (Branntwein) verwendet man *di Liter* „die Liter", ein Meßgefäß, das ebenfalls aus Kupferblech hergestellt wurde. Nicht jeder Winzer besaß diese Hohlmaße, vielmehr gehörten sie der Nachbarschaft und wurden bei Bedarf ausgeliehen. Außer diesen beiden gab es noch geeichte Weinfässer, so daß beim Verkauf der Wein mitsamt dem Faß geliefert wurde. Nach dem Verkauf des Weines wurde das Faß vom Händler rücküberstellt. Einmal im Jahr begab sich das Eichamt vor Ort, und alle gewerblich benutzten Hohlmaße wurden neu geeicht: *əs Foß wärt gəú:acht* „das Faß wird geeicht".

3.9.2. Ausschank- und Trinkgefäße

Die Großpolder Weinbauern verkauften den Wein an Großhändler oder Wirte. Privater Weinausschank, z. B. in einer Besenwirtschaft[67], wurde nicht praktiziert. Auch war es für einen Landler eine Schande, im Dorfwirtshaus zu trinken. Gleich nach der Lese wurde der für den Eigenverbrauch notwendige Most extra eingekellert, man rechnete mit 60 Eimern (das sind 600 Liter) pro Familie und Jahr. Nur was darüber hinausging, galt dem Verkauf. Wurde der Wein nicht faßweise verkauft, so holte man ihn mit dem *Weinschaffəl* „Weinschäfflein" aus dem Keller. Es wurde aus Eichenholz gefertigt und faßte etwas mehr als einen Eimer. Für den Eigengebrauch benutzte man das *Weinkandərl* „Weinkännelein". Dieses wurde noch Anfang des Jahrhunderts aus Ton gefertigt, später kamen gläserne und solche aus emailliertem Blech hinzu. Eine Kanne faßte ca. 3/4 Liter, diente aber nicht als Trinkgefäß. Dazu benutzte man Glasbecher. Zum Transport kleiner Mengen Wein (z. B. in den Weingarten) griff man zum *Weinkruəg* „Weinkrug". Diesen kaufte man in Hermannstadt und ließ ihn von Zigeunern mit Weidenruten einflechten. Wasser wurde im *Lå:gəl* „Lagel" („Lägel"; Inhalt 7 bis 8 Liter)[68] in den Weingarten mitgenommen. Heute wird die Weinkanne von der Glasflasche *Flåschn* „Flasche" verdrängt. Die eigentliche Weinflasche heißt aber *Pu'töln*

67 Zeitlich beschränktes Ausschankrecht für Weinbauern. Die aktuelle Ausschankperiode wird durch einen am Haus angebrachten Straßenbesen markiert.

68 Nhd. „Lägel" hat dieselbe Bedeutung wie im Landlerischen (im Sächsischen ist es ein Faß); laut KLUGE (1989), S. 425 aus lat. *lagoene* „Flasche mit engem Hals und weitem Bauch".

„Butelle" und hat einen gläsernen Stöpsel. Das Wort ist auf franz. *bouteille* zurückzuführen.[69] (Eine Verbindung zum rumänischen Pendant *butelie* bietet sich geradezu an, allerdings ist der landlerische Terminus die Mundartbezeichnung für Karaffe, während das rumänische Wort eine schlanke, langhalsige Flasche benennt.)

3.10. Wein trinken

In Winzerorten hat der Wein im Alltag, aber auch im brauchmäßigen Ablauf des Jahres einen besonderen Stellenwert. Wann immer sich eine Gelegenheit bietet, trinkt man mit dem Nachbarn, mit Freunden und Gästen Wein, wobei die tadellose Qualität des Weines Prestigesache des Weinbauern selbst, aber auch der Großfamilie ist. Man repräsentierte damit nach außen und, was sicher nicht unwichtig war, die Qualität einer Fechsung mußte im Ort bekannt werden, was wiederum den Marktwert des eingekellerten Getränkes steigern konnte.

I trink „Ich trinke". *Låß mər ən Pechər Wein trinkn* „Laß wir (uns) einen Becher Wein trinken!" – Mit solchen Worten fordert man zum Mittrinken auf. *Ksúngtheit* „Gesundheit!" und *Hölf Gott* „Helf Gott!" sind Worte, mit denen man sich zuprostet. Regelmäßiges, aber mäßiges Trinken galt in Großpold als nicht anstößig, wogegen ein Vollrausch aber für einen Weinbauern aus gutem Hause nicht zulässig war. Die unterschiedlichen Stadien des Rausches werden wie folgt benannt: Für leichten Weingenuß: *i hån ən Schwips* „ich habe einen Schwips", *är is pschwipst* „er ist beschwipst", anderen Gewährsleuten zufolge: *vərhurəlt* „verhudelt"[70], *pətimpəst* „betimpest"[71], *fərtimməlt* „vertümmelt", *guət aufglekt* „gut aufgelegt", *ånzikisch* „ánzickisch"[72] (M. B.), *är is psoffn* „er ist besoffen", *är is tu:at psoffn* „er ist tot besoffen"; laut M.B. für einen Vollrausch auch: *ånksoffn wiə di Kristkingdəl* „angesoffen wie die Christkindlein", *wiə dər Schti:vəl* „wie der Stiefel", *wiə di Schwein* „wie die Schweine". *Schturkəln* „sturkeln"[73] (torkeln) nennt man unsicheres Gehen, oder auch, bei fortgeschrittener Trunkenheit, *är giat im Tangoschritt* „er geht im Tangoschritt". Am nächsten Tag hat der Zecher *ən Kå:dər* „einen Kater", etwas veraltet heißt es auch, *är is hä:nt nachtich* „er ist heute nächtig" (zu *nachtn* „nächten" = gestern abend; M. B.).

---

69 Laut SSWB, Bd. 1, S. 843 ist das frz. Wort als *Butäll* über neuhochdeutsche Vermittlung um die Mitte des 19. Jahrhunderts ins Sächs. übernommen worden.

70 Vgl. BOTTESCH (1992), S. 57.

71 Im Sächs. als *betimpest* bekannt; laut SSWB, Bd. 1, S. 564 „Aus der lat. Schülerspr., nach *Tampus* (Rausch) neugebildet".

72 Geht auf *zicken* zurück, gehört zu oberdeutsch *Zick*, Pl. *Zicken* mit der Bedeutung „Milchsäurestich des Weines". (lt. Brockhaus 1969, S. 787).

73 Vgl. BOTTESCH (1992), S. 215.

3.11. Winzerbrauchtum

Erwartungsgemäß gibt es bei den protestantischen Landlern in Großpold wie auch bei den Sachsen Siebenbürgens kein ausgeprägtes Winzerbrauchtum mit Prozessionen, rituellen Umgängen und Umritten. Allerdings wurde der Wein in das Jahresbrauchtum des Ortes einbezogen. Nach dem Lesen ging man zum Altnachbarn *Most einfülln* „Most einfüllen". Jede der sechzehn Nachbarschaften im Ort hatte ihren eigenen Wein. Den Most dazu lieferten die Nachbarn selbst, ein bis zwei Eimer pro Familie, und natürlich auch anteilsmäßig die Kirchenweingärten. Das Zusammentragen und Einkellern des Mostes wurde dann bei einem Glas „Alten" entsprechend gefeiert. „Es ist eine lange Nacht geworden", hieß es dann. Auch die Bruderschaften stellten ihren Wein selbst her. Er wurde beim Altknecht eingekellert. Die Bruderschaft fuhr mit einem Pferdewagen zum Haus jedes Burschen, der dann seinen Teil Most beisteuerte.

Am Tag des Heiligen Urbanus (25. Mai) feierten die Faßbinder. Man briet auf Kohlefeuer im Freien Fleisch und trank dazu Wein und Bier, oft übermäßig viel. Es hieß, wenn es an diesem Tag regnet, hätten die Faßbinder in diesem Jahr viel Arbeit, d.h. es wäre eine reiche Ernte zu erwarten. Blieb es dagegen trocken, war weniger Arbeit in Aussicht.

4. Schlußbetrachtung

Es ist äußerst schwierig, die Fachterminologie eines Tätigkeitsgebietes genau von der Gemeinsprache abzugrenzen, da es neben den eindeutigen Fachwörtern auch Termini mit doppelter oder dreifacher Zugehörigkeit gibt. Erst das sprachliche Umfeld legt die genaue Zugehörigkeit fest. Faßt man – wie in dieser Bestandsaufnahme geschehen – den Begriff „Fachwortschatz" etwas weiter, erscheint die Winzerterminologie besonders umfangreich. Dieses hauptsächlich im Bereich der nominalen Bezeichnungen. Ungefähr 190 Termini können zum Großpolder landlerischen Winzerfachwortschatz gezählt werden, davon sind ca. 140 Substantive, ca. 25 Adjektive und ca. 25 Verben. Zur Gesamtzahl wurden nur die wichtigsten Zusammensetzungen und etliche verbale und adjektivische Ableitungen hinzugezählt. Was die Herkunft der Fachwörter anbetrifft, überwiegen zahlenmäßig, wie zu erwarten war, die germanischen Erbwörter, dafür aber bezeichnen die lateinischen Lehnwörter essentielle Teile des Weinstocks, stellen die Namen der wichtigsten Gefäße und vieler Geräte.

Fünf Termini wurden aus dem Rumänischen übernommen, wobei drei eingelautet wurden, nämlich *Kalípm* (Weingartenhäuschen; entlehnt über sächsischen Umweg), *niveli:ərn* (einebnen) und *formiərt* (gebildet). Diese Neologismen werden sogar als deutsch empfunden. Hingegen werden die rumänischen Entlehnungen *a pogîrci* (nach-

lesen) und *tulburel* (trüber Wein) wie Fremdwörter behandelt, da man ihnen Verhaltensweisen der anderen Ethnien imagologisch zuordnet. „Der Zigeuner geht nachlesen – *la pogîrcit*, der Rumäne trinkt auch trüben Wein – *tulburel*." Dabei wird geflissentlich die Tatsache verdrängt, daß auch Sachsen und Landler unausgegorenen Wein „kosteten".

Über die Ackerbauschulen muß *Kalus* (Pfropfstelle) in die Großpolder Winzerterminologie gekommen sein. Aus dem Sächsischen oder über das Sächsische werden mehrere Termini übernommen und eingelautet, *gwinnən* „gewinnen" (etwas ausgraben) ist der auffälligste. Neben mehreren den westmitteldeutschen Mundarten entspringenden Ausdrücken gibt es auch bayerisch-österreichische: *fölzen* „pfelzen" und *Pa:l* „Peil" (Spundstopfen) sind zwei davon. (Bairisch sind auch *Puttn*, *Faßbinder*, *Poding* u. a.; auch *Putöln* ist bair. eingelautet; *fölzn* für bair. „pfelzen" ist hingegen im Anlaut vom Sächsischen beeinflußt.) Ein Fachwort französischen Ursprungs (*Pu'töln* „Bouteille") und ein anderes von ungeklärter Herkunft (*Rámpasch*) gehören ebenfalls zum Großpolder Winzerfachwortschatz.

Die Großpolder Winzerterminologie ist ein getreues Spiegelbild der allgemeinen Sprachsituation der Landlerminderheit in Siebenbürgen,[74] mit der einen Einschränkung allerdings, daß der Einfluß des „gelehrten" deutschen Winzerfachwortschatzes auf die landlerische Weinbauterminologie aber größer ist als der Einfluß der Hochsprache auf die Gemeinsprache allgemein.

Literatur

ACKER, Hans (1993): Weinland Siebenbürgen. Hrsg. von der Gesellschaft für Geschichte des Weines E.V. Wiesbaden.

AMBROSI, Michael (1928): Der Weinbau in den sächsischen Siedlungsgebieten Siebenbürgens. In: Siebenbürgisch-Deutsches Tagblatt, Nr. 16894. Hermannstadt.

ARCHIV (1853) = Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde. N.F. Bd. 1. Hermannstadt.

BOTTESCH, Johanna und Martin (1992): Die bairisch-österreichische Mundart der Landler von Großpold (Apoldu de Sus) in Siebenbürgen (Rumänien). Wien. (= Beiträge zur Sprachinselforschung Bd. 10/I, II).

BUCHINGER, Erich (1980): Die „Landler" in Siebenbürgen. München.

FABINI, Johann (1860): Der Weinbau in Siebenbürgen. In: Programm des evangelischen Gymnasiums A.C. zu Mediasch und der damit verbundenen Schulanstalten für das Schuljahr 1858/59. Hermannstadt.

KLUGE, Friedrich (1989). Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 22. Aufl. Unter Mithilfe von Max BÜRGISSER und Bernd GREGOR völlig neu bearbeitet von Elmar SEEBOLD. Berlin, New York.

74 Ausführlich dazu s. Beitrag von W. SCHABUS in Bd. 1 dieser Publikation.

KRASSER, David (1870): Geschichte des sächsischen Dorfes Großpold in Siebenbürgen. Hermannstadt.
KRAUSS, Friedrich (1970): Treppner Wörterbuch. Marburg.
La a 45-a aniversare (1992). Der Verwaltungsrat, 15. September 1992. [Typoskript. Kopie im Besitz des Verfassers]
MELTZL, Oskar v. (1886): Statistik der sächsischen Bevölkerung in Siebenbürgen. Hermannstadt. [Zitiert nach ACKER (1993)]
MÜLLER, Josef u.a. (1928–1971) (Hrsg.): Rheinisches Wörterbuch. Auf Grund der von J. FRANCK begonnenen [...] Sammlung bearbeitet. 9 Bände. Bonn.
QUELLEN (1886) = Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt in Siebenbürgen. Kronstadt.
Rhein.Wb. s. MÜLLER
SCHMELLER, Johann Andreas (1872–1877): Bayrisches Wörterbuch. Mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe. Bearb. von G. Karl FROMMANN. 2. Bde. München.
SCHULER v. LIBLOY, F. (1867): Deutsche Rechtsdenkmäler der Siebenbürger Sachsen. In: Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde, N.F. Bd. 7, S. 313ff.
SCHULLER, Georg Adolf (1895): Aus der Vergangenheit der siebenbürgisch sächsischen Landwirtschaft. Hermannstadt.
SEDLER; Werner (1988): Kein Ort ohne Weinberg. In: Die Woche. 1. Folge am 22. April 1988. [16 Folgen.]
SSWB = Siebenbürgisch-sächsiches Wörterbuch. Derzeit 6 Bde. (Bis Bd. 5 hrsg. von der Akademie der Sozialistischen Republik Rumänien im Verlag Gruyter, Berlin und der Ed. Academiei, Bucureşti). Bd. 6 hrsg. von der Rumänischen Akademie in Verbindung mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Köln, Weimar, Wien: Böhlau; Bucureşti: Editura Academiei Române 1993.
URKUNDENBUCH = Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. 1. Bd: 1191–1342. Bearb. v. F. ZIMMERMANN und C. WERNER. Hermannstadt 1892. – 2. Bd.: 1342–1390. Bearb. v. F. ZIMMERMANN, C. WERNER und G. MÜLLER. Hermannstadt 1897. – 3. Bd.: 1391–1416. Bearb. wie Bd. 2. Hermannstadt 1902. – 4. Bd.: 1416–1437. Begr. v. F. ZIMMERMANN, bearb. v. G. GÜNDISCH. Hermannstadt 1937. – Bd. 5: 1438–1457. Begr. und bearb. wie Bd. 4. – Bd. 6: 1458–1473. Begr. u. bearb. v. G. GÜNDISCH, G. NUSSBÄCHER und K.G. GÜNDISCH. Bukarest 1981. – Bd. 7: 1474–1486. Bearb. wie Bd. 6. Bukarest 1991.
WBÖ = Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich. Hrsg. vom Institut für österreichische Mundart- und Namenlexika. Wien: Verlag der ÖAW 1963ff. (derzeit 34 Lieferungen).

Bildnachweis

Fotos: Werner Sedler
Zeichnungen: Călin Negoţin

Valer Deleanu

Transport und überlieferte Transportmittel in den Landlergemeinden

1. Transport und Transportmittel – Einführung

Die landwirtschaftlichen Transportmittel der drei Landlerortschaften gleichen, bedingt durch die ähnlichen landwirtschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse als auch durch ihre geringe räumliche Entfernung, einander sehr. Sowohl früher als auch heute wurde und wird nur der Landweg benutzt, als Wasserweg kam der Zibin auch für Boote nicht in Frage. Bis zur Eröffnung der Eisenbahnlinie Hermannstadt-Mühlbach gegen Ende des 19. Jh. standen lediglich Mensch- und Tierkraft für den Warentransport zur Verfügung. Nach dem Ersten Weltkrieg, in den 20er Jahren, kam das Auto hinzu, blieb aber bis zur Kollektivierung der Landwirtschaft ohne größere Bedeutung für die Bewohner der drei Landlerdörfer.

Trotz vieler Ähnlichkeiten entdeckt man bei genauerem Hinsehen aber auch Unterschiede, die durch die Verschiedenartigkeit der Bodenverhältnisse und -bewirtschaftung bedingt sind.

Neppendorf und Großau liegen in der Zibinssenke, in welcher der Gemüsebau Vorrang hatte, die Neppendorfer pflanzten zusätzlich noch Blumen für den Verkauf in der nahen Stadt. In Großau und weitflächiger in Großpold wurde auch Weinbau betrieben. Unterschiede gibt es auch in der Tierzucht. In allen drei Ortschaften wurden Ochsen gehalten, doch in Großau und Neppendorf beherrschte die Pferdekraft schon vor 1940 den Transport. Großpold liegt in einer hügeligen Gegend mit viel Wald, Großau hat sogar Grundbesitz im Gebirge. Das Gelände in Neppendorf ist eben, daher ergeben sich für den Gütertransport kaum Schwierigkeiten, Großau jedoch ist mit seinem Gebirgsanteil in dieser Hinsicht benachteiligt.

Auch die Entfernungen zur Stadt sind unterschiedlich: Neppendorf, etwa drei Kilometer weit von Hermannstadt, ist heute schon eingemeindet, Großau liegt rund zehn Kilometer entfernt, Großpold jedoch etwa 25.

Der Wandel in der ethnischen Struktur der drei Landlerdörfer mit ihren Bewohnern – Landlern, Sachsen, Rumänen und Zigeunern – findet seinen Niederschlag auch im Bereich der Transportmittel. Die Landler und Sachsen hatten in allen drei Dörfern eine Vorrangstellung, verloren diese aber mit der ab 1990 massiv einsetzenden Auswanderung. Durch ihre auch schon früher bestandenen intensiven Verbindungen zum

Westen kam ihnen bei der Verwendung neuer Transportmittel und -kräfte eine Vorreiterrolle zu.

Die Privatisierung der Landwirtschaft führt derzeit zu einer interessanten Verbindung traditioneller Transportmittel mit modernen.

2. Alte Straßen und Feldwege

Die drei Landlerorte liegen annähernd auf der Ost-West-Achse zwischen Hermannstadt und Mühlbach. In den beiden letzten Jahrhunderten gewann diese Route an Bedeutung, wobei gleichzeitig der alte Weg von Hermannstadt nach Westen über Salzburg (Ocna Sibiului) immer weniger benutzt wurde.

In römischer Zeit führte die Landstraße von Reußmarkt nach Kleinpold, dann zwischen Tschapertsch und Hamlesch nach Salzburg und erreichte Hermannstadt, wobei die Zibinsebene vermieden wurde. Im Mittelalter und in der Neuzeit änderte sich die Bedeutung der verschiedenen Wegtrassen immer wieder. Im 19. Jh. führte die Poststraße von Reußmarkt über Hamlesch und Reußdörfchen nach Hermannstadt. Für den Warentransport bevorzugte man eine südliche Route am Gebirgsfluß entlang. Diese führte von Großpold „durch die Birnbäume", Gp landl. *Pirpamer*, über die Săceler Höhe, Ga landl. *pu de Hüll*, (rum. Hula Săcelului) in die Zibinsau nach Großau, an Neppendorf vorbei, wo sie auf der Höhe des jetzigen Neppendorfer Bahnhofs in den Kleinscheuerner Weg mündete und durch das Sagtor Hermannstadt erreichte. In den 30er Jahren des 20. Jh. hat das Straßenbauunternehmen Svenska diese Straße ausgebaut und geteert, vermied aber die von Überflutungen bedrohte Zibinsau. Diese Straße führte nun von Hermannstadt nach Neppendorf, durchquerte diesen Ort und gelangte über die *Reets* (rum. Campul Rezului) genannte Hochebene nach Großau. Die heute E 15 benannte ehemalige Landstraße ist der wichtigste Verbindungsweg zum Miereschtal, nach Klausenburg und Großwardein. Die ältere Straße in Richtung Westen über eine inzwischen nicht mehr existierende Zibinsbrücke, danach die „Kleine Wiese" (Nd landl. *Kluawis'n*) entlang, ist heute nicht mehr erkennbar. Die Verlagerung der Ost-West-Route nach 1800 von Hermannstadt durch Neppendorf, Großau und Großpold ist auf die wachsende wirtschaftliche Bedeutung dieser Landlerorte zurückzuführen. Ganze Wagenzüge aus den sächsischen Dörfern und rumänischen Gebirgsorten westlich von Hermannstadt fuhren auf dieser auch heute noch bedeutendsten Straßenverbindung in Richtung Sagtor und Holzplatz (neben der Zibinsbrücke), um die Stadtmärkte mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen und Holz zu versorgen. Nach 1940 wurde der Holzplatz in einen Gemüsemarkt umgewandelt, auf dem die Landler aus Großau und Neppendorf Milch, Gemüse, Salat, Blumen und Blumenpflänzchen verkauften.

Die anderen Wege in Richtung Süden und Norden sind nur lokale Verbindungen (zu Reußdörfchen, Kleinscheuern, Salzburg und den rumänischen Gebirgsdörfern).

Im Falle von Großpold waren die Verbindungswege zu den anderen Ortschaften witterungsbedingt oft schwierig befahrbar. Erst im 19. Jh. setzte eine gezielte Pflege der Fahrwege (Untergrundbefestigung mit Steinen, Ausheben von Straßengräben usw.) ein. Die Entfernungen zu den Nachbarorten waren allerdings gering (3–5 km).

Hier die wichtigsten Landwege:

- nach Dobring: *Dobringer Weg*, führt *af der Hiah* über den Dobringer Berg, rum. Dealul Dobârcii
- nach Aciliu: *Tetschelner Weg*, führt über den *Gorgan*-Berg
- nach Kleinpold: *Klapolner Weg*, in Richtung Norden die Wiese entlang
- nach Tilisca: *Tilischker Weg*, in südlicher Richtung, den *Katzel Wold* (rum. Bărcu Popii) entlang, am *Kolchstuan* (rum. Piatra Butilii) vorbei und durch das *Hiebes* (rum. Heveş)

Diese Wege waren ganzjährig für Tierfuhrwerke befahrbar. Das Gebirgsdorf Rod konnte über zwei Forstwege erreicht werden: über den *Roder Weg* und den Weg *ibern Flokspoon*. In nördliche Richtung, zum Zekeschtal, führte der *Zigeiner Staik* (Zigeunersteig, rum. Cărarea Ţiganilor) nahe beim Kleinpolder Weg zum *Schoberocker* (rum. Zapodia) und von da zur nördlichen Gemarkungsgrenze.

Im Unterschied zu Großpold und Neppendorf hatte die Gemeinde Großau, wie bereits erwähnt, auch Grundbesitz im Gebirge (25–30 km weit vom Ortskern entfernt): die Berggipfel Surdu, Crăciuneasa-găujoara, Beşineu und Cioara gehörten dazu. Die Landler fuhren aber nur ins Gebirge, um Holz oder Heu zu holen. Die Schafwirtschaft überließ man rumänischen Schafhirten oder verpachtete die Almwiesen an diese. Die Anfahrtswege ins Gebirge waren lang, wobei man mit den Ochsenfuhrwerken nur langsam vorankam, dafür aber schwere Lasten transportieren konnte. Auf der langen Fahrt ging man, um die Zeit zu nutzen, zusätzlichen Beschäftigungen nach. So berichtet Johann Zeier, daß er in den 30er Jahren am Peitschenstiel Fingerübungen durchführte, weil er zu dieser Zeit in der Dorfkapelle die Querflöte spielen lernte.

Ins Gebirge führten zwei Wege. Der eine war bekannt als Großauer Straße (rum. Drumul Gurenilor) und führte über den Podul Cătanelor auf der Gemarkung von Gura Râului und die *Menger* (rum. Mărajdia), am heutigen Luftkurort Hohe Rinne vorbei, der andere durch Gura Râului bis zum Zusammenfluß des Großen und des Kleinen Zibins (rum. La Pisc) und von da auf den Crăciuneasa – Bergrücken. Von diesen Bergen wurde allerdings selten Holz nach Großau gefahren, und wenn, dann hauptsächlich über den sogenannten „Holzweg" (rum. Drumul Lemnelor). Dieser Weg wird inzwischen nicht mehr befahren, er wurde durch eine Straße ersetzt, die dem ehemaligen *Oltn Poplaker Weg* folgt, welcher Großau mit Poplaka und weiter mit Michelsberg und Heltau verband.

Weitere Verbindungswege:

– nach Orlat:	Der neue und der alte Orlater Weg (rum. Calea Orlatului). Es gab dazu noch den *Talewoorweg* zwischen dem Zibin und der heutigen Bahnstrecke (rum. Calea Lacurilor)
– nach Salzburg:	*Solzburger Stroß* (rum. Calea Ocnei Vechi) in nordöstlicher Richtung über den *Reets* (rum. Câmpul Rezului). In späteren Jahren wurde dieser Weg an den Rand der Ortsgemarkung verlegt
– nach Reußdörfchen:	Der Reußdörfchener Weg (rum. Calea Rusciorilor) über den *Reets*

Zwei weitere Wege (rum. Calea la Mesteacăn und Calea pe Valea Mărului) führten zum Wald im Norden des Ortes.Von Neppendorf aus führte die Straße über die alte Zibinsbrücke und fand dann Anschluß an den *Poplaker Weg* über die *Großauer Stroß* nach Gura Râului. Die Neppendorfer Viehherde durchquerte den Mühlkanal (rum. Canalul Gurenilor), um auf die Hutweide am Poplaker Berg hinter dem Jungen Wald zu gelangen. Dieser Kanal wurde im 16. Jh. von den Hermannstädtern für den Steintransport aus Gura Râului ausgehoben. Andere Wege führten nordwärts über den Flurteil *Prompiel* (= Brombühl, rum. Prompil) zum Roßbach (rum.Valea Rusciorilor). Der alte Kleinscheuerner Weg war ehemals Komitatsstraße, er verlief ausgehend vom heutigen Neppendorfer Bahnhof über die Gemarkung dieses Ortes und erreichte nach 7 km Kleinscheuern. Viele Neppendorfer benutzten diesen Weg nicht nur, um zu ihren Feldern zu fahren, sondern sie überquerten die Kleinscheuerner und Großscheuerner Straße in Richtung Drotleff'sches Anwesen (rum. Ferma Dealul Viilor).

Über die angeführten Straßen und Wege vollzog sich der Arbeits- und Handelsverkehr der drei Dörfer. Der oft mangelhafte Zustand der Straßen war durch das relativ ebene Gelände und die Nähe Hermannstadts erträglich. Die Lage der Landlerdörfer in unmittelbarer Nähe der Stadt und den rumänischen Gebirgsdörfern als Hinterland ermöglichte einen ausgedehnten Handel mit lokalen Erzeugnissen. An diesem beteiligten sich hauptsächlich die Neppendorfer und Großauer. Aus den Gebirgsdörfern wurden Wolle und Käse über die Săceler Höhe gebracht, aus Reußmarkt und Großpold Wein, aus Poplaka Vieh und Fleischerzeugnisse. Andererseits nutzten die Hermannstädter, aber auch die Neppendorfer und Großauer, die wasserbetriebenen Anlagen (Mühlen, Sägewerke, Stampfen) aus Gura Râului und Orlat, die Großpolder jene aus Tilişca und Rod. Die Landler fanden als Gerätebauer, Maurer und Zimmerleute Arbeit in den rumänischen Gebirgsdörfern.

Zu Fuß gehen war allgemein üblich, schon zehnjährige und jüngere Kinder lernten so die Umgebung ihres Geburtsortes kennen. Zu Fuß erreichte man auch die Nachbar-

orte. Die Neppendorfer kamen so nach Hermannstadt, um eigene Erzeugnisse zu verkaufen, die anderen Ortschaften der Umgebung erreichte man auch im Fußmarsch: Großau, 7 km, in 1 1/2 Stunden; Orlat, Gura Râului, 7–8 km, in 1 1/2 Stunden; Poplaka, 6 km, in 1 Stunde; Kleinscheuern, 5 km, in 1 Stunde; über Kleinscheuern nach Salzburg, 10 km, gelangte man in 2 Stunden. Auch die Großauer gingen oft zu Fuß nach Hermannstadt (10 km), ebenso auch nach Orlat (5 km), Poplaka (5 km), Sălişte (10 km), Kleinscheuern (5 km). Von Großpold ging kaum jemand zu Fuß nach Hermannstadt, dafür aber in die Nachbardörfer: Reußmarkt (5 km), Kleinpold (3 km), Hamlesch (4 km), Dobring (4 km).

Die Häufigkeit der Fußmärsche aus den einzelnen Landlerorten in die Stadt war natürlich maßgeblich von der Entfernung bestimmt. Am häufigsten ging man aber zu Fuß auf das Feld arbeiten, am seltensten ins Gebirge. Es gab zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen auch Unterschiede: die Landler waren weniger zu Fuß unterwegs als die Rumänen und Zigeuner.

Die Neppendorfer Frauen gingen in nachbarschaftlichen Gruppen nach Hermannstadt, im Sommer oft täglich. Trotzdem galt bei den Landlern das Zufußgehen als Zeichen der Armut, wenn man sich in ein Nachbardorf oder auf den Jahrmarkt begab. Man fuhr nach Möglichkeit, selbst wenn die zu befördernde Last klein war, mit dem Zwei- oder Einspänner. Nur der Fußmarsch nach Hermannstadt mit kleinen Lasten war üblich und nicht verpönt.

3. Transport durch Menschen

3.1. Tragen

3.1.1. Tragebehältnisse

In den Dörfern der Hermannstädter Umgebung bediente man sich im (land)wirtschaftlichen Alltag zahlreicher Tragebehältnisse (aus unterschiedlichen lokalen Werkstoffen hergestellt), um damit kleine Lasten innerhalb des Hofes, zu Nachbarn, zur Mühle, aufs Feld zu befördern. Diese Behältnisse wurden in der Hand, auf dem Rücken oder auf der Schulter getragen. Die Art ihrer Benutzung läßt ethnische Unterschiede erkennen, ist aber auch abhängig von der jeweiligen Familien- oder Dorftradition. Herstellungsart und Werkstoff hingen von der zur befördernden Last ab. Einige Tragebehältnisse wurden in den rumänischen Gebirgsorten Gura Râului, Sălişte, Răşinari, Poplaka oder in den Nachbarorten (Reußdörfchen) u.a. von Zigeunern hergestellt, andere (aus Metall, Glas oder Leder) erstand man auf den Jahrmärkten von Hermannstadt, Heltau, Reußmarkt oder Salzburg. Holz-, Rutengefäße und Irdenware wurden meist von fahrenden Handwerkern aus den Westkarpaten (den Motzen), von den Szeklern und den Bewohnern des „Altreiches" bezogen.

– AUS HOLZ

Holzgefäße mit unterschiedlicher Verschließbarkeit benutzte man zum Transport von Flüssigkeiten (Wasser, Wein, Schnaps).

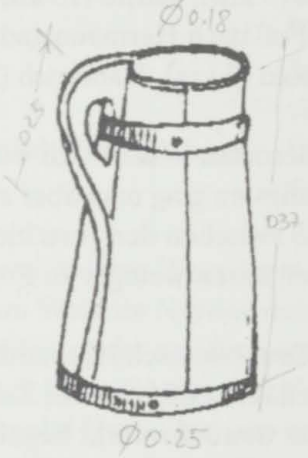


Abb. 1: Hölzerne Wasserkanne (Großpold)

HÖLZERNE WASSERKANNE (Abb. 1), Ga, Nd heute unbekannt (rum. botă). Die Landler scheinen für dieses wohl von den Rumänen übernommene Gefäß auch den rum. Namen Bota verwendet zu haben. Es wurde auf Jahrmärkten oder von den hausierenden Motzen gekauft und für den Wassertransport vom Nachbarschaftsbrunnen ins Haus benutzt. Zwischen 1920–1940 verschwand sie allmählich, nachdem die Landler Brunnen in den eigenen Höfen gruben, zudem verdrängte sie der Blecheimer. Die Rumänen trennten sich allerdings schwerer und später von diesem Holzgefäß.

BÜTTE, Ga, Gp land. *Puttn* (rum. bot), ist ein Holzgefäß mit ovalem Querschnitt, dem Boden zu sich verengend, das mittels Schulterriemen auf dem Rücken getragen wurde. Bei der Weinlese trug der Büttenträger damit die Trauben zum Wagen. In Großpold verwendete man sie auch in der Rebschule beim „Einschulen", um damit Gießwasser herbeizutragen.

Abb. 2: Eimer (Großpold)

EIMER (Abb. 2), Ga landl. *Wossekessl*, sächs. *Wasserkeeßel*, Nd landl. *Wossekestl*, sächs. *limer,* Gp landl. *Wosserkiebel* (rum. găleată), wurde und wird zum Wassertragen oder Tränken der Haustiere benutzt.

LÄGEL (Abb. 3), Nd landl. *Loggl*, Gp landl. *Log'l* (rum. fedeleş), zeigt im Querschnitt eine Dreiecksform mit abgerundeten Ecken. In ihm brachte man Wasser aufs Feld, wobei der Behälter am Leiterbaum hing oder in der Hand getragen wurde. Sein Inhalt von 8 –10 Litern deckte den Trinkwasserbedarf einer Familie für einen ganzen Tag. Zur Herstellung der Dauben benutzte man Tannenholz, gebunden wurden diese Gefäße mit Eisenringen. Das Lägel kaufte man gewöhnlich am Hermannstädter Jahrmarkt, es fehlte früher in keinem Haushalt; nach dem Zweiten Weltkrieg wurde es allmählich von Krügen (3–5 l) und in Ruten gebundenen Feldflaschen ersetzt.

Das SCHAFF (rum. ciubăr) benutzte man u.a. zum Herbeitragen von Waschwasser aus dem Bach. Mit Hilfe zweier „Wasserbäume" und eines Querholzes konnte das Gefäß von zwei Menschen getragen werden.

Für den Weintransport gebrauchte man Weinfässer mit unterschiedlichem Fassungsinhalt (20–600 Liter). Sie wurden geschrotet (gerollt) und mit Fuhrwerken weiterbefördert. Die Fässer stellten Böttcher im Ort selbst her oder man kaufte sie auf Jahrmärkten.

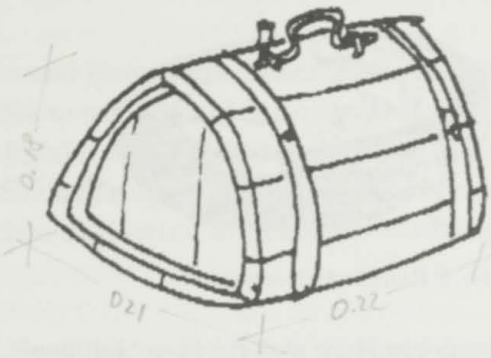


Abb. 3: Lägel (Großau)

– AUS RUTENGEFLECHT

Die Zigeuner der Gebirgsdörfer aus der Hermannstädter Umgebung fertigten aus Weidenruten und Haselgerten unterschiedliche Körbe an, die in der Landwirtschaft Verwendung fanden. In diesen wurden landwirtschaftliche Erzeugnisse (Obst, Feldfrüchte), aber auch Eßwaren und Getränkeflaschen befördert. Die Frauen bevorzugten Henkelkörbchen, während die Männer eher den größeren Rundkörben den Vorzug gaben.

KÖRBCHEN (Abb. 4) und KORB, Nd land. *Hendkärwl*, sächs. *Kerwken*, Ga land. *Kärwel*, sächs. *Kerwken*, Gp landl. *Kärbel* (rum. corfă und corfiță), wurden in unterschiedlichen Größen hergestellt. Das Körbchen faßte 0,5–1 kg, während in Körben bis zu 6 kg befördert werden konnten. Zum Tragen wurde der halbrunde Haselrutenhenkel entweder angefaßt oder auf dem abgewinkelten Arm getragen. Der Boden der Körbchen war meist leicht halbkugelförmig nach außen gebogen. Man benutzte sie zum Sammeln von Himbeeren und Blaubeeren, Eichenblättern usw., auch zum Ernten von Weintrauben. In Großau und Großpold wurden in Körben die ersten Kartoffeln vom Feld nach Hause getragen, in Neppendorf benutzte man sie, um landwirtschaftliche Erzeugnisse zum Markt zu bringen oder trug darin auch das Essen aufs Feld.

Abb. 4: Körbchen (Neppendorf)

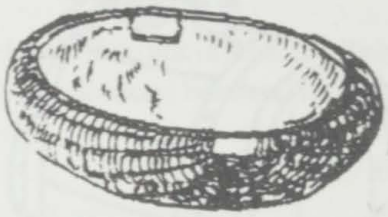


Abb. 5: Rundkorb (Neppendorf)

Der Rundkorb (Abb. 5), Nd land. *Korep*, sächs. *Kuerf*, *Fälpes*, Ga land. *Korep*, sächs. *Fälpes*, Gp land. *Fölpes*, sächs. *Falpes* (rum. chelteu), ist ein größeres Behältnis aus geschälten Weidenruten mit zwei seitlich ausgesparten Haltegriffen, das mit beiden Händen von einem Menschen oder jeweils einhändig von zwei Menschen getragen werden kann. Die Form entspricht einer abgeflachten Halbkugel, wobei der Öffnungsrand sich oft leicht nach innen neigt. Angefertigt wurden sie außerhalb der Landlerortschaften von Zigeunern aus Gura Râului, Poplaka oder Orlat. Diese Körbe trug man nur über kleine Entfernungen im Hof oder auf dem Feld. Man brachte sie mit dem Fuhrwerk aufs Feld, wo sie bei der Ernteeinbringung (Rüben, Kartoffeln oder Tomaten) Verwendung fanden, im Dorf selbst wurden Heu, Kleidungsstücke, Mais u.a. damit befördert. Die Männer bevorzugten diese Körbe, da die darin zu befördernde Last bis zu 50 kg wiegen konnte[1].

Deckelkörbe wurden in Neppendorf und Großau über Kleinscheuerner Vermittlung übernommen. Da sie feiner gearbeitet waren, benutzte man sie nur bei besonderen Anlässen zum Tragen von Eßwaren.

Abb. 6: Rutenkorb (Neppendorf)

Braune Rutenkörbe („Körbe", Abb. 6) aus ungeschälten Weidenruten verbreiteten sich in den 60er und 70er Jahren in den Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften und den Staatsgütern. Sie fanden hauptsächlich bei der Kartoffel-, Mais- und Rübenernte, vor allem aber bei der Weinlese auf den Staatsgütern Verwendung. In der Folge gelangten sie auch in die Privatwirtschaften.

Der Binsenkorb (Zöger), Nd land. *Zegge*, sächs. *Zicker*, Ga land. *Zege(r)*, sächs. *Zicker*, Gp land. *Zecker*, sächs. *Zeeker* (rum. ţechere), wurde bis zum Zweiten Weltkrieg hergestellt und benutzt. In Großpold wurden darin die Mittagsmahlzeiten hauptsächlich für die Schnitter aufs Feld getragen, zudem beförderte man darin Eier auf den Markt. Heute ist mit dem Handwerk des Binsenkorbflechters auch der Binsenkorb verschwunden.

---

1 Die Rundkörbe wurden aus längsgespaltenen Haselruten geflochten. Wie auch die Handkörbe, wurden sie von den Landlern bis in die 80er Jahre häufig verwendet, da sie sich vortrefflich für das Tragen von kleineren Lasten eigneten.

– AUS TEXTILIEN

Die Landler haben im Vergleich zu den Sachsen und Rumänen seltener textile Behältnisse benutzt (mit Ausnahme des Rucksacks). Diese wurden im Haushalt selbst aus eigenen Rohstoffen (Wolle und Hanf) hergestellt oder aber bei Rumäninnen in Webe gegeben. Trotzdem konnten sie in jedem Landlerhaushalt gesichtet werden, wobei in der letzten Zeit Tragnetze und Kunststofftaschen die älteren Stofftaschen verdrängten.

Der SÄCKEL (Beutel), Nd land. *Sackl*, Ga landl. *Sackl*, sächs. *Säkelchen*, Gp land. *Sackl* (rum. traistă, straiţă), ist ein kleines Säckchen (etwa 0,5 x 0,5 m), in dem leichte Lasten (5–10 kg) über kleine Entfernungen getragen wurden. Es waren dieses entweder Nahrungsmittel (Brot, Speck, Zwiebel, Weinflaschen) oder aber auch Mehl oder Kleidungsstücke. Die Landler schulterten meist den Beutel, die Rumänen trugen ihn in der Hand. Man kaufte solche Beutel als Jahrmarktware von den Rumänen oder stellte sie auch im eigenen Haushalt her[2], sie dienten Kindern auch als Schultaschen. Geschneidert waren sie aus Hauswebe in kleiner, schwarz-weißer oder rot-brauner Karoornamentik. Hin und wieder werden sie auch heute noch verwendet.

Der RUCKSACK, Nd, Ga, Gp land. *Rucksock*, war das zumindest in unserem Jahrhundert von Landlern und Sachsen am meisten verwendete textile Tragebehältnis. In einfachen, meist im Haushalt genähten Rucksäcken mit Trägern aus Leinwand wurde Essen aufs Feld mitgenommen. Zum Einkaufen in die Stadt fuhr man mit größeren Rucksäcken, welche aus festem Stoff angefertigt und mit ledernen Schulter-Tragriemen ausgestattet waren. Diese Rucksäcke kaufte man in Hermannstadt in Fachläden. Bei den Rumänen war der Gebrauch von Rucksäcken kaum üblich, die von den südsiebenbürgischen Rumänen dafür gebrauchte Bezeichnung *rucsac* verdeutlicht die Übernahme des Begriffes.

Der ZWERCHSACK (Doppelsack), Nd, Gp landl., sächs. *Äissok* (rum. desagă), konnte aus Wollstoff (Großpold) oder aus gemischtem Woll- und Baumwollgewebe (Großpold, Großau) gefertigt werden. Öfters war er aus Hanfmaterial genäht. Seine beiden Taschen waren mit einem „Hals" verbunden und mit einer Schnur, landl. *Schnuer*, abgebunden. Den Zwerchsack trug man über die Schulter gelegt, er faßte 20–30 kg oder 3–4 „Viertel" (Viertel ist ein siebenbürgisches Hohlmaß und umfaßt 20 Liter). Befördert wurden darin Rüben, Kartoffeln, Weizen, Mais, aber auch Kleider und Milchgefäße (in die Stadt). Es gab solche mit einfachem schwarz-weiß-Muster oder auch

2 Der Beutel wurde von Frauen aus Hanf, Wolle oder Baumwolle gewebt. In ihm wurde vorwiegend Essen auf das Feld getragen.

schwarz-weiß-rotem Karomuster, je nachdem ob es ein alltäglicher Zwerchsack oder ein für den Stadtgang bestimmter war. Es gab auch „Feldzwerchsäcke", die aus naturfarbener Hanfwebe hergestellt wurden[3].

Der Mehlsack, Gp land. *Sok* (rum. sac), wurde aus Hanf oder gemischtem Hanf-Baumwollgewebe hergestellt. Die Größe der Säcke wurde von der Webbreite bestimmt, sie faßten 6 bis 6,5 Viertel[4]. Für die Mühlfahrt in die Stadt fertigte man etwas weitere Säcke an. In ihnen wurden Feldfrüchte, aber auch Mehl befördert, wobei man den „Mund" (die Sacköffnung) mit einer Schnur abband. Die gewebten Behältnisse wurden hauptsächlich bei landwirtschaftlichen Tätigkeiten eingesetzt. Mit der Auswanderung lassen Landler und Sachsen die Säcke größtenteils zurück, weil sie in Deutschland auf deren Verwendung verzichten[5].

– aus anderen Materialien

Der Tonkrug, Nd land. *ärde Kruek*, sächs. *Krach*, Ga land. *Kruek, Kriegl*, Gp landl. *Kriegel* (rum. ulcior), wurde in seinen unterschiedlichen Spielformen von ungarischen Töpfern aus Salzburg bei Hermannstadt oder Thorda gekauft. Man holte darin Wasser, benutzte sie aber auf dem Feld – mit Trinkstutzen am Griff – auch als Wasserkrüge. Üblich war für gewöhnlich die grünglasierte Irdenware. Noch vor hundert Jahren wurden diese auch von siebenbürgisch-sächsischen Töpfern angefertigt.

Der Tontopf, Gp land. *Irdener Topf* (rum. oală), wurde als Milchkrug im Haushalt benutzt, bei einigen überspannte ein Traggriff den oberen Rand (Henkeltopf). Er diente hin und wieder als Transportgefäß für die saure „Feldsuppe", die man zur Mittagszeit aufs Feld trug.

Die Kanne fand als Milchkanne aus Eisenblech bei den Neppendorfer Landlern im Handel mit Hermannstadt allgemeine Verwendung. Aber auch die Großauer brachten Milch in Kannen (je 6 bis 8 pro Pferdewagen) in die Stadt.

---

3 Obwohl behauptet wurde, der Zwerchsack sei ein Transportmittel der Armen, benutzen ihn viele Neppendorfer Landler auf dem Weg zur Arbeit am eigenen Feld oder aber in den 20er und 30er Jahren bei Lohnarbeiten am Drotleff'schen Anwesen 4 km nördlich des Dorfes. Wie auch der Beutel wurde der Zwerchsack meist in Sălişte gekauft oder in den Landlerhaushalten aus Wolle, Baumwolle oder Hanf gewebt.

4 4 Viertel in Großpold, 5–6 Viertel in Neppendorf.

5 Ein Gewährsmann aus Neppendorf nennt drei Stadien des landlerischen Kulturverlustes: 1945, 1949 mit der Gründung der LPG und die 80er Jahre.

Der GLASKRUG aus weißem oder grünem Wirtschaftsglas wurde nach der Jahrhundertwende im landlerischen und sächsischen Haushalt besonders als Behälter für Schnaps allgemein üblich. In den 40er Jahren ersetzt er allmählich auch den Tonkrug im Feldgebrauch.

3.2. ZIEHEN – SCHIEBEN

Das Nachziehen von Lasten ist als Transportmöglichkeit in den Landlerdörfern kaum üblich. Die Großauer schleiften Heuschober von den Almwiesen zu den Scheunen oder zum Heuwagen. Dabei legte man den Heuschober über die Äste einer jungen Birke, band ihn mit einem Seil am Stamm fest und zog ihn dann zu zweit höchstens einige hundert Meter ins Tal. In Neppendorf und Großpold wurde Heu nur mit dem Wagen oder im Winter auch mit dem Schlitten befördert.

3.2.1. Fuhrwerke auf Kufen

Der KLEINE SCHLITTEN, Nd landl. *Schlüdn* (für den Transport), *Roodle*, Ga landl. *Schlüd'n*, sächs. *Schlidden*, Gp landl. *Schlitt'n* (rum. săniuță), erscheint in zwei Spielformen:

– Der Milchschlitten (Abb. 7a), die Holzkufen mit oder ohne Eisenbeschlag, wurde in Neppendorf für den Transport der Milchkannen nach Hermannstadt benutzt. Man zog ihn an einem Seil hinter sich her.

– Der Holzschlitten (Abb. 7b) wurde von den Großauern beim Holzschlagen im Mărajdiatal benutzt. Man zog ihn an einem über die Schulter gelegten Seil nach. In Großpold heißt er „Zigeunerschlitten", weil auf solchen Schlitten die Zigeuner ihr Brennholz aus dem Wald brachten. Aber auch Landler und Sachsen hatten zuweilen einen solchen Schlitten in Verwendung, wenn sie z.B. eine Kiste oder dgl. zu transportieren hatten.

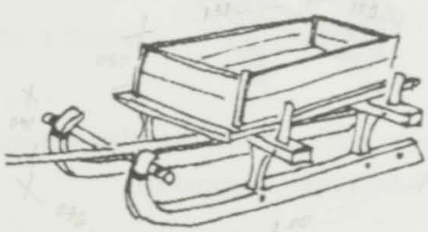


Abb. 7a: Milchschlitten (Neppendorf)

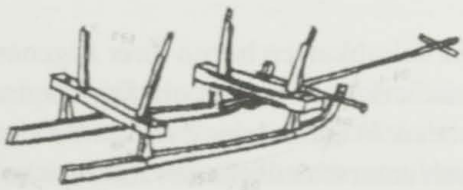


Abb. 7b: Holzschlitten, „Zigeunerschlitten" (Großau)

3.2.2. Fuhrwerke auf Rädern

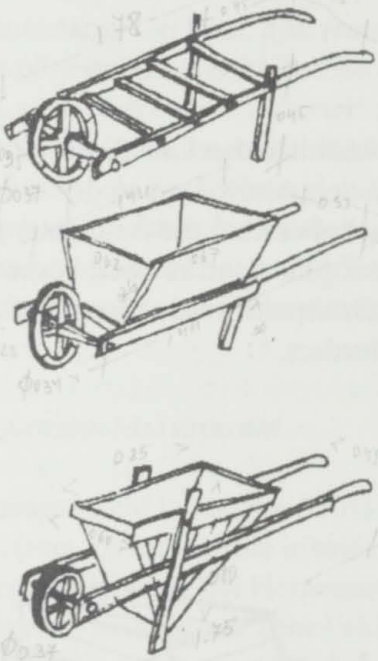


Abb. 8: Schubkarren (Neppendorf)

Der SCHUBKARREN (Abb. 8), Nd land. *Schupkoorim*, Ga landl. *Schupkoorn*, sächs. *Schubkarr,* Gp land. *Schubkorn*, sächs. *Schubkorr,* wurde von den Bauern im Wirtschaftshof eingesetzt. Dieses einrädrige Gefährt stellten im Dorf wohnende Handwerker oder der Bauer selbst her, wenn letzterer etwas vom Wagnerhandwerk verstand. Die Landler verkauften Schubkarren auch an Sachsen und Rumänen. Ihre Erzeugnisse waren sorgfältiger ausgearbeitet, oft auch verziert, anders als in anderen Dörfern der Hermannstädter Umgebung, wo sie von Zigeunern hergestellt wurden[6]. Sie hießen darum bei den Rumänen und Roma auch „deutsche Schubkarren".

Bei den Landlern gab es drei Spielformen:
– einfache Schubkarren mit einer Tragfläche ohne Kasten, in Neppendorf und Großau unter städtischem Einfluß für den Transport von Säcken in die Mühle bestimmt
– Kastenschubkarren aus Buchenholz (in allen drei Landlerdörfern)
– Schubkarren mit ausgestellten Kastenwänden. Sie wurden nicht besonders oft benutzt, waren aber in ganz Südsiebenbürgen bekannt und wurden als landlerisch empfunden.

Die Schubkarren haben ihrer Eigenart entsprechend nur ein Rad. Dieses war bei den Landlerkarren immer ein Speichenrad, während die Rumänen oft volle Räder einsetzten. Während des Zweiten Weltkrieges wurden dann Pflugkarrenräder und später auch unterschiedliche aus Industriebetrieben stammende metallene Räder verwendet.

Der Schubkarren wurde beinahe ausschließlich von Männern benutzt. Man beförderte damit über kleinere Strecken Mist, Schotter, Erde, Ziegel, Futter für die Tiere usw. In Großpold verteilten die Winzer damit auch Stalldung im Weinberg.

---

6 In den rumänischen Gebirgsdörfern Jina, Sălişte, Răşinari, Sadu und Talmacel fertigten die Zigeuner Schubkarren an, welche zerlegt, mit und ohne Rad, auch in den Landlerdörfern verkauft wurden.

HANDWAGEN (Abb. 9a, b), Nd landl. *Wangdl*, sächs. *Wajeltchen*, Ga landl. *Wangl*, sächs. *Wäjeltche, Hundwuajelchen, Kenderwuajelchen*, Gp landl. *Wagerl, Hongdwagerl.* Die Rumänen nannten ihn auch noch „sächsisches Wägelchen".

Diese zweirädrigen Wagen gibt es in zwei Arten:
- mit Federung, Nd land. *Fede Wangdl*
- ohne Federung, Nd landl. *Miliwangdl*, beide mit je zwei Rädern[7].

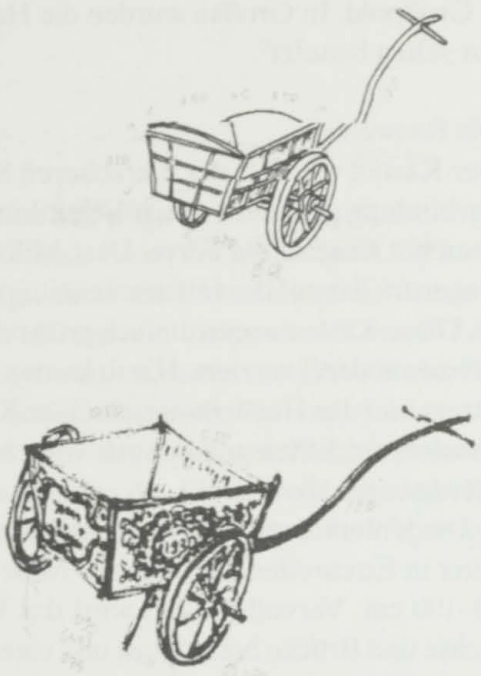


Abb. 9: Handwagen (Neppendorf)

In Neppendorf setzte man den Handwagen unterschiedlich ein: als „Milch"- oder „Blumenwagerl" (auch Kinder wurden darin herumgefahren) war er etwas aufwendiger hergerichtet, als Allzweckwagen (Transport von Getreidesäcken, von landwirtschaftlichen Geräten, im Einsatz bei der Kraut- und Rübenernte) fiel seine farbliche und beiwerksmäßige Ausstattung einfacher aus. Meist schob man ihn vor sich her, seltener wurde er gezogen.

Die Vorzüge des Handwagens sind folgende:
- Lasten können mit wenig körperlichem Aufwand gezogen oder geschoben werden,
- es können unterschiedlich große Lasten befördert werden,
- die Wagen sind wendig und einfach aufzubewahren,
- sie können von Kindern, Frauen und Alten gehandhabt werden,
- sie signalisieren über Ornamentik und Inschriften den sozialen Status des Besitzers,
- sie sind einfach herzustellen.

Für die Landler in Neppendorf und Großau wurde der Handwagen zum Wahrzeichen als „Landlerwagen" und ist auch von Sachsen und Rumänen wegen seiner funktionalen Vorzüge übernommen worden. Auch in entfernteren Ortschaften baute man Landler Handwagen des öfteren nach.

Abhängig von der Vielfältigkeit seiner wirtschaftlichen Einsatzmöglichkeiten nimmt die Benutzungshäufigkeit in folgender Reihenfolge ab: 1. Neppendorf, 2. Großau,

7 Der vierrädrige Handwagen (ein Pferdewagen in „Kleinformat") war nur in Großpold bekannt und auch dort selten in Verwendung.

3. Großpold. In Großau wurden die Handwagen bis zum Ersten Weltkrieg allerdings nur selten benutzt[8].

Die Bauweise

Der Kasten wird bei der einfacheren Spielform aus stabilen Bohlen hergestellt. Die Verbindung geschieht durch Verzinkung. Die Kastenwände zeigen eine betont nach oben hin ausgestellte Form. Das „Milchwagerl" besteht aus einem aufwendigen Lattengerüst, das auf der Innenseite mit Sperrholzplatten oder dünnen Brettern ausgelegt ist. Diese Kästen waren einfach grün oder gelb gestrichen, z.T. gefladert oder aber mit Blumenmalerei verziert. Hinzu kamen in ornamentaler Aufschrift der Name des Besitzers und das Herstellungsjahr. Der Kasten ist fest am Wagen verschraubt und nicht abnehmbar. Selten gab es auch Wagen, die nur zwei Seitenleitern (ähnlich wie beim Pferdewagen) hatten.

Die Unterkonstruktion besteht aus zwei Rädern mit je acht gedrechselten Speichen, einer in Eisenreifen gebundenen Nabe und einer Eisenachse. Die Spurbreite beträgt 70–100 cm. Vervollständigt wird das Wagerl mit einer Handdeichsel, die zwischen Achse und Brücke befestigt ist und einen „Fuß" hat, so daß der Handwagen waagrecht abgestellt werden kann.

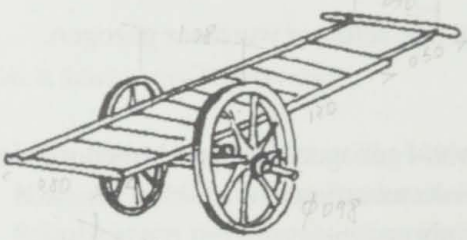


Abb. 10: Handkarre (Neppendorf)

Handkarre (Abb. 10), Nd landl. *Korr'n* (rum. căroaie) ist nur in Neppendorf belegt. Sie ist dem Handwagen in der Konstruktion ähnlich – statt des Kastens ist auf der Brücke jedoch eine Holzplattform angebracht. Sie wird an zwei am Ende querverbundenen Deichseln beidhändig fortbewegt.

8 Auch in Großpold selten, bis etwa 1914 bei den Sachsen.

4. Transport durch Tiere

4.1. Ziehen

4.1.1. Schleifen

Holzstämme wurden früher öfters mit Zugtieren aus dem Wald geschleift. Am Joch der Ochsen brachte man eine Deichsel an, Nd land. *Zeter*, Ga land. *Zater*, Gp land. *Zietert*, sächs. *Zotert* (rum. tânjală), und befestigte diese am Baumstamm. So wurde in Großau Holz ins Tal befördert, je zwei Ochsen bildeten ein Gespann. Als vor 40 Jahren die Ochsen allmählich als Zugtiere verdrängt wurden, setzte man Pferde ein. Benutzte man ein Pferd, wurde das Wagenscheit am Schleppeisen, Ga land. *Schlepeis'n*, sächs. *Schlepeisen* (rum. pene), angebracht. Bei zwei vorgespannten Pferden benutzte man eine Zugwaage. Aber auch in diesem Bereich war der Einsatz von Pferden eher eine Ausnahme. Diese gehörten im Verständnis der Landler vor einen Wagen gespannt.

Pflugschleife (Abb. 11). Besonders bis zum Ersten Weltkrieg aber auch noch später benutzten die Landler einen Schleifbehelf, der bei kleineren Entfernungen den Wagen, um diesen zu schonen, ersetzte. Die Konstruktion war sehr einfach. Der Pflugschlitten bestand aus zwei 1–1,5m langen Holzscheiten, auf die der Pflug gelegt wurde. Die vorderen Enden befestigte man am Pflugkarren (s. 4.1.3.), die hinteren, gespreizten Enden wurden hingegen am Boden nachgeschleift. So konnte der Weg zum Acker auch ohne Wagen zurückgelegt werden. Um das Jahr 1920 begannen die Behörden diesen Transportbehelf zu verbieten, da er die Wege beschädigte. Auch ehedem wurde er von der Obrigkeit nur geduldet, trotzdem benutzten ihn die Leute der Einfachheit halber. Rumänen, die nicht alle einen eigenen Wagen besaßen, hatten den Pflugschlitten in Neppendorf noch geraume Zeit nach dessen Verbot in Gebrauch, in Großpold wurde er auch bei Landlern bis 1942–43 gesehen, in Großau nach der Aussage unseres Gewährsmannes bis in die Zwischenkriegszeit.

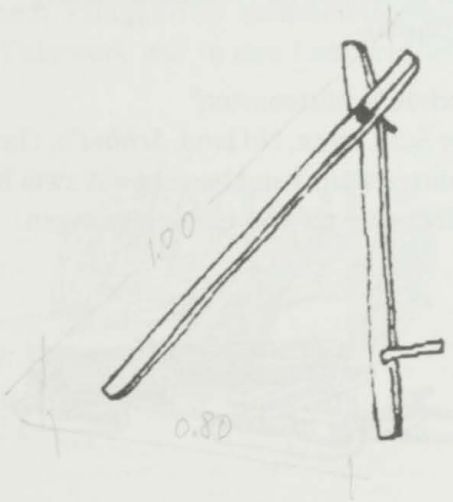


Abb. 11: Pflugschleife (Pflugschlittten) (Nachbildung Neppendorf)

4.1.2. Schlitten

Der FUHRSCHLITTEN (Ochsenschlitten, Roßschlitten), Ga landl. *de groß Schliid'n*, Gp land. *Schlitt'n*, wurde von Ochsen gezogen und war in Großpold stark verbreitet, weniger in Großau und kaum in Neppendorf. Dieser Schlitten entsprach in seiner Breite dem Heuwagen und wurde in Großau im Winter hauptsächlich für den Holztransport benutzt. Es gab auch einen *Roßschlitt'n* (Großpold und Großau).

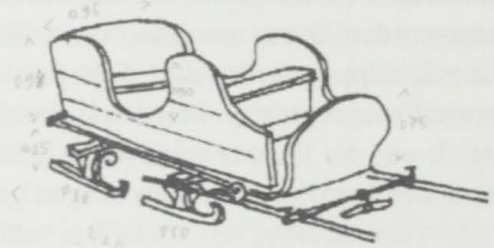


Abb. 12: Schlitten zur Personenbeförderung (Großpold)

SCHLITTEN ZUR PERSONENBEFÖRDERUNG (Reiseschlitten, Abb. 12), Nd landl. *Rolle* (rum. sania de plimbare), waren hier selten anzutreffen. In Großpold wurde er im Winter an Stelle des Wagens benutzt. Er bestand aus einem Bretterkorb mit zwei Sitzbänken, zwei Rungenschemeln, 2 oder 4 Kufen, der Pferdedeichsel und einer Stehwaage.

Andere Schlittenarten[9]

Der SCHLEPPER, Nd land. *Schliid'n*, Ga landl. *Schliff* (rum. şlifă), ist kürzer als der Fuhrschlitten (1m) und besteht aus zwei Kufen und drei Querhölzern. Er wird von einem Pferd, seltener von Ochsen gezogen.

Abb. 13: „Kokirla" (Großau)

Die „KOKIRLA" (die landlerische Bezeichnung ist aus dem Rumänischen, d.i. cocârla, übernommen, landl. ebenso, Abb. 13) bestand aus zwei *Schliffn* genannten Schlitten, über die man Baumstämme legte, um diese vom Gebirge ins Tal (Großau) zu bringen.

4.1.3. Wagen

Der PFLUGKARREN (Abb. 14), Nd land. *Kried, Fluekstüll*, Gp sächs. *Plachkorr* (rum. rotilă), besaß eine Holzachse. Die beiden Speichenräder stammten aus der Wagner-

9 Diese Spielformen benutzten nur die Großauer Landler, da sie Grundstücksbesitz im Gebirge, in der Nachbarschaft der rumänischen Dörfer Orlat, Gura Râului, Fantanele, Poplaka und Râşinari hatten.

werkstatt, während der Bauer die restlichen Teile oft selbst anfertigte. Bei den Landlern waren Eisenachsen eine Seltenheit. An der Achse war die Brücke befestigt, Nd land. *Pruk'n,* und darin zwei Ärmel, Gp landl. *Ermel* (rum. craci), eingesetzt. Am Pflugkarren wurde der Pflugbalken festgemacht und von der Brücke abgestützt, während die Deichsel die Verbindung zwischen den Zugtieren und dem Pflugkarren herstellte. Abhängig vom Einsatz unterschiedlicher Zugtiere gab es verschiedenartige Deichseln.

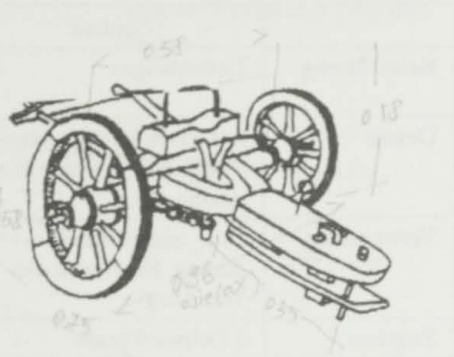
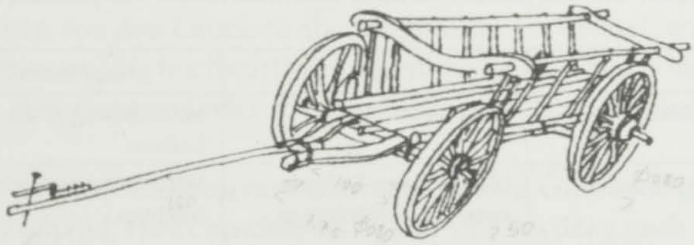


Abb. 14: Pflugkarren (Großau)

Ab 1945 verschwanden die hölzernen Ackerbehelfe aus dem Gebrauch, zuerst in Neppendorf, dann in Großau und in Großpold, dort konnten die letzten noch in den 80er Jahren gesichtet werden.

In Südsiebenbürgen benutzte man für Fahrten in die Mühle oder aufs Feld, um zu ackern, ein aus einem Hinterwagen und einem Pflugkarren zusammengesetztes vierrädriges Beförderungsmittel. Ein solches Fuhrwerk war in den Landlerdörfern zwar bekannt, wurde aber kaum benutzt.

Abb. 15: Langer Wagen (Großau)



Langer Wagen (Abb. 15), Nd landl. *Oksnwoong*, Ga landl. *de lonk Woong*, sächs. *Holzwuejen*, Gp land. *Woong* (rum. car, car de ogoaşe), war das wichtigste Arbeitsgerät einer Bauernwirtschaft auch in den Landlerdörfern[10]. Die Wagen wurden von ortsansässigen Handwerkern hergestellt, wobei ihre Anzahl von Ort zu Ort schwankte. In jedem landwirtschaftlichen Betrieb gab es aber wenigstens einen. Die Benutzungsdauer eines Wagens belief sich auf 8–10 Jahre.

10 Ein Gewährsmann aus Neppendorf: „In Österreich besaßen wir keine Wagen, wir waren dort Bergleute und Holzfäller. Bauern wurden wir erst hier, wer da keinen Wagen hatte, war ein schwacher Mensch."

	Großau	Neppendorf	Großpold
Bezeichnung	Lastenwagen	Langer Wagen, Breiter Wagen	Großer Wagen, Holzwagen
Details	mit festen Leitern, ohne Wagenkörbe, früher Holzachsen	mit beweglichen Leitern, Eisen- und Holzachsen	mit beweglichen Leitern, früher Holzachsen
Verwendung	Heu- und Holzbeförderung, Fahrten in den Weinberg[11]	Heu- und Holzbeförderung, Fahrten in den Weinberg, Mistbeförderung	Heu- und Holzbeförderung, Getreidebeförderung
Zugtiere	2 Ochsen/Pferde	2 Ochsen/Pferde	2 Ochsen/Pferde
Gebrauch	bis zum Zweiten Weltkrieg	heute noch bei den Rumänen	bis 1918–20 allgemeine Verwendung, ab 1950 im Verschwinden begriffen

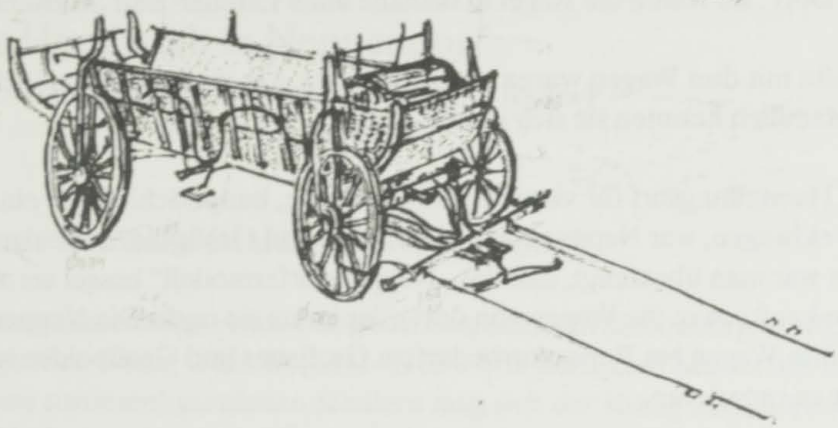
Kurzer Wagen, Ga landl. *Eeisen Wogn*, sächs. *Arewuegen*, wurde zusätzlich zum Langen Wagen benutzt. Er hat ab etwa 1910 allmählich den Langen Wagen zurückgedrängt und war eine Anpassung des städtischen Wagens an die ländlichen Bedürfnisse. Dieser Wagen, der während und nach dem Ersten Weltkrieg rasch Verbreitung fand, war kürzer und leichter und konnte einfacher von der Ochsen- auf die Pferdebespannung umgestellt werden. Die Entwicklung der Landwirtschaft hat dem Langen Wagen ein beschränktes Einsatzgebiet zugewiesen und zwar als Heu- und Langholzwagen, der immer nur als Einzelstück in den Betrieben vorhanden war.

	Großau	Neppendorf	Großpold
Details	mit Wagenkörben	mit unbeweglichen Leitern	mit unbeweglichen Leitern und Wagenkörben
Verwendung	im Weinberg, Beförderung von Feldfrüchten	Beförderung von Feldfrüchten	Holzbeförderung, Beförderung von Früchten, Ziegeln, Sand, Stallmist
Zugtiere	2 Pferde/1 Pferd	2 Pferde	2 Pferde

Der Einspänner (Abb. 16) ist kleiner, leichter und eleganter als die anderen Wagenarten. Als Zugtiere dienen ausschließlich Pferde, bei den leichteren Wagen wurde ein Pferd vorgespannt, bei den schwereren waren es zwei. Diese Wagen wurden oftmals direkt aus der Werkstatt oder Fabrik gekauft und von Stellmachern und Schmieden im Heimatort den eigenen Bedürfnissen des Bauern angepaßt. Die landlerischen Bezeichnungen dafür sind: Nd und Ga *Einspänner*, Gp *Wagerl* (rum. aispenar). Das Wort

11 Zur Fahrt in den Weinberg benutzte man „Weinbergleitern" mit je einer Sprosse vorne, hinten und in der Mitte, so daß zwei Bottiche auf den Wagen paßten.

Abb. 16: Einspänner (Neppendorf)



wurde von Landlern und Sachsen hochdeutsch ausgesprochen, was auf eine Übernahme aus deutschsprachigen Gegenden (oder aus der Stadt?) hindeuten mag[12].

Die Wagen sind heute noch mit kleinen Veränderungen in Gebrauch.

Andere Wagentypen

Gelegentlich wurden in den Landlerdörfern einige bis dahin nicht verwendete Fuhrwerke in Gebrauch genommen, z. B. die sogenannten

- „Saliste"- und „Rasinar"- Wagen. Sie waren in den vielen rumänischen Ortschaften der Gegend üblich, wurden von den Landlern aber meist nicht verwendet, weil sie im eigenen Ort konstruktionsmäßig hochwertigere Wagentypen erstehen konnten. Hin und wieder haben aber Neppendorfer so einen Wagen bei den Rumänen in Auftrag gegeben.
- Die Kastenwagen mit gummibereiften Rädern wurden um 1960 in Gebrauch genommen, um damit, so in Großpold, Heu einzufahren. Später wurden dann auch in Großau und Neppendorf gummibereifte Räder und Eisenteile bei der Herstellung der Wagen eingesetzt. In Großau wird behauptet, dieser Wagentyp könne im Gebirge schlecht benutzt werden.
- Die „Militärwagen", auch „Arsenal" genannt, standen vereinzelt in Verwendung, sind nach 1945 in Neppendorf und Großau kaum mehr anzutreffen.

Folgendes Beispiel aus Großau zeigt repräsentativ die Verteilung der Fuhrwerke im Landlerort:

- Bauerngehöfte mit einem Wagen (Langer oder Kurzer Wagen) gab es nur bei den Rumänen.

---

12 Die deutsche Bezeichnung Einspänner wurde auch von den Rumänen übernommen, da im 19. Jh. diese Wagen serienmäßig in den Städten Hermannstadt, Kronstadt und Mediasch hergestellt wurden.

- Bauerngehöfte mit zwei Wagen (Langer und Kurzer Wagen) stellten die Hälfte der Betriebe im Dorf , sie waren die Regel in beinahe allen Landler- und Sachsenhaushalten.
- Bauerngehöfte mit drei Wagen waren die Ausnahme, nur einige wenige Sachsen- und Landlerfamilien konnten sie sich leisten.

Der wichtigste Herstellungsort für vierrädrige Fuhrwerke, hauptsächlich für ein- und zweispännige Feldwagen, war Neppendorf, vor Großau und Großpold. In beiden letzten Ortschaften war man überzeugt, daß das „Neppendorfermodell" besser sei als die anderen, darum kaufte man die Wagen von dort oder baute sie nach. Die Neppendorfer verkauften ihre Wagen bei Reparaturbedarf an Großauer und Großpolder weiter, ohne sie vorher zu reparieren.

Für wichtige Hinweise danke ich folgenden Gewährspersonen:

Neppendorf
Huber Kais, Andreas (Landler), Bauer, geb. 1917, Zorilorstr. 48
Gromer, Samuel (Landler), Bauer und Arbeiter, geb. 1937, Zorilorstr. 46
Gierlich, Michael (Sachse), Bauer, geb. 1900, Zorilorstr. 82
Irimie, Panga (Rumäne), Bauer, geb. 1902, G.Asachistr. 18

Großau
Zeier, Johann (Landler), Bauer, geb. 1904, Straße I 58
Holzinger, Johann (Landler), Bauer, geb. 1924, Straße XX 22
Ioan, Voic (Rumäne), Stellmacher (Wagenbauer), geb. 1893, Straße XVII 7

Großpold
Pichler, Samuel (Landler), Bauer, geb. 1903, Hausnr. 238
Ion, Iridon (Rumäne), Bauer, geb. 1903, Hausnr. 107

Renate Bauinger-Liebhart

Das Handwerk in Neppendorf

(Nach Aufzeichnungen von Dr. Hellmut Klima)[1]

1. Erste deutsche Besiedlung Neppendorfs

Die erste planmäßige Ansiedlung von Deutschen in Siebenbürgen erfolgte unter dem ungarischen König Géza II. (1141–1162). Von den „zum Schutz der Krone" (*ad retinendam coronam*) gerufenen Siedlern mag sich der König auch höhere Steuern, bessere Methoden des Ackerbaus, gute Handwerker und eine Belebung des Handels erhofft haben. Diese Erwartungen gingen trotz der geringen Zahl der ersten Ansiedler (zwischen 2.000 und 3.000 Personen) in Erfüllung.[2] Zunächst entstanden vor allem bäuerliche Siedlungen.[3] Aus dem Andreanischen Freibrief des Jahres 1224 wissen wir, daß die Siedler der Jahre 1141–1162 in das Gebiet von Hermannstadt, demnach möglicherweise auch schon nach Neppendorf kamen.[4]

Obwohl Handwerk und Handel der Siebenbürger Sachsen sich schon früh entwickelten und die erste erhaltene Zunftordnung bereits aus dem Jahre 1376 stammt,[5] blieb die wirtschaftliche Basis der Sachsen weiterhin die Landwirtschaft.[6] Das gilt bis in unser Jahrhundert auch für die Sachsen und Landler von Neppendorf.

Verfolgt man die überlieferten Daten über die Beschäftigung der Bewohner von Neppendorf, so kann man, wie auch bei Brauchtum und Gemeindeleben, einen Wandel feststellen. Dabei spielen sowohl die Lage des Dorfes (Stadtnähe) als auch die gesellschaftliche Umstrukturierung eine Rolle. Vor allem aber erfuhr die Gemeinde durch die Ansiedlung evangelischer Österreicher im 18. Jahrhundert und dem damit verbundenen Bevölkerungszuwachs entscheidende Entwicklungsimpulse.

---

1 Zur Person Hellmut Klimas s. den Beitrag von I. Sift in Bd. 2 der vorliegenden Publikation.
2 WAGNER (1990), S. 15.
3 WAGNER (1990), S. 17.
4 WAGNER (1990), S. 16.
5 WAGNER (1990), S. 31.
6 WAGNER (1990), S. 36.

2. Das Wirtschaftsleben in Neppendorf bis zur Ansiedlung der ersten Österreicher im Jahre 1734

Erste Aufzeichnungen über das Erwerbsleben der Bewohner von Neppendorf finden wir im Hermannstädter Schneiderzunftbuch der Jahre 1449–1460, wo unter anderen ein NICLAS VON NEPPENDORFF als Meister erwähnt wird.[7] Doch ist das Schneidergewerbe nicht einer der später traditionellen Neppendorfer Handwerkerberufe.

Die frühesten Aufzeichnungen betreffen also schon die Handwerker, obwohl man sich dazumal hauptsächlich noch mit Ackerbau, Viehzucht und Fuhrwerkerei beschäftigte. Eine spätere Aufzeichnung aus dem Jahre 1484 erwähnt als Mitglieder der Johannesbruderschaft der Hermannstädter Schusterzunft einen „Peter von Neppendorff“[8] und einen „Hannis von Neppendorff“[9].

Erst aus dem Jahr 1497 stammt der erste urkundliche Beleg, daß die Bewohner von Neppendorf auch Fuhrwerkerei betrieben, und zwar wird erwähnt, daß sie den Hermannstädtern Reisig bringen.[10] Auch Holz- und Eisfuhren wurden von den Neppendorfern für die Hermannstädter durchgeführt.[11]

1570 wird aufgezeichnet, daß der „Hattert“ (d. i. die Gemeindeflur) von Neppendorf genügend groß ist und daß sogar den Bewohnern der Nachbargemeinde Kleinscheuern Grundflächen zur Bearbeitung übergeben werden können, wofür diese „Meddem“ (das sind Abgaben zur Erhaltung der Kirche und zu anderen Zwecken der Kirchengemeinde) und „Ehrung“ entrichten müssen.[12] Daß eine Gemeinde genügend Boden hatte, war gar nicht so selbstverständlich, und daß sie sogar noch an andere Gemeinden Boden abtreten konnte, war ungewöhnlich. So z. B. klagt 1581 die Gemeinde Kleinscheuern darüber, daß ihr Hattert zu klein sei und daß sie darum genötigt wäre, Wiesen und Weiden auf dem Neppendorfer Hattert zu pachten.[13] Zwischen 1587 und 1679 wird mehrmals erwähnt, daß auch Bewohner der Nachbargemeinde Großau Wiesen auf dem Neppendorfer Hattert benützen und dafür „Meddem“ an die Kirche entrichten.[14] Schon 1600 wird auch ein Weingarten[15] erwähnt, der dem Pfarrer gehörte.[16]

---

7 ARCHIV KLIMA: MÜLLER (1986), Seite 56 [Kopie].
8 ARCHIV, Bd. 16, S. 358.
9 ARCHIV, Bd. 16, S. 358.
10 QUELLEN, 1497, S. 254.
11 PFARRARCHIV, Rechnungsbuch 1587–1679, Pfarramtszahl 138/1875.
12 KORRESPONDENZBLATT, S. 114.
13 Siehe Fn 12.
14 PFARRARCHIV, Register der Wiesen und der für sie geleisteten Zahlungen.
15 Heute wird in Nd kaum noch Weinbau betrieben.
16 PFARRARCHIV, Kirchenrechnung, S. 9.

Und 1666 schreibt JOHANN TRÖSTER in „Das alte und das neue Teutsche Dacia": Gegen Abend lieget ein Dorff Neppendorff, da die beste Butter gemacht wird".[17]

Aus einer Beschreibung der Ortsverhältnisse aus dem Jahre 1721 erfahren wir Details über die Beschäftigung der Bewohner von Neppendorf. Es wurde Dreifelderwirtschaft betrieben. Man bevorzugte den Weizenanbau, obwohl die gute schwarze Erde jede Art von Getreide gedeihen ließ. Der große Hattert konnte von den 34 rumänischen und 25 sächsischen Familien des Dorfes nicht vollständig bearbeitet werden, so daß Grundstücke an die Bewohner der umliegenden Dörfer Poplaka, Reschinar und Michelsberg verpachtet wurden. Auch die „städtischen Herrn" benützten von alters her Neppendorfer Acker- und Wiesengrund. Auch gab es ein Feld für Hanf, Erbsen und Linsen, das jährlich an die Bewohner aufgeteilt wurde. Weingärten hatten nur einige Bewohner. Es gab genügend Brennholz und 500 Schweine konnten sich zur Eichelmast in den Wäldern aufhalten.[18]

So sah es also im Berufsleben der Bewohner von Neppendorf vor der Ankunft der Landler aus: Genügend, ja zuviel Ackergrund, Wiesen für Viehzucht, Weiden und Wälder. Die Stadtnähe begünstigte die Fuhrwerkerei. An Handwerkern gab es nur einen Schuster und einen Schneider. Schon seit 1494 hatte es in Neppendorf auch eine Mühle gegeben.[19]

3. Die Siedler aus Österreich und ihre Berufe

Es ist anzunehmen, daß in Neppendorf das Handwerk erst mit der Ansiedlung der österreichischen Deportierten einen Aufschwung nahm. Wie aus den Deportiertenlisten zu ersehen ist, wird oft als Beruf „Holzknecht" angegeben. Diese waren im Salzkammergut mit der Holzversorgung der Salzsudanlagen betraut gewesen. Daneben werden noch viele andere Berufe angegeben, die im Zusammenhang mit der Salzgewinnung und -verarbeitung stehen. Sehr selten aber findet man den Beruf „Bauer". Deshalb wohl beschloß die siebenbürgische Hofkanzlei anfangs, die Deportierten in Salzburg bei Hermannstadt anzusiedeln, da hier ebenfalls Salz gewonnen wurde und man hoffte, daß sie hier ihre Berufe weiter würden ausüben können.[20] Doch hätten sie hier ihr Wissen nicht ohne erhebliche Umstellungsschwierigkeiten anwenden können, da die Art der Salzgewinnung im siebenbürgischen Salzburg verschieden von jener im Salzkammergut war.[21] Indem man dem Ansuchen der Neppendorfer Gehör schenkte

17 TRÖSTER (1666), S. 389.
18 ARCHIV, Bd. 32, S. 167.
19 QUELLEN, 1880, S. 176.
20 Vgl. BUCHINGER (1980), S. 59.
21 Solegewinnung im Salzkammergut, Steinsalzbergbau in Siebenbürgen.

und die leerstehenden Häuser und Höfe des Ortes den Deportierten zuteilte,[22] eröffnete sich für die Ankömmlinge ein neues Betätigungsfeld.

Unter den Deportierten finden wir folgende Handwerker, die in Neppendorf ansässig wurden:

1734

Mathias Huber, aus Ischl, Maurer
Michael Lasserer, aus Hallstatt, Zimmererknecht
Hans Reisenauer, aus Goisern, Zimmermeister
Mathias Fischer, aus Goisern, Schneider

1735

Josef Lamer, aus Goisern, Zimmermann

1736

Mathias Reisenbichler, aus Goisern, Schmied

1737

Hans Gimbs, aus Goisern, Zimmererknecht
Franz Klackl, aus Goisern, Müllergesell

Nach 1737

Hans Strasser, aus Kärnten, Schmied
Mathias Haas, aus Gmunden, Schuster
Philipp Kurz, aus der Pfarre Bachmanning bei Wels, Schuster
Simon Bleier, „deutscher Schuster"
Mathias Dickinger, Weber
Michael Gerz, Zimmermeister
Johann Freiberger, Schneider
Wolf Foedinger, Pfarre Ohlsdorf, Schneider
Johann Moser, Schneider
Martin Reissenberger, Weber
Michael Nutz, Zimmermann
Johann Rastel, Zimmermann
Jakob Schobesberger, Pfarre Altmünster, Schuster
Sebastian Schobesberger, Pfarre Laakirchen, Schneider
Johann Moser, aus Jebing, Schneider.[23]

---

22 Zu den näheren Umständen der Ansiedlung der Landler in Nd s. den Beitrag von M. Beer (Kap. „Eingliederung") in der vorliegenden Publikation.

23 MAGISTRATSAKTE, 1734, S. 33.

Es gibt sogar eine Urkunde von einem der später nach Neppendorf zugezogenen Handwerker, die ihm als Geselle ausgestellt wurde. Sie befindet sich in Privatbesitz. Hier die Abschrift:

Königreich Würtemberg
Oberamts-Stadt Rottenburg
Wir der Obmann und die Vorsteher der Schuhmacher Zunft beurkunden hiemit dem Johann Ferdinant Weimer von Nellingsheim Oberamts Rottenburg a.M., daß er nach ordnungsmäßig erstandener Lehrzeit unterm 13. April 1841 sich der durch die Gewerbe-Ordnung vorgeschriebenen Prüfung unterworfen, und daß er dabei solche Kenntnisse in seiner Profession bewiesen hat, daß er zum Gesellen befördert und ihm über diese Eigenschaft mit dem gegenwärtigen Lehrbrief zeugniss zu geben beschlossen worden ist.
Rottenburg den 13-ten April 1841

Obmann
Stadtrath Herberley
Zunftvorsteher Ritter
Edelmann

Vorstehendes Zeugniss beglaubigt
Rottenburg am 13-ten April 1841
Sp.12 Kr. Königliches Oberamt
Jour.Bl.6 b. [Unterschrift unleserlich]
[Siegel Königliches Oberamt Rottenburg]
J.F.Weimer 1823–1866, Schuster, Nellingsheim und Neppendorf 413

Ein einziges Mal scheint der Beruf „Bauer" in den Listen der nach Neppendorf Zugewanderten auf, und zwar bei Wolf Lichtnecker aus Goisern. Aus den Aufteilungslisten von Wiesen- und Ackerflächen geht hervor, daß, zumal genügend Boden vorhanden war, auch viele der im Salzkammergut hauptberuflich als Handwerker tätigen Zuwanderer in der neuen Heimat als Bauern Wurzeln zu fassen suchten.[24]

Andere wiederum haben sich dem Zimmermannsberuf zugewandt. Dieses ist aus einem Vertrag der Neppendorfer Zimmerleute mit der Hermannstädter Zimmererzunft ersichtlich. Da die Zünfte die Ausübung eines Handwerks außerhalb der Zunft nicht zuließen, schlossen die Neppendorfer Zimmerleute mit der Zunft am 29. Januar 1752 einen Vertrag ab, in dem verschiedene Bedingungen und Arbeitsbeschränkungen festgelegt waren: „Sie sollten in den Ställen und Blanken Arbeit leisten, die Hermannstädter die übrige publique Arbeit".[25] Die Landler waren also zunächst nur zu minderwertiger Handwerksarbeit zugelassen, was sich jedoch bald ändern sollte. 1754

24 MAGISTRATSAKTE, 1736, S. 48.
25 PROTOKOLLE, 1752, S. 197.

werden in der Stadthannenrechnung von Hermannstadt als Zimmerleute von Neppendorf angeführt: Wolfgang Nutz, Hans Rastel, Thomas Lasserer, Hans Reisenauer.[26] Am 2. September 1756 wird der „Emigrant" Simon Gestätter erwähnt, der die Neppendorfer Mühle pachten wollte, da die „iura publica" ihm nicht erlaubte, eine eigene neue Mühle zu errichten.[27]

Die neuen Siedler konnten sich also offensichtlich trotz mancher Schwierigkeiten auch beruflich durchsetzen.

4. Wie ging es weiter?

Der Pfarrer Johann Karl Guist schreibt 1848:

Seit diesem Jahre sehen wir Neppendorf auffallend schnell sich erheben, die Arbeitslust der Einwanderer will befriedigt werden, daher kaufen sie die in den Händen der Einwohner der benachbarten Dörfer sich befindenden Länder des Neppendorfer Ackergebietes [...] wieder.[28]

Schon im 18. Jahrhundert war der Boden für die nun bevölkerungsreiche Gemeinde knapp geworden. 1772 ersuchten die Bewohner das Gubernium um Rückgabe der „Postwiese", wobei angegeben wird, daß die Gemeinde nun selbst die Wiese brauche, „da das Dorf sehr populos" sei „und daher viele ohne Gründe ihre Nahrung auf eine sehr erbarmungswürdige Art sehr hart gewinnen" mußten.[29]

In einem Bericht aus dem Jahre 1818 an den Hermannstädter Bürgermeister Martin von Hochmeister heißt es:[30] „Die Insassen betreiben die Feldwirtschaft recht fleißig, die Viehzucht nicht so sehr, den Gemüse Anbau nur zu eigener Noth, Holzhandel keinen." Es wurden angebaut: „Frucht, Haber, Hirse, Gersten, Kukurutz, Kartoffeln, Hanf, Flachs." An Vieh gibt es „Pferde, Ochsen, Kühe, Kälber, Schafe, Ziegen". Auch Weinbau wird betrieben, und zwar in den 1764 angelegten Neppendorfer Weingärten.[31]

Die Fuhrwerkerei zählt dank der Stadtnähe weiterhin zu den Beschäftigungen der Bewohner. So heißt es 1790 in einem Reisekalender: „Man bediente sich zu Spazierfahrten der Landwägen der Neppendorfer und Hammersdörfer Bauern die man ge-

26 PROTOKOLLE, 1754, S. 257.
27 PROTOKOLLE, 1756, S. 292.
28 ARCHIV KLIMA.
29 MAGISTRATSAKTE, 1772, S. 445.
30 GEDENKBUCH, 1818, S. 30.
31 GEDENKBUCH, 1818, S. 30.

meinhin tagweise zu accordiren pflegt". Immer mehr jedoch verlegte man sich auf den Handel mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen. So heißt es in dem w. o. zitierten Bericht an den Hermannstädter Bürgermeister von 1818 weiter: „Sie betreiben Kleinhandel mit Milch, Milchrahm, frischer Butter, Eyer, Hühner u. a. Kleinigkeiten".

Wegen der in den Nachbarschaftsartikeln angedrohten Strafen versuchte man, die Arbeit nur an Wochentagen zuzulassen, so daß der Sonntag Ruhetag war. Dabei werden einige der damals wohl häufigsten Beschäftigungen genannt. So war an Sonntagen verboten: „ordentliche Berufsarbeit", „Milch noch Butter oder dergleichen in die Stadt auf die Maierhöfe" zu tragen, sowie „Leute spazieren zu führen, oder Lastfuhren zu thun". Vorrang hatten jedoch Feldarbeiten, denn es war in Ausnahmefällen auch sonntags erlaubt zu arbeiten, „wenn zur Erntezeit etwa unstäts und schädliches Wetter einreisst"[32].

Die ständig sich durch Geburtenüberschuß vergrößernde Gemeinde war genötigt, auch ihren Wirtschaftsraum weiter zu vergrößern. Während noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts nicht der ganze Hattert von Neppendorf bearbeitet werden konnte, machte sich in der zweiten Hälfte schon Mangel an Ackerboden und Wiesengrund bemerkbar. So kam es denn zu verschiedenen Hattertgrenzprozessen mit Poplaka, Kleinscheuern und Hermannstadt. Und 1872 macht Pfarrer Karl Harth in einem Bericht[33] die Feststellung, daß der Hattert viel zu klein sei für die Bewohner des Ortes. Darum wurden Grundstücke auch auf dem Gebiet der Nachbargemeinden gepachtet.

1883 wurde die Größe des Hatterts der Gemeinde Neppendorf mit 6.808 Joch angegeben, wovon sich 4.257 Joch in Privatbesitz befanden. Wir erfahren, daß die durchschnittliche Größe einer Bauernwirtschaft zwölf Joch betrug und der reichste Bauer 66 Joch besaß.[34]

Zu der wohl wichtigsten Einnahmequelle zählte der Milchhandel der Neppendorferinnen: „Regelmäßig gingen die Milchfrauen durch die Gassen. Vor- und nachmittags boten sie frische Milch an. Die Neppendorferinnen hatten ehemals den Alleinhandel mit frischer Butter, die sie gleichfalls in den Gassen ausboten".[35] Dabei kann man wohl sagen, daß sie tüchtige Geschäftsfrauen waren, die ihre Waren darzubieten verstanden:

Die Butterstückchen, etwa einen Finger dick und handgroß, hatten eine mandelförmige Gestalt und waren auf einer Seite mit schönen Ornamenten, oft auch Sprüchen geziert, die vermittels aus Holz geschnitzten Rädchen in die Butter eingedruckt wurden. In diese

32 NACHBARSCHAFTSARTIKEL (1774), Art. 9.
33 PFARRARCHIV, Pfarrakt (Kopie).
34 ARCHIV, Bd. 20, S. 26 und 33.
35 SIGERUS (1930), Band 1, S. 98.

etwa 2 Finger breiten Rädchen waren die Ornamente vertieft eingeschnitten, wodurch dann dieselben auf der Butter erhaben erschienen. Damit die Butter nicht an den Holzrädchen hängenblieb, wurden diese vor ihrer Benützung in warmes Wasser getaucht. Diese Butterstückchen hatten die Bäuerinnen zwischen grünen Blättern gepackt, in kleinen niederen Schaffeln, die sie auf dem Kopf trugen. Zwischen Kopf und Schaffel lag ein aus Werg gebildeter, mit rot-weiß-schwarzen Tuchstreifen umflochtener Kranz 'der Riedl'. Auch größere Mengen Milch trugen die Landlerinnen in Holzschaffeln auf dem Kopf zur Stadt".[36]

Auch Ziegel wurden einst auf dem Neppendorfer Hattert gemacht, da 1845 zwei Ziegelscheunen erwähnt werden, die verkauft wurden, weil die Ziegelerde schon verbraucht war.[37]

5. Das Bauwesen als Betätigungsfeld für die Handwerker von Neppendorf

Daß es den Bewohnern von Neppendorf im 19. Jahrhundert wirtschaftlich gut ging, zeigt auch die Tatsache, daß im Dorf, gefördert wohl auch durch die hier lebenden Handwerker, viel gebaut wurde. Pfarrer Johann Karl Guist schreibt in seinem Bericht vom 10. Januar 1848 unter anderem: „Alle Jahre entstehen neue Wohnhäuser, so daß gegenwärtig 259 Häuser stehen, von denen in den letzten 7 Jahren 21 erbauet wurden".[38]

Auch an der Errichtung aller größeren Bauten in Neppendorf und Umgebung sind die Neppendorfer Handwerker beteiligt, wenn sie nicht sogar die Planung innehaben. Schon 1747, als das Kirchendach mit Ziegeln gedeckt wurde, wird ein Neppendorfer Maurer, Tobias Lamer, erwähnt, der das „Kirchdecken" besorgte.[39] Auch das heutige Ziegelgewölbe in Kreuzform im Chor der Kirche wurde von diesem Maurer hergestellt.[40] 1762 wurde das Vierungsgewölbe, das den Boden des heutigen Turmgeschoßes bildet, in die Kirche eingebaut. In der Inschrift auf dem westlichen Triumphbogen, die darauf hinweist, wird der Maurermeister Paulus Kayser erwähnt.[41] Es sind immer wieder Neppendorfer Handwerker, die an der Kirche Arbeiten durchführen, oft auch unentgeltlich: „1827 den 26. und 27. April arbeiten 2 Zimmerleute namentlich Johann

36 Siehe Fn 35.
37 ARCHIV KLIMA, Hermannstädter Konsistorialprotokolle 1845, Nr. 11.
38 PFARRARCHIV (Kopie).
39 PFARRARCHIV, Rechnungsbuch, S. 5–7.
40 PFARRARCHIV, Rechnungsbuch, S. 61.
41 PFARRARCHIV, Rechnungsbuch, S. 78.

Gromer und Josef Reisenauer am scharfen Eck"[42], 1895 wurde durch den Maurer Johann Fleischer (alte Hausnummer 827) das Kircheninnere ausgeweißt.[43]

Auch bei den Arbeiten zur Vergrößerung der inzwischen zu klein gewordenen Kirche sind die Neppendorfer Handwerker beteiligt. So werden erwähnt: der Zimmermann Andreas Reisenbüchler (alte Hausnummer 528)[44], der 1900 die Sitzbänke herstellt, und die Zimmerleute Mathias Köber (alte Hausnummer 598) und Johann Reisenauer (alte Hausnummer 886), die 1911 Gestühl und Bänke aufstellen.[45]

Durch die Ereignisse des Ersten Weltkrieges wurde auch die Kirche beschädigt und 1922 durch die Maurer Andreas Schwachhofer (alte Hausnummer 775), Josef Nutz (alte Hausnummer 128) und Michael Hohendorf (alte Hausnummer 786) renoviert.[46]

Wie aus den Aufzeichnungen im Gedenkbuch der Gemeinde Neppendorf hervorgeht, wurden die verschiedenen Arbeiten „im Licitationsweg" vergeben, wie z. B. bei Friedhofsarbeiten: „Am Himmelfahrtsfest wird die Herstellung der Mauer im Licitationsweg vergeben. An der Licitation beteiligen sich vornehmlich Neppendorfer Maurer und es bleibt Josef Beer [Hausnummer 183], ein Mitglied der großen deutschen Bruderschaft, Ersteher".[47] Die „Licitation" erfolgte unter Anwesenheit der an der Arbeit interessierten Handwerker und jener, der das billigste Angebot machte, bekam den Auftrag.

Doch nicht immer verlief alles zur Zufriedenheit der Beteiligten. 1837 zum Beispiel hatten die Zimmerleute Michael Reisenauer und Michael Gerz eine Ziegelscheune gebaut, die bald nach der Fertigstellung bei einem Windstoß zusammenstürzte. Das Lokalkonsistorium rief die Zunftmeister der Zimmererzunft aus Hermannstadt zur Beurteilung heran. Diese stellten fest, daß wohl das Bauholz auch teilweise minderwertig war, aber die Hauptschuld die „zu schwachen Verbindungen" gewesen seien. Die genannten Zimmerleute wurden zu Schadenersatz und Wiederaufbau verpflichtet.[48]

Die sozialen Erschütterungen des Revolutionsjahres 1848 dürften auch in Neppendorf einigen Widerhall gefunden haben: 1851 wird ein Zimmermannsgeselle aus Neppendorf erwähnt, der den „Geist der Widerspenstigkeit" unter den übrigen Gesellen und Arbeitern verbreitet haben soll.[49] Doch blieben die Neppendorfer anerkannte Handwerker nicht nur in der Umgebung von Hermannstadt, sondern im ganzen Land, wo sie umherzogen und arbeiteten. Daran erinnert wohl auch die noch heute in der Kirche hängende Fahne, die zur Erinnerung an die landlerischen Brüder Johann und Simon Schön 1849 gestiftet wurde. Ein gemaltes Bild zeigt die beiden Zimmerleute, die

42 GEDENKBUCH, 1827, S. 65. (Hervorhebung der Personennamen hier und in den folgenden Zitaten durch die Verfasserin.)

43 GEDENKBUCH, 1895, S. 102.

in Cernăuți (Bukowina) an der Cholera gestorben waren, im Handwerksgewand und mit Werkzeug in den Händen.

Man war auch bestrebt, die junge Generation für den Beruf entsprechend auszubilden. In Neppendorf waren schon sehr bald die Lehrlinge verpflichtet, die Lehrlingsschule zu besuchen. 1907 war man darangegangen, die Lehrlingsabteilung der Fortbildungsschule zu einer eigenen Lehrlingsschule auszubauen.[50] 1927 gab es in Neppendorf eine dreiklassige Gewerbeschule, die von 60–70 Lehrlingen besucht wurde. Der Unterricht fand im Gebäude der evangelischen Schule statt. Dabei wurde Fachzeichnen von zwei Meistern unterrichtet. Es wurde Schulgeld gezahlt und die Schule aus dem Gemeindebudget unterstützt.[51] 1929 waren es gar 93 Lehrlinge, die die Gewerbeschule besuchten.[52]

6. Die Agrarreformen und deren Auswirkungen auf das Berufsleben in Neppendorf

Durch die Agrarreform des Jahres 1921 verloren viele Neppendorfer einen Teil ihres Grundbesitzes. Außerdem mußten als Folge der Enteignung des Kirchenbesitzes das Schulgeld und die Kirchensteuer erhöht werden.

Es fällt auf, daß 1926 die Preise für die Erzeugnisse der Landwirtschaft gegenüber dem Vorjahr empfindlich zurückgingen – bis zu 20 %, während die Preise aller anderen Artikel stiegen.[53] Die Anfang der dreißiger Jahre einbrechende Wirtschaftskrise zog auch an Neppendorf nicht spurlos vorbei. 1927 heißt es im Gedenkbuch: „Viehpreise fallen. Ausfuhr stockt. Inlandsmarkt ist sehr flau."[54] 1930 gingen die Preise für die Erzeugnisse der Landwirtschaft weiter zurück, und im Gewerbe gab es große Arbeitslosigkeit.[55] Doch schon 1935 scheint die Wirtschaftskrise für Neppendorf vorbei zu sein, denn im Baugewerbe fanden die Leute wieder Beschäftigung, und auch landwirtschaftliche Produkte wurden infolge der allgemeinen Teuerung sehr gut bezahlt, ebenso die Dienste der Facharbeiter.

---

44 GEDENKBUCH, 1900, S. 104.
45 GEDENKBUCH, 1911, S. 108f.
46 PFARRARCHIV, Presbyterialakte 1922, Nr. 216.
47 GEDENKBUCH, 1895, S. 102.
48 PFARRARCHIV, Presbyterialprotokolle 1837, Nr.7.
49 GÖLLNER (1963).
50 PFARRARCHIV, Presbyterialprotokolle 1907, Nr. 64.
51 PFARRARCHIV, Presbyterialakte 1927, Nr. 211.
52 PFARRARCHIV, Presbyterialprotokolle 1930, Nr.73.
53 GEDENKBUCH, 1926.
54 GEDENKBUCH. 1927.
55 GEDENKBUCH, 1930.

Infolge der zweiten Agrarreform, die durch ein Gesetz vom 23. März 1945 angeordnet wurde, kam es zur Enteignung des Grundbesitzes der Landler und Sachsen, wobei nur diejenigen ausgenommen waren, die in der rumänischen Armee gegen Hitlerdeutschland gekämpft hatten. Der Boden aller anderen wurde unter den rumänischen Bauern aufgeteilt, Ackergeräte und Vieh ebenfalls. Bauernwirtschaften im ursprünglichen Sinn gab es nach 1945 keine mehr in Neppendorf. Auch die Höfe galten fast alle als enteignet. Die Bewohner von Neppendorf waren gezwungen, als „Hälftler" (um die Hälfte des Ertrages) für „Kolonisten"[56] oder als Tagelöhner im staatlichen Landwirtschaftsbetrieb zu arbeiten.

Den Handwerkern und Kaufleuten ging es 1945 und in den Jahren danach nicht besser: Die meisten verloren ihre bisherige Existenzbasis. Durch eine Währungsreform schmolzen die Ersparnisse dahin.[57] Die Beschäftigungssituation zu jener Zeit wird im Gedenkbuch von Neppendorf für das Jahr 1948 wie folgt beschrieben:

Durch fleißige Arbeit finden die Gemeindeglieder ein bescheidenes Auskommen. Viele haben sich als Handlanger oder Facharbeiter bei der Wiederherstellung der Kaserne in der Stadt beschäftigen lassen. Andere haben auf dem hiesigen Flugplatz gearbeitet, auf dem eine Rollbahn hergestellt wird. Mehrere Männer arbeiten in den Eisenwerken in Reschitza. In den staatlichen Fermen[58] *und als Grundhälftler ist auch ein großer Teil unserer Leute tätig. Viele Frauen beschäftigen sich mit Zwischenmilchhandel.*[59]

Als dann im Juli 1949 eine Kollektivwirtschaft in Neppendorf gegründet wurde, fanden nur wenige ihr Auskommen hier.[60]

Die Folgen der Agrarreform von 1945 waren für die deutschsprachige Bevölkerung Siebenbürgens und somit auch Neppendorfs schwerwiegend. Waren bis 1945 noch 70 % der Sachsen und Landler in der Landwirtschaft tätig, so waren es zehn Jahre später, bei der Volkszählung von 1956, nur noch 22 %, die sich zur Berufsgruppe „Landwirt" zählten. Von diesen jedoch waren nur 9,6 % selbständige Bauern. Dafür stieg der Anteil der nicht in der Landwirtschaft tätigen Arbeiter und Fabriksangestellten. Innerhalb von nur zehn Jahren war aus einem Volk, in dem die selbständigen Bauern, Handwerker, Kaufleute und Intellektuellen etwa 85 % ausmachten, eine Gruppe von Unselbständigen geworden.[61]

---

56 Rumänen, die aus anderen Landesteilen nach Nd geholt wurden, wo ihnen die enteigneten Höfe zugeteilt wurden.

57 GEDENKBUCH, 1945.

58 Staatliche Genossenschaften.

59 GEDENKBUCH, 1948.

60 GEDENKBUCH, 1949.

61 WAGNER (1990), S. 85.

Die heranwachsende junge Generation sah sich genötigt, ein Handwerk zu erlernen, um ihr Auskommen zu sichern. Es kamen zu den traditionellen Handwerksberufen neue hinzu: Spengler, Automechaniker, Elektriker, Installateur, Dreher. Auch die Frauen konnten, als ihnen die Landwirtschaft keine Verdienstmöglichkeit mehr bot, im nahe gelegenen Hermannstadt Arbeitsplätze finden. Als Verkäuferinnen, Bäckerinnen, Stickerinnen, Strickerinnen oder Haushälterinnen und Bedienerinnen fanden sie hier Beschäftigung. Im ganzen Land waren die Neppendorfer Handwerker gesucht. Zeitweilig fanden sogar Frauen am Bau Beschäftigung.

Es gibt wohl in der Gegend von Hermannstadt kaum ein größeres Gebäude, bei dessen Errichtung nicht auch Neppendorfer Handwerker mitgebaut haben.

Aus der Berufschronik einer Neppendorfer Zimmererdynastie

Wie bekannt und geschätzt die Neppendorfer Handwerker waren, ist wohl am besten aus dem Hausbuch des Zimmermeisters Michael Reisenauer zu ersehen.

Dieser Michael Reisenauer war ein Nachkomme deportierter Oberösterreicher, und zwar wurde 1737 aus dem Salzkammergut, Pfarre Goisern, der Bergarbeiter Jakob Reisenauer mit seiner Gattin Elisabeth und sieben Kindern deportiert.[62] Er kam nach Neppendorf, sein Sohn Michael (1737–1774) heiratete hier und bei dessen Sohn Michael (1756–1803) finden wir schon den Beruf Zimmermeister angegeben. Auch dessen Sohn Michael (1781–1848) führte diesen Beruf und hat das oben erwähnte Hausbuch angelegt.

Es ist die übliche Vorgangsweise ersichtlich: War der Vater Handwerker, so folgten der Sohn oder auch mehrere Söhne ihm im Beruf nach. „Anno 1824 den 8-ten Junius habe ich meinen Michel zur Zimmerprofesion auf die Lehrjahr eingedungen. Das Aufdingen kostet bei Meistersöhnen wie bei Freunden ohne Unterschied 6 Gulden und 6 Kreuzer". – „Anno 1827 den 6-ten Mai ist mein Michel von die Lehrjahr freigesprochen worden".

In seinem Hausbuch zeichnete Michael Reisenauer nicht nur die Einkünfte von 1837–1841 auf, sondern auch, an welchen Orten er gearbeitet hat:

- 1837 gearbeitet in Heltau, im „Stätischen Präuhaus";
- 1838 Arbeiten für die „Wollenweberzunft", Brückenbau in Hahnbach; „An unserem Kirchturm und Kirchendach überstiegen. Den 27 Jäner die kleine Gloke aufgehängt";
- 1839 „Die Bänke verlängert in unserer Kirche", Arbeiten für die „Weisbäckerzunft";
- 1840 Arbeiten „An der stätischen Schleusse auf Neppendorfer Hatert".

62 BUCHINGER (1980), S. 114.

Michael Reisenauer hält auch alle Gesellen namentlich fest, die bei ihm zwischen 1826–1835 im Dienst standen:

- „Vom 27-ten Februari bis den 10-ten Julius 1826 hat Wilhelm Kuhn ein Schweitzer gearbeitet 19 Wochen";
- „Vom 29-ten März bis den 28-ten Juni 1826 Gottfrid Schweitzer ein Wittenberger aber aus Stutgart gebürtig – 13 Wochen";
- „Vom 4-ten April bis 30-ten Mai 1826 Josef Ringelmann aus Temeschwar gebürtig – 8 Wochen";
- „Vom 11-ten Juli bis den 22-ten Juli Gottfrid Behr gebürtig von Harburg bey Hamburg hat gearbeitet nur fünf Tag";
- „Vom 25-ten Februar 1827 – den 3-ten Mai 1828 Johann Semper, gebürtig aus Tierschel in Preisisch Schläsien";
- „Vom 19-ten März 1827 bis den 19-ten April 1829 August Friedrich Wilhelm Heinrich aus Potzdam in Preißen gebürtig";
- „Vom 3-ten März bis 19-ten April 1830 Wilhelm Lorischiher gebürtig aus Czirich in der Schweitz";
- „Vom 2-ten August bis 20-ten Dezember 1830 Szás Janos und Domokos Sigmond 2 Ungarn haben gearbeitet 4 Monat";
- „Vom 3-ten März bis den 8-ten Oktober 1831 Abraham Heinrich Tinke aus dem Holzsteinischen";
- „Vom 29-ten März bis 28-ten Oktober 1831 Johann Raff gebürtig aus Wurmberg im Wittenbergischen";
- „Vom 23-ten März bis 28-ten Oktober 1831 Heinrich Kahl gebürtig aus Eppendorf bei Hamburg";
- „Vom 23-ten Mai bis 30-ten Oktober 1831 Johann Heinrich Wilhelm Grüber aus Meckelburgischen";
- Vom 24-ten März bis den 13-ten August 1832 Wincentius Churfürs gebürtig aus Sanct Galen in der Schweitz";
- „Vom 26-ten September bis den 13-ten October 1832 Johann Gottfrid Royenbrock aus Thorn und Simon Drobienski, ein Böhm";
- „Vom 2-ten April 1832 bis den 12-ten September 1833 Johann Heinrich Elias Grübel, ein Schwartzburger";
- „Von 6-ten August 1832 bis den 11-ten Mai 1833 Carl Comerein, ein Holzsteiner";
- „Vom 25-ten Februaris bis 24-ten Juli 1833 Johan Schintz, ein Schweitzer, aus Zürich gebürtig";
- „Vom 3-ten März bis den 23-ten Juni (1833) Carl Friedrich Schumacher aus Hanoefer";
- „Vom 10-ten März bis den 25-ten Mai 1834 Wilhelm Adolf Sange, ein Hamburger";

- „Vom 10-ten März bis den 31-ten März 1834 August Christian Eduard Fett, ein Hamburger war mit Lange Conrad";
- „Vom 24-ten März bis den 8-ten August 1836 Cristian Friedrich Müller, ein Meckelburger";
- „Den 1-ten August 1835 ist Johann Frid. Helle Schnoor gebürtig aus Kile im Holzsteinischen bei mir in Arbeit eingestanden."[63]

Den eigenen Sohn schickte Michael Reisenauer, wie die Tradition es verlangte, auf Wanderschaft, damit auch er von anderen Meistern lerne. Im Hausbuch lesen wir: „Anno 1827 den 3-ten Julius ist Michel in die Fremd gereist".

Die große Zahl der von weitem angereisten Gesellen des Michael Reisenauer zeigt, daß das siebenbürgische Handwerk auch im 19. Jahrhundert noch weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt war.

Literatur

ARCHIV = Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde, Band 16

ARCHIV KLIMA

BUCHINGER, Erich (1980): Die „Landler" in Siebenbürgen. Vorgeschichte, Durchführung und Ergebnis einer Zwangsumsiedlung im 18. Jahrhundert. München.

GEDENKBUCH = chronikalische handschriftliche Aufzeichnungen im PFARRARCHIV Neppendorf.

GÖLLNER, Carl (1963): Anfänge der Arbeiterbewegung in Hermannstadt und Kronstadt. In: Kultur und Leben. Hermannstadt. S. 429.

HAUSBUCH = Hausbuch der Familie Reisenauer in Neppendorf. Handschriftlich. Angelegt von Michael Reisenauer im Jahre 1823.

KORRESPONDENZBLATT = Korrespondenzblatt des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde, 1908.

MAGISTRATSAKTE = Hermannstädter Magistratsakte, in Auswahl kopiert für das ARCHIV KLIMA.

MÜLLER, Friedrich (1986): Deutsche Sprachdenkmäler aus Siebenbürgen. Aus schriftlichen Quellen des zwölften bis sechzehnten Jahrhunderts. Bukarest: Kriterion.

NACHBARSCHAFTSARTIKEL = Nachbarschaftsartikel aus dem Jahre 1774. [Handschriftliche Abschrift im ARCHIV KLIMA.]

PFARRARCHIV = Pfarrarchiv Neppendorf. [Untergebracht im Seitenschiff der Neppendorfer ev. Pfarrkirche.]

PROTOKOLLE = Hermannstädter Magistratssitzungsprotokolle. [In Auswahl handschriftlich kopiert für das ARCHIV KLIMA.]

QUELLEN = Quellen zur Geschichte Siebenbürgens aus sächsischen Archiven.

SIGERUS, Emil (1930): Chronik der Stadt Hermannstadt. Hermannstadt.

TRÖSTER, Johann (1666): Das alte und das neue Teutsche Dacia. Hermannstadt.

WAGNER, Ernst (1990): Geschichte der Siebenbürger Sachsen. Ein Überblick. 6., durchgesehene und erweiterte Auflage. Thaur [bei Innsbruck].

63 Hervorhebung der Personennamen durch die Autorin.

Christa Wandschneider

Der Landler Andreas Rieger als Pionier der siebenbürgischen Industrie

Daten zur Familiengeschichte der Rieger in Grosspold

1. Einleitung

Mit der Gründung der „Ersten Siebenbürgischen Landmaschinenfabrik" im Jahr 1868 durch den Großpolder Bauernsohn Andreas Rieger, einem Nachkommen österreichischer Transmigranten, entstand einer der ersten modernen Industriebetriebe Siebenbürgens. Das Unternehmen, während dessen Existenz Siebenbürgen aufeinanderfolgend drei verschiedenen Staaten – Österreich, Österreich-Ungarn und Rumänien – angehörte, entwickelte sich kontinuierlich und wurde zu einem der „blühendsten und ansehnlichsten Hermannstädter Betriebe der Zwischenkriegszeit".[1]

Im folgenden werden Daten zur Rieger-Familiengeschichte gebracht, an deren Anfang die Ansiedlung in Großpold (1754–1755) des Ehepaares Petrus und Maria Rieger aus Kärnten zusammen mit dessen neun Kindern steht. Von der im Laufe der Zeit sich vergrößernden Rieger-Verwandtschaft wird besonders der Zweig des Fabriksgründers Andreas Rieger berücksichtigt, wobei die Darstellung seines Lebens und jenes seiner direkten Nachkommen von der Beschreibung der Entwicklung des Unternehmens nicht zu trennen ist.

Besondere Hilfe habe ich von Dr. Hanspaul Rieger, dem letzten männlichen Nachkommen dieser Fabrikantenfamilie erhalten, der mir seine privaten Aufzeichnungen, Angaben zum Stammbaum, Fabriksunterlagen sowie Fotos zur Verfügung gestellt hat.
Da ich selbst einem Großpolder Riegerzweig entstamme, machte es mir Spaß, die Verhältnisse der Verwandtschaft in Großpold und Hermannstadt zu erfahren, die Verwandtschaftsgrade aufzuzeichnen. Ganz besonders freute mich die Feststellung, daß die Riegers über Generationen hinweg ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zueinander trotz räumlicher Entfernung und unterschiedlichen sozialen Ranges pflegten und die Verbindung bis heute nicht abgerissen ist.

1 ILIESCU (1993), S. 91.

2. Familiendaten

2.1. Zur Herkunft der Riegers

Die theresianischen Transmigranten, zu denen auch die Riegers gehörten, gewannen zwar durch die Deportation nach Siebenbürgen die Glaubensfreiheit ca. 30 Jahre vor ihren in Österreich verbliebenen Glaubensgenossen, doch sie bezahlten diese Freiheit mit dem Verlust der Heimat und teilweise auch ihres Besitzes. Sie waren entwurzelt, und viele von ihnen arbeiteten als Tagelöhner bei Sachsen, ehe die eigentliche Ansiedlung begann. Trotz verschiedener staatlicher Maßnahmen zur Eingliederung fand diese nicht reibungslos statt. In den drei „Landlergemeinden" Neppendorf, Großau und Großpold fügten sich die Transmigranten aufgrund besonderer Umstände jedoch rascher ein, und es kam hier bald zu einem tragbaren Verhältnis zwischen „Landlern" und Sachsen.[2]

Bei Erich Buchinger[3] finden wir unter den zum 10. Transport vom 10. 09. 1754 gehörigen Ausgewiesenen die folgende Eintragung:

Rieger Maria, H. [aus der Herrschaft] Himmelberg [...]
Bäuerin, Ehefrau des Andreas Rieger, der erst mit dem Transport vom 10. September 1755 mit neun Kindern transmigriert wurde.
O. [Ortschaft] Himmelberg, G. [Gemeinde] Himmelberg/Klagenfurt, Pf. [Pfarre] Himmelberg
AO.: [Ansiedlungsort] Großpold
[Dazu der Vermerk:] Die Familie Rieger hat sowohl in Großpold, wie auch in Hermannstadt Nachkommen bis in die Gegenwart gehabt.[4]

Im 12. Transport vom 10. September 1755 finden wir:

Rieger Peter, [gestorben] 1757, H. Himmelberg [...]
Bauer
O. Himmelberg, G. Himmelberg/Klagenfurt, Pf. Himmelberg
EF [Ehefrau]: Wurde bereits mit dem Transport vom 10. September 1754 nach Siebenbürgen transmigriert
K [Kinder]: Christina, Katharina, Andreas, Maria, Catharina, Rosina, Magdalena, Barbara, Jacob.
AO.: Großpold, wo diese Familie heute noch vorkommt![5]

---

2 Näheres dazu s. Beitrag M. BEER in Bd. 1 dieser Publikation.
3 BUCHINGER (1980), S. 292.
4 BUCHINGER (1980), S. 292.
5 BUCHINGER (1980), S. 300.

Abb. 1: Stammhof der siebenbürgischen Riegergeschlechter in Himmelberg/Kärnten; altes Wohngebäude aus Holz, Traufseite (wurde ca. 1976 abgetragen); Aufnahme Hanspaul Rieger, 1975.

Andere in Großpold angesiedelte Kärntner Familien, deren Namen sich bis heute erhalten haben, sind: GLATZ, SONNLEITNER, PICHLER, BURGSTALLER, BACHER. Die Zahl der „Landler" betrug ungefähr 50 % der Bevölkerung Großpolds,[6] so daß sowohl Mundart[7] als auch Brauchtum sich durchsetzen konnten.
Großpold ist die einzige dauerhafte „Landlergemeinde" der theresianischen Transmigration, welche bis heute besteht und in welcher „landlerisch"gesprochen wird.[8]

Der Name RIEGER ist heute in Himmelberg in Kärnten nur noch als Hofname in der Schreibung „Riegger" bekannt. In Himmelberg, Grilzgraben, lebt heute die Familie MARKTL, welche nach dem Hof „Riegger" [9] benannt wird. Die „Riegger-Hube" wurde ca. 1976 im Zuge einer Straßenbegradigung nach Arriach abgetragen. DR. HANSPAUL RIEGER konnte jedoch während einer Reise nach Himmelberg noch Fotos von dem alten Riegger-Haus machen (s. Abb. 1).

---

6 BUCHINGER (1980), S. 417.

7 Näheres zu den dialektalen Verhältnissen in Gp s. Beitrag von W. SCHABUS in Bd. 1 dieser Publikation.

8 BUCHINGER (1980), S. 275.

9 Nach Recherchen von DR. HANSPAUL RIEGER, Fürstenfeldbruck.

2.2. Ahnentafel[10]

1. Ambrosius Rieger [11] geb. in Kärnten gest. in Kärnten	verh.	Margarethe geb. Gregorius geb. in Kärnten gest. in Kärnten
2. Petrus Rieger geb. 1698 in Kärnten gest. 1760 in Großpold [12]	verh. (vor 1729)	Maria geb. Wipenigg geb. in Kärnten gest. 27. 10. 1763 in Großpold
3. Andreas Rieger geb. 1729 in Kärnten gest. 25. 04. 1799 in Großpold	verh. 18. 01. 1761	Katharina geb. Rauther geb. 1729 in Kärnten gest. 18. 04. 1793 in Großpold
4. Andreas Rieger geb. 18. 06. 1771 in Großpold gest. 25. 02. 1818 in Großpold	verh. 20. 11. 1793	Elisabeth geb. Glatz geb. 20. 10. 1776 in Großpold gest. 21. 02. 1835 in Großpold
5. Martinus Rieger geb. 20. 08. 1809 in Großpold gest. 14. 03. 1878 in Großpold	verh. 19. 01. 1831	Maria geb. Schöberl geb. 25. 05. 1812 in Großpold gest. 29. 05. 1848 in Großpold; zweite Ehefrau Katharina geb. Hüttmair Witwe des Johann Ebner

Martinus Rieger war der Vater des Andreas Rieger, welcher nach Hermannstadt ging, um Hufschmied zu lernen und später den Grundstein zu einem bedeutenden Industrieunternehmen legte. Der Lebensweg dieses Andreas Rieger wird in Kap. 3.2. behandelt.

2.3. Die Riegers in Grosspold

Dargestellt wird hier nur eine Kette der wegen der vielen Kinder recht weit verzweigten Großpolder Riegerverwandtschaft. Es ist die Kette, die zur Verfasserin hinführt. Die betreffenden Daten sind ihr einerseits leichter zugänglich gewesen, andererseits

10 Privatarchiv Dr. Hanspaul Rieger, Fürstenfeldbruck.

11 Die Geburtsdaten konnten nicht mehr ermittelt werden, da die Kirchenbücher in Himmelberg (Kärnten) bei einem Brand vernichtet wurden.

12 BUCHINGER (1980), S. 300, gibt als Todesjahr von Petrus Rieger 1757 an.

sind sie insofern aufschlußreich, als sie ein Licht auf die allgemeine Entwicklung der Ortschaft werfen.

Aus der Ehe des MARTINUS RIEGER, eines angesehenen Bauern, Kirchenvaters und Geschworenen, mit MARIA geb. SCHÖBERL gehen 5 Kinder hervor (Maria Schöberl war die Tochter des Dorfrichters. Es wird erzählt, daß sie ca. 23 ha Ackerboden und Wiesen und ca. 2 ha Weinberge mit in die Ehe brachte):

- ANDREAS RIEGER (geb. 01. 07. 1839 in Großpold, gest. 26. 04. 1918 in Hermannstadt)
- *Johann Rieger* (27. 09. 1841–07. 1925), Großpold
- MARTIN RIEGER, Großpold
- ELISABETH verh. GLEISS/SCHEIBER, Großpold
- MARIA verh. SCHENKER, Reußmarkt.

Während also der älteste Sohn, ANDREAS RIEGER, im Alter von 15 Jahren Großpold verläßt, um in Hermannstadt bei dem Hufschmiede- und Zunftmeister JOHANN GRELL eine Lehre zu beginnen, beschäftigt sich die Familie in Großpold ausschließlich mit Landwirtschaft und Weinbau. Die Riegers gehören in dieser Zeit zu den wohlhabendsten Bauern des Dorfes.[13] Bruder JOHANN RIEGER bleibt in Großpold, wo er MARIA geb. PIRINGER heiratet:

Johann Rieger (27. 09. 1841–07. 1925), Großpold, verh. mit MARIA geb. PIRINGER (06. 08. 1842–1896). Die Kinder:
- *Johann Rieger* (21. 02. 1872–20. 07. 1931)
- MARTIN RIEGER
- THERESIA verh. ROHRSDORFER
- MARIA verh. PICHLER
- ELISABETH verh. RIEGER.

Zusammen mit seinen Söhnen und den drei Schwiegersöhnen hat JOHANN RIEGER in den Jahren 1890–1898 die Konzession für die Verpflegung der Arbeiter beim Bahnbau zwischen Vinz und Orlat.[14] Es ist die Zeit, in welcher die Bahnlinie auf dieser Strecke gebaut wird. Entlang der Bahnlinie werden mobile Baracken aufgestellt, in welchen man für die Verpflegung der Arbeiter sorgt. (Auch heute noch sind jene Stellen sichtbar, da sie mit Akazien bepflanzt wurden, z. B. „im Roder Weg" neben der Bahnlinie.)

„Im Winkel" (Ortsteil von Großpold), wo die Familie drei Bauernhöfe besitzt, hat JOHANN RIEGER auch ein Wirtshaus, in welchem er vor allem an Fuhrleute und Bahnarbeiter selbst angebauten Wein verkauft und ausschenkt. Johann Rieger ist gleichzei-

13 Familienüberlieferung, bestätigt durch andere Ortsbewohner.

14 Mündliche Mitteilung von Herrn HANS RIEGER, Augsburg.

tig Metzger und hat im Haus eine eigene Schlachtbank. Es wird erzählt, daß er zusammen mit seinen Schwiegersöhnen Andreas Rohrsdorfer, Johann Pichler und Martin Rieger in den umliegenden Dörfern Schlachtvieh für das Wirtshaus und die Verpflegung der Bahnarbeiter aufkaufte, außerdem auch einen regen Weinhandel trieb. Im Wirtshaus waren zwei Köchinnen beschäftigt: Sophia Buhn und Katharina Stefani.

Zur Zeit, als die Landler nach Großpold kamen, soll sich der Ortseingang aus Richtung Hermannstadt dort befunden haben, wo später die Rieger-Höfe und das Wirtshaus gebaut wurden (heutige Hausnummern 466, 467 und 468). Dort stellten am Abend die fremden Fuhrleute ihre Wagen ab, denn nach dem Abendläuten durften sie das Dorf nicht mehr betreten.

Der wirtschaftliche Aufstieg der Familie Rieger zeigt sich auch darin, daß die Schwiegersöhne Andreas Rohrsdorfer (Hausnummer 200, in der Neugasse), Johann Pichler (Hausnummer 238, in der Kletitengasse) und Martin Rieger (Hausnummer 60, Im Winkel) erstmals „übers Tor" bauen, d. h. sie gehen von der traditionellen Bauweise (Haupthaus, gewölbtes Tor und Nebenhaus) ab und bauen über das gewölbte Tor.

Johann Rieger ist 16 Jahre lang, bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, Kirchenkurator. Sein ältester Sohn, Johann Rieger, heiratet Elisabeth geb. Schöberl.

Johann Rieger (21. 02. 1872–20. 07. 1931), verh. mit Elisabeth geb. Schöberl (06. 05. 1874–18. 11. 1945). Die Kinder:
- *Johann Rieger* (geb. 31. 07. 1901 in Großpold, gest. 1936 in Argentinien)
- Elisabeth verh. Mayerhofer/Kramer, Großpold
- Maria verh. Sonnleitner (geb. 22. 02. 1909); seit 1992 in Augsburg
- Theresia verh. Rieger, Großpold
- Martin Rieger (geb. in Großpold, gest. in Argentinien)
- Andreas Rieger, Großpold
- Samuel Rieger (geb. in Großpold, gest. in München)
- Katharina verh. Schauberger, Großpold
- Johanna verh. Glatz (geb. 29. 11. 1915); seit 1991 in Augsburg.

Anfang des 20. Jahrhunderts erwirbt Johann Rieger von der Familie Weger eine Ziegelei[15], in welcher ständig acht Arbeiter beschäftigt sind. Obwohl die Familie viele Kinder und somit auch viele Arbeitskräfte hat, werden abhängig von der Jahreszeit und dem Bedarf an Arbeitskräften zusätzlich Tagelöhner für die Feldarbeit sowie Knechte und Mägde für die Hofwirtschaft beschäftigt. Es werden sowohl Dach- als auch Mauerziegel hergestellt, und zwar je nach Bedarf und Nachfrage. Die Ziegel werden sowohl ins Dorf als auch in die umliegenden Ortschaften verkauft.

15 Grundbuchauszug, Hans Rieger, Augsburg.

Johann Rieger (31. 07. 1901–1936), verh. mit KATHARINA geb. GLATZ (26. 02. 1901–19. 11. 1957)

Er führt die Tradition der Familie fort, spezialisiert sich jedoch auch auf Obst- und Weinbau. Er besucht zwei Jahre das ungarische Gymnasium in Salzburg (Siebenbürgen), anschließend drei Jahre lang die Ackerbauschule in Mediasch und gründet nach deren erfolgreicher Beendigung später in Großpold die erste moderne Rebschule.[16] 1902 waren schon MARTIN GLATZ und ANDREAS BACHER von der Kirche zur Ausbildung für Rebschulanbau nach Mediasch geschickt worden, doch lernte man hier damals noch veraltete Methoden. JOHANN RIEGER arbeitet zwischen 1925 und 1927 auf einem Gut in Giuagiu (unweit Broos/Orăştie) sowie zwischen 1927 und 1930 in Kloosdorf (Kreis Hermannstadt) als Verwalter des Brukenthalgutes der evangelischen Kirche. Hier ist er jedoch nur für Weinbau und Rebschule zuständig. 1930 verläßt er Siebenbürgen und geht nach Argentinien, wo er die Stelle eines Gutsverwalters annimmt. Es ist beschlossen, daß seine Ehefrau KATHARINA sowie der einzige Sohn, HANS, dorthin nachfolgen. Nach seinem schweren Sturz vom Pferd zerschlagen sich diese Pläne und JOHANN RIEGER gilt seit 1936 als tot und verschollen. Dadurch bleibt die Witwe in Großpold und widmet sich vor allem der Rebschule und der Baumschule. Hier ist ihr vor allem MARTIN RIEGER (wohnhaft „Im Winkel", Großpold) sehr behilflich. Sie kauft Ackerboden und Weinberge auf (z.B. den Weinberg „Im Katzel" von MICHAEL FLEISCHER, Land „Hinter der Angerbach" von LEOPOLD LEDERHILGER) und baut sich und ihrem Sohn, HANS RIEGER, eine Existenz auf.

Hans Rieger (geb. 20. 07. 1926, gest. 4. 04. 1997 in Augsburg, verh. mit KATHARINA geb. STULZ (geb. 17. 02. 1930)

HANS RIEGER lernt zwischen 1941 und 1943 bei seinem Onkel RICHARD RIEGER in Hermannstadt Industriekaufmann. In den Jahren 1951–1953 ist er Finanzbuchhalter in Găneşti (Kreis Tîrgu Mureş), kehrt jedoch nach Großpold zurück und arbeitet als Buchhalter beim neugegründeten Staatlichen Landwirtschaftsbetrieb (SLB). Zwischen 1957 und 1962 übernimmt er, der Tradition der Familie zufolge, die Rebschule der Landwirtschschaftlichen Produktionsgenossenschaft (LPG) in Großpold. In dieser Zeit erzielt die LPG, nicht zuletzt aufgrund des großen Absatzes von veredelten Reben vor allem in der Dobrutscha (ca. 1 Million Reben jährlich), einen beträchtlichen Reinge-

16 Nach dem Vorbild von MICHAEL AMBROSI in Mediasch. Die veredelten Reben werden in Sägespäne in Kisten eingelegt, in Heizkammern wird die Hitze kontrolliert, zum Unterschied von früher, als die Reben nach dem Veredeln in Moos eingelegt wurden und man gegen die Fäulnisbildung Schwefel einsetzte, was zur Folge hatte, daß viele Edelreiser eingingen.

winn. Es werden sämtliche Stallungen, Getreidespeicher und Lager sowie die landwirtschaftlichen Werkstätten, Tischlerei und Schlosserei mit den dazugehörigen Maschinen gebaut und angeschafft. Man erzielt auch im Ausland Erfolge. So erhält die Genossenschaft 1960 anläßlich einer landwirtschaftlichen Ausstellung in Erfurt zwei Goldmedaillen für Erzeugnisse der Rebschule.

Hans Rieger bemüht sich auch um die Erweiterung des Gemüseanbaus innerhalb der LPG. Es werden Karotten, Petersilie, Sellerie, Zwiebel, Paprika und Kohl angebaut. Abnehmer der Erzeugnisse ist vor allem das staatliche Unternehmen „Fruct-Export", mit dessen Hermannstädter Filiale Verträge abgeschlossen werden. Auf Veranlassung von Hans Rieger wird ein Dorfladen speziell für Gemüseverkauf eingerichtet. Der wirtschaftliche Aufschwung der sechziger Jahre wirkt sich auch auf den Wohlstand der Großpolder Bauern aus. Es werden jetzt neue Häuser gebaut und ältere modernisiert.

1958 beschließt Hans Rieger, sein Hobby „Rosen" mit in die Produktion der Genossenschaft einzubringen. Nach dem Studium einiger Fachbücher über Rosenzucht, die er sich aus Deutschland schicken läßt, werden Rosen für Parkanlagen angebaut und gezüchtet. Auch wenn die Erträge nicht so groß sind, werden doch jährlich ca. 3.000 Stück Rosen an die verschiedenen Parkanlagen verkauft, und man hat eine zusätzliche Einnahmequelle. Allerdings muß Hans Rieger nach kurzer Zeit aus der leitenden Stellung seinen Abschied nehmen, da er nicht bereit ist, sich dem kommunistischen System zu beugen. Mit der Begründung „politisch nicht zu entsprechen" wird er auf der Höhe seiner persönlichen Erfolge abgesetzt und durch Mitglieder der Partei, die fachlich nicht kompetent sein mußten, ersetzt. In seine bis dahin geleistete Arbeit wird nicht mehr genügend investiert, um den Standard zu halten, und im Laufe der Jahre wird immer mehr abgewirtschaftet. Immer wieder versucht Hans Rieger in seinen neuen Tätigkeitsbereichen einiges zu bewegen, so zum Beispiel, als er zwischen den Jahren 1965 und 1968 abermals die Arbeit im Wein- und Obstbau der LPG anleitet. Auch diesmal „entspricht er politisch nicht" und wird abgelöst. Es folgen einige Tätigkeiten in den verschiedensten Bereichen, von Lagerverwaltung bis hin zur Arbeit bei der rumänischen Eisenbahn, bevor Hans Rieger 1980 mit seiner Familie in die Bundesrepublik Deutschland aussiedelt.

Kinder:
- Christa (geb. 25. 08. 1954) verh. Wandschneider
- Lieselotte (geb. 17. 03. 1956) verh. Schneider
- Hans-Andreas Rieger (geb. 30. 05. 1958)
- Hermann Rieger (geb. 05. 07. 1967).

3. Andreas Rieger – vom Bauernsohn zum Fabrikanten

3.1. Familiendaten

1. Andreas Rieger Schmiedemeister geb. 01. 07. 1839 gest. 26. 04. 1918	verheiratet mit	Johanna Wachsmann geb. 27. 10. 1844 gest. 30. 07. 1909 Kinder: Johanna geb. 1868 *Richard* geb. 1878 Gusti geb. 1881 Ernst geb. 1890
2. Richard Rieger Ingenieur, Fabrikant geb. 09. 06. 1878 gest. 30. 07. 1964	verheiratet mit	Luise Kessler geb. 19. 04. 1878 gest.09. 06. 1965 Kinder: Richard geb. 1905 gest. 1909 Erika geb. 1908 *Hanspaul* geb. 1910 Inge-Maja geb. 1924
3. Hanspaul Rieger Dr. Ingenieur, ehem. Fabrikant geb. 26. 04. 1910	verheiratet mit	Meta Mesch geb. 28. 06. 1914 Kinder: Margot, Sabine
Margot Rieger geb. 02. 01. 1941	verheiratet mit	Erwin Seiler geb. 07. 10. 1936 Sohn: Richard Seiler geb. 12. 04. 1973
Sabine Rieger geb. 10. 03. 1943	verheiratet mit	Niculae Condiescu, Dr. med. geb. 20. 05. 1942 Kinder: Andreas und Mathias Condiescu

3.2. Andreas Rieger – Schmiedemeister

Als Andreas Rieger 1854 im Alter von 15 Jahren Großpold verläßt, um in Hermannstadt ein Handwerk zu erlernen, wird er zunächst zum Hufschmied ausgebildet. 1858 zum Gesellen freigesprochen, begibt er sich, den damaligen Gepflogenheiten folgend, auf Wanderschaft. Die zwei Jahre Wanderschaft sollten sich auf seinen Werdegang günstig auswirken.

Ein langjähriger Mitarbeiter der Firma Rieger wußte zu berichten:

Der Wandertrieb brachte Andreas von Ort zu Ort, bis nach Mecklenburg. Hier traf er einen Fachkollegen namens Giebner. Sie freundeten sich so sehr an, daß sie sich nicht mehr trennen wollten und lange zusammen arbeiteten. Dabei entwarfen sie ein eigenes Modell einer eisernen Pflugschar.

Später wurde dieses Pflugmodell erweitert und unter dem Namen „Rieger-Patent-Pflug" in Hermannstadt hergestellt und verkauft. Es eignete sich ganz besonders für die siebenbürgische Kleinfeld-Wirtschaft.

Von der Güte dieser Pflüge berichtet Norbert Henning folgendes:

Für die zur Zeit [leider ohne Jahresangabe; Anm. der Verfasserin] laufende Dokumentierung der Siebenbürgischen Wirtschaft mag aufschlußreich sein, daß die Zeplinger Bauern den einheimischen Pflügen, dem in Hermannstadt von der Maschinenfabrik Rieger hergestellten „Rieger-Pflug" und dem Reener Keintzel-Pflug, den Vorzug vor dem aus Deutschland eingeführten Sack-Pflug gegeben haben.[17]

Für seine berufliche Laufbahn günstige Zufälle nutzt Andreas Rieger. So erzählte man sich in seiner Familie oft die folgende Anekdote:

Andreas war bei einem starken Regen in der Stadt Augsburg unterwegs. Da sah er eine Dame ohne Schirm dahineilen. Er bot ihr an, sie mit dem Schirm zu begleiten, ein Angebot, das sie dankend annahm. Es entspann sich ein Gespräch mit dem aufgeschlossenen Andreas; die Dame lud ihn in ihr Haus ein, um ihn ihrem Mann vorzustellen. Ihr Mann war Inhaber einer Landmaschinenfabrik 'Eppel & Buxbaum'. Nach einer längeren Unterredung erhielt Andreas ein Angebot, in Siebenbürgen die Landmaschinen als Vertreter zu verkaufen. Auf dieses Angebot kam man später zurück und es sollte den Werdegang von Andreas Rieger maßgeblich beeinflußen.[18]

Eine abweichende Version dieser Anekdote finden wir in dem vom „Deutschen Gewerbebund in Rumänien" herausgegebenen „Taschen-Kalender und Jahrbuch für Gewerbe, Industrie und Handel" von 1930 von einem Autor namens Hans Sachs:

Das fortwährende Drängen nach vorwärts ließ ihn auf seinem Wege nicht stille stehen. Im Jahre 1873 war die Wiener Ausstellung. Der Gewerbeverein hatte zwei Stipendien für Gewerbetreibende ausgeschrieben. Andreas Rieger bewarb sich, die Stipendien wurden jedoch an einen Professor und einen Schlosser, der bald darauf zugrunde ging, verteilt.

17 HENNING (1983), S. 66.

18 RIEGER (1996), S 3.

Abb. 2: Andreas Rieger (sitzend) im Kreise der Familie Wachsmann, um 1870–1880

Doch „Nit loß dich [unterkriegen]" war das Großpolder Geleitwort seines Lebens. Er borgte sich 50 Gulden und fuhr hinauf nach Wien. Sein Glück war ihm treu. Eines Nachmittags, als ein großer Platzregen niederging, sah er eine ältere Dame, die ohne Schirm dem Regen ausgesetzt war. Höflich bot er ihr seinen Schirm an und geleitete sie bis zu einem schützenden Dach. Dort lernte er den Mann der Dame kennen, der sich als großer Maschinenfabrikant aus der Schweiz entpuppte. Nur auf das ehrliche Gesicht und den guten deutschen Namen hin gab dieser ihm eine Reihe neuartiger landwirtschaftlicher Maschinen herunter, das Geschäft mit denselben entwickelte sich, insbesondere, als Rieger sie auch selbst zu erzeugen begann und Verbesserungen durchführte[19]

(Demnach fand diese Begegnung also in Wien und nicht in Augsburg statt. Die Frage bleibt offen, ob die ersten Landmaschinen von Andreas Rieger aus der Schweiz oder aus Augsburg eingeführt wurden.)

19 Fast wörtlich übernommen findet sich die gleiche Geschichte auch in: FOISEL, S. 264-265.

1865 kehrt Andreas Rieger nach Hermannstadt zurück und wird von der Schmiedeinnung als Meister aufgenommen. Er errichtet eine Hufschmiede auf dem Rosenanger Nr. 20, wo er mit zwei Gesellen arbeitet. 1867 heiratet er Johanna Wachsmann (s. Abb. 2), Tochter des Riemermeisters Gottlieb Wachsmann. Es wird erzählt, daß sie ihm in den ersten Jahren beim Beschlagen der Pferde half. Das Paar hat vier Kinder: Johanna, Richard, Gusti und Ernst.

Als Sohn eines Bauern hat Andreas Rieger den richtigen Blick für die siebenbürgischen Bodenverhältnisse und beginnt neben der Schmiede auch mit dem Handel von Landmaschinen. Er übernimmt die Vertretung der Augsburger Firma „Eppel & Buxbaum", welche ihn mit für die siebenbürgische Landwirtschaft geeigneten Maschinen beliefert. Der daraus resultierende Erfolg führt zur Errichtung einer Reparaturwerkstatt für landwirtschaftliche Maschinen und bald darauf auch zum Bau einer kleineren Fabrik, in welcher Maschinen hergestellt werden.

Im Jahre 1868 wird auf dem Bauholzplatz, zwischen der Schülerschanz und der Pulvergasse, ein Grundstück erworben. Mit Hilfe eines Darlehens von 2.500 Fl. ÖW (25. 11. 1868) bei der Hermannstädter Sparkasse werden die ersten Werkshallen und ein Wohnhaus gebaut. Kleine Geräte und Maschinen werden nun selbst erzeugt. Die *„Erste Siebenbürgische Landmaschinenfabrik"* (so ihr Name) nimmt ihren Betrieb auf. 1868 wird als das Gründungsjahr der Maschinenfabrik angegeben. Es folgt eine Eisengroßhandlung (1878), welche zur Verbilligung der Erzeugnisse beiträgt und somit den Aufschwung fördert. Verschiedene unter Schutz gestellte Verbesserungen sowie die Herstellung des Wendepflugs Patent „Rieger" erfordern nun Vergrößerungen des Betriebes. In den kommenden Jahren befindet sich das Unternehmen in dauerndem Wettstreit mit der immer stärker werdenden Konkurrenz. Andreas Rieger sucht und findet neue Absatzmärkte in Rumänien (Altreich), der Türkei, in Bulgarien und sogar in Rußland.

1898 kauft Andreas Rieger von Johann Daniel Kessler (Großvater von Luise Kessler, der späteren Ehefrau Richard Riegers) ein 30.000 m^2 großes Areal zwischen Zibinsgasse und Basteiplatz. Auf dieser Fläche wird noch im selben Jahr nach Plänen von Wiener Architekten mit dem Bau moderner Werkshallen (s. Abb. 3) begonnen. Somit entsteht ein zweites Fabriksgebäude (Werk II). Zu gleicher Zeit soll hier auch eine kleine Gießerei eröffnet worden sein.

3.3. Ing. Richard Rieger

1903 tritt der Sohn Richard Rieger, welcher in Mittweida (Sachsen) das Technikum abgeschlossen hatte, in die Firma ein. In diesem Jahr wird auch Werk II in Betrieb genommen. Im Laufe der Zeit werden die einzelnen Werkstätten in die neuen Hallen der

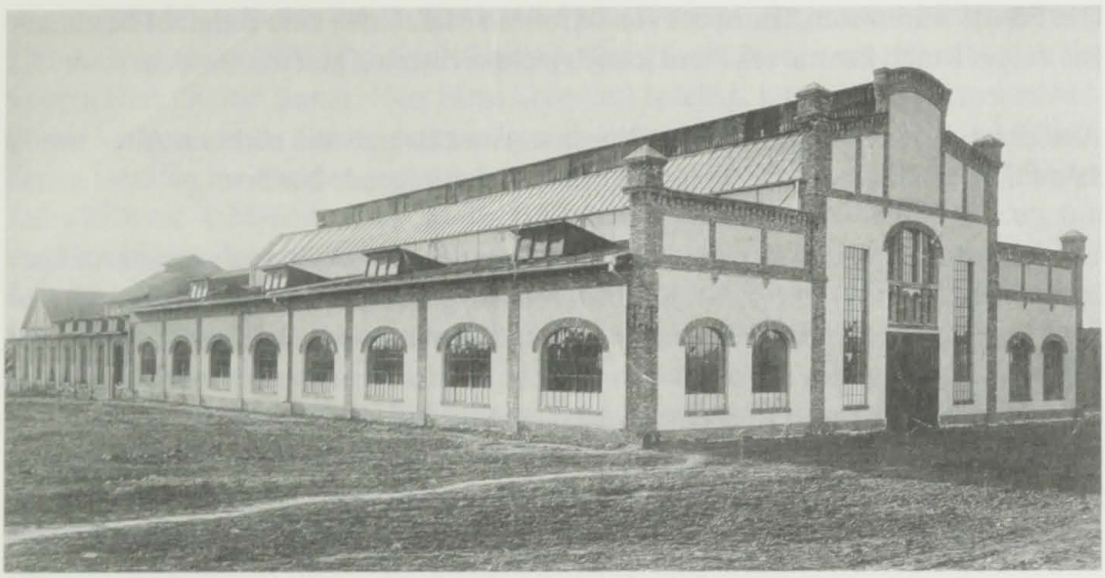


Abb. 3: Gießerei – nach Plänen eines Wiener Architekten, um 1910

Fabrik verlegt, welche bereits aus Eisenbeton gebaut und mit elektrischen Laufkränen versehen sind.

1904 heiratet Richard Rieger Luise, geb. Kessler, Tochter des Fleischhauermeisters Kessler aus Hermannstadt.

1910 wird der neuen Gießerei die Gewerbegenehmigung erteilt. Als Steckenpferd Richard Riegers – und später auch seines Sohnes Hanspaul – wird diese ständig vergrößert, Formmethoden werden verfeinert und modernisiert, die Schmelzöfen werden mit Gas-Rotationsöfen komplettiert. Ein ganz besonderes Augenmerk ist auf die Rohrgießerei gerichtet. In diesem Jahr tritt Andreas Rieger mit 71 Jahren in den Ruhestand und überträgt die Leitung seinem Sohn Richard.

Zwei Jahre später wird der gesamte Fabriksbetrieb an den neuen Standort verlegt. Andreas Rieger ist jedoch nach wie vor mit seiner Fabrik verbunden und hilft weiterhin mit Rat und Tat. Aus einem Brief an seinen Sohn Richard erfahren wir, daß er seine Verhandlungstaktik auch im Alter noch gut einsetzt:

[...] die gekauften zwei Pinzgauer Pferde mit einem Begleiter werden in Kürze mit der Eisenbahn ankommen. Der Stall soll hergerichtet werden und der große „Streifwagen" mit 10–15 Doppelzentnern beladen, soll zum Bahnhof gebracht werden, damit eine Probefahrt gemacht werden kann, ehe ich die Pferde bezahle.[20]

20 Brief aus Budapest von Andreas Rieger an seinen Sohn Richard, vom 16.02.1912.

Die Pferde waren zum Transport von schweren Maschinen zum Bahnhof bestimmt. Bei einem Brand konnte ein Pferd jedoch nicht rechtzeitig gerettet werden.

Am 25. 04. 1918 erkrankt Andreas Rieger an einer Grippe und stirbt im Alter von 79 Jahren. Im Hermannstädter Tageblatt erschien der folgende Nachruf:

Über den verstorbenen Maschinenfabrikanten Andreas Rieger wird uns aus hiesigen Bürgerkreisen noch geschrieben: Mit Andreas Rieger ist gestern ein in seiner Art hervorragender Mann unseres Volkes unter großer Teilnahme von allen Seiten zu Grabe getragen worden. Aus den einfachsten und bescheidensten Verhältnissen hervorgegangen, ein schlichter Bauernsohn aus Großpold, hat er aus eigener Kraft, durch eigene Tüchtigkeit, durch nie rastenden Fleiß, durch kluge Besonnenheit und zielbewußte Überlegung zu glänzender Höhe sich emporgearbeitet, wie selten einer unter uns. Dabei war er in seinem äußeren Tun und Lassen von fast allzugroßer bescheidener Zurückhaltung. Er hat nie nach äußeren Ehren und Ansehen gestrebt, nie in die Öffentlichkeit sich hervorgedrängt, sein ganzes Streben war immer nur der Arbeit gewidmet, sein ganzes Leben war ein einziger großer Arbeitstag, er war im wahrsten Sinne des Wortes ein Mann der Arbeit. Sein unermüdlicher Fleiß war daher auch vom schönsten Erfolg gekrönt; es wurde ihm das seltene Glück zuteil, sich vom einfachen Schmiedemeister zum wohlhabenden, hochangesehenen Fabriksbesitzer hinaufzuschwingen. Sein Name verdient, in der Reihe der hervorragendsten Männer unseres Volkes genannt zu werden; er war eine Zierde unseres Bürgerstandes und wird nie vergessen werden, er wird für lange Zeit ein leuchtendes Vorbild nimmermüden Fleißes und treuer Pflichterfüllung für unseren gewerblichen Nachwuchs sein. Ruhm und Ehre seinem Andenken![21]

Im selben Jahr (1918) kehrt sein Sohn Ernst Rieger aus Wien in die Heimat zurück und tritt als gleichberechtigter Teilhaber und kaufmännischer Leiter in die Firma ein.

Die beiden Töchter von Andreas Rieger – Gusti und Johanna – erhalten noch zu Lebzeiten ihrer Mutter ihre Erbschaft „ausbezahlt". Jede erhält je eine große Villa, ein Mietshaus in der Quergasse, ein Haus in Großpold sowie ihren Teil vom Schmuck der Mutter. Die geerbten Weingärten in Großpold werden von der dortigen Verwandtschaft in Pacht bearbeitet. Ebenso erhalten beide Kriegsanleihepapiere, welche jedoch ihren Wert nach dem Krieg verlieren.

Während des Ersten Weltkrieges ist die Firma mit der Erzeugung von Kriegsmaterial beschäftigt. Als Ernst Rieger 1921 mit seinem Anteil an Vermögen das Land verläßt, muß die Fabrik in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden. Lediglich die rumänische „Bancă Românească" ist zum Kauf der Aktien bereit. Bei einem Einkaufskapital

21 Zitat übernommen von RIEGER (1996).

von zwölf Millionen Lei ist die Bank mit 50 %, Richard Rieger mit 31 % und eine kleine Gruppe mit 19 % (Dr. Carl Ziegler, Dir. Hans Bergleiter, Herr Victor Ferentzi, Herr Gustav Schiel, Herr Fritz Connert) beteiligt. Das ursprünglich zwölf Millionen Lei betragende Kapital steigt aufgrund des starken Absatzes von landwirtschaftlichen Geräten im Altreich sowie bedeutender Aufträge seitens der Staatsbahnen im Jahre 1926 auf 40 Millionen Lei. „In der Zwischenkriegszeit reichte die Entwicklung von der Herstellung der Landmaschinen zu der von Textilmaschinen, zu Erzeugnissen der Metall- und Rohrgießerei, zu Lokomotiv- und Waggon-Reparaturen und Eisenkonstruktionen. Das Unternehmen betrieb gleichzeitig Handel mit Eisenwaren und Bauholz."[22]

Um die Aufträge der Eisenbahn ausführen zu können, werden große Investitionen getätigt. Es wird ein Anschlußgleis vom Bahnhof am Zibin entlang bis in die nördliche Ecke der Fabrik gelegt. Eine große Lokomotivhalle mit vorgelagerter Schiebebühne, eine Drehscheibe am Ende des Fabriksgeländes mit vielen Abzweiggeleisen sowie eine Waggonhalle werden gebaut. Außerhalb der Fabrik werden Abstellgeleise für Waggonreparaturen errichtet. Außerdem werden verschiedene Vorrichtungen, Böcke, Spezialwerkzeuge und Bearbeitungsmaschinen angeschafft. All diese Auslagen und Investitionen machen sich durch jahrelange Aufträge bezahlt. 1928 laufen die Verträge mit dem staatlichen Eisenbahnunternehmen aus, da dieses die Reparaturen in eigener Regie durchführen will.

1927 wird der Aktienanteil der „Bancă Românească" mit Hilfe der „Hermannstädter Allgemeinen Sparkasse" zurückgekauft. Im Laufe der folgenden Jahre werden die von der Sparkasse bewilligten Kredite nach und nach zurückgezahlt. Trotzdem bleibt eine Schuld von acht Millionen Lei gegenüber der Sparkasse bestehen. Unter größten Schwierigkeiten und mit Einsatz des privaten Aktienpaketes sowie mit Hilfe der rumänischen Postsparkasse, durch Vermittlung von Dr. Petru Groza, damaliger Parteivorsitzender der rumänischen Bauernpartei, gelingt es Richard Rieger, aus einem für ihn recht unwürdigen Vertrag auszusteigen und diese Schuld ebenfalls zu begleichen (1936). Ebenso gelingt es ihm, in den Jahren 1921 bis 1936 den eigenen Aktienanteil von 25 % auf 86,3 % zu steigern.

Die Samuel-Wagner-Fabrik

In Konkurrenz zu Rieger befindet sich die Fabrik für Landmaschinen von Samuel Wagner auf dem Basteiplatz. Der Besitzer verkauft schließlich (1918) sowohl die Fabrik als auch die Wohngebäude an die Firma Rieger. Dieses ist die dritte Fabrik der Rieger-Firma, daher (ab 1921) der Name „Maschinenfabriken And. Rieger AG". In den neuen Werkshallen werden eine Anstreicherei, das Lager für fertige Landmaschinen sowie das Modellmagazin untergebracht.

22 ILIESCU (1993), S. 89.

Die Feilenfabrik
1927 wird die alte Fabrik am Bauholzplatz zu einer Feilenfabrik mit ausländischen Maschinen umgerüstet. Es war die einzige derartige Fabrik in Rumänien.

Die Wirtschaftskrise
Die Zeit während der großen Weltwirtschaftskrise (1930–1936) macht auch der siebenbürgischen Industrie schwer zu schaffen. Um nicht in Zahlungsschwierigkeiten zu kommen, muß die Firma alle nicht notwendigen Immobilien verkaufen.[23]

Davon betroffen sind: die Feilenfabrik mit Eisenhandlung und Wohnhaus, sechs Beamten- und Arbeiterwohnhäuser in der Lohmühlgasse, ein Haus in der Altenberger Straße, ein Haus am Schülerschanz, ein Haus in der Schwimmschulgasse, ein Haus am Basteiplatz.

3.4. Ing. Dr. Hanspaul Rieger

1939 tritt der Enkel des Gründers, Ing. Dr. Hanspaul Rieger, in den Betrieb ein. Er hatte Maschinenbau in Dresden und München studiert und war drei Jahre Assistent an der Technischen Hochschule in München gewesen, wo er auch promovierte. Anläßlich der Hochzeit von Hanspaul Rieger mit der Studienrätin Meta Mesch teilt Richard Rieger sein Aktienpaket in vier gleiche Teile auf seine Kinder auf.

Dr. Hanspaul Rieger geht mit Freude und Elan an die ihm gestellten Aufgaben in der Fabrik. Richard Rieger läßt seinem Sohn bei der Planung und Erstellung verschiedener Bauten völlig freie Hand. Es wird ein Systematisierungsplan der vorhandenen Werkshallen ausgearbeitet.
Einige größere, unter der Leitung von Dr. Hanspaul Rieger durchgeführte Arbeiten:
- Die *Waggonhalle* (eine Holzkonstruktion) wird abgetragen und an anderer Stelle wieder aufgebaut;
- Die Werkzeugmaschinenhalle und Montagehalle sowie die Tischlerei werden durch einen *Zwischenbau* verbunden;
- Ein zweistöckiges *Modellager* wird errichtet sowie eine große Reparaturwerkstätte im Erdgeschoß;
- Die *Gußputzerei* und *Gießerei* werden vergrößert mit außenliegenden Trockenkammern, Materiallagern, Sandbunkern usw.

Um 1939 besaß die Fabrik mit einer ausschließlich (siebenbürgisch-)deutschen Führung ein hohes technisches Wissen und viel Erfahrung, welche sich bei schwierigen Aufträgen (z. B. in der chemischen und pyrotechnischen Industrie) bewährten.

---

23 RIEGER (1996), S. 15.

Die Fabrik gehörte in Rumänien zu den wichtigsten Unternehmen ihrer Branche und wurde bei staatlichen Ausschreibungen und Aufträgen stets herangezogen.

„Die Produktionseinkünfte variierten in der Zeitspanne 1926–1937 zwischen 46 Millionen (1926) und 57 Millionen (1935)."[24]

Im Zweiten Weltkrieg wurde ein Teil der Fabrik für Rüstungszwecke umgestellt. Als am 23. August 1944 der rumänische Rundfunk den Austritt Rumäniens aus dem Bündnis der Achsenmächte verkündete, begann eine lang andauernde schwere Zeit sowohl in politischer, ethnosozialer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Diese Zeit veränderte die Welt und auch die Menschen. Die Deutschen in Siebenbürgen, welche bis dahin friedlich mit den anderen Nationen zusammengelebt und gearbeitet hatten, waren plötzlich Staatsfeinde.[25]

In der Fabrik wurde die neue kommunistische Partei zum Machtfaktor. Sie forderte täglich Neues von der Fabriksleitung, ohne eine besondere Grundlage bzw. Kenntnisse zu haben. Man forderte plötzlich Lohnerhöhungen, Verteilung von Lebensmitteln, Schuhen, Kleidung usw.

In der Nacht vom 12. auf den 13. Januar 1945 wurden alle deutschen Männer zwischen 17 und 45 Jahren sowie die Frauen zwischen 18 und 30 Jahren nach Rußland zur Zwangsarbeit deportiert. Es ist zur Genüge bekannt, wie schwer die siebenbürgisch-sächsische Bevölkerung an diesem Schicksalsschlag zu tragen hatte.

Für die Fabrik bedeuteten diese Deportationen den Verlust der gesamten technischen Leitung: Dr. Hanspaul Rieger, Ing. Karoli, Ing. Schneider, Dipl. Ing. Larcher und viele Meister mußten nach Rußland gehen. Die Deportation riß Lücken in die gesamte Belegschaft, war doch der Prozentsatz deutscher Arbeiter im Betrieb der höchste gewesen. So waren von den 493 Angestellten im Jahr 1939 44,82 % Deutsche, 27,78 % Rumänen, 23,73 % Ungarn, 1,82 % Juden, 1,62 % Russen, 0,20 % Polen.[26] Richard Rieger war zwar noch Präsident der Fabrik, doch er besaß keine Entscheidungsfreiheiten mehr. Bis zur endgültigen Verstaatlichung war die Zeit geprägt von unsachlichen Forderungen und Verhandlungen, die absolut nichts bewirkten.

3.5. Enteignung

Am 9. Juni 1948 feierte man den 70. Geburtstag Richard Riegers, seine 45jährige Tätigkeit im Betrieb sowie das 80jährige Fabriksjubiläum, an dem Honoratioren der Stadt, der Partei, alle Mitarbeiter und die Verwandtschaft aus Großpold teilnahmen.

---

24 ILIESCU (1993), S. 89.

25 MCARTHUR (1990), S.135f.

26 ILIESCU (1993), S. 90.

Einen Tag nach diesen Festlichkeiten wurde Richard Rieger das Betreten der Fabrik verboten, da über Nacht die Verstaatlichung sämtlicher Betriebe verfügt wurde.

Richard Riegers Lebensziel war es gewesen, den durch den Austritt seines Bruders Ernst aus dem Betrieb – im Jahre 1921 – verlorengegangenen Anteil des väterlichen Bertriebes zurückzuerwerben. Dieses war ihm dank unermüdlicher Strebsamkeit und mit Einsatz seiner gesamten Ersparnisse gelungen. So waren bei der Verstaatlichung des Betriebes 86,3 % Aktien in Riegers Besitz. Er hatte es geschafft – mußte nun aber mit tiefer Bitterkeit erkennen, daß sein Lebenswerk vergeblich gewesen war und durch die Enteignung ein siebenbürgisches Unternehmen nach 80jährigem Bestehen in Staatsbesitz überging.

Im Zuge der allgemeinen Enteignung deutschen Hausbesitzes mußte die Familie Rieger auch noch ihre Wohnung kurzfristig räumen und in die darunterliegende Kellerwohnung umziehen. In den oberen Etagen wurde eine Schule untergebracht. Durch den Entzug des gesamten Vermögens war die Familie ohne Einkünfte, Rente oder sonstige finanzielle Hilfe. Sie lebte vom Verkauf der Möbel, der Wertgegenstände sowie von der Unterstützung durch die in Bukarest lebenden Kinder. Richard Rieger lebte noch 16 Jahre in der Kellerwohnung und starb mit 86 Jahren 1964. Seine Ehefrau Luise überlebte ihn nur um ein Jahr.

Richard Riegers Sohn, Hanspaul Rieger, kehrte 1949 nach fünf Jahren Zwangsarbeit aus Rußland zurück. In Hermannstadt hatte er als „ehemaliger Ausbeuter" keine Aussicht, eine seinen Fähigkeiten entsprechende Anstellung zu finden. 1950 übersiedelte er mit seiner Familie nach Bukarest, wo er bei dem Staatlichen Projektionsinstitut für Metallurgie Arbeit und Anerkennung fand. Trotzdem wurde die Familie ständig von der Geheimpolizei bedrängt, verfolgt und bespitzelt, bis es ihr 1971 gelang, in die Bundesrepublik auszusiedeln.

Der Standort der Rieger'schen Fabrik und die Produktion innerhalb der großrumänischen Volkswirtschaft erforderten die Einrichtung zweier Vertretungen im ehemaligen rumänischen Altreich:

- Bukarester Büro: Dieses Büro diente hauptsächlich dazu, Aufträge und Verträge mit staatlichen Stellen abzuschließen und sich an Ausschreibungen zu beteiligen. Vertreter in Bukarest war Ing. Marcu Iancu.
- Büro in Ploieşti: Es hatte die Aufgabe, Kontakte zur petrochemischen Industrie aus diesem Gebiet zu knüpfen und zu pflegen. Vertreter in Ploieşti war Ing. Otto Schultz.

Exporte – hauptsächlich Textilmaschinen – gingen nach Jugoslawien, Bulgarien und in die Türkei (bis 1939).

Heute trägt das Werk den Namen „Independenţă" und wurde, wie alle Fabriken in

Rumänien, unter dem kommunistischen Regime übermäßig stark vergrößert. Es erhielt ein vollkommen neues Produktionsprogramm. Es gehört heute noch zu den größten und bedeutendsten Maschinenfabriken in Rumänien.

Die Familie Rieger lebt heute in Fürstenfeldbruck, München und Augsburg.

4. Unternehmensdaten

– *Besitzverhältnisse:*

Jahr	*Betrieb*	*Eigentümer*
1865–1868	Schmiede- und Landmaschinenverkauf	Andreas Rieger
1868–1892	1. Fabrik für Landmaschinen	Andreas Rieger
1892–1918	2. Fabrik – Bau und Inbetriebnahme	Andreas Rieger Richard Rieger Ernst Rieger
	3. Fabrik von Samuel Wagner gekauft und in Betrieb genommen	Richard Rieger Ernst Rieger
1921–1927	2. und 3. Fabrik in Betrieb	A.G. 50 % Bancă Românească 31 % Richard Rieger 19 % Konsortium
1927–1945	2. und 3. Fabrik in Betrieb	86,3 % Richard Rieger und Kinder 13,7 % Konsortium

– *Aktienkapital:*	1921	12 Millionen Lei mit 31 % Rieger-Aktien
	1944	60 Millionen Lei mit 86,3 % Rieger-Aktien
– *Umsatz:*	1942	92.950.000 Lei
– *Belegschaft:*		etwa 80 Beamte; etwa 400–500 Arbeiter
– *Grundfläche der Fabriksgelände:*	1949	39.000 m², bebaute Fläche 19.000 m²

Produktionsprogramm bis 1945:

- *Landmaschinen:* von Kleingeräten bis Großdreschmaschinen, von Weinbaugeräten bis zu hydraulischen Großpressen;
- *Textilmaschinen:* Wollkrempel, Tuchwalken, Baumwollentkernungsmaschinen;
- *Gewerbeeinrichtungsmaschinen:* Bäckerei- und Selchereimaschinen;
- *Allgemeiner Maschinen- und Apparatebau:* für chemische, petrochemische, pyrotechnische- und Zelluloseindustrie;
- *Motorenbau:* Benzin- und Dieselmotoren für die Landmaschinen;
- *Gießereibetrieb:* Grau-, Temper- und Metallguß, Kundenguß, Pumpen, Motorenzylinder und diverse Gußstücke (bis 10 t Stückgewicht);
- *Röhrengießerei:* Muffen und Flanschenrohre, auch aus Speziallegierungen, für die chemische Industrie;
- *Armaturen:* Rohrformstücke, Wasser- und Kanalarmaturen; Wasser- und Gasschieber.

Buchhalterisch betrachtet läßt sich feststellen, daß die Firma Rieger zwischen den Jahren 1924 und 1930 ein jährliches Nettoeinkommen zwischen 100.000 Lei als Mindestwert und 22 Millionen Lei als Höchstwert hatte. „Die jährlichen Bilanzen bestätigen die Stabilität und den ökonomischen Aufschwung des Betriebes."[27]

5. Verhältnis zur Großpolder Verwandtschaft

Die Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Landler gehörte in allen Generationen zum Selbstverständnis der Industriellenfamilie Rieger. Sie äußerte sich in der nie aufgegebenen Bindung zur Großpolder Verwandtschaft und im demonstrativen Anlegen der dörflichen Landlertracht (s. Abb. 4).

Sowohl Andreas Rieger als auch später sein Sohn Richard Rieger hatten ein besonders herzliches Verhältnis zu ihrer in Großpold lebenden Verwandtschaft. Andreas Rieger besuchte seine Geschwister oft und fühlte sich in ihrem Kreise bei einem Glas Wein wohl.

Sein Sohn Richard beschäftigte sich besonders intensiv mit der Ahnenforschung. Ihm ist es zu verdanken, daß die Rieger-Verwandtschaft heute ein umfangreiches Material zur Ahnenforschung besitzt. Richard Riegers größter Wunsch, einmal nach Kärnten, in das Land seiner Ahnen, zu reisen, erfüllte sich jedoch nicht.

---

27 ILIESCU (1993), S. 89.

Andreas wie auch Richard Rieger griffen auf die siebenbürgische Tradition zurück, Verwandten zu helfen. Sie taten es, indem sie sie in ihrem Betrieb ausbildeten und beschäftigten.
So lernte ein Johann Rieger (geb. 1873) bei seinen Verwandten in Hermannstadt Schmied – wodurch ein Hofname entstand, denn ein Rieger-Zweig heißt heute „Schmied-Hans".

Die Landwirte Martin Rieger und Andreas Bacher arbeiteten, um nicht Kriegsdienst leisten zu müssen, während des Ersten Weltkrieges als Hilfsarbeiter in der Rieger-Fabrik. Es folgten: Martin Rieger als Mechaniker, Franz Rieger als Elektriker, Hans Rieger als Kaufmann usw.

Abb. 4: Richard Rieger in Landlertracht, um 1940

Vertrauensposten im Rieger'schen Werk waren zum Teil mit Verwandten besetzt, so wirkten z. B. Heinrich Glatz als Chefbuchhalter und Herr Friedsam (Ehefrau eine geb. Sonnleitner) als Lagerleiter.

Frau Johanna Glatz, heute in Augsburg lebend, erinnert sich, daß die Verwandtschaft aus Hermannstadt bei ihrer Hochzeit in Großpold eingeladen war. Von ihrem Onkel Richard Rieger erhielt sie als Hochzeitsgeschenk für den Hausstand ein rostfreies Besteck, jedoch, was für einen Landwirt damals viel wichtiger war: Sie durfte zusammen mit ihrem Ehemann, Andreas Glatz, in der Fabrik einen Pflug „Patent Rieger", einen Hackpflug sowie einen Maisrebler abholen. Umgekehrt war auch die dörfliche Hilfeleistung in Zeiten der Not gegeben. Man nahm jederzeit zu Besuchen nach Hermannstadt Naturalien mit, besonders nach der Enteignung der Familie in Hermannstadt.

Hans Rieger erzählt auch oft und gerne über seine Ausbildungszeit bei seinem Onkel Richard Rieger, der zwar streng, aber gerecht war. Als Halbwaise bekam Hans Rieger die Unterkunft im damaligen Diasporaheim vom Onkel bezahlt, und er war oft bei der Familie zum Sonntags-Essen eingeladen.

Dr. Hanspaul Rieger führt die Tradition seines Großvaters und Vaters in Deutschland fort. Bei ihm findet man heute sehr umfangreiche Stammbaum-Aufzeichnungen,

die er ständig erweitert. Ihm und seiner Ehefrau danke ich ganz besonders für das zur Verfügung gestellte Material und die vielen anregenden Gespräche.

In diesem Bericht habe ich aus einer Fülle von Daten nur einige herausgegriffen. Bei meinen Nachforschungen erfuhr ich viele, manchmal vielleicht auf den ersten Blick auch unbedeutende Einzelheiten, welche aber alle eines gemeinsam hatten: gegenseitige verwandtschaftliche Hilfe und Unterstützung in dem Bewußtsein, daß alle von einem Rieger-Zweig aus Himmelberg in Kärnten abstammen.

„Der feste Zusammenhalt der Rieger in der Stadt mit den Verwandten auf dem Lande und das stolze Bekenntnis zur landlerischen Abstammung ist ein Zeichen der ungebrochenen Bodenständigkeit."[28]

6. Schlußbemerkungen

Für das aufsteigende Bürgertum waren Familienbeziehungen von großer ökonomischer und sozialer Bedeutung. In den Familien von Unternehmern trifft man häufig ältere Söhne an, deren Berufsbezeichnungen verraten, daß sie dazu ausersehen waren, technische und kaufmännische Interessen des Unternehmens wahrzunehmen und als Nachfolger das Kapital in der nächsten Generation zu vermehren und den Bestand des Unternehmens zu sichern. So war es auch bei der Familie Rieger in Hermannstadt. Während Richard Rieger die technische Leitung des Betriebes innehatte, war sein Bruder Ernst, wenn auch nur für kurze Zeit, kaufmännischer Leiter der Firma.

Josef Ehmer versucht in seinem Artikel über das „Problem des handwerklichen Familienbetriebes"[29] zu untersuchen, in welchem Ausmaß bei Wiener Handwerkern im 19. Jahrhundert die Vererbung auf den Sohn verbreitet war und ob im Laufe des Jahrhunderts Veränderungen eintraten. Obwohl die Daten äußerst spärlich sind, stellt er fest, daß dieses im 19. Jahrhundert nicht die Regel war. Trotzdem findet eine bewußte Pflege familienbetrieblicher Traditionen statt, z. B. in der Gründung von „Meistersöhne-Vereinen". Als erste waren hier die Bäcker, gefolgt von den Spenglern, Fleischhauern, Schlossern, Gastwirten, Tischlern usw. vertreten. Zusammenfassend kann man jedoch sagen, daß das Wiener Handwerk diesbezüglich keine lineare Entwicklung durchlaufen hat; bei reicheren Handwerkern deutet sich ein zunehmender Aufbau familienbetrieblicher Traditionen an. Mit der Entwicklung der Industrie verlagerte sich die Produktion der Handwerksbetriebe in die Fabriken. – Bei meinen Bemühungen, Daten und Informationen bezüglich der Entwicklung des Handwerks zum Industrie-

28 Das Landler Buch (1940), S. 83.

29 EHMER (1984), S. 101.

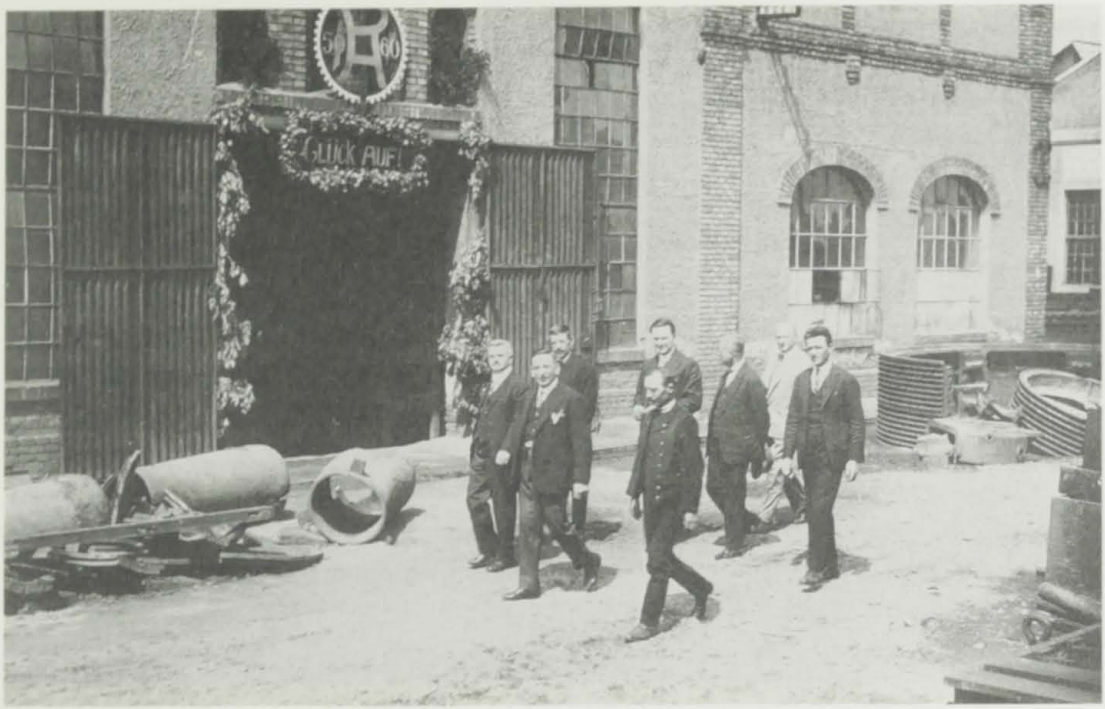


Abb. 5: Richard Rieger (vorne Mitte) anläßlich der Jubiläumsfeier 1928; Riegersche Verwandte aus Großpold

betrieb in Siebenbürgen zu sammeln, mußte auch ich feststellen, daß diese äußerst spärlich sind.

In der Zwischenkriegszeit gab es in Siebenbürgen 49 große sächsische Industrieunternehmen, welche den gesamten Markt belieferten. Die Interessen der sächsischen Industrie wurden vom „Bund der Siebenbürgischen Industriellen" vertreten. Von den 255 Mitgliedern waren 178 Sachsen. Monatlich erschien die „Industrie-Zeitung", in welcher die aus dem Rumänischen übersetzten Gesetze und Verfügungen zum Wirtschaftsleben sowie Nachrichten über neueste Entwicklungen und Technologien veröffentlicht wurden. Man findet aber auch Kritik an der Wirtschaftspolitik der Regierung, an der Korruption der Verwaltung sowie Klagen über die sächsischen Banken, da sie die notwendigen Fonds für Kredite an die Industrie nicht aufgebracht hatten.[30]

Die Sachsen haben, durch ihre natürlichen Verbindungen zum deutschsprachigen Raum des Westens, auch zur Modernisierung und Neueinrichtung der rumänischen Wirtschaft beigetragen. In der Entwicklung der sächsischen Fabriken aus diesen Jahren treten fortwährend neue Technologien, neue Maschinen auf, elektrische Motoren wurden einge-

30 CIOBANU (1993), S. 78-79.

Abb. 6: Richard Rieger (links außen) anläßlich der Jubiläumsfeier 1938

führt usw. So ausgestattet, kannten diese Unternehmen fast keine Konkurrenz im Lande und konnten sogar auf dem internationalen Markt tätig sein.[31]

Die Erzeugnisse der sächsischen Industrie waren im ganzen Land wegen ihrer Qualität gefragt. Sie waren auf Mustermessen wie in Bukarest (1921), Temeswar (1923) und in Chişinău (1925) vertreten. Die Firma Rieger kann als treffendes Beispiel für die Entwicklung der Hermannstädter Wirtschaft der Zwischenkriegszeit betrachtet werden.

Literatur

BUCHINGER, Erich (1980): Die „Landler" in Siebenbürgen. Vorgeschichte, Durchführung und Ergebnis einer Zwangsumsiedlung im 18. Jh. München.

CIOBANU, Vasile (1993): Über die siebenbürgisch-sächsische Industrie während der Zwischenkriegszeit. In: Forschungen zur Volks- und Landeskunde, Bd. 36/I, Bukarest, S. 78–79.

Das Landler Buch. Hermannstadt 1940.

31 CIOBANU (1993), S. 80.

EHMER, Josef (1984): Zum Problem des handwerklichen Familienbetriebes. In: Handwerker in der Industrie. Lage, Kultur und Politik vom späten 18. zum frühen 19. Jahrhundert. München, S. 78–104.

ENGELHARDT, Ulrich (1984): Ökonomischer und sozialer Wandel im Wiener Handwerk. In: Handwerker in der Industrie. Lage, Kultur und Politik vom späten 18. zum frühen 19. Jahrhundert. München.

FOISEL, John [Jahr ?]: Saxons Through Seventeen Centuries. A History of the Transylvanian Saxons. Published by the Central Alliance of Transylvanian Saxons of the United States. [Ort ?]

HENNING, Norbert (1983): [Buchbesprechung von:] GRUM, Matthias (Hrsg.): Wie's daheim war. Eine Ergänzung zum Heimatbuch Deutsch-Zepling. In: Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde, Jg. 6, H. 1, S. 65–67.

ILIESCU, Gheorghe (1993): Eigentum und das Recht auf Eigentum in der Hermannstädter Wirtschaft in der Zwischenkriegszeit. Bukarest. (= Forschungen zur Volks- und Landeskunde, Bd 36/1), S. 89–90.

KAISS, Hans (1934): Die Industrie Hermannstadts und seiner Umgebung. Hermannstadt.

MCARTHUR, Marylin (1990): Zum Identitätswandel der Siebenbürger Sachsen. Köln, Wien (= Studia Transilvanica 16).

RIEGER, Hanspaul (1996): Maschinenfabriken Andreas Rieger A. G. Hermannstadt. Firmengeschichte. Fürstenfeldbruck. [Unveröffentlichtes Typoskript]

Kirche und Gesellschaft

Mathias Stieger

Großau – erlebte und gelebte Gemeinschaft

1. Einleitung

Wenn man im Jahre 1995 über die evangelische Gemeinde Großau nachsinnt, in einer Zeit, in der sie nicht nur geschrumpft ist, sondern zertrümmert dasteht (69 Gemeindemitglieder Ende 1998, davon leben 10 auswärts), wird man zunächst traurig und nostalgisch, vielleicht aber auch dankbar, daß man am Abend dieses Jahrtausends so eine christlich geprägte Gemeinschaft erleben und leben durfte. Meine Ausführungen stammen nicht aus dem Blickfeld einer Amtsperson, wie Notar, Lehrer oder Pfarrer, die eine viel nüchternere Position einnehmen könnte, vielleicht einiges auch systematischer darstellen würde, sondern aus der Perspektive eines Großauer Kindes, welches 1954 in diese Gemeinschaft hineingeboren wurde, in ihr aufgewachsen und gereift ist. Von dieser Gemeinschaft soll ein aussagekräftiges Bild entstehen, welches nicht abgerundet sein kann. Das persönliche Erleben, die spezifische Sprache und nicht zuletzt die Verbundenheit und Liebe zu dem Land und seinen Menschen sollen das Bild farbenfroh und lebendig werden lassen.

Unsere Vorfahren sind 1735 in diesem „Land des Segens" angesiedelt worden, wo Glaubensfreiheit herrschte und Strukturen vorhanden waren, in die man sich einbauen lassen konnte. Sowohl der religiöse Faktor als auch der sozio-ökonomische waren in Siebenbürgen für die Transmigranten aus Österreich hilfreich und fördernd. Ein Land, wo man die Lutherbibel und die Werke des Reformators ohne Angst und Bangen lesen durfte, die reformatorischen Erkenntnisse verbreiten und nach ihnen leben konnte, wo man als freier Bauer pflügen, säen, hacken und ernten konnte, hatte auch unsere Vorfahren aufgenommen. Für die damaligen Verhältnisse in Europa, als die Leibeigenschaft noch selbstverständlich war, konnte man sich als freier Bauer besonders glücklich schätzen und dankbar sein. Dieses hohe Gut hatte Siebenbürgen im 18. Jahrhundert den Transmigranten zu bieten. Zwar wird es für sie nicht einfach gewesen sein, Fuß zu fassen und sich in die sächsische Gemeinschaft zu integrieren, dennoch war ihnen die Möglichkeit gegeben worden, den „Garten Gottes", dieses Stück Erde, in Freiheit zu bebauen und zu bewahren. Obwohl eindeutige Grenzen zwischen diesen beiden Gruppen, den Sachsen und den Landlern bestanden, die bis in die jüngste Vergangenheit reichten, war das Nachbarschaftsleben so tief verankert, bindend und fördernd, daß ein gutes Mit- und Füreinander möglich war. Viele Bräuche wurden von beiden Gruppen gepflegt, andere wiederum gehörten zum Proprium des jeweiligen

Völkchens. Die Kirche war jener geistig-geistliche Raum im Kommunismus, wo einerseits bewährte Ordnungen erhalten werden konnten und andererseits in kleinem Rahmen die Möglichkeit einer wahren Demokratie gegeben war. Hier konnte man sich äußern; hier, in der Kirche, wurde nicht zensuriert. Sicherlich sind auch in der Kirche, so, wie auch in jeder anderen Gemeinschaft, starre Ordnungen zu hinterfragen, da sie hemmend wirken können und manchmal wahres christliches Leben unterbinden. Auch läßt uns die Bibel wissen, daß Gott „nicht ein Gott der Unordnung ist", sondern ein Gott des Friedens. Um Frieden und Eintracht muß jede Gemeinschaft immer wieder neu ringen, Bewahrtes durchdenken und Neues überprüfen.

2. Der Alltag in Großau aus der Sicht eines Zeitzeugen

2.1. Traditionelle Arbeiten

Schon die ersten Jahre, die man als Kind bewußt erlebte, waren vom Geist der Großfamilie und der Nachbarschaft bestimmt. Diese boten eine Chance zum Leben und wahrscheinlich auch zum Überleben. Als Kleinkind schon wurden wir aufs Feld zur *Ährenlese* mitgenommen. Auf Anordnung der kommunistischen Behörden war bald nach Kriegsende unseren Vätern der Boden enteignet und andern, vor allem Zigeunern und rumänischen Gebirgsbauern, zugeteilt worden. So waren unsere Mütter und Großmütter gezwungen, als Tagelöhnerinnen ihr tägliches Brot zu verdienen. Die Garben gehörten den neuen Besitzern, und wir durften nach der Weizenernte die zurückgelassenen Ähren sammeln. Aber auch daran knüpfen sich schöne Kindheitserinnerungen. Zuweilen wurden Lieder gesungen und lustige Geschichten erzählt. Hier lernten wir auch Verse kennen wie:[1]

Mei Muəda påcht Kråpfn,	Meine Mutte bäckt Krapfen,
sie påcht siks sche: prau.	sie bäckt sie sich schön braun.
Si schteckt siks in Kåstn	Sie steckt sie sich in den Kasten
Und låßt mi nid schau.	Und läßt mich nicht schau'n.
Holadiri:a, holadiro:.	
A Rekki(d)l, a Flekki(d)l,	Ein Röcklein, ein Flecklein,
a pli:aməldi Kuə,	eine geblümelte (scheckige) Kuh,
te(d)l schenkt miə mei Vouda,	die schenkt mir mein Vater,
wun i heiratn tuə.	wann ich heiraten tu.
Holadiri:a, holadiro:.	

1 Die mundartlich zitierten Texte und Einzelwörter dieses Beitrages wurden von Wilfried Schabus redaktionell überarbeitet.

A da Wischpenk, a da Wåschpenk,	Auf der Wischbank, auf der Waschbank,
a da Pfårraplånga,	auf der Pfarrerplanke,
tå(d)l sitzt da Härr Pfårra	da sitzt der Herr Pfarrer
und tuət Schpåtzn foua.	und tut Spatzen fangen.
Holadiri:a, holadiro:.	

Beim Ährenlesen wetteiferten wir miteinander. *We: håd ən Såck scho vo:l?* „Wer hat den Sack schon voll?" Trotz unseres Fleißes blieb die Tagesleistung eher bescheiden.

Die landlerischen und sächsischen Kinder lernten das Rumänische erst in der Schule. Es war für uns eine Fremdsprache. Wenn wir im Schatten eines Pferdewagens saßen und unsere Mahlzeit zu Mittag verzehrten, wußten wir nicht, warum *die rumänischen Bauern* sich bekreuzigten und dabei etwas murmelten. Unsere Mütter erklärten uns, daß sie zu einer anderen Kirche gehörten, wo man sich eben das Kreuz mache, und ihr Murmeln sei ein Tischgebet. Ich verstand nicht, warum wir nur sonntags und anläßlich eines Festessens beteten und diese Christen vor jeder Mahlzeit. „So ist eben ihr und unser Brauch", sagte die Mutter. Damit war alles klargestellt.

Ein besonderer Tag für Erwachsene und Kinder war das *Sächtln* „Sechteln", das *Wäschewaschen*. Früh morgens wurde im *Sächtlkessl* „Sechtelkessel" (Ofen mit Wasserbehälter) Feuer gemacht. Im *Sächtlfå:s* „Sechtelfaß" (großes Holzgefäß) schichtete man die Stroh- und Wollsäcke, die Handtücher, die Wäsche und Unterwäsche der Familie. Dazwischen wurde Asche und *Laugn* „Lauge" geschüttet. Darüber wurde siedendes Wasser gegossen. Es war keine leichte Arbeit für unsere Mütter. Meistens waren beim „Sechteln" noch Tanten oder Nachbarsfrauen beteiligt. Die Kinder waren natürlich auch dabei. Wir sahen den eifrigen Frauen neugierig zu, aßen, spielten und schliefen nachmittags gemeinsam.

Am nächsten Tag brachte man die Wäsche und die gewebten Bauernteppiche an den Zibin. Hier wurde die Wäsche mit dem *Pliuəl* „Pleuel" (Klopfbrett) ausgeklopft und nachher gespült. Wir Kinder fertigten aus Papier kleine Schiffchen an und spielten damit *i də Pou* „in der Bach" (im Fluß). Im Hochsommer badeten wir währenddessen im Zibin und wurden abends von unseren Müttern ebenfalls im Fluß gründlich gereinigt. Gab es Streit unter den Kindern, machten wir mit dem Klopfbrett Bekanntschaft.

Interessant für uns war auch das *Suaftnkocha* „Seifenkochen" (Herstellen von Seife). Schon am Vorabend wurden Knochen, Fettreste und Sonstiges vom geschlachteten Schwein in den „Sechtlkessl" geschüttet. In den frühen Morgenstunden begann man mit dem Seifekochen. In den Behälter wurde noch „Ekzinotar" (Natriumhydroxid) hinzugefügt. Dann mußte das Gemenge zum Sieden gebracht werden. Die wichtigste

Aufgabe, die oft der Großmutter zukam, war das Rühren in dieser Masse. Nach einer Weile trat die Scheidung der so entstandenen Seife von dem unbrauchbaren Rest ein. Zurück blieb auch eine stark ätzende Flüssigkeit, „Laugn" (Lauge) genannt. Sie wurde als Reinigungsmittel verwendet. Unsere Eltern lebten, ohne es zu wissen, umweltfreundlich und waren gezwungen, ihre Hauswirtschaft behutsam und effizient zu führen.

Viele Großauer, ehemals selbständige Bauern, arbeiteten in der LPG (Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft) oder auf der Staatsfarm. Dieses waren Neueinrichtungen der kommunistischen Struktur. Es gab Familien, die Teile des Weingartens pachteten, der Eigentum der Staatsfarm geworden war. Die Arbeit bestand darin, den *Weingarten* zu düngen und zu graben, die Weinreben im Herbst ein- und im Frühjahr auszugraben, die Weinreben zu schneiden und anzubinden. Die Männer mußten den Weingarten *schtäkkərn* „steckern" (Stecken zur Stützung der Reben in den Boden rammen). Für diese mühsame und aufwendige Arbeit erhielten sie einen sehr niedrigen Lohn. Auf jenen Flächen, wo die Reben fehlten, durften wir Kartoffeln, Rüben und Gemüse anbauen. Einen Teil davon mußten wir an den Staatsbetrieb abliefern.

Wenn die Weintrauben zu reifen begannen, wurden die Weingärten gesperrt. Das war für uns Kinder unverständlich, für unsere Eltern jedoch schmerzlich. Die Kommunisten hatten nach 1945 die Rolle der ehemaligen rumänischen Großgrundbesitzer übernommen, die ihren „Jobagen" (Hörigen) in der *Weinlese* Maulkörbe umbanden, damit sie keine Weintrauben essen und so die Ernte nicht schädigen konnten. Ähnlich handelten nun die kommunistischen Farmleiter, die meistens brüllend, von einem bissigen Hund begleitet, durch die Weingärten gingen. Uns wurden zwar keine Maulkörbe umgebunden, wohl aber zur Erntezeit verboten, den Weingarten zu betreten. Manch ein Auge wurde feucht bei der Erinnerung an die festliche Weinlese, als die Weingärten noch Eigentum unserer Eltern und Großeltern waren.

2.2. Politische Umwälzungen

Die Umbruchszeit in den Jahren 1940–1950 war ein großer Einschnitt im Leben unserer landlerisch-sächsischen Gemeinschaft. Nach dem Rückzug der deutschen Truppen war die Lage der Volksdeutschen in Siebenbürgen und im Banat besonders schwer. Die Männer sowie die männliche Jugend hatten an der Seite Deutschlands am 2. Weltkrieg teilgenommen, zum Teil waren sie in Gefangenschaft. Der Rest der arbeitsfähigen Sachsen und Landler wurde in die Sowjetunion zur Aufbauarbeit geführt.[2] In jedem Haus machten sich der Krieg und seine Folgen bemerkbar. Zu allem Leid kam

2 Näheres dazu s. den Beitrag von WEBER in der vorliegenden Publikation.

für die Daheimgebliebenen noch hinzu, daß der gesamte Besitz enteignet wurde. Ich habe meine Mutter Jahre später nie verstanden, daß sie nach Wiederinbesitznahme unseres Hauses den früheren „Kolonisten", einer Zigeunerfamilie, die unsere Rinder, Schweine, Geflügel, landwirtschaftlichen Geräte, Haus und Hof erhalten hatte, aus unserem wiedererarbeiteten Hausrat verschiedene Haushaltsgeräte borgte. Ich muß im Rückblick unsere Männer und Frauen bewundern, die ihren christlichen Glauben in die Tat umsetzten, unter schwierigen Umständen ein christliches Leben führten und einen neuen Anfang, unter ganz anderen Voraussetzungen und schweren Bedingungen, wagten.

Unsere Eltern und Großeltern hatten nicht Geschichte studiert, dafür aber intensiv geund erlebt. Ihnen verdanken wir die Kenntnis der jüngeren Geschichte, und nicht dem ideologisch verbrämten Geschichtsunterricht der Schule. Auf der Theologischen Fakultät in Hermannstadt wurde zwar heimische Geschichte vorgetragen, aber auch in diesen Vorlesungen wurden die Nachkriegsjahre kaum behandelt. Wir wußten jedenfalls von Kind auf, daß unsere Vorfahren entweder vom Rhein im 12. Jh. oder aus dem Salzkammergut im 18. Jh. eingewandert waren; auch hatten uns die Eltern oft Texte mit historischem Inhalt aus ihrem alten Schulbuch vorgelesen, welches sie in den Kommunismus hinüberretten konnten.

2.3. „Revolutionäre Kulturarbeit" und „Familienzusammenführung"

Die Lehrer waren verpflichtet, im Rahmen des Dorflebens „revolutionäre Kulturarbeit" zu leisten. Die außerschulischen Tätigkeiten gehörten eben auch zu ihrem Beruf. Was vor 1945 die Vereine, Bruder- und Schwesterschaften trugen, wurde jetzt von der „Kulturarbeit" übernommen. Die Lehrer waren meistens Leiter der Theater- und Tanzgruppen, der Blaskapelle und des Gemeindechores, wie sie es eben auch vorher waren, jetzt aber nicht mehr im Rahmen der Kirche. Auch unter diesen schwierigen Umständen, als es Bespitzelung und Verrat gab, konnte die Gemeinschaft, die kirchliche und die volkliche, nicht gesprengt werden. Unter dem Thema „Tradition und Volksgut" konnten unsere Lehrer gute Arbeit leisten, ohne das Proprium unseres Volkes verleugnen zu müssen. Der damalige sächsische Kulturheimdirektor und stellvertretende Schuldirektor, Michael Haupt, hat es durch seine humorvolle Zweideutigkeit verstanden, Bräuche und Traditionen des Dorfes zu bewahren und, wenn nötig, zu schützen.

Durch die zunehmende *Auswanderung* der Lehrer haben begabte Männer und Frauen unserer Gemeinschaft die Leitung der verschiedenen Gruppen übernommen. Geschwächt wurde unsere Dorfgemeinschaft nicht nur von den Kommunisten, sondern vielmehr vom Sog des Westens. Die sogenannte „Familienzusammenführung" wurde zum obersten Gebot. Sachsen und Landler leben heute irgendwo im deutschen

Raum, viele von ihnen entwurzelt, die Eltern oft weit entfernt von ihren Kindern. Vom Glück und der Geborgenheit einer Großfamilie ist wenig übriggeblieben. Bei „vollen Töpfen sitzend" hören wir von Bionahrung, die in Siebenbürgen selbstverständlich war. Zwar gelang es CEAUŞESCU nicht, unseren Volkssplitter aufzusaugen und im Rahmen eines nationalistischen Kommunismus ins große Nationalvolk einzugliedern, doch die zwischen ihm und dem damaligen deutschen Bundeskanzler getroffene Quotenregelung führte zur gesteuerten Aussiedlung der Rumäniendeutschen. Daß Deutschland dabei auch wirtschaftliche Interessen verfolgte, wußten wir damals nicht. Zu stark war der Köder und die Verblendung, so daß ihm auch die Führungsschicht der Deutschen aus Siebenbürgen nicht widerstehen konnte. Lehrer verließen ihre Schulen und ihre Dörfer, wo sie bitter benötigt wurden. An ihre Stelle kamen meistens rumänische Lehrer, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren. Was half das Gesetz, welches den Unterricht in der Muttersprache garantierte, wenn die Lehrer auswanderten? Pfarrer verließen ihre Gemeinden und suchten das Heil in Deutschland.

Bischof D. ALBERT KLEIN versuchte durch Zuspruch und Anspruch im Auftrag unseres Herrn zu retten, was zu retten war. DR. PAUL PHILIPPI, Professor für praktische Theologie an der Theologischen Fakultät Hermannstadt, hat durch Vorträge, Vorlesungen und Predigten immer wieder den hohen Wert und die Einzigartigkeit unserer Gemeinschaft deutlich gemacht und versucht, unsere Sicht, die im 19. Jahrhundert wurzelte, zu korrigieren. DR. HANS KLEIN, Professor für neutestamentliche Wissenschaften, hat aufgrund der Heiligen Schrift und dank seines persönlichen glaubwürdigen Einsatzes für Studenten und Kirche eine Kurskorrektur versucht, besonders in den ersten Monaten und Jahren nach der „rumänischen Revolution", aber auch schon viel früher. Viele haben die Handlungsweisen dieser großen Männer damals nicht verstanden oder gar verurteilt.

Den späteren Slogan, den Ex-Außenminister DIETRICH GENSCHER 1990 an die Volksdeutschen in Siebenbürgen und im Banat richtete, „Die Tore Deutschlands bleiben für euch offen", haben die Betroffenen in Rumänien ganz anders verstanden. Dieser Satz erinnerte sie eher daran, daß offene Tore wann immer geschlossen werden können, oder, daß in dieses Tor solche Hindernisse gelegt oder Wachen aufgestellt werden könnten, daß es kaum mehr passierbar ist. Wenige Monate danach ist dies auch wirklich eingetreten. Mußte man vorher schon oft jahrelang auf den Auswanderungspaß warten, so waren die Auswanderungswilligen jetzt gezwungen nachzuweisen, daß sie in Rumänien benachteiligt oder verfolgt würden. Hinzu kam ein Sprachtest, dem sich sogar Deutschlehrer stellen mußten. Nachdem unsere Gemeinschaft zertrümmert worden war, erwartete man nun, daß sie eine Brückenfunktion zwischen Deutschland und Rumänien wahrnehme. Auch die Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen hatte in ihrer Politik plötzlich einen anderen Kurs eingeschlagen.

Alle wollten die Lage der Deutschen in Rumänien „stabilisieren". Dies konnte leider nicht mehr gelingen. Scharenweise verließen Menschen ihre Heimat. Auch gab es

damals eine Diskussion darüber, daß den *Landlern* die Möglichkeit geboten werden sollte, nach Österreich zu übersiedeln. Obwohl politische Vertreter Österreichs, sowohl der Länder als auch der Regierung, immer wieder in unseren Gemeinden anwesend waren, konnte oder wollte sich „das Land unserer Väter" zu diesem Schritt nicht entschließen. Hing es vielleicht wieder an unserem evangelischen Glauben oder hatten sie die Zeichen der Zeit nicht bzw. zu spät erkannt? Bei unserem ersten großen Landlertreffen in Bad Goisern im Jahre 1995 ist dieses Thema wieder aktualisiert worden. Frau Lore Hassfurther, die unermüdliche Landler-Betreuerin in Ost und West, hatte diesen Gedanken längst zuvor an „höhere Stellen" in Wien weitergeleitet. Wahrscheinlich ohne Erfolg.

War es Gottes Fügung? War es sein Gericht? War es bloßes Schicksal? War es das Rad der Geschichte, welches sich unbarmherzig dreht? Diese Frage wird noch viele beschäftigen, ganz besonders aber die betroffene Generation der Sachsen und Landler.

3. Lebens- und Jahresbrauchtum in Großau aus der Sicht eines Zeitzeugen

3.1. Die Kindheit

3.1.1. Geburt und Taufe

Durch Geburt und Taufe gehörte man nicht nur einer Familie an, sondern auch einer Gemeinschaft, in der jeder seinen Platz, seine Pflichten und Aufgaben, aber auch seine Ehre und Freude hatte. Aus dieser Gemeinschaft konnte man kaum herausfallen. Keiner wurde irgendwo auf dem Weg zurückgelassen, es sei denn, er sagte sich selber los und kehrte der Gemeinschaft den Rücken.

In den Anfängen der kommunistischen Zeit erblickten die Großauer Kinder in einem verstaatlichten Haus *a də Fleß* „in der Flöße" (Straße am Zibin) das Licht der Welt, wo sich die „moaşă" (rum. für Hebamme) in der provisorisch hergerichteten Geburtenklinik um die Neugeborenen kümmerte. Das Essen für die Frauen wurde von der jeweiligen Familie gebracht, die dreimal täglich antreten mußte. Wenn die *Kindpettərin* „Kindbetterin" (Wöchnerin) wieder zu Hause war, kamen die Frauen *as də Freidschåft und as də Nåchpəschåft* „aus der Freundschaft (= Verwandtschaft) und aus der Nachbarschaft" und brachten die besten Gerichte, die sie sorgfältig in ihrer Bauernküche vorbereitet hatten. Alle Speisen wurden in einen Korb gelegt und mit einem weißen *Prout-tiəl* „Brottüchlein" zugedeckt. Dabei wurde nicht nur an die junge Mutter gedacht, sondern auch an die Kinder und den Ehemann. Die ganze Familie freute sich über die Leckerbissen, die sicher nicht zum Alltag gehörten.

Nach einem Monat fand die *Taufe* statt. Der Vater des Kindes meldete die Taufe beim Ortspfarrer an. Hier wurde nun der deutsche Vorname verbucht, den die kommunistische Behörde beim Eintragen in den Geburtsschein in der Regel romanisiert hat. Der Geistliche fragte nach dem Wohl der Mutter und des Kindes. Alle Daten für die Eintragungen in die Taufmatrikel wurden aufgenommen. Anschließend mußte der Vater die zukünftigen Paten bitten, das Patenamt anzunehmen, die am Taufsonntag im Taufhaus (Haus der Familie des Täuflings) erschienen. Die Großmütter des Täuflings bereiteten das Tauffest vor. Die traditionelle *Nudlsuppm* „Nudelsuppe" durfte nicht fehlen. Wenn am Sonntag nach dem Gottesdienst die Taufglocke erklang, stellte sich die Taufgemeinschaft *fo:m Touwa* „vor dem (Gassen)tor" auf und begab sich im Gleichschritt der evangelischen Kirche zu. Sächsische und landlerische Kinder wurden getrennt getauft, da bei einer sächsischen Taufgemeinschaft der Pfarrer verpflichtet war, in sächsischer Mundart zu predigen. Vor der Kirchentür wurde die Taufgemeinde vom Pfarrer erwartet und begrüßt. Die Orgel begann mächtig und feierlich zu erklingen. Nach dem Tauflied folgte die Taufhandlung. Währenddessen wurde das Kind von der jüngsten *Go:dn* „Gote" (Taufpatin) im Arm gehalten. Segnend hielten alle *Ge:dn und Go:dn* „Göten und Goten" (männliche und weibliche Taufpaten) die Hand über das Haupt des Täuflings.

Es folgte die *Einsegnung der jungen Mutter*. Nach altem Brauch durfte sie erst jetzt, nach ihrer Einsegnung, wieder in die Öffentlichkeit treten. Diese Tradition hatte wahrscheinlich zwei Wurzeln, eine religiöse und eine pragmatische. Durch die Einsegnung wurde sie wieder „rein", da sie vorher durch Blut verunreinigt worden war, und andererseits konnte sie von einem strengen Ehegatten oder einer verständnislosen Schwiegermutter während der Zeit des „Kindbetts" nicht auf das Feld geschickt werden, wo harte Arbeit auf sie wartete. Dieses Gesetz hatte nicht eine eingrenzende Wirkung, sondern war als Schutzfunktion für die Frau gedacht. Mutter und Kind sollten geschont werden.

Nach dem Schlußlied verließ man in würdiger Weise das Gotteshaus. Am Straßenrand standen zahlreiche Gemeindeglieder, die neugierig feststellten, wer als Pate geladen war. Beim Eintritt in das Taufhaus, nach der Taufhandlung, sagte eine Frau, die im *Gåssnti:rəl* „Gassentürlein" stand und die Taufgemeinschaft erwartete: *ən Huadn håbts id Kiəra tschåfft und ən Kristn håbts huampråcht* „einen Heiden habt ihr in die Kirche geschafft und einen Christen habt ihr nach Hause gebracht". Vor Jahrzehnten noch nahm der Vater des Kindes nicht an der Taufhandlung in der Kirche teil. Er wartete zu Hause auf die Taufgemeinschaft mit dem jungen Christen.

Es war meistens ein bescheidenes *Tauffest*, zu welchem auch der Pfarrer geladen wurde. Die „Goten" schenkten in der Regel Kinderkleider und die „Göten" Geld, welches unter das Kopfkissen des Täuflings gelegt wurde. Das Patenamt verpflichtete sie auch für die Hochzeit. Dann mußte einer der Paten das Amt des Hochzeitsvaters übernehmen.

Es folgte das Festessen. Dazu gehörten auch die Torten, welche die „Goten" selber gebacken hatten. Kranke und alte Menschen aus der Verwandtschaft und aus der Nachbarschaft wurden mit einem Mittagessen beschenkt.

3.1.2. Religiöse Unterweisung

Schon als Vorschulkind war man in die „Gemeinschaft der Heiligen", in die Kirche, fest eingebunden. Der sonntägliche Kindergottesdienst war ein Angebot für alle Kinder des Dorfes. Für die Konfirmandengruppe war er verpflichtend. Wer fehlte, mußte sein Fernbleiben motivieren. Um dreizehn Uhr läutete die große Glocke. Kinder aus allen Gassen strömten der Kirche zu. Oft erreichte der Glockenruf die Familie beim festlichen Mittagstisch. Der Braten aber hatte bei weitem nicht so eine Anziehungskraft wie die mächtige Kirchenburg. Ihr großes Eichentor stand einladend weit offen. Beim Betreten des Kirchhofes, umgeben von den mächtigen Ringmauern und Verteidigungsanlagen, kam man in eine völlig andere Welt: Türme, altes Mauerwerk, die niederen dunkeln Vorratskammern, die Burghüterwohnung, die große Kirche und der mächtige Glockenturm. Neben dieser jahrhundertealten Anlage plätscherte munter der Zibin und sang sein fröhliches Lied. Auch er lud die Kinder ein: im Sommer zum Baden, im Winter zum Schlittschuhlaufen. Die Versuchung war nicht gering. Nun war es aber unmöglich, ihr stattzugeben. Begrüßt von den Pflastersteinen des Kirchhofes, war man mitten in der großen Kinderschar. Noch stand der Pfarrer nicht vor der Kirchentür. Trotzdem war unser Verhalten ganz anders als im Schulhof. Die Konfirmanden hatten die Aufgabe, für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Wir stellten uns klassenweise auf. Plötzlich wurde es still. Der Glockenton verhallte und wir betraten den heiligen kühlen Raum des Gotteshauses. Vor uns stand die Respektsperson im schwarzen Ornat, der Pfarrer. Seine Augen und seine „Krepeln" (die silbernen Verschlußspangen des Ornats) funkelten. Inzwischen hatte auch der Dorfnarr Platz genommen. Er war jeden Sonntag anwesend, begrüßte den Pfarrer, indem er zweimal auf seine Schultern schlug, um sich nachher in seine Kirchenbank zu verkriechen. Er hatte seinen fixen Platz, auf den sich sonst niemand setzen durfte, auch kein Erwachsener im Hauptgottesdienst. Zunächst sangen wir ein Lied, dann sprachen wir das bekannte Eingangsgebet. Spannend war auch die Überprüfung der Kenntnisse. Es gab zwar keine Notenbewertung, aber das Lob des Pfarrers und das aufmerksame Zuhören der Kinder spornten zur aktiven Beteiligung am Gottesdienst an. Die Arbeit mit einer so großen Kinderschar (200 Kinder) war bestimmt nicht einfach, aber es gelang dem Pfarrer immer wieder, durch spannendes Erzählen seine kleinen Zuhörer zu fesseln. Wir merkten kaum, daß es eigentlich christliche Unterweisung, Unterricht war. Für uns waren die biblischen Erzählungen Handlungen und Erlebnisse, die wir intensiv mitlebten. Die Massenmedien hatten unsere Dörfer und Häuser noch nicht erreicht. Den

Pfarrer hörend, sahen wir Abraham und Isaak neben dem Lasttier schreiten. Mit Schrecken blickten wir auf das blitzende Messer in der erhobenen Hand Abrahams und hörten die gewaltige Stimme Gottes aus der Höhe, die wie ein Donner die Erde und unser Ohr traf. Erleichtert atmeten wir auf, als Gott gebot einzuhalten. Ein mächtiger Gott, fast übermächtig und grausam und dennoch: Isaak wurde verschont. Vom Vater wurde letztendlich doch nicht das Unmögliche erwartet. Wäre Isaak seinem Elternhaus nicht vor dem Aufbruch auf den Berg Morija entflohen, wenn er das Vorhaben Gottes und seines Vaters gekannt hätte? Verschwinden, aus dem Elternhaus fliehen? Das gibt es doch nicht. In Freud und Leid, als Kind, als Jugendlicher und Erwachsener gehörte man zu dem Kreis der Großeltern, Eltern, Geschwister, Tanten und Onkel. So wie Abraham und Isaak bekannten sich auch die sächsischen und landlerischen Kinder zur Gemeinschaft der Großfamilie und zu ihrem Gott, der auch in ihr Leben immer wieder eingreifen würde. Einmal war es der unbarmherzige und strafende Gott, ein anderes Mal der liebende und gütige.

Der Sonntag war für uns Kinder ein Fest. Die Teilnahme am Gottesdienst war für die Erwachsenen und die Kinder selbstverständlich. Im Gotteshaus war immer eine Atmosphäre von Heiligkeit und Geborgenheit. Der zweijährige Konfirmandenunterricht war verpflichtend, aber auch selbstverständlich für Kinder und Eltern. Sonnabends gingen wir *id Lä:* „in die Lehre" (Konfirmandenunterricht). Der kommunistische Staat hatte den Kirchen für die religiöse Unterweisung nur diesen Tag zuerkannt. Im Bibelstundenzimmer versammelten sich die Jahrgänge der 7. und anschließend der 8. Klasse. Über 60 junge Menschen waren bei einer Unterrichtsstunde in einem Raum versammelt.

Unsere *Schullehrer*, die meist Großauer Familien entstammten, hielten uns nicht davon ab, am Unterricht der Kirche teilzunehmen. Meines Wissens gab es nur eine junge rumänische, zugewanderte Lehrerfamilie, die nicht begreifen konnte, warum die Kinder der deutschen Klassen zum Pfarrer gehen mußten. Deshalb hinderte sie uns, am Konfirmandenunterricht teilzunehmen. Die orthodoxe Kirche kannte keine christliche Unterweisung der Kinder. Es gab auch eine Zeit, in der wir ständig das rote Halstuch der Pionierorganisation („revolutionäre", erzwungene Organisation der Schulkinder) tragen mußten. Im Pfarrhof wurde dieses lästige Kleidungsstück schleunigst in die Hosentasche gesteckt. Auf der Treppe des Pfarrhauses stand in weißem Hemd und dunkler Hose der gütige Herr Pfarrer. Die Turmuhr schlug zwei und wir schritten im dichten Schatten der riesigen Nußbäume dem wartenden Mann entgegen. Wer eine Nuß erblickte, ließ sie in seine Tasche neben das rote Halstuch gleiten. Nie hatte uns der ehrwürdige Herr verboten, Nüsse aufzuheben. Andererseits haben wir auch selten viele erblickt. Wahrscheinlich hatte sie die *Burghiətərin* „Bürghüterin" (Küsterin) vorher gesammelt, wußte sie doch, wie begehrt diese Früchte waren.

Sonnabend nachmittags war sicher nicht die günstigste Zeit für einen Unterricht.

Die Aufnahmefähigkeit der Kinder war gering. Dieses wissend, versuchte der Vortragende alle Register seines katechetischen Wissens und seines pädagogischen Könnens zu ziehen, um die Stunde interessant und packend zu gestalten. Etwas langweilig war das Pauken im kleinen Büchlein, aus der Feder des großen Reformators stammend. Wie wichtig war dem Pfarrer die kernige Luthersprache! Wie wenig verstanden wir von ihrer Würze und Aussagekraft. Leider gab es keine Tische, und so fiel das Schreiben, mit den Heften auf den Knien, nicht leicht. Oft polterten Bibel, Gesangbuch oder Heft auf den Boden. Das Schlußgebet war das Zeichen für den Aufbruch. Schmunzelnd betrachtete der Pfarrer seine jungen Kirchenkinder: Was würden sie aus dieser Stunde behalten haben? Die Konfirmanden wiederum beschäftigten sich mit der Frage: Sollten inzwischen doch noch einige Nüsse auf den Boden gefallen sein? Vielleicht hat der Wind mitgeholfen?

3.1.3. Konfirmation

Nach dem zweijährigen Konfirmandenunterricht folgte die Konfirmation. In den letzten Wochen wurde besonders intensiv gearbeitet. Nicht nur Kenntnisse wurden dabei angeeignet, sondern auch die seelische Vorbereitung gehörte dazu. Da wir zum ersten Mal zum Tisch des Herren treten sollten, wurde die Bedeutung der Versöhnung vor dem Heiligen Abendmahl besprochen. In der siebenbürgisch-sächsischen evangelischen Kirche gab/gibt es ein sehr reiches *Beicht- und Versöhnungsbrauchtum*, in welches die Landler auch hineinwuchsen. In der Woche vor der Konfirmation gingen die Konfirmanden *zum Ge:d und zu da Go:dn, zu da Å:dl und zum E:dl und zun Nåchpan um Vazåiung pitn* „zum Göt und zu der Goten, zu der Ahnel (Großmutter) und zum Ähnel (Großvater) und zu den Nachbarn um Verzeihung bitten". Dabei verwendete man vorgeprägte Sätze, die nicht bloß tradierte Worte und Wendungen enthielten, sondern für uns eine große Hilfestellung waren: *Go:dn seits pe:dn und vazoichts ma, wun i enk mid am Wå:rt uda mi(d)nar Tout bəluadigt hå, wås ma nit zuətschåntn i:s* „Gote (Taufpatin), seid gebeten und verzeiht mir, wenn ich Euch mit einem Wort oder einer Tat beleidigt habe, die mir nicht zugestanden ist". Daraufhin antwortete die Angesprochene: *Fu Härzn ke:n. Vazoi ach tu: ma, wun i ti bəluadigt hå* „Von Herzen gerne. Verzeih auch du mir, wenn ich dich beleidigt habe". Anschließend erhielt man das bescheidene Konfirmationsgeschenk.

Sonnabend nachmittags versammelten sich die Konfirmanden im Kirchhof und standen vor der Kirchentür „Spalier". Die Eltern sowie die Großeltern und Verwandten fanden sich *zu da Priəfung* „zu der Prüfung" (Konfirmandenprüfung) ein. – *Scha, taßt nit schtekka pleipst!* „Schau, daß du nicht stecken bleibst". Diese Mahnung hörte so manch einer von uns, bevor er das Elternhaus verließ. Die Presbyter, fast steinern im

Pfåraschtuəl „Pfarrerstuhl" (Pfarrgestühl) sitzend, die neugierigen Augen der Vorkonfirmanden am *Glätta* „Gelätter" (Empore) und die vielen andern, die uns aufmerksam zuhörten, steigerten unsere innere Spannung. Es war die erste öffentliche Prüfung unseres Lebens.

Der Pfarrer, in Krepelweste und schwarzem Anzug, betrachtete uns mit seinen gütigen Augen. Froh waren wir, wenn ein Lied oder ein Kanon gesungen wurde. Das erhitzte Köpflein und das schnell pochende Herz hatten dann eine kurze wohltuende Pause. Die rotbackigen Englein auf dem Altar schienen auch auf unserer Seite zu stehen. Ein beruhigendes Lächeln huschte über ihr Angesicht, wenn wir zu ihnen hinüberschielten. Sie hatten die Prüfung zu einem guten Ende geführt. Alle atmeten auf, besonders unsere Mütter. Der Gemeindekurator trat in steifer Haltung vor und würdigte in sächsischer Mundart die Arbeit „des ehrwürdigen Herrn Pfarrer" und die Leistungen der Konfirmanden. „Ihr zieht jetzt die Kinderschuhe aus und tretet als Knechte und Mägde [Jugendliche] ins Leben. Macht eure Eltern und unsere evangelische Kirche nicht zuschanden. Dazu helfe euch Gott". Wir verließen sichtbar erleichtert das Gotteshaus und warfen unsere Blicke dankbar den Englein zu. Auch sie konnten sich nun zur nächtlichen Ruhe begeben.

Der Tag der Konfirmation war für unsere Mütter, ganz besonders dann, wenn eine Konfirmandin im Hause war, kein leichter Tag. Nicht nur die traditionelle Hühnersuppe mit der dazugehörenden Tomatensauce und der Braten mußten gelingen, sondern auch die *Kirchentracht*, die Schürze und das Hemd, mußten gestärkt und gebügelt werden. Bei der Konfirmation merkten die heranwachsenden Jugendlichen, daß sie zwei verschiedenen Völkchen entstammten. Die sächsische Mädchentracht war bunter und prunkvoller. Dazu erschienen auch die sächsischen Jungen im „genähten Hemd" und mit der gestickten Krawatte. Die landlerische Mädchentracht war schlicht und einfach. Eine schwarze *Gi:p* (Jacke), der schwarze *Kidl* „Kittel" (Rock), die weiße Schürze und die *ho:-i n Schuə* „hohen Schuhe" (Trachtenschuhe) gehörten dazu. Das Haar wurde mit einem bestickten Bändchen zusammengehalten und geschmückt. Jeder ging mit seinem *Psåːməlpiəl* „Psalmleinbüchlein" (Gesangbuch) zur Kirche, welches die Mädchen und die Frauen geborgen in einem weißen Taschentuch trugen. Der landlerische „Knecht" (Jugendliche) erschien in einem dunklen Anzug mit weißem Hemd und Krawatte. Nur wenige Mädchen kamen an diesem Tag *he:risch und áuskluad* „herrisch und ausgekleidet" (nicht in der Kirchentracht) zum Gottesdienst.

Zunächst fand die Versöhnung der Konfirmanden im Pfarrhaus statt. Ein Vertreter der Konfirmanden bat den Pfarrer um Verzeihung, danach der geistliche Amtsträger die Jugendlichen. Anschließend schritten wir in den Kirchhof und standen „Spalier". Die Gemeindeglieder strömten zur Kirche. Viele kamen noch vor dem Glockenläuten, damit sie sich einen Platz in der Kirche sichern konnten. Ganz mächtig klang an diesem Festtag die Orgel. Die „Liedertafel" (Männerchor) sang vierstimmige Choräle.

Aufmerksam und andächtig hörten wir der Predigt zu. Für die Mädchen war die Kirchentracht unbequem, da sie aus dem Alltag auch bei uns schon längst verschwunden war. Schwer mußten auch die Stiefel unserer sächsischen Freunde gewesen sein. Konzentriert saßen wir in den Kirchenbänken. Bald würden wir unser Versprechen vor Gott und der versammelten Gemeinde ablegen und den Segen der Kirche erhalten. Zwar war der Gang zum Altar „geprobt" worden, auch hatten wir die kniende Haltung vorher eingeübt, und dennoch war unser Innerstes erregt. Was hatte uns so erschreckt? War es die Angst vor der Ordnung, aus der man herausfallen konnte, oder war es die Furcht vor dem heiligen Gott? „Ich glaube an Gott ... und an Jesus Christus, ich glaube an den Heiligen Geist ... an die Gemeinschaft der Heiligen". Was sollte Gott mit unseren auswendiggelernten Worten anfangen? Oder war es doch ein wahrhaftiges Bekenntnis zu dem Herrn des Himmels und der Erde?

Dem Alter nach traten wir gemeinsam mit unseren Angehörigen zum Tisch des Herrn. Jede Familie mußte von einem Mann zum Abendmahl herangeführt werden. Wo der Vater fehlte, wurde sein Platz vom Großvater oder vom „Göt" (Paten) eingenommen. Für uneheliche Kinder war es in diesem Augenblick nicht leicht. Festgefügte Ordnungen konnten manchmal auch schmerzen. Meine Lippen zitterten bei der Berührung der heiligen Sakramente. Ruhig reichte der Pfarrer das Brot und den Kelch. „Für euch" ... „Gehet hin in Frieden". „Achtung, das Opfergeld auf den Teller legen", hörte ich meinen Vater flüstern, als wir um den Altar gingen.

Die Kirche glich einem großen Thronsaal. Alles war in eine wohlbedachte Ordnung gefügt. Es schien immer so gewesen zu sein. Gegenwart und Zukunft waren in diesen Fluß der Zeit fest eingeschlossen. Am Tag der Konfirmation war immer ein festlicher und umfangreicher Gottesdienst. Er dauerte weit über drei Stunden. Auch kam es vor, daß eine der müden Mütter oder eine zarte Konfirmandin einen Schwindelanfall erlitt. Sie wurde dann von zwei Frauen vor die Kirchentür geleitet, wo sie sich an der frischen Luft erholte und nachher wieder in der Kirchenbank Platz nehmen konnte.

Nachmittags fanden sich im Elternhaus des Konfirmanden die Paten und die Großeltern ein. Das Konfirmandengespräch vom Vorabend kam nochmals zur Sprache und die guten Antworten des Konfirmanden wurden bestätigt. Wichtig war immer, daß die Ehre der Familie nicht ins Wanken kam. Jahre später hat man noch davon gesprochen: *Tä(d)l hât kinna, da u:a is schtékkapli:m* „Der hat (es) können, der eine (= andere) ist stecken geblieben". Der Konfirmationsspruch wurde vorgelesen und für richtig und zutreffend befunden. Das Tischgebet sprach an diesem Festtag der Konfirmand.

Ab der Konfirmation gehörte man der *Jugend* an. In der Kirche saß die konfirmierte Jugend nicht mehr in den Kinderbänken, sondern am *Glätta* „Gelätter" (Empore des Seitenschiffes). Es war das erste und das letzte Mal, daß wir gemeinsam zum Abendmahl gingen. Von nun an saß die sächsische Jugend getrennt von der landlerischen, und getrennt ging man auch zum Heiligen Abendmahl. Nicht nur saßen in der Kirche

die Männer von den Frauen getrennt, sondern auch die Sachsen von den Landlern. Böse Zungen behaupteten, daß die Sitzplätze der landlerischen Männer die schlechteren seien. Jeder wußte genau, in welche Bankreihe er sich setzen mußte. Mit zunehmendem Alter rückte man in die vorderen Bankreihen. Die Lehrer und Studenten hatten auf der Orgelempore ihre Plätze.

3.1.4. Das Leuchtersingen

Fast jeder Bursche war auch Leuchtersinger, bevor er zu den Jugendlichen gehörte. Das Leuchtersingen ist ein sehr alter Brauch in Siebenbürgen und hat seinen Platz in der *Friəkiəra* „Frühkirche" (Christmette). Es gab vier Leuchter und die dazugehörigen Knabenchöre. In der Adventszeit mußten die vier Gruppen, angeleitet von je einem Jugendlichen, aus dem *Reißdärfla Wå:ld* „Reußdörfler Wald" (Wald in der Umgebung Großaus) *Wíntəkria* „Wintergrün" (Immergrün) sammeln. Das war immer mit viel Spaß, aber auch mit Angst verbunden, weil die Zigeuner der Nachbargemeinde, an welche der Wald grenzte, unsere Arbeit störten oder sogar mit Knüppeln und Taschenmessern auf uns losgingen. Warum sie das taten, konnten wir nicht ergründen. Im Winter gab es keine Pilze, die sie unseretwegen nicht sammeln und verkaufen konnten. Auch suchten wir nicht nach Material, welches sie für das Besenbinden und Körbeflechten verwenden konnten. Wir waren immer froh, wenn wir den Wald heil verlassen konnten. Oft mußten wir ein zweites Mal in den Wald gehen, um genügend Immergrün zu sammeln, da wir auf der Flucht vor der Zigeunerbande vieles oder gar alles verloren hatten.

Auf diese „Schlacht" folgten die herrlichen Winterabende, an denen wir die Kränze der Leuchter banden. Wir versammelten uns beim *Leichtafiəra* „Leuchterführer" (Gruppenleiter). Hier wurden die Holzreifen mit *Wintakria-pischln* „Wintergünbüschlein" (Immergrün-Sträußchen) überbunden. Am vierten Advent wurden die Leuchter, unter der Aufsicht der Presbyter, in der Kirche aufgestellt. Der erste, der sächsische, vor dem Altar, ihm gegenüber der vierte, der landlerische, auf der Orgelempore; auf der Empore des Südschiffes der zweite, wiederum ein sächsischer, und diesem gegenüber, auf der Empore des Nordschiffes, der dritte Leuchter, ein landlerischer.

Der erste und der vierte Leuchter bzw. der zweite und der dritte waren dem Aussehen nach gleich. Der erste und der vierte Leuchter sind wie folgt gebaut: Auf einen waagerechten Kranz werden zwei große Kränze, die zueinander parallel stehen, angebracht. Das Innere dieser Kränze wird mit einem Karton ausgefüllt. So wird ein Transparent gebildet. Die Kerze im Innern läßt die Sprüche lesbar werden: „Ehre sei Gott in der Höhe" auf einer Seite und auf der andern „Friede auf Erden". Auf den senkrechten Kränzen wird wiederum ein waagerechter Kranz angebracht. Darauf kommt

das *Pischl* „Büschlein" (Sträußchen), welches mit einer dicken weißen Kerze die Krone, genannt *Si:mschtia* „Siebengestirn", bildet. Der zweite und der dritte Leuchter bestehen aus drei verschieden großen Kränzen, die in einer gewissen Distanz zueinander waagerecht übereinanderliegen und auf einem Gestell stehen. Die Kronen sind jenen vom ersten und vierten Leuchter ähnlich. Geschmückt werden die Leuchter mit dünnen langen Kerzen, die strahlenförmig angebracht werden.

Zum Leuchterschmuck gehören noch die *Ve:gi(d)l* „Vögelein". So ein Vogel besteht aus einem ausgeblasenen Ei, welches mit einem bunten Stoff überklebt wird. Die Flügelchen und den Schwanz bastelt man aus Glanzpapier, das fächerartig mit Stearin und *Piəst* „Biest" (Mark einer Sumpfpflanze) an den Rumpf angebracht wird. Der Schnabel, ein Holzstäbchen, wird auf dieselbe Weise angeklebt. Die Schwestern und Mütter der Leuchtersänger helfen beim *Ve:gi(d)lmåchə* „Vögelein machen" kräftig mit und sind sehr stolz auf ihren Sänger. Ebenfalls strahlenförmig werden Fähnchen mit den Initialen der Jungen und der jeweiligen Jahreszahl der Anfertigung angebracht.

In der „Frühkirche", am ersten Christtag, werden die Kerzen des Leuchters angezündet. Jetzt herrscht unter den Leuchtersängern große Spannung. Die Predigt des Pfarrers hören sie kaum. Der „Leuchterführer" beobachtet aufmerksam den Leuchter, damit kein Vögelchen und kein Fähnchen zu brennen beginnt. Endlich ist es soweit. Das Leuchtersingen beginnt.

Das *Lied* hat folgenden Aufbau:

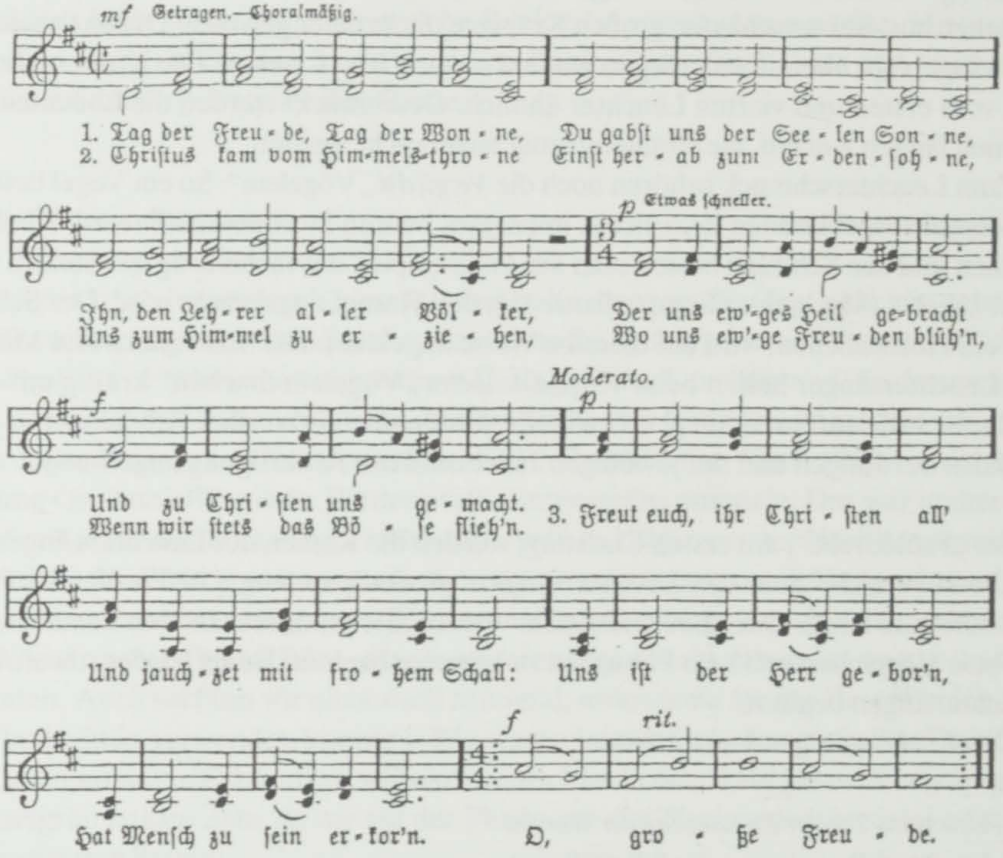
1. Leuchter: *Tag der Freude, Tag der Wonne!*
2. Leuchter: *Du gabst uns der Sel'gen Sonne,*
3. Leuchter: *Ihn, den Lehrer aller Völker,*
4. Leuchter: *der uns ew'ges Heil gebracht*

Alle vier: *und zu Christen uns gemacht.*

Auf diese Weise werden drei Strophen gesungen, die von der ganzen Gemeinde mit „O große Freude" singend beendet werden.

Die ehemaligen Leuchtersänger, unter ihnen auch die Väter der Jungen, saßen ebenfalls beim jeweiligen Leuchter. Es war für uns immer eine moralische Unterstützung, wenn Männer an unserer Seite standen und uns beim Singen ermunterten. Oft waren der Vater und der Großvater als Jünglinge bei demselben Leuchter gewesen wie später ihre Nachkommen. Das Leuchtersingen stand im Zentrum dieser Mette. Da der Gottesdienst schon um sieben Uhr begann, mußten wir früh aufstehen, was wir in diesem Fall gerne und ohne Murren taten. Der Schnee knirschte unter unseren Schuhen, die Kälte kroch durch die Winterkleidung selbst im Gotteshaus, welches nicht geheizt wurde, aber in unserem Herzen war es wohlig und warm. Unsere Väter gingen nach

Ein Tag der Freude.



4. Held des Glaubens, ſei willkommen
Und von allen aufgenommen,
Sei mit uns auf allen Wegen,
Zieh in unſre Herzen ein,
Mache uns vom Böſen rein.

5. Dunkel war der Völker Wiſſen,
Aber du warſt ſtets befliſſen,
Licht und Klarheit zu verbreiten;
Willſt auch unſre Leuchte ſein
Und vom Dunkeln uns befrei'n.

6. Der große Glaubensheld,
Der Herrſcher aller Welt
Will unſer Lehrer ſein,
Vom Tode uns befrei'n.

7. Seines Wortes ew'ge Wahrheit
Führ' uns immer mehr zur Klarheit,
Daß wir ſeinen hohen Willen
Zu erfüllen uns bemüh'n,
Daß uns ew'ge Freuden blühn.

8. Herr, dein Beiſpiel leucht' uns immer,
Möge nie der Erden Schimmer
Unſre Herzen je betören
Und vom Guten uns abzieh'n:
Laß uns ſtets das Böſe flieh'n.

9. Der Engel große Zahl
Verkündigen uns all:
Es hat die heil'ge Nacht
Den Heiland uns gebracht.

10. Alles Gute kommt von oben,
Darum laſſet uns ſtets loben
Ihn, den Geber aller Gaben,
Der die Welt ſo ſehr geliebt,
Daß er ſeinen Sohn uns gibt.

11. Herr des Himmels und der Erden,
Hilf, daß wir dir ähnlich werden;
Laß uns ſtets als gute Kinder
Deiner Liebe würdig ſein,
Mache unſre Herzen rein.

12. O, Heiland Jeſu Chriſt,
Der du erſchienen biſt,
Dich preiſe unſer Dank
Und unſer Lobgeſang.

diesem Gottesdienst oft zu Freunden oder *af ən Gli:wei* „auf einen Glühwein". Der Hausmutter wurden *glíkligi Feijərto:g* „glückliche Feiertage" gewünscht und die Kinder zeigten ihre Geschenke.

3.1.5. Vor Weihnachten

Zu den Weihnachtsvorbereitungen gehörte auch das Backen und *Schweineschlachten*. Im Dezember hörte man oft Schweine quieken. *Da Fleischhåkka* „der Fleischhacker" (Metzger) hatte jetzt viele Termine. Fast täglich mußte der *Wurtlfetta* „Würstelvetter" (Metzger) sein Messer zücken. Männer aus der Nachbarschaft wurden gerufen, um das Schwein *pum Schtecha* „beim Stechen" zu halten und bekamen dafür „einen Schnaps". Die Hausfrau mußte in einer Schüssel das Blut für die *Pluətwurscht áuffoua* „Blutwurst auffahen" (auffangen). Dann wurde das Schwein im „Schweiztrog", einer großen Holzwanne, in siedendem Wasser gebadet und anschließend von den Borsten gereinigt.

Es folgte das *Pre:na* „Brennen". Sorgfältig wurde die Haut des Schweines mit Strohfeuer zu einer knusprigen Schicht gebrannt. Anschließend wurde das Schwein nochmals gewaschen. Die *Pekkəln* „Böcklein" (Holzböcke) standen schon bereit. Darauf wurde nun das Schwein gelegt. Bevor man den „Brustkorb" öffnete, tranken alle Anwesenden einen Becher Wein, damit das Schwein einen recht dicken Speck habe, war dieser doch für das ganze Jahr die „eiserne Reserve" der Siebenbürger. Das Schweineschlachten war gleichzeitig ein Fest (deshalb auch „Schweinefest" genannt), an dem die Großfamilie und die Nachbarn teilhatten.

Nach dem *Wurschtmåcha* „Wurstmachen" folgte *əs Schmalzn* „das Schmälzen" (das Schmelzen; Erhitzen der Fettmasse). Die *Griupm* „Grieben" (Grammeln) waren sehr begehrt.

Das „Schmalz" (Fett), welches auf diese Weise von der Hartmasse geschieden wurde, verwendeten die Hausfrauen bei der Zubereitung der Speisen oder es wurde *afs Pro:ut tschmiərt* „aufs Brot geschmiert" und mit Zwiebeln als Zuspeise gegessen. Im Rauchfang, in den späteren Jahren in der Räucherkammer, wurden Wurst und Fleisch geräuchert. Auf diese Weise konservierten wir unser Fleisch und den Speck, der für das ganze Jahr reichen mußte.

Kurz vor Weihnachten wurden der *Nussnpunkl* „Nussenbunkel" (Striezel, gefüllt mit Nüssen), der *Zöltn* „Zelten" (Eierkuchen) und das Brot gebacken. Oft wurde in der Nachbarschaft, zusammen mit anderen Frauen, diese Arbeit verrichtet. Die Männer halfen beim Einheizen des Backofens, der in der Sommerküche seinen Platz hatte. Die „Schärrchen" (kleine Kuchen aus den zusammen „gescharrten" Brotteigresten) durften wir gleich verzehren.

Von den vielen Vorbereitungen waren besonders unsere Mütter zu Weihnachten oft müde. *Et Muəda is əm Krísto:g owəl tóudmiəd* „Die Mutter ist am Christtag alleweil todmüde". Ihre große Freude war eben die Freude der Kinder und die Dankbarkeit der ganzen Familie.

Zu Weihnachten besuchten wir die Großeltern oder andere Verwandte. Am Abend gab es für die Erwachsenen meistens ein „buntes Programm", gestaltet von verschiedenen „Kulturformationen". Die *Theatergruppe* bot ein Lustspiel, oft in sächsischer Mundart, die Tanzgruppe erfreute die Zuschauer mit jugendlichen flotten Tänzen. Meistens waren es Lehrer, die dafür viel Zeit aufwendeten. Von ihnen möchte ich namentlich anführen: Das Lehrerehepaar KURT und CHRISTINE KLEIN, die Lehrerin MARIA FUCHSHUBER geb. LIEBHARDT und die Familie GÖLLNER.

Wir Kinder hatten großen Spaß an unseren *Spielsachen*, die bei weitem nicht so kompliziert und aufwendig waren, wie die aus unserer heutigen Zeit. Dafür waren die Kinder aber dankbarer und zufriedener. Schon Kleinigkeiten konnten uns unermeßliche Freude bereiten. Wenn ein Nachbarskind ein besonderes Spielzeug vom *Halakríst* „Heiliger Christ" (Jesuskind) erhalten hatte, so versammelten sich Mädchen und Jungen *as da gånzn Gåssn* „aus der ganzen Gasse" (Straße) und bewunderten das Geschenk des Spielgefährten.

Die Jugendlichen unterhielten sich kränzchenweise. Jeder mußte abwechselnd *hewrign* „herbergen" (ein Zimmer zur Unterhaltung bereit stellen). Das ganze Dorf hatte ein festliches Kleid an. Man vergaß die Sorgen des Alltags, und die Spannungen mit dem Gemeindesekretär und den anderen kommunistischen Behörden rückten, wenigstens für ein paar Tage, in den Hintergrund.

3.1.6. Die „Christbescherung"

Die „Christbescherung", der Gottesdienst am Heiligen Abend, ist zwar von der Liturgiegeschichte her jüngeren Datums und weniger bedeutend als die Christmette, aber im Großauer Kirchenleben nahm sie einen wichtigen Platz ein. Die Neppendorfer Kinder, deren Eltern aus Großau stammten, waren auch immer mit größter Begeisterung dabei, da es in der benachbarten Landlergemeinde diesen Gottesdienst am Heiligen Abend nicht gab. Die Feier wurde von Kindern für Kinder gestaltet. Texte und Lieder wurden im Kindergottesdienst vorbereitet. Das Weihnachtsevangelium nach Lukas wurde von Konfirmanden vorgetragen. Manchmal gab es auch ein kurzes Krippenspiel, vorherrschend aber war das „Aufsagen" von Lyrik mit christlichem Inhalt. Jedes Kind war froh, wenn es *a Gadicht aufsågn* „ein Gedicht aufsagen" (vortragen) konnte.

Der Pfarrer hatte es bei der Auswahl nicht leicht, da wir eine große Kinderschar waren. Einen Trost für die Nichtaufsagenden gab es auch. Einerseits war beim Singen die ganze Kinderschar dabei und andererseits sagte uns der Pfarrer, daß auch nicht alle Hirten Bethlehems bei der Krippe waren, und dennoch hätten auch sie die frohe Botschaft mit Freude angenommen und weitererzählt.

Spannend war die Weihnachtsgeschichte, die der Pfarrer bei Kerzenschein erzählte. Hell leuchteten der mächtige Christbaum und die zwei Kerzen am Altar. Den Pfarrer auf der Kanzel sah man kaum. Für jung und alt, für groß und klein war es in der großen ungeheizten gotischen Hallenkirche so wohlig und angenehm, daß wir von der frohen Christusbotschaft erreicht wurden und die Herrlichkeit des Herren ahnten. In dem Gotteshaus roch es nach Äpfeln und Nüssen. Die weit über tausend Anwesenden waren eine große Familie. Die Spannungen zwischen Landlern und Sachsen waren an diesem Abend, wo „Frieden auf Erden" verkündet wurde, in den Hintergrund gerückt.

Große Freude hatten die Kinder an den Päckchen (deshalb der Namen „Christbescherung" für diesen Gottesdienst). Die Frauen der Nachbarschaften sammelten in der Adventszeit Mehl, Zucker, Fett, Äpfel, Nüsse und Geld. Jede Familie gab gerne den jungen Frauen, die *duri t-Heisa* „durch die Häuser" (von Haus zu Haus) gingen, von dem Wenigen, das man selber hatte.

Von den Frauen der Nachbarschaften wurden die Kekse gebacken und nachher mit den anderen Gaben auf den Pfarrhof getragen, wo die Päckchen mit viel Liebe zusammengestellt wurden. Obwohl für die heutigen Verhältnisse nichts Besonderes zum Inhalt gehörte, war für uns die Bescherung von großer Bedeutung. Alle Kinder gingen um den Altar, wo die Presbyterfrauen standen und die Päckchen austeilten. Kinder, die nicht zur Gemeinde gehörten, wurden ebenfalls beschenkt. Festlich war auch der Heimweg. In den meisten Häusern brannten schon die Kerzen des Christbaumes. Mit großer Erwartung und Spannung stapften wir durch den hohen Schnee. Die warme „schöne Stube" (Paradezimmer)[3] war heute besonders einladend. Gerne wären wir schon beim Eintreten ins Zimmer zu den Geschenken gestürzt.

Zunächst mußte man aber das „Gedicht aufsagen". Die Eltern und Großeltern hörten aufmerksam zu. Die letzten Sätze wurden nur noch halblaut gesagt, weil man sich schon nach den Geschenken umsah. Wie selbstverständlich stand der geschmückte Christbaum in der „schönen" Stube.

Jahre später erst sollte ich erfahren, daß er einen langen gefährlichen Weg zurücklegen mußte, bevor er in seiner vollen Pracht im Zimmer leuchten konnte. Besonders die christlichen Feste wollte die kommunistische Führung stören oder gar verhindern. Aus diesem Grund durften vor Weihnachten keine Tannen gefällt und keine „Christ-

3 Auch *fərǿunigi Schtum* „voranige (= vordere) Stube".

baumzuckerl" verkauft werden. So ein jahrhundertealtes Fest läßt sich aber nicht einfach streichen. Die Traditionen und die Bräuche sind so stark geprägt und verwurzelt, daß auch eine Diktatur nicht alles umkrempeln konnte. Tannen und Fichten wurden von den rumänischen Gebirgsbauern trotzdem gefällt und auf Schleichwegen in die Dörfer gebracht. Meistens wurden sie in einer Scheune am Dorfrand versteckt. Die Nachbarn wurden verständigt und kamen in der Abenddämmerung unauffällig heran. Nicht selten wurde dieses Geschehen von der Miliz (Polizei) unterbrochen. Verräter gab es überall. Oft kam es vor, daß beim Einschreiten der Polizei die Gebirgsbauern sich mit ihren Äxten und Pferdepeitschen zur Wehr setzten.

Aber jetzt stand der Christbaum im Zimmer, geschmückt von dem *Halakríst* „Heiliger Christ" (Jesuskind), und wurde von der Kinderschar bewundert.

In jeder Familie gab es spezifische Gerichte für den Heiligen Abend. Viele landlerische Familien aßen *Pluətwurscht* „Blutwurst". Nicht selten sind wir an diesem einmaligen Abend im Jahr von Zigeunerkindern aufgesucht worden, die ihre „colindă" (rumänische Weihnachtslieder) sangen. Sie wurden mit Zuckerln oder einem Stück Striezel belohnt. Meine Mutter war stets freigebig und ließ diese Kinder, deren Eltern ärmer waren als wir, nie leer ausgehen.

Um acht Uhr läuteten wieder die Glocken. Vom mächtigen Kirchturm sang der Männerchor Weihnachtslieder und die Adjuvanten bliesen Choräle. Viele Kinder und Erwachsene, besonders aber Jugendliche, versammelten sich *a də Prúkkn* „auf der (Zibins)brücke", hörten zu, berichteten von ihren Geschenken und schwangen „Sternspritzer" (Wunderkerzen).

Die Kirchenburg und der Fluß: Beide waren die treuesten Begleiter unserer Gemeinschaft. „Völker kamen und gingen", Herrschaften und soziale Systeme wechselten einander ab, Generationen wuchsen heran, um nachher der Vergangenheit anzugehören. Diese beiden Zeugen der Geschichte jedoch lassen sich aus dem Dorfbild Großaus nicht streichen.

3.1.7. Zwischen Weihnachten und Neujahr

Wir Kinder waren froh, daß nach Weihnachten bald wieder gefeiert werden konnte. Es kam Neujahr und mit ihm das *Niujå:-engi(d)l* „Neujahr-Englein", welches auch kleine Geschenke wie Strümpfe, Taschentücher und Süßigkeiten mitbrachte. Wir freuten uns immer riesig aufs *Wínschnke:* „Wünschen-Gehen". Zwischen Weihnachten und Neujahr lernten die Kinder unter der Obhut der Mutter Gedichte auswendig, die dann zu Neujahr bei Verwandten und Nachbarn vorgetragen wurden. Als Anerkennung erhielten wir etwas Geld (etwa 1–10 Lei). Die Kleinsten sagten altbekannte Kinderverse auf:

I pin a klu:as Pinki(d)l	Ich bin ein kleines Bünklein
Und schtal mi is Winki(d)l.	und stell mich ins Winklein.
Wå:l i niks kå:,	Weil ich nichts kann,
he:b i niks å:.	hebe ich nichts an
	(beginne ich auch nichts)

Oder:

Wintschi, wintschi, wu:as nit wous,	Wünsch' ich (mir), ich weiß nicht was,
Greif is Taschl, gimma wous.	Greif in die Tasche (und) gib mir was.

Oder:

I winsch eng a glikliks Nius Jou,	Ich wünsche euch ein glückliches Neues Jahr,
insa Gu:as håt gro:wi Hou,	unsere Kuh hat graue Haar',
insa Ku:ə håd an krummin Houn,	unsere Kuh hat ein krummes Horn,
gebts ma ən Kreiza, i pin dafroun.	gebt mir einen Kreuzer, ich bin erfroren (mir ist kalt).

Die älteren Kinder lernten oft Verse aus dem *Pså:məlpiəl* „Psalmleinbüchlein" (evangelisches Gesangbuch). Obwohl wir in den fünfziger und sechziger Jahren wenig Geld hatten, wurde dieser Brauch dennoch weiter gepflegt. Dadurch konnte das Band der Gemeinschaft um ein weiteres gefestigt werden. Die älteren *Muamər und Vettərn* „Muhmer (Muhmen = Tanten) und Vettern (= Onkel)", die ans Haus oder sogar ans Bett gefesselt waren, freuten sich, wenn sie den Nachwuchs der Neffen und Nichten sehen konnten. Wenn wir „auf der Gasse" Schulfreunde trafen, fragten wir sie nach dem Stand ihrer Finanzlage.

Das alte Jahr wurde immer mit einem Abendgottesdienst abgeschlossen. Der *Silvestergottesdienst* war gut besucht. Man konnte das Jahr noch einmal überdenken. Für die alten Gemeindeglieder sowie für diejenigen, die *i da Trauər* „in der Trauer" waren (die einen Todesfall in jenem vergangenen Jahr zu beklagen hatten) und nicht an den Silvesterunterhaltungen teilnehmen konnten, war es ein trost- und hilfreicher Jahresabschluß.

Da es im Winter mehr Freizeit gab, bereiteten die Männer der Blasmusik in den Monaten vor Weihnachten alljährlich ein *Neujahrskonzert* vor. Für die ganze Gemeinde war dies ein großes Ereignis. Anschließend an das Konzert fand eine Tanzunterhaltung statt, die mit einem Aufmarsch begann und bis in die frühen Morgenstunden anhielt. Hatte man früher Neujahr im Rahmen eines großen Gemeindefestes gefeiert, so änderte sich dies in den letzten Jahren. Es gab zunehmend mehr Kränzchen, die ein gewisses Eigenleben führten. Diese Wandlung im Gemeinschaftsleben Großaus war wohl auch durch das Anwachsen der Bevölkerung bedingt.

3.1.8. Die „Wintermannfeier"

Neben diesen alten Bräuchen hatte sich im Zeitalter des Kommunismus eine *„Wintermannfeier"* eingebürgert. Am 31. Dezember wurden die Schulkinder verpflichtet, ins „Kulturhaus" (Gemeindesaal) zu gehen. Der rumänische Schulleiter hielt zunächst eine Ansprache. Die Feier war teilweise von rumänisch-orthodoxem Brauchtum geprägt. Da die rumänischen Kinder keine öffentliche Weihnachtsfeier in der Kirche hatten, brachten sie ihren „plugusor" (rumänischer Neujahrswunsch) hier zu Gehör. Ähnliche Vorstellungen gab es auch vor dem Zentralkomitee der Kommunistischen Partei in Bukarest, wo dem Diktator ein gutes Jahr und ein langes glückliches Leben gewünscht wurde.

In Großau wurden nach dieser „Wintermannfeier" kümmerliche Päckchen an die Kinder der LPG-Bauern verteilt. Die Arbeiterkinder erhielten die Päckchen von der Gewerkschaft ihrer Eltern. Die Kinder jener Eltern, die zu keiner Gewerkschaft gehörten (Offiziere, Ärzte, Pfarrer), erhielten ihre Päckchen von der Stadt- bzw. der Dorfverwaltung. Die meisten Schüler waren deshalb anwesend, weil sie Angst hatten, daß ihre Note in Betragen im nächsten Trimester gesenkt werden könnte. Kaum jemand aus unserer evangelischen Gemeinschaft hat sich mit dieser Feier identifiziert. Ein Fest kann man eben nicht verordnen, sondern dazu nur einladen oder von der Tradition her begehen.

Da diese von den politischen Stellen verordneten Feiern in rumänischer Sprache abgehalten wurden, galt für uns die Regel: Kommunisten sind Rumänen. Auch viele Erwachsene sahen es so, waren doch die politischen Ämter meist von Rumänen besetzt. Ließ sich ein Sachse oder Landler zu derartigen Aufgaben gebrauchen, wurde er von unserer Gemeinschaft als Verräter betrachtet. Ich war immer froh, wenn unsere Lehrer Zeichen gaben, auch dann, wenn sie manchmal zurückhaltend waren, daß sie zu unserer Gemeinschaft gehörten. Dies konnten sie anläßlich der Feiertage und des Faschings beweisen.

3.1.9. Die Faschingszeit

Die Faschingszeit war auch für uns Kinder ein Abschnitt im Kirchenjahr, der viel Freude mit sich brachte. Zwar hatte inzwischen auch für uns wieder der Ernst des Lebens, die Schule, begonnen, aber das Umtreiben in der Faschingszeit gehörte nicht nur zum Leben der Erwachsenen. Bei diesem Gemeinschaftsfest waren die Kinder stets dabei.

An einem Sonntag im Jänner hatten die Männer der Nachbarschaft *Zuəgånk* „Zugang" (Richttag). Ich stand am Fenster und betrachtete die jungen und alten *Nåchpan* „Nachbarn", die mit Würde durch den Schnee stapften und ihre Hände geborgen in

der Tasche des „Winterrocks" (Wintermantels) hielten. Sie versammelten sich beim *Å:ltnåchpa* „Altnachbar" (dem Vorsitzenden der Nachbarschaft). Einen Sonntag darauf hatten die Frauen bei der „Jungnachbarin" ihren „Zugang".

Ich sollte später selber erfahren, wie es bei den Nachbarn zuging. Eines wußte ich schon als Kind: Es wurden ernste Dinge der Gemeinschaft, der Nachbarschaft, besprochen und anschließend saß man in fröhlicher Runde beisammen. Da mein Vater ein guter Ziehharmonikaspieler war, kam ein junger Nachbar nach einer Weile und bat meine Mutter, sie möge ihm die „Harmonie" vom „Hiaslvetter" (vom Nachbarn Mathias) geben.

Wenn die Nachbarschaft ihre *Fuasnicht* („Fastnacht")[4] feierte, waren wir Kinder auch dabei. Wir nahmen am Umzug durch die Gemeinde teil und freuten uns an der Narrenfreiheit, die man in diesen Tagen genoß. Für uns Kinder gab es einen Tanznachmittag, der von jüngeren Männern und Frauen der Nachbarschaft veranstaltet wurde. Musik wurde von einem Ziehharmonikaspieler gemacht. In den 60er Jahren erst verdrängte der Plattenspieler und das Tonbandgerät den Musikanten.

In der Faschingszeit gab es im Gemeindesaal einen „Kinderball". Darauf freuten wir uns riesig. Unsere Mütter und Großmütter nahmen im Körbchen Mehlspeisen, in der Regel „Gitterkuchen", und ein einfaches Erfrischungsgetränk mit, oft aber auch nur Wasser, und sahen zu, wie sich das zahlreiche Kindervolk unterhielt. Die Kinder tanzten und spielten Gesellschaftsspiele.

3.1.10. Ostern und Pfingsten

Ostern war wieder ein Fest, auf das sich die Kinder riesig freuten. Die vorangehende Fastenzeit nahmen wir Kinder kaum wahr. Es gab keine Hochzeiten und sonstige Unterhaltungen. Besonders das Tanzen war in dieser Zeit verboten. Am Karfreitag fastete die ganze Familie. Die Mütter und Großmütter nahmen in der Regel keine Nahrung zu sich. Wir durften *Pätschprout* „Petschbrot" (Marmeladebrot) oder gekochte Kartoffeln essen. Fühlten wir uns unbeobachtet, naschten wir von den verbotenen Speisen.

Sonnabend vor Ostern gingen wir in den Wald und sammelten Moos für das Osternest. Am Ostersonntag fanden wir im Nest nicht nur die bunten Ostereier vor, sondern auch das *Schprítzglå:sl* „Spritzgläslein" (mit Parfum gefüllt). Damit gingen die Kinder zu den Verwandten und Nachbarn *bəschpritzn* „bespritzen". Wir traten ins Haus und sprachen: *Miə håm khä:rt, enga Rousnschtock wül vətrikkern. Miə san khe:ma, tas ma-n bəschpritzn* „Wir haben gehört, euer Rosenstock will vertrocknen. Wir sind gekommen, daß wir ihn bespritzen (begießen)". In jedem Haus, welches wir aufsuchten, bekamen

4 Von den Landlern in der sächs. Lautgestalt übernommen.

wir ein oder zwei gefärbte Hühnereier, von den Paten manchmal auch eine Geldmünze. Wie zu Neujahr, gelegentlich des Wünschengehens, wurde auch jetzt niemand übersehen. Wenn das „Spritzgläslein" halb leer war, gingen wir zu einem Brunnen und füllten es mit Wasser. Nachmittags, nachdem wir die gesammelten Eier gezählt und unseren Besitz mit jenem der Nachbarskinder verglichen hatten, spielten wir *Uadln schippəln* „Eilein schüppeln" (einen kleinen Ball rollend, die Eier treffen). Dabei konnten wir Eier dazugewinnen oder verlieren. Viel Spaß hatten wir auch beim *Uadln treffn* „Eilein treffen" (bei verbundenen Augen mit einem langen Stock aufgereihte Eier treffen). Lustig war es, wenn sich auch Erwachsene an diesen Spielen beteiligten.

Meistens war auch einen Ball im Osternest. *A da Gåssn* „auf der Gasse" spielten zu Ostern immer viele Kinder. Die älteren Nachbarn saßen auf der Bank vor dem Haus, plauderten miteinander und freuten sich an dem fröhlichen Spiel der Kinder.

Mit dem *Pfingstfest* war in Großau das „Maibäume schlagen" verbunden. Eine schöne Tradition gab es in unserer Großfamilie: Wir versammelten uns bei unserer Urgroßmutter und verbrachten gemeinsam den Nachmittag des Pfingstsonntages. Zum gemeinsamen Mahl trug jede Familie bei.

3.1.11. Das Gartenfest

Im Sommer feierten die Nachbarschaft und die Arbeitskollegen meines Vaters je ein Gartenfest. Grillen gehörte nicht zum Alltag. In der Scheune saßen unsere Eltern, plauderten und tanzten. Im Garten bereiteten die Männer das saftige „Holzfleisch" (Grill) vor. Dabei wurden oft humorvolle Begebenheiten vom Bauplatz unserer Väter preisgegeben. Manch eine Ehefrau errötete beim Hören dieser Geschichten.

3.1.12. Staatliche Feiertage

Es gab zwei Feiertage, die vom kommunistischen Staat verordnet waren: Der *1. Mai*, Tag der Arbeiter, und der 23. August, der Tag der Befreiung Rumäniens vom Faschismus. An diesen Tagen arbeiteten unsere Eltern meistens in Haus und Hof. Tore wurden neu errichtet, Gehsteige gebaut, Zäune ausgebessert, Scheunen- und Hausdächer wurden *iwəschtíng* „überstiegen" (alle Ziegel des Daches wurden abgenommen, gereinigt, und die nicht mehr brauchbaren ersetzt). Selten fuhren wir in den „Jungen Wald" nach Hermannstadt, um dort den Tiergarten zu besuchen oder eine Kahnfahrt zu unternehmen.

Das einzig Festliche am Tag der Arbeiter war für uns das *Adjuvantenblasen* von der „Tschuha", dem höchsten Berg Großaus. Im ganzen Dorf hörte man die Klänge der

Blasmusik und nun wußten wir, „Der Mai ist gekommen". Anschließend gingen die Bläser durch die Gemeinde und spielten zunächst vor dem „Volksrat" (Rathaus). Nach diesem Pflichtblasen machten sie dem Pfarrer in der Kirchenburg ein Ständchen, und dann ging's von Haus zu Haus der Bläser und jener Männer, die früher auch Mitglieder der Blaskapelle gewesen waren.

Der *23. August* war für unsere Eltern und Großeltern kein Feiertag, eher ein unvergeßlicher Trauertag. Es war der sogenannte Befreiungstag Rumäniens von den Faschisten. Leider kam mit der Befreiung gleichzeitig auch eine neue Besatzung, die der sowjetischen Armee hinzu.

Der 23. August erinnerte uns an das Ende unserer Freiheit, daran, daß uns unsere Äcker und Wälder, unser Vieh, unsere Häuser und Höfe von den Kommunisten rechtswidrig entrissen worden waren. Immer wieder hörten wir die Geschichte von der rumänischen Pfarrersfrau, die mit einem wunderschönen Blumenstrauß die einziehenden Sowjets begrüßt hatte. Begeistert soll sie geklatscht und den Soldaten zugerufen haben, bis einige von den Autos abstiegen und sie vergewaltigen wollten. Sie ließ die Blumen fallen und lief so schnell sie vermochte in ein sicheres Versteck.

Es gab aber nicht nur solche Russen, die Uhren und andere Wertsachen mitgehen ließen, die mit dem Bajonett die Weinfässer öffneten und sich unter den zischenden Weinstrahl legten, es gab auch Menschen unter ihnen, deren innere Werte nicht zerstört waren. Meine Großmutter erzählte mit Begeisterung von einer Weihnachtsfeier während der russischen Besatzung. Ein Soldat kam in das Zimmer, wo am Heiligen Abend die Kerzen leuchteten, entnahm seiner Brusttasche ein Familienbild und eine Ikone in Kleinformat und begann lautlos zu weinen; Funken der Menschlichkeit und der Hoffnung in einem sinnlosen Krieg der Zerstörung, in einer Zeit der Umwertung aller Werte.

3.2. Die Jugendzeit

3.2.1. Schwesterschaften und Bruderschaften

Nach der Konfirmation gehörten die Mädchen und Jungen zur „Jugend". Jetzt war man „Knecht" oder „Magd". Daß man nun zum Abendmahl und zum Patenamt zugelassen wurde, war uns nicht so wichtig wie die Zulassung zum Tanz. Als *grouβa Knächt* „großer Knecht" (junger, unverheirateter Mann) und *grouβi Tiːən* „große Dirne" (junge, unverheiratete Frau) durfte man *an Tånz geː* „auf den Tanz gehen". Ich war in die „Tanzschule" meiner Mutter gegangen und somit für einen neuen Schritt im Leben vorbereitet.

Erst jetzt wurde uns eindeutig bewußt, daß in Großau innerhalb der Evangelischen Kirche zwei verschiedene Völkchen lebten. Saßen wir als Konfirmanden noch zusam-

men, so war es jetzt anders. Sonntags hatten wir auf dem landlerischen *Glätta* „Gelätter" (Empore) unseren Platz und unsere sächsischen Schulfreunde auf dem sächsischen *Glattert* (Empore). Es bildeten sich die sächsischen und die landlerischen „Kränzchen". Unsere Wege trennten sich nicht nur wegen den verschiedenen Schulen, die wir nun besuchten, Lyzeen oder Berufsschulen, sondern auch die Organisation der Jugend in „Schwesterschaften" und „Bruderschaften" führte zu einer gewissen Neuordnung. Noch immer spielte die Kirche im Leben der Jugendlichen eine nicht geringe Rolle.

Die *Versöhnungsfeier* der Jugendlichen vor dem Gottesdienst, in welchem das Heilige Abendmahl gereicht wurde, gehörte zur kirchlichen Tradition von Großau. Für uns war sie nicht Routine, sondern jedesmal ein Ereignis. Zwar gehörten die Bruderschaften und die Schwesterschaften immer mehr der Geschichte an, Form und Inhalt in gleicher Weise, aber die Versöhnung blieb als „heiliger" Rest unangetastet. Auch die destruktiven Kräfte der langjährigen kommunistischen Diktatur sowie die unguten Spannungen in unserer Kirchengemeinde konnten die Aufforderung Jesu nicht verstummen lassen: „Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und dort kommt dir in den Sinn, daß dein Bruder etwas gegen dich hat, so laß dort vor dem Altar deine Gabe und geh zuerst hin und versöhne dich mit deinem Bruder und dann komm und opfere deine Gabe. Vertrage dich mit deinem Gegner sogleich, solange du noch mit ihm auf dem Weg bist" (Matthäus 5, 23 ff).

„Knechte" (Burschen) und „Mägde" (Mädchen), Sachsen und Landler gingen getrennt zur Versöhnung. Die Jüngsten liefen durch die Gemeinde, um die Jugendlichen zu „warnen" (verständigen), daß Sonnabend im Pfarrhaus die Versöhnungsfeier stattfinden würde.

Pünktlich trat man geordnet in das Bibelstundenzimmer ein, wo schon der *Knächtvouda* „Knechtvater" (verantwortlich für die männliche Jugend) bzw. die *Tíəndlmuəda* „Dirnleinmutter" (erantwortlich für die weibliche Jugend) warteten. Der Anlaß des Zusammenkommens wurde vom Knechtvater bekanntgegeben. Er erinnerte an Schuld, Vergehen und Streit zwischen den Menschen im Alltag. So dürfe man nicht vor den Altar treten. Alles müsse zuerst bereinigt werden. Dann bat er alle Jugendlichen um Verzeihung. Dem Alter nach traten nun die „Knechte" vor ihn, reichten ihm die Hand und sprachen: *Vetta Knächtvouda, seits pe:dn und vəzoichts ma, wun i Enk mi(d)nam Wå:rt udə mi(d)nar Tout bəluadigt hå:, wås ma nit zuəkschtåndn i:s* „Vetter Knechtvater, seid gebeten und verzeiht mir, wenn ich Euch mit einem Wort oder mit einer Tat beleidigt habe, was mir nicht zugestanden ist". Darauf antwortete dieser: *Vu Hä:rzn ke:n, vəzoi ach tú: mia, wun i ti bəluadigt hå:* „Von Herzen gerne. Verzeih auch du mir, wenn ich dich beleidigt habe". Anschließend baten die Jugendlichen in ähnlicher Weise einander um Verzeihung. Nach Beendigung dieser Handlung mahnte der

Knechtvater alle, daß man sonntags pünktlich und ordentlich zur Kirche erscheinen solle: „Macht euch nicht zuschanden vor der sächsischen Bruderschaft. Tretet ernsthaft vor den heiligen Altar!"

Wortlos verließ man den Versammlungsraum. Die uralten Treppen des Pfarrhauses knarrten. Ich warf einen letzten Blick auf die bemalten Bauernmöbel und Bilder des Vorraumes, die seit „Ewigkeit" dort ihren Platz hatten und Standhaftigkeit, Treue und Wärme ausstrahlten. Diese geheimnisvolle Welt verlassend, wo scheinbar die Zeit stehen geblieben war, ging man unter den mächtigen Nußbäumen durch den Pfarrhof und war plötzlich wieder „draußen" , in der Kirchgasse, wo der lebendige Alltag kräftig zupackte. Beeindruckend war für mich immer wieder, daß bei dieser Handlung der Pfarrer abwesend war. Ja, mit Genugtuung stellte ich damals fest: Hier hat der Mann, der sonst immer die Hauptperson in der Kirche ist und das Sagen hat, keinen Platz. Den Schmutz unseres Lebens bereinigten wir unter uns, alleine, ohne Amtsperson. Und es ging wirklich sehr gut, auch ohne den Pfarrherrn.

Viel Spaß machte mir das „Warnen" (Verständigen). Mit dem Fahrrad fuhren wir von Haus zu Haus unserer Kameraden. Die Begegnungen und die Gespräche mit ihnen und den Eltern zähle ich heute zu den wunderbaren Dingen des Lebens. Getragen von einer lebensfähigen und lebenswilligen Gemeinschaft, wo einer dem andern nicht gleichgültig gegenüberstand, befand man sich schon als junger Mensch in der Geborgenheit eines sicheren Flußbettes. Die Grenzen des Ufers mußten zwar akzeptiert werden, aber geborgen und wohlbehütet konnte man sich reichlich entfalten. Dazu gab die Gemeinschaft genügend Raum. Es mußte nicht künstlich ein „Markt der Möglichkeiten" geschaffen werden. Gemeindeaufbau fand von innen her statt und Gemeinschaft war selbstverständlich.

3.2.2. „Maibäume schlagen"

Ein besonderer Brauch zu Pfingsten war das *Múapå:ma schlå:*-ə „Maibäume schlagen"[5] (vor den Häusern der konfirmierten Mädchen Birken aufstellen). Nachdem man mit dem „Waldhüter" (Förster) eine Vereinbarung getroffen hatte, machten sich die Burschen am Sonnabend vor Pfingsten auf den Weg und fuhren mit einem Pferdewagen in den Wald, um junge Birken zu fällen. Man hatte längst berechnet, wie viele Bäumchen man brauchen würde. In der Nacht zum Pfingstsonntag wurden diese Birkenbäume vor dem Gassentor der Mädchen aufgestellt. Jeder Bursch wollte seinem *Li:fkən* „Liebchen" (sächsisch für „Freundin") die schönsten Birken aufstellen. Zu bemerken ist, daß kein Mädchen „ausbleiben", also vernachlässigt werden durfte. Leider kam es bei diesem Brauch auch zu Alkoholmißbrauch, da wir bei jeder Maid mit

5 Vgl. mhd. *slâhen* „schlagen".

Wein und sonstigem Getränk bewirtet wurden. Manchmal erschien eine kluge Mutter und legte uns „geschmiertes" Fettbrot vor. Hätten viele oder gar alle Mütter so gehandelt, wäre es bestimmt nicht zu Ausschreitungen gekommen.

Pfingstsonntag waren die Gassen des Dorfes mit Birken geschmückt. Daß auch je zwei Bäume vor die Kirchenburg und vor das Pfarrhaus „geschlagen" wurden, war selbstverständlich. Im Altarraum der Kirche wurden ebenfalls Maibäume aufgestellt.

3.2.3. Jugendarbeit

Es gab in Siebenbürgen in den 70er Jahren die Tendenz, neben den traditionellen Bruder- und Schwesterschaften christliche Jugendgruppen zu gründen. In der Regel wurden diese Gruppen, wie auch die sonstige kirchlich-geistliche Arbeit, vom Gemeindepfarrer geleitet. Er hatte zwar das nötige theologische Wissen, aber der Umgang mit Jugendlichen und die Arbeitsmethoden in diesem Bereich waren ihm eher fremd.

Dazu kam noch, daß die kommunistischen Staatsgesetze eine gezielte christliche Jugendarbeit verboten hatten. Wie die Diakonie, so war auch die Kinder- und Jugenderziehung Staatsmonopol. In den fünfziger Jahren wurden etliche evangelische Pfarrer „wegen Volksverhetzung" verhaftet. Wenn kirchliche Vertreter mit der Jugend musizierten, Theaterstücke einstudierten oder später mit einer christlichen Jugendarbeit in der Gemeinde begonnen hatten, wurde diese Arbeit von den kommunistischen Behörden oft unterbrochen. Man wollte dadurch sowohl die Kirche als auch die Volksgemeinschaft ausschalten.

In Großau machte in meiner Jugendzeit die Organistin den Versuch, eine christliche Jugendarbeit aufzubauen. Wir versammelten uns wöchentlich im Pfarrhaus und sangen ein- und mehrstimmige geistliche Lieder, oft auch Volkslieder. Diese Singstunden waren immer sehr locker gestaltet, so daß wir mit Begeisterung und viel Freude daran teilgenommen haben. Wir wußten damals nicht, welches Risiko unsere Organistin und Chorleiterin eingegangen war. Gott hatte uns auch im Kommunismus eine Insel der Geborgenheit geschenkt, wo wir Gemeinschaft pflegen konnten. Es war die Kirchenburg mit ihren hohen Mauern und ihren mächtigen Türmen; es war die christliche Gemeinde mit ihren engagierten Männern und Frauen; es war das christliche Elternhaus, eingebunden in die Großfamilie, in die Verwandtschaft und in die Nachbarschaft.

Sicherlich hatte die Industrialisierung, mit all ihren positiven und negativen Folgen, auch um Großau keinen Bogen gemacht. Die meisten Großauer arbeiteten auf den Bauplätzen des Landes und zunehmend in vielen Betrieben in und um Hermannstadt. Dadurch hatte sich eine gewisse Verstädterung in der Gemeinde angebahnt. Im Alltag wurde die Tracht abgelegt. Bei älteren Menschen und als Kirchentracht hat sie sich jedoch bis in die Gegenwart erhalten.

Auch wurden destruktive Kräfte der Säkularisierung bemerkbar. Dazu haben wahrscheinlich auch die höheren Schulen beigetragen, die unsere Jugendlichen besuchten. Dort wurde man auch mit atheistischen Gedanken infiziert. Noch funktionierte aber das Gemeindeleben und konnte sich dank der bewährten Strukturen sowohl gegen den Kommunismus als auch gegen sonstige fremde, ungute Einflüsse wehren.

Neben der Kirche hat die sächsisch-landlerische *Lehrerschaft* im Rahmen ihrer begrenzten Möglichkeiten dazu beigetragen, das christliche Gemeindeleben gegen die „Wölfe" jener Zeit zu schützen. Die meisten Lehrer kamen aus dieser Gemeinschaft und waren mit ihr eng verbunden, auch dann, wenn das Studium und der spätere kommunistische Arbeitgeber ihnen andere Wege und Richtungen aufzwangen. Ausnahmen bestätigen die Regel. Es gab auch Lehrer, die sich verirrten und zu loyal ihrem Brotgeber gegenüber waren. Für uns war es immer eine Genugtuung, wenn wir Lehrer im Gottesdienst sahen.

Es gab auch andere Versuche und Initiativen, eine christliche Jugendarbeit aufzubauen. Jeder Geistliche versuchte es eben mit seinen Gaben auf seine Weise. Das Ziel jedoch war eines: die junge Generation nicht der kommunistisch-atheistischen Erziehung zu überlassen, sondern sie in die Kirche und die Volksgemeinschaft einzugliedern. Dafür war kein Einsatz zu hoch und keine Arbeit zu viel.

3.2.4. Verpflichtungen gegenüber der Gemeinschaft

Von Jugend auf lernten wir, daß Gemeinschaft auch verpflichtet. An dem *Begräbnis* eines verstorbenen Jugendlichen nahm immer die gesamte konfirmierte Jugend teil. Auf einer Seite des Leichenwagens ging die sächsische und auf der anderen Seite die landlerische Jugend, angeführt von den jeweiligen „Knechtvätern" und „Dirndlmüttern". Vorher versammelten sich die Nachbarschaft, *ət Freid* „die Freunde" (d. h. die Verwandtschaft) und die Jugend im Trauerhaus.

Von der Blaskapelle mit Trauermärschen begleitet, bewegte sich der ganze Zug auf den „Acker Gottes" zu. Auf dem Friedhof hörten wir das Säuseln des Windes in den Ästen der hohen Tannen und alten Föhren, der auch die Jugendlichen an ihre Vergänglichkeit erinnerte. Gerade in solchen Augenblicken spürten wir alle, wie wichtig unsere Gemeinschaft war. Wir rückten in der Friedhofskapelle, von diesen Gedanken des Todes getrieben, enger zusammen und waren froh, nicht alleine auf dieser weiten Welt zu sein. Wir waren eine große Familie, in der jeder seinen Platz hatte, seine Rechte und seine Pflichten. Es war die Gemeinschaft, die die nötige Orientierung und den Halt im Leben gab. Keiner wurde aus dieser Gemeinschaft ausgeschlossen. Auch der geistig und körperlich Behinderte hatte seinen gesicherten Platz. Ihn belächelte

man manchmal, aber er gehörte selbstverständlich zur Gemeinde. Selten wurden behinderte Kinder oder Erwachsene in staatliche Hilfsschulen oder Heime abgeschoben. Sie wurden von der deutschen Schule und von ihren Familien getragen.

3.3. Der Eintritt ins Erwachsenenleben

Eine *Hochzeit* war für die betreffende Familie und das ganze Dorf ein freudiges Ereignis. Ihr ging die Verlobung voraus. In Großau gab es keine kirchliche Verlobung, wie in anderen siebenbürgischen Gemeinden, wohl aber eine „weltliche", die an einem späteren Sonntag im Hauptgottesdienst bekanntgegeben wurde. Schon vor der Verlobung stellten die Erwachsenen fest: *Tä(d)l Knächt red mit tem Ti:andl* „Dieser Knecht redet mit dem Dirnlein" (Dieser Bursche ist mit jenem Mädchen befreundet).

Man ging als Junge nicht in das Haus der Freundin, auch umgekehrt war es kaum denkbar. Die Jugendlichen standen *i da Gåssn* „in der Gasse", am liebsten abends, wenn man von der Dunkelheit eingehüllt war. Damit das „Dirndl" auf die Straße kam, mußte man pfeifen.

Vorehelicher Geschlechtsverkehr lief den Regeln der Gemeinschaft zuwider. Er kam dennoch vor, und wenn er Folgen zeitigte, wurde schnellstens Verlobung und beim nächstmöglichen Termin Hochzeit gefeiert. Die Taufe gleichzeitig mit der Trauung oder gar vor der Trauung vorzunehmen, war undenkbar.

3.3.1. Die Verlobung

Der „Knecht" ging mit seinem *Ge:d* „Göte" (Taufpaten) *valånga* „verlangen" (um die Hand des Mädchens bitten). In festlicher Erwartung und Spannung stand das ganze Brauthaus (Haus der Braut) vor diesem Ereignis. Der Pate sagte sein *Å:pringa* „Anbringen" (Anliegen) und hielt für sein Patenkind um die Hand des Mädchens an. Oft bedauerte man das Weggehen der Tochter, aber wenn sich die jungen Leute nun einmal gerne hätten und gemeinsam „Freud und Leid" teilen wollten, sollten sie auch den Segen der Eltern haben. Der Pate versicherte, daß auch die Eltern des „Knechtes" den Segen für dieses Vorhaben geben würden. Wenn alles unter „Dach und Fach" war, kamen die Eltern des Bräutigams in das Brauthaus. Man kannte sich vom Dorfleben her, aber jetzt sollte man eben *Ge:gnleit* „Gegenleute" (Schwiegereltern) werden. Auch sie gaben ihrer Freude Ausdruck und hofften, daß alles *in ər guədn Schtund tsche:-a sei* „in einer guten Stunde geschehen sei". Das „Kränzchen" (Freundeskreis) der nunmehr frischgebackenen Brautleute hörte von dem freudigen Ereignis und erschien im Hof des Brauthauses. Dort wurde das sogenannte *Brautlied* gesungen:

1. *Es gä:t a Re:d duri insa Tå:rf*	Es geht eine Rede durch unsere Gemeinde
Es i:s a freidig Laut.	Es ist ein freudiger Laut.
Miə wissns ålli, grous und klua	Wir wissen es alle, groß und klein,
Es huast, es wird a Praut.	Es heißt, es wird eine Braut.
We: sült te(d)l sei, we: sült te(d)l sei?	Wer sollte es sein, wer sollte es sein?
Miə wissns ålli guət,	Wir wissen es alle gut,
Wo heit a Praut zum fintn is	Wo heute eine Braut zu finden ist,
Te(d)l pist jå gwiß nur tu:.	Die bist gewiß nur du.
2. *ət Re:m te(d)l wül a Hå:ltung håm,*	Die Weinrebe soll eine Haltung haben,
Wå:ls å:nas gå: nit gä:t.	Weil es anders gar nicht geht.
əm pint soi unan Schtäkka å:,	Man bindet sie an einen Stecken an,
Tasi Weitraupm trekt	Damit sie Trauben trägt.
Du pist ət Re(b)m, tu pist ət Rem	Du bist die Weinrebe, du bist die Weinrebe.
Da Schtäkka is ach tå:	Der Stecken ist auch da.
Pint ti un-i:an, umschling ian-fest	Binde dich an ihn, umschling ihn fest
Und wiə sei Praut, sei Weib.	Und werde seine Braut, sein Weib.
3. *Wous ach an-å:nri ge:n hät wülln,*	Was auch eine andere gerne gewollt,
Dås håt enk hiaz dalångt.	Hat euch jetzt erlangt (erreicht).
Miə wissns ålli, tas es enk	Wir wissen es alle,daß es euch
Nit um ət Zuəkunft bångt.	Nicht um die Zukunft bangt.
Nur ət Zundhuat, nur ət Zunhuat,	Nur die Gesundheit, nur die Gesundheit,
Gibt Gott, da Härr, ach enk.	Gibt Gott, der Herr, auch euch.
Und was əs Schicksål mit sik pringt	Und was das Schicksal mit sich bringt
Nämts əs ach af enk.	Nehmt es auch auf euch.
4. *Tä(d)l Grånz in insar Hend tä(d)l trekt,*	Dieser Kranz in unserer Hand, der trägt
An Ze:dl mi(d) nam Schpruch.	Einen Zettel mit einem Spruch.
Härr gi:b, taß in Afallung gä:t,	Herr gib, daß in Erfüllung geht,
Wås a dem Ze:dl schtä:t.	Was auf dem Zettel steht.
Und nit vageßts, und nit vageßts	Und nicht vergeßt, und nicht vergeßt
Wiə glicklig e:s ach seits.	Wie glücklich ihr auch seid.
Denkts ge:n af ins, tenkts ge:n zaruck,	Denkt gerne an uns, denkt gerne zurück,
A de sche: Jugendzeit.	An die schöne Jugendzeit.

Darauf antwortet die Braut singend:

5. I tång enk, taß e:s ke:ma seits,	Ich dank euch, daß ihr gekommen seid,
Zu tem kluan Augnplick.	Zu diesem kleinen Augenblick.
Fu no:furt nämts mei Freidschåft å:	Von nun an nehmt meine Freundschaft an
Und nit bəneits mei Glick.	Und nicht beneidet mein Glück.
Seits fro:, seits fro:,	Seid froh, seid froh,
Seits fro:, seits fro:,	Seid froh,seid froh,
Dawå:ls e:s le:dig seits.	Derweil (solang) ihr noch ledig seid.
Insa Herrgott te: im Himmel is,	Unser Herrgott, der im Himmel ist,
Tä(d)l wuas ach enga Zeit.	Der kennt auch eure Zeit.

6. Lebts wo:l e:s guldign Schtuma mei,	Lebt wohl ihr goldigen Stuben mein,
i den i pis hiaz khaust.	In denen ich bis heute gehaust.
I wül hiaz ach a Wirtin sei	Ich will jetzt auch eine Wirtin sein
Und på:ld af u:anga Faust.	Und bald auf eigene Faust.
Håpts Tånk, håpts Tånk,	Habt Dank, habt Dank,
Håpts Tånk, håpts Tånk,	Habt Dank, habt Dank,
Te(d)l e:s i Freid und Luad	Die ihr in Freud und Leid
Fi mi: håst zå:rigt mei liəb Foudahend	Für mich hast gesorgt, meine liebe Vaterhand
und tu: mei trius Muədahärz.	Und du mein treues Mutterherz.

Die Jugendlichen singen weiter und zerschmettern Tonkrüge und Porzellan.

7. əs Schiəßn nimmt hiətz kua mä End	Das Schießen nimmt nun kein Ende mehr
hiətz gä:ts afs Pulva å:	Jetzt geht es aufs Pulver ab.
Miə ne:ma insri Tepf it Hend,	Wir nehmen unsere Töpfe in die Hand,
Te(d)l miə fum Tepfna håm.	Die wir vom Töpfer haben.
Schiəßts, tas kråcht, schiəßts tas kråcht,	Schießt,daß es kracht,schießt,daß es kracht,
Enga Wirtschåft sol enk pliən.	Eure Wirtschaft soll euch blühen.
A sofalt Tausnd sollts e:s håm,	Soviel Tausender sollt ihr haben
Wiə wås to Sche:rim lign.	Wie Scherben da liegen.

Oft war die Braut so glücklich, daß sie das Lied nicht bis zu Ende singen konnte. Eine Freundin war immer bereit weiterzuhelfen. Am Schluß des Liedes wurde Porzellan zerschlagen und gepoltert. Die Nachbarn standen vor dem Tor und nahmen an diesem Ereignis auch teil. Auch sie kamen in das Brauthaus und überbrachten gute Wünsche im Namen der Nachbarschaft. Nach diesem Zeremoniell wurde mit Gesang, Festessen und Tanz gefeiert.

Die Verlobung hatte Öffentlichkeitscharakter. Sie wurde im Gottesdienst „ausgerufen" (bekannt gegeben). Aus diesem Grund war es immer peinlich, wenn sie später aufgelöst wurde. Besonders hart war es für den Teil, der verlassen wurde.

In der Verlobungszeit ging der Bräutigam mit dem *Préikompischl* „Bräutigambüschlein" (Bräutigamschmuck, angeheftet am Rockkragen) und die Braut mit dem *Prautpischl* (Sträußchen auf dem Gesangbuch) in den Gottesdienst. Die Braut wurde vom Bräutigam abgeholt und nach dem Gottesdienst wieder nach Hause begleitet. In dieser Zeit lernte man auch die zukünftigen Schwiegereltern näher kennen.

3.3.2. Die Hochzeitsvorbereitungen

Während der Verlobungszeit begann die Vorbereitung für die Hochzeit. Die „Gegeneltern" (Eltern der Braut und des Bräutigams) trafen sich meistens sonntags. Zunächst wurde besprochen, *wiə weit mə greifn* „wie weit wir greifen" (bis zu welchem Verwandtschaftsgrad man einladen sollte). Der Termin wurde festgelegt und der Gemeindesaal *bəschtallt* „bestellt" (angefordert). Da man in der Regel 150–400 Gäste einlud, war man gezwungen, wieder mit den Lokalvertretern des Staates Kontakt aufzunehmen.

Den Gemeindesaal konnte man nur unter gewissen Bedingungen benutzen. Erstens mußte man einen „contract" (Vertrag, rum.) abschließen, in dem man sich verpflichtete, ein gemästetes Schwein „an den Staat" abzuliefern und dies zu einem sehr niedrigen Preis, zum sogenannten Staatspreis. Zweitens mußte eine Pauschalsumme an den Verein rumänischer Komponisten entrichtet werden. Erst wenn man sich verpflichtet hatte, dieses ungeschriebene Gesetz zu erfüllen, konnte man die Miete für das Lokal zahlen. Warum diese Komplikation? Jede politische Gemeinde mußte eine bestimmte Anzahl von Schweinen an den Staatsfonds abliefern. Da die staatlichen Farmen und die LPGs nicht genug Fleisch für die Städter und die Ausfuhr lieferten, wurden solche Maßnahmen ergriffen, die zu erheblichen finanziellen Belastungen der Dorfbewohner führten. „Export" war ein rotes Tuch für viele Staatsbürger Rumäniens. Ceauşescu hatte sich nämlich das Ziel gesetzt, in kürzester Zeit die Auslandsschulden drastisch zu reduzieren. Dies geschah auf Kosten der Bürger.

Wichtig für die Eltern und das Brautpaar war zu diesem Zeitpunkt allein das Hochzeitsfest. Alle Hindernisse, auch die oben erwähnten, nahm man in Kauf. Die Köchin und die „Schrammel" (Musikergruppe) wurden engagiert und Grundnahrungsmittel wie Mehl und Zucker rechtzeitig eingekauft oder auf dem Schwarzmarkt erstanden.

Alle Gäste der Hochzeit wurden doppelt eingeladen. Zunächst machten sich die Väter der Brautleute auf den Weg. Sie gingen von Haus zu Haus und baten die Verwandten, am großen Freudenfest *vun insən jungə Leit* „von ünseren jungen Leute" (von unserer jungen Leuten) teilzunehmen. In jedem Haus wurden die Männer herzlich empfangen. So fanden gleichzeitig auch persönliche Begegnungen und Gespräche statt. Nicht selten brachte man alte Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten wieder in Ordnung. Somit fand nicht nur in der Kirche Versöhnung zwischen den Men-

schen statt, sondern die Gemeinschaft hatte entsprechende Strukturen, eingebettet im Brauchtum, die immer wieder Anlaß gaben, Uneinigkeiten zu bereinigen.

Die zweite Einladung erfolgte durch das Brautpaar selber. Gingen die Väter jeder zu seinen Verwandten, so war es die Aufgabe des Brautpaares, alle Gäste, *ti gånz Freidschåft* „die ganze Freundschaft (d.h. Verwandtschaft)", einzuladen. In jedem Haus wurde das junge Paar herzlich empfangen. Mehlspeise und Wein wurden angeboten. So mußte die Braut aufpassen, nicht zu viele Süßigkeiten zu verzehren, und der Bräutigam mußte dem lieblichen oder herben Wein widerstehen. Auf diese Weise lernte man die Verwandtschaft des Partners kennen. Die Kinder des Hauses blickten das junge Paar voller Bewunderung an, wußten sie doch, daß diese Einladung auch ihnen galt. Ebenfalls freuten sie sich auf die Verabschiedung der Brautleute, da sie dann den Kuchen, der noch übrig blieb, verzehren durften. Die Mutter konnte eben nicht jeden Tag Kuchen backen. So war dieser Sonntag ein Festtag für das ganze Haus.

Man war neugierig, wie der junge Mensch aus der anderen „Freundschaft" reagieren würde bzw. wie sich die beiden jungen Leute zueinander verhielten. Sicher waren es oft nur belanglose Gespräche, auch mußten sie begrenzt sein, weil man alle Einladungen an einem Sonntag absolvieren mußte. *A də Gåssn* „auf der Gasse (Straße)" saßen die Frauen und bewunderten das fesche Paar. Für das Brautpaar war dieser Tag ein Pflicht- und Festtag. Am späten Abend kam man erschöpft nach Hause.

In der Woche vor der Hochzeit begannen die großen Vorbereitungen. Von Mittwoch beginnend, fanden sich im Hochzeitshaus viele Männer und Frauen zum *Hölfm* „Helfen" ein. Zunächst mußte das Schwein geschlachtet werden. Das war selbstverständlich Männersache. Die Frauen kamen schon in den frühen Morgenstunden, um zu kneten und den Teig für das Brot vorzubereiten. Dann mußte der *Zöltn* „Zelten" (Eierkuchen) und der *Nussnpunkəl* (Nußstrudel) gebacken werden. Die Nachbarn und die Verwandten spendeten Eier, Butter und Geflügel. Auf diese Weise unterstützte man sich gegenseitig, denn jeder kam einmal *ad Råːi* „an die Reihe".

Wenn diese Gaben ins Hochzeitshaus gebracht wurden, ging niemand leer aus. Für das „Helfen" wurde nämlich vorgebacken. Jeder Spender und jeder Helfer bekam ein Päckchen mit frischem Gebäck. Auch erhielt die Pfarrfamilie ein Brot und etwas von den jeweiligen Kostbarkeiten, die aus dem Backofen herausgeholt wurden. Die Organistin wurde auch nicht vergessen. Mit weniger Freude und Zuneigung ging man zum „Volksrat" (Bürgermeisteramt), um mit diesen Gaben die „kommunistischen Herren" gnädig zu stimmen. Diese Aufgabe übernahmen in der Regel die *Prauttiəndln* „Brautdirnlein" (Brautführerinnen).

Wenn alle Vorbereitungen getroffen waren, mußten sämtliche Speisen „in den Saal geschafft" werden. Auf einen Pferdewagen wurden die schweren Weinfässer, eines aus dem Haus des Bräutigams und eines aus dem Haus der Braut, verladen. Danach kamen die Speisen. Vom Pfarrhof wurde das Geschirr und das Eßbesteck geholt, welches

von der Kirchengemeinde für solche Zwecke angeschafft worden war. Währenddessen schmückten die Jugendlichen den *Så:l* „Saal" (Hochzeits-). Dafür hatten die „Knechte" Tannenzweige und zwei große „Trauringe" vorbereitet.

Auch die Vorbereitungsarbeiten für die Hochzeit waren eigentlich ein Fest. Es wurde viel gesungen, gelacht und gespaßt. Man freute sich, wenn man zu solcher Gemeinschaftsarbeit zusammenkam. Für die Mütter des Brautpaares war es natürlich eine harte Zeit, mußten sie doch alles *i da Hend hâm* „in der Hände (d. h. Hand) haben", am Morgen als erste bereit sein und abends als letzte ins Bett gehen. Nun war alles Nötige im Gemeindesaal, die Festtafeln waren längst aufgestellt und geschmückt, alles war vorbereitet. In der Nacht davor schlief ein Verwandter im Gemeindesaal. Mit Dieben und Einbrechern mußte man auch rechnen.

3.3.3. Der Hochzeitstag

Nun war es soweit. Der Hochzeitstag war angebrochen. Vor der Eingangstür des Gemeindesaales stand das Brautpaar und empfing die Gäste. Es „regnete" von guten Wünschen. Die Männer wurden anschließend mit einem „Doppeltgebrannten" (Obstler) bewirtet. Später kam auch der Brauch auf, leichtes Frauengetränk anzubieten. Die „Schrammel" hatte auf der Bühne ihren Platz eingenommen und spielte. Die Tische waren mit Köstlichkeiten fast überladen. Man merkte kaum, daß wir im tristen Kommunismus lebten. Bei so einem Fest wurde eben nicht gespart. In der Regel hatte man eine entsprechende Zeitspanne zur Vorbereitung.

Die Kirchentracht hatten die jungen Menschen in Großau leider schon abgelegt, und das besonders die Landler. Unter den Sachsen unserer Gemeinde gab es immer wieder auch eine Hochzeit „in Tracht". Auf einer landlerischen Hochzeit waren es meist ältere Frauen, die in Tracht erschienen.

Neben der hauptamtlichen Köchin halfen auf der Hochzeit noch viele Frauen aus der Verwandtschaft mit. Auch gab es zwei bis vier *Köllna* „Kellner", meistens Brüder der Brautleute, die für das Getränk verantwortlich waren. Vor der Kirche wurden kalte Speisen angeboten: hausgemachte Wurst, das frischgebackene Brot, der selbsteingekellerte Wein und anderes mehr erfreute Leib und Seele.

Wenn die Glocken zum Kirchgang einluden, hielt der Hochzeitsvater *ət Housədre:d* „die Hochzeitsrede" und forderte alle Gäste auf, sich in Reih und Glied „aufzustellen", damit man in würdiger Weise das junge Brautpaar zum Traualtar begleiten möge. Jeder kannte die Ordnung. Ohne Zeremonienmeister und Anleitung nahmen wir alle unsere Plätze ein.

Der Bräutigam wurde von den beiden Hochzeitsvätern flankiert und die Braut von den beiden Brautmädchen. Männer und Frauen gingen gesondert, die Jugendlichen

paarweise. In den 60er Jahren noch gingen auch die Burschen gesondert von den Mädchen. Der Hochzeitszug wurde von den beiden *Ge:gnmuədan* „Gegenmüttern" (Mutter der Braut und Mutter des Bräutigams) abgeschlossen. Die Straße bis zur Kirche war von neugierigen Zuschauern gesäumt. Das *Housədschau* „Hochzeitschauen" – wie übrigens auch *əs Leichschau* „das Leicheschauen" (Zuschauen beim Begräbniszug) – gehörte zum Dorfleben dazu.

Vor der Kirchenburg war eine große Menge versammelt. Auch sie ging nicht leer aus. Während der Trauung wurde vor dem Burgtor Schrammelmusik gemacht. Das Musikhören bereitete den Anwesenden große Freude. Wir Kinder hatten unsere Freude am „Noten halten".

Der Hochzeitszug wurde von der Stille und Heiligkeit der Jahrhunderte alten Kirchenburg aufgenommen. Man trat in eine andere Welt. Der Geistliche saß im Pfarrgestühl und nickte den Eintretenden zu. Die Orgel begann mächtig zu brausen. Der Bräutigam nahm mit den Hochzeitsvätern im Chor neben dem Altar Platz. Die Braut saß in den Frauenbänken und wurde vor der Trauhandlung von den Brautmädchen zu dem Traualtar begleitet. Die Lieder wurden „aus voller Brust" gesungen. Jeder kannte sie fast auswendig. Dann folgte bei einer landlerischen Trauung die Predigt in der Hochsprache. Bei einer sächsischen Trauung predigte der Pfarrer im sächsischen Dialekt. Oft schmunzelten die Jugendlichen, wenn aus dem Munde des Geistlichen eine Mahnung an die jungen Leute gerichtet wurde. Die Kränzchenfreunde kannten sich doch bestens untereinander und wußten genau, was „jeder und jede von ihnen wert war". Wahrscheinlich dachten sie sich: *Liəwa Pfårra, i wuas scho, wås mei Komaro:d uda ət Komaro:din bəzå:lt* „lieber Pfarrer, ich weiß schon, was mein Kamerad oder die Kameradin bezahlt" (ich weiß wohl, was im Innern meines Freundes oder meiner Freundin steckt).

Nach der Trauhandlung mußte der Bräutigam besonders aufmerksam sein. Der Pfarrer gab ein Zeichen, bei welchem jener den Platz neben seiner Braut für kurze Zeit räumen mußte. Es folgte der Segen der jungen Frau und zukünftigen Mutter, eine Handlung, die früher in einem gesonderten Frauengottesdienst am zweiten Hochzeitstag vorgenommen worden war. Anschließend wurde ein Gemeindechoral gesungen und dann konnte, zur Freude der Jugend, das Gotteshaus verlassen werden. Der Gemeindefotograf hatte seine genauen Anweisungen, so daß seine Arbeit in der Kirche nicht störend wirkte. Die Hochzeitsväter bedankten sich beim Pfarrer für die „schönen Worte" und luden die Pfarrfamilie zum Fest ein.

Draußen wurde der Hochzeitszug wieder von den Klängen der Schrammelmusik empfangen. Nun führte der Weg in das zukünftige Heim der jungen Eheleute. Jetzt marschierten die Glücklichen Hand in Hand und führten den Hochzeitszug an. Die männliche Jugend begann zu pfeifen und zu juchzen. Nach dem Ernst in der Kirche wurde nun die ganze Hochzeitsgesellschaft von Fröhlichkeit gepackt. Da war aber schon das erste „Hindernis" im Leben des jungen Paares sichtbar. Die Nachbarn hat-

ten ein Seil quer über die Straße gespannt. Jetzt mußten die Hochzeitsväter wieder ihres Amtes walten. Die Nachbarn hielten das Seil so lange gespannt, bis ihren Forderungen stattgegeben wurde. Meistens ging es um einen Eimer Wein. Gleichzeitig wurden die Eheleute aufgefordert, sich im nächsten Winter in die Nachbarschaft einzugrüßen. Anschließend wurde der Weg freigegeben. Der Hochzeitszug setzte sich wieder in Bewegung.

Das große Hoftor stand weit offen. Mitten im Hof stand ein Tisch. In wenigen Augenblicken begann das *Weisn* „Weisen" (Geschenke auf den Tisch legen). Das junge Ehepaar stellte sich vor den Gabentisch, an beiden Seiten von den Brautmädchen flankiert. Der Hochzeitsvater hielt eine Ansprache und wies darauf hin, daß die ganze Verwandtschaft auch darauf bedacht sei, dem jungen Paar zu helfen, damit ein Grundstein gelegt werde, auf dem sie aufbauen könnten. Jeder möge nun in die Tasche greifen und nach seinen Möglichkeiten etwas „beisteuern". Die „Schrammel" begann das Lied „Schön ist die Jugendzeit" zu spielen. Dem Alter nach traten zunächst die Männer, angeführt vom Hochzeitsvater, an den Gabentisch und überreichten ihr Geschenk, welches in der Regel eine bestimmte Geldsumme war. Anschließend traten die Frauen heran. Ihre Geschenke waren vielfältig, beginnend vom Geschirr und sonstigen Haushaltsgeräten bis hin zur Wanduhr und dem Nachttopf für kleine Kinder. Jeder legte seine Gabe auf den Tisch, reichte der Braut und dem Bräutigam die Hand, sprach nochmals seine besten Wünsche aus und legte auch in den Gabenteller der Brautmädchen einen Geldschein.

Nach dem „Weisen" folgte der Puppentanz. Eine ältere Frau tanzte mit einer Puppe, die auch jemand geschenkt hatte, und führte sie immer wieder an den Bräutigam und an die Braut heran. Dadurch wurde zu verstehen gegeben, der Nachwuchs sollte nicht lange auf sich warten lassen. War die Braut schon schwanger, blieben schalkhafte Anspielungen nicht aus.

Jetzt ging man wieder im geschlossenen Hochzeitszug zum Gemeindesaal. Die Helferinnen hatten die Tische neu gedeckt. Nun kam die obligate *Nu:dlsuppm* „Nudelsuppe" auf den Tisch. Auf Marschmusik wurden die Schüsseln aus der Küche in den Festsaal getragen. Dazu aß man noch *ət So:ß* „die (Tomaten)sauce". Der zweite Gang bestand aus dem Hühnerfleisch, welches mit der Suppe mitgekocht wurde. Erst in den 70er Jahren wurde Braten als zweiter Gang eingeführt. Das Tischgebet sprach der Hochzeitsvater oder der Pfarrer. Die „Kellner" stellten Wein auf den Tisch und füllten die leeren Flaschen. Die „Schrammel" machte Tischmusik.

Nach dem Mittagsmahl wurden die *Tå:fln* „Tafeln" (lange Tische) aus dem Festsaal entfernt. Es begann die Tanzunterhaltung. Auch war jetzt der obligate Fototermin. Die Aufnahmen wurden meistens in einem blumenreichen Hof unweit des Gemeindesaales gemacht. Den alten und kranken Gemeindegliedern brachten Frauen *i da Bi:s* „in

der Büse" (Behälter mit Henkel) Nudelsuppe, Gebäck und selbstgebackenes Brot. Darauf haben die Mütter der Brautleute besonders großen Wert gelegt, daß niemand „ausbleibe" und jeder etwas von der Hochzeit bekomme. Auch diese diakonische Funktion der Hochzeit war von keiner Behörde gesteuert, sondern gehörte selbstverständlich zur dörflichen Gemeinschaft. Für uns Kinder war eine Hochzeit immer eine Gaudi. Wir konnten tanzen, umherlaufen oder uns eine Limonade aus „Sirup und Sodawasser" mixen.

In den Nachmittagsstunden mußten die Gäste für kurze Zeit nach Hause gehen, um das Vieh zu versorgen. Nach getaner Arbeit kam man wieder in den „Saal" (Unterhaltungsraum). Die älteren *Muam und Vettan* „Muhmen und Vettern" (Verheiratete und Erwachsene) saßen rings um die Tanzfläche, beobachteten die fröhliche Jugend und ließen sich das Gebäck und den Wein schmecken. Arbeitsplatz und Gemeindeleben boten genügend Erzählstoff.

Inzwischen wurde in der Küche das Abendessen vorbereitet. Auch mußten die vielen Teller, Schüsseln und das Eßbesteck abgewaschen werden. Nun wurden die langen Tische und die Bänke wieder hereingebracht und gedeckt. Jeder half irgendwo mit. Das Menü bestand aus Rind- und Kalbsbraten oder Schnitzel, dazu *Sauəs* „Saueres" (Zuspeisen) und Preiselbeeren.

Um Mitternacht fand *da Jungweiwatånz* „der Jungweibertanz" (Jungfrauentanz) statt. Alle Männer durften jetzt mit der jungen Frau tanzen. Dem Alter nach trat man hinzu und bat um einen Reigen. Hier hatten die Burschen Gelegenheit, die Braut oder wenigstens deren Schuh zu „stehlen". Leider ging es manchmal bei diesem Tanz etwas brutal zu. Inzwischen hatte sich auch der Alkohol bemerkbar gemacht und der Mut der jungen „Knechte" stieg. Jeder Tänzer mußte eine kleine Summe *Kuətschnköld* (Windelgeld) in einen Teller legen. Die Hochzeitsgemeinschaft klatschte und freute sich. Bei diesem Tanz hatte die junge Frau die *Jungweiwatråcht* (Jungfrauentracht) an. Eine kluge Frau zog sich dabei auch die *houin Schuə* „hohen Schuhe" (Schnürschuhe) an, die zwar unbequemer waren, aber eben nicht „gestohlen" werden konnten.

Ab diesem Tanz übernahmen die jungen Eheleute die Bedienung der Gäste. Plötzlich klirrten die Gläser und Flaschen, man verlangte Nachschub. Der junge Mann lief, die Frau eilte mit. Bald legte sich der Lärm. Die Unterhaltung nahm ihren Lauf; man sang Volkslieder, tanzte, lachte und erzählte. Am frühen Morgen wurde nochmals gespeist. Diesmal gab's *sauəs Kraut* „saueres Kraut" (Krautwickel).

Schließlich dachte man auch an das *Húamke:* „Heimgehen" (Nachhausegehen). Die „Schrammel" war nur bis zu einer gewissen Stunde gedungen worden. Meistens war aber gerade vor Torschluß die Stimmung unter den Jugendlichen besonders gut. Nicht selten wurde noch um eine Stunde verlängert und der gütige, jungverheiratete Mann ließ dafür gerne noch einen „Tausender" (Tausend Lei) springen. Damit war der erste Teil der Hochzeit abgeschlossen.

Am Spätnachmittag fand man sich zum *Schwanzl* „Schwänzlein" (Nachfeier). *əs I:wrigpli(b)mi* „das Übriggebliebene" mußte noch verzehrt werden, da man keine Kühlschränke besaß.

An diesem Nachmittag wurden Gemeinschaftsspiele gespielt und natürlich auch getanzt. Neckend befragte man das jungvermählte Paar nach der verbrachten Hochzeitsnacht. Neugierig erkundigten sich auch die Freundinnen der jungen Frau: *Wås håst ålles kriəgt?* „Was hast du alles gekriegt?". Gemeint waren natürlich die vielen Hochzeitsgeschenke. Die verheirateten Männer und Frauen sprachen miteinander, und die Nächstverwandten dachten auch schon an das *Zåmmrå:ma* „Zusammenräumen". Der Großteil dieser Arbeit wurde zwar nur am nächsten Tag durchgeführt, aber Kleinigkeiten wurden noch während der Unterhaltung verrichtet. Nach so einem Fest kam immer wieder eine Schwermütigkeit auf. Man freute sich aber schon auf die nächste Hochzeit, die sich anbahnte.

3.4. Die Hochzeit ist vorbei. Ein neuer Lebensabschnitt beginnt.

Am nächsten Tag mußte wieder alles aus dem Gemeindesaal geräumt werden. Bei dieser Arbeit gab es bedeutend weniger Hilfe. Dennoch fanden sich immer wieder Frauen ein, die mithalfen. Das Geschirr wurde wieder auf den Pfarrhof getragen, wo es von der Kirchenmutter sorgfältig überprüft und gezählt wurde. Zerbrochene Becher und Teller mußten rückersetzt werden. Die leeren Weinfässer wurden nach Hause gebracht und für die nächste Weinlese vorbereitet.

3.4.1. Der Hausstand

Vom Hochzeitsgeld kauften sich die jungen Eheleute meistens Einrichtungsgegenstände. Die nötigsten Dinge für die Wirtschaft hatte man als Hochzeitsgeschenk erhalten. Dazu gehörte auch die Aussteuer der Braut und des Bräutigams. Sie bestand aus selbstgewebten Handtüchern, Steppdecken, Leintüchern und Federpolstern. Die Großmütter hatten oft selbstgewebte Teppiche vorbereitet, die in der alten Truhe auf den Hochzeitstag gewartet hatten.

In den meisten Fällen lebten die Jungverheirateten nicht alleine auf einem Hof. Entweder kam die Frau oder der Mann auf den Hof der Schwiegereltern. Manchmal wohnte das junge Paar mit den Großeltern zusammen. Diese zogen sich in die *Schti:wəln* „Stüblein" (die kleinere Nebenwohnung) zurück und räumten die guten Stuben für die jungen Leute. Es gab auch Fälle, in denen die junge Frau auf einem Herd mit der Schwieger- oder mit der Großmutter kochen mußte. Mietwohnungen gab es keine. Oft wurden ehemalige Wirtschaftsgebäude, die man für diesen Zweck nicht mehr verwendete, zu Wohnungen umgebaut. Da kaum neue Hofparzellen er-

schlossen wurden, machte sich auch in Großau eine gewisse Wohnungsnot bemerkbar. Kein Ackerboden durfte unter Ceauşescu zweckentfremdet werden. Höchstwahrscheinlich wären im Falle des „weiterblühenden Kommunismus" auch in Großau Wohnsilos und Betonblocks errichtet worden, wie in Neppendorf, unserer stadtnahen Nachbargemeinde. Durch die Auswanderung der Sachsen und Landler wurden aber ständig neue Höfe frei. In die besten Wirtschaften zogen Vertreter der Lokalnomenklatura ein, und die andern Höfe wurden meistens den kinderreichen Zigeunerfamilien zugeteilt. Die ausgewanderten Gemeindeglieder erhielten für ihr umfangreiches Erbe oder ihr selbst gebautes Haus einen Spottpreis, der fern der Heimat nicht einmal als Startkapital für einen Neuanfang ausreichend war. Selten wurden ehemalige Häuser der Sachsen und Landler, spätere Staatswohnungen, unseren Glaubensgenossen zugeteilt. Dank des Fleißes und des unermüdlichen Einsatzes der Eltern wurde den Jungverheirateten meistens dennoch eine entsprechende Wohnung sichergestellt.

3.4.2. Das Eingrüßen in die Nachbarschaft

Nach der Heirat erwartete man vom jungen Paar, daß es sich in die Nachbarschaft eingrüße. Außerhalb dieser Organisation konnte man kaum bestehen. Problematisch war es für die konfessionsverschiedenen Ehen. Den Andersgläubigen gegenüber wollte man sich eher abgrenzen. Kirche und Nachbarschaft waren die letzten „Inseln" unserer Gemeinschaft, wo man „unter sich" sein konnte. Es wurde auch darauf geachtet, daß Sachsen und Landler nicht miteinander heirateten. Schon so eine Ehe wurde als „Mischehe" definiert. Die Gemeinschaft bot zwar Geborgenheit, andererseits errichtete sie ungute Grenzen, die zum christlichen Glauben im Widerspruch standen. Unsere Ordnungen und Gesetze sollten der Gemeinschaft dienen. Das Individuum mußte sich fügen oder es wurde verstoßen.

Im Jänner fand in jeder Nachbarschaft der *Zúəgånk* „Zugang" (Richttag) statt. Die Männer versammelten sich beim *Å:ltnåchpa* „Altnachbar". Vorher schon hatte der junge Mann seine Absicht kundgetan und mündlich und unverbindlich um die Aufnahme in die Nachbarschaft gebeten. Unter dem Vorsitz des Altnachbarn wurde die Sitzung eröffnet. Die Nachbarschaftslade wurde geöffnet. Solange sie offen blieb, herrschte eiserne Disziplin. Ungefragt durfte niemand sprechen. Man mußte *um əs Wå:rt pittn* „um das Wort bitten". Auch geraucht durfte währenddessen selbstverständlich nicht werden.

Dann wurde „gerichtet und geschlichtet". Das Protokoll der letzten Sitzung las der Schriftführer vor. Die Versäumnisse waren genau geführt und nun entsprechend bestraft worden. Meistens ging es um Geldstrafen, die für die Nichtanwesenheit bei Beerdigungen oder Gemeindearbeit entrichtet werden mußten. Anschließend wurde der

neue Nachbar in den Tagungsraum gebeten. Die „Statuten" (Nachbarschaftsregeln) wurden verlesen und erläutert. Daraufhin bat der junge Mann um Aufnahme in die Nachbarschaft: *Liəwi Nåchpan, i pit enk, nämts mi it Nåchpaschåft auf. ət Schtatutn wül i å:ihåltn und meini Pflichtn nå:kema* „Liebe Nachbarn, ich bitte euch, nehmt mich in die Nachbarschaft auf. Die Statuten will ich einhalten und meinen Pflichten nachkommen". Zur *Å:igriəßung* „Eingrüßung" spendete der Neuling einen Krug Wein. Auch mußte jeder Nachbar den *Zúəgånkskreiza* „Zugangskreuzer" bezahlen.

Jedes zweite Jahr wurden die Ämter übergeben und von anderen Nachbarn übernommen: die „Kellner", der „Jungnachbarvater" und der „Altnachbarvater". Nach dem „Zugang" wurde die Lade wieder geschlossen. Nun begann der gemütliche Teil des Tages.

Die Versammlung der Frauen fand in ähnlicher Weise statt. Die Jungnachbarin war auf die Ordnung in ihrem Haus besonders bedacht, wenn so viele Frauenaugen in ihre Wirtschaft blickten. Man wollte keine „Schande aufheben". Nach dem „Zugang" kamen die Frauen werktags noch zu einem gemütlichen Abend zusammen, bei dem viel gesungen, gespielt und vorgelesen wurde.

Die Nachbarschaften hatten mehrere Funktionen: Wahrnehmung diakonischer Aufgaben, Bestattungen nach altem Recht und Brauch, Aufrechterhaltung und Pflege des Gemeinschaftswesens. Der Friedhof, die Kirchenburg, das Gotteshaus, Pfarrhaus und Pfarrhof wurden von den Nachbarschaften gepflegt und, wenn nötig, renoviert. Man wurde für diese Arbeiten *ad Rúas tschickt* „auf die Reise geschickt". Wahrscheinlich stammt dieser Ausdruck aus einer Zeit, als man für den Frondienst auch reisen mußte, da die Arbeit außerhalb der Ortschaft zu verrichten war. Daß man bei diesem freiwilligen Einsatz nicht immer aus lauter Lust und Freude dabei war und dementsprechend oft wenig leistete, davon zeugt ein Ausspruch, der bis in unsere Zeit hinein verwendet wurde. Der Vater mahnte den Sohn: *Ni:d årwəd wiə a da Rúas* „Nicht arbeite wie auf der Reise" (wie bei der Kirche).

Diese Gemeinschaftsarbeiten wurden von den Kirchenvätern des Presbyteriums genau überwacht und kontrolliert. Auch konnte man nie wissen, ob nicht der geistliche Herr aus seiner Schreibstube entweder einen Blick hinaus warf oder selbst an Ort und Stelle nach dem Rechten sah. Das Gerechtigkeitsgefühl der Großauer war eindeutig und eng zugleich. Nachsicht mit Nachzüglern, mit Menschen, die aus verschiedenen Gründen ihren Pflichten nicht nachkamen, hatte man nicht. Barmherzigkeit war fast ausgeschlossen. Wer sich der Gemeinschaft widersetzte, „aus der Reihe tanzte", wurde bestraft und in Härtefällen sogar aus der Gemeinschaft ausgeschlossen. Es ist mir ein Fall bekannt, wo der Alt- und der Jungaltnachbar nicht die entsprechenden Räumlichkeiten für das Nachbarschaftsfest und den „Zugang" bereitstellen wollten. Nach langen Verhandlungen und ernsthaftem Ermahnen sind diese beiden „Amtsträger" aus der Nachbarschaft ausgeschlossen worden. Einer von ihnen übersiedelte nach Hermannstadt, wo die evangelischen Christen in einer gewissen Anonymität lebten

und wo es solche althergebrachten Strukturen nicht mehr gab. Der andere Ausgeschlossene war bis zu seinem Lebensende ein „schwarzes Schaf". Seine Familie mußte bei seiner Beerdigung einen hohen Geldbetrag einer anderen Nachbarschaft aushändigen, die ihn dafür zu Grabe trug. Die Gemeinschaft, deren Mitglied er einmal war, verweigerte diesen letzten Dienst.

3.4.3. Familiennachwuchs

Wenn die junge Familie *Nå:wuks* „Nachwuchs" bekam, war dies wieder ein Ereignis, nicht nur für die Großfamilie, sondern auch für die Nachbarschaft. Der glückliche Vater war besonders dann stolz, wenn ein Sohn zur Welt kam. Die Männer der Nachbarschaft kamen zusammen, um das Ereignis zu „begießen".

Bei der Geburt des Kindes durfte der Mann natürlich nicht anwesend sein. Zu Hause angekommen, wurde die junge Frau im *Kindpe:t* „Kindbett" von den Nachbarinnen und den Frauen *as də Freidschåft* „aus der Freundschaft" (Verwandtschaft) aufgesucht. Im Korb brachten sie eine schmackhafte Mahlzeit für die ganze Familie. Das Kind wurde bewundert und man rätselte: *I wöli Freidschåft schlechts* „In welche Freundschaft schlägt es?" (Mit wem aus der Verwandtschaft hat das Kind eine Ähnlichkeit?). Oft erinnerten sich die alten „Muhmen" (Tanten), daß ein Urahne genauso ausgesehen hätte.

Man achtete sehr darauf, daß das Kind nicht „berufen" wurde. Aus diesem Grund durfte es nicht zu lange betrachtet werden. Auch sagten die älteren Frauen: *Pi, pi, daß i ti: nit bərúəf!* „daß ich dich nicht berufe". Wurde das Kleinkind dennoch „berufen", was sich durch Bauchkrämpfe und Weinen äußerte, löschte man Kohle in Wasser. Über diesem „Medikament" sprach eine Frau ein Gebet, meistens das Vater Unser, machte das Zeichen des Kreuzes und flößte dem Kind die Flüssigkeit ein. Diese Handlung, die oft einer Zauberei glich, wurde meistens von älteren Frauen durchgeführt.

Das Kind mußte nach seiner Geburt beim Standesamt angemeldet werden. Hier gab es nun eine weitere Berührung mit den Behörden des Staates, gehörte das Standesamt doch zum kommunistischen Volksrat. Die Taufnamen sind in den meisten Fällen romanisiert worden. So wurde statt „Johann" *Ioan* eingetragen, statt „Mathias" *Matei*, statt „Elisabeth" *Elisabeta*, statt „Katharina" *Ecaterina*. Dagegen konnten sich unsere Eltern kaum wehren. Auch hatte man in den 50er und 60er Jahren Angst, dagegen etwas zu unternehmen und als Nationalist, Faschist und „Hitlerist" gestempelt zu werden. Eine Verweigerung der Annahme der Geburtsurkunde kam nicht in Frage. In den späteren Jahren hat es sich zum Besseren gewendet. Als ich meine Kinder anmeldete, schrieb ich den jeweiligen Namen auf ein Blatt Papier und bat, man möge den Namen so eintragen, wie ich ihn aufgeschrieben hätte.

Nach einem Monat wurde das Kind getauft. Ein neues Glied trat in die Gemeinschaft ein. Welchen Weg wird es gehen? Werden es die alten, gewohnten, festgetretenen Bahnen der Vorfahren sein, oder werden sich ganz neue Wege auftun? Wird die Gemeinschaft noch tragfähig sein oder wird sich das Individualrecht zum Nachteil der Gemeinschaft durchsetzen? Mit unzähligen Fragen, aber auch mit viel Freude begann eine neue Familie zu wachsen.

3.4.4. Todesfälle

Starb ein Mitglied der Nachbarschaft, so wurde *ət Leich* „die Leiche" (der Todesfall) beim Pfarrer „angezeigt". Mit dem Totenschein vom Standesamt ging man auf den Pfarrhof. Meistens hatte der Pfarrer vom Todesfall schon erfahren. Von den Angehörigen wurde ein Lebenslauf gezeichnet und vom Pfarrer die nötigen Daten für die Eintragung in die Totenmatrikel aufgenommen. Nicht selten sagten Gemeindeglieder zum Geistlichen: „Herr Pfarrer, machen Sie es biblisch". Damit wurde die Bitte geäußert, nur wenige Worte des Lobes zu sagen, da es im Siebenbürgisch-Sächsischen ein Sprichwort gab: *Lechaprädigt, Lijaprädigt* „(Die) Leichenpredigt (ist eine) Lügenpredigt". Das wollte man natürlich nicht. Außerdem wußte man, daß jeder in der Gemeinde den Verstorbenen genau kannte. Anschließend wurden der Vorstand der Blaskapelle und der Altnachbar verständigt. Dieser wiederum entsandte die Nachbarn, die „an der Reihe waren", auf den Friedhof, damit das Grab ausgehoben werde. Gleichzeitig wurde ein junger Nachbar durch die Nachbarschaft geschickt, damit er alle Mitglieder „warne" (verständige).

Bei dieser Gelegenheit erzählte man oft von den letzten Stunden und Tagen des Verstorbenen. In der Regel starb man nicht abgeschoben und verlassen in einem Krankenhaus oder im Altenheim, sondern im Schoß der Familie. Wenn die Angehörigen erkannten, daß der Kranke in seinen letzten Zügen war, mußte stets ein Familienmitglied am Krankenbett wachen. Die letzten Wünsche und Äußerungen des Sterbenden sollten erfahren und befolgt werden. Diese wurden auch den Nachbarn mitgeteilt. Alle Ausgaben für die Beerdigung wurden vom „Leichenfonds" gedeckt, einem kirchlichen Fonds, der von allen evangelischen Gemeindegliedern der Ortschaft getragen wurde. Da alle Vereine von den Kommunisten verboten worden waren, die „Sterbehilfe" aber als ein solcher galt, wurde der Betrag dieses Fonds zusammen mit dem Kirchenbeitrag bemessen und eingesammelt. Auf diese Weise getarnt, konnte der ehemalige Verein zum Wohl der Gemeinschaft auch weiterhin aufrechterhalten werden.

Am Abend des zweiten Tages nach dem Tod des Gemeindegliedes versammelte sich die Verwandtschaft zum *Wåcha* „Wachen". Die Frauen saßen um den Sarg *i də sche:n Schtum* „in der schönen Stube", die man sonst kaum benutzte. Der Spiegel an der Wand war in ein schwarzes Tuch gehüllt. Die Männer saßen im Vorraum oder *i də hintən*

Schtum „in der hinteren Stube". Während man aus der Stube der Frauen oft weinen und schluchzen hörte, führten die Männer in gedämpftem Ton Gespräche. Meistens hatte der Tote auch schon seinen *Leichnwei* „Leichenwein" zu Lebzeiten vorbereitet, der nun in mäßiger Weise getrunken wurde. Desgleichen wurden Teller oder Körbchen mit frischgebackenem Brot herumgereicht. In diesem Fall brach man vom Brot. Das Wachen wurde mit einer würdigen Rede, gesprochen vom *Leichnvouda* „Leichenvater" (Wortmann), der meistens ein guter Redner aus der Verwandtschaft war, beendet.

Am Nachmittag des nächsten Tages fand die Beerdigung statt. Zunächst läuteten die Kichenglocken *fid Freidschåft* „für die Freundschaft" (für die Verwandten). Die Frauen versammelten sich wieder im Raum, wo der Tote aufgebahrt war. Neben dem Hoftor stand der Leichenvater mit den Söhnen und Enkelsöhnen des Verstorbenen. Sie empfingen das Beileid der Eintretenden. Dann wurde für die Nachbarschaft geläutet. Männer und Frauen hatten sich unweit des Trauerhauses versammelt.

Der Altnachbar teilte die Nachbarn für die verschiedenen Dienste ein. Die Jüngsten gingen läuten; kräftige Männer wurden zum *Trå:ng* „Tragen (des Sarges)" eingeteilt.

Inzwischen näherte sich auch schon der Geistliche mit den Männern der Blaskapelle. Die Männer und die Frauen der Nachbarschaft kamen in den Hof des Trauerhauses. Jetzt betraten der Leichenvater mit den Söhnen und Enkelsöhnen das Haus, um sich von dem Toten zu verabschieden. Der Tote wurde persönlich angesprochen. Die Angehörigen sprachen ihren Dank aus und hofften auf ein Wiedersehen. Dann trat der Altnachbar, gefolgt von den Trägern, ins Zimmer. In diesem Augenblick brach das Weinen und die große Klage der Frauen aus. Der Altnachbar verabschiedete sich vom Toten. Die Träger schlossen den Sarg, der in den Hof *at Leichnpenk* „auf die Leichenbank", eine schwarze Bank, die nur diesem Zweck diente und der Nachbarschaft gehörte, gestellt wurde. Die Blaskapelle spielte dazu Trauermusik. Der Pfarrer segnete den Verstorbenen aus. Nachher sang die versammelte Gemeinde einen Choral. Die Glocken begannen zu läuten.

Vor dem Leichenhaus stand der Leichenwagen, ein kutschenartiger Pferdewagen, bereit. Man stellte sich zu dem „Leichenzug" auf, voran die Blaskapelle, gefolgt vom Geistlichen. Anschließend kam der Leichenwagen, gefolgt vom Leichenvater, den Söhnen und, dem Alter nach, den Männern der Verwandtschaft und der Nachbarschaft. In ähnlicher Reihenfolge stellten sich die Frauen auf. Der Zug wurde von den jüngsten Frauen der Nachbarschaft geschlossen.

Im Trauermarsch ging es nun dem Friedhof zu. Im Trauerzug durfte nicht gesprochen werden. Auch sollten bei Regenwetter nicht bunte Regenschirme benutzt werden. Viele Menschen säumten die Straßen. Die Männer am Straßenrand entblößten ihr Haupt. Vor dem Friedhof wurde der Sarg wieder von den Trägern der Nachbarschaft übernommen. Im *Schoppən* „Schuppen" (Friedhofshalle aus Holz) wurde der Sarg wieder auf eine Bank gestellt.

Es folgte *ɔt Leichnpre:dik* „die Leichenpredigt". Im Falle der Beerdigung eines Landlers wurde sie in der Hochsprache gehalten. Bei einem sächsischen Gemeindeglied predigte der Pfarrer im siebenbürgisch-sächsischen Dialekt. Während dieser Handlung hatten sich *ɔt Grå:bmåcha* „Grabmacher" (Nachbarn, die das Grab geschaufelt hatten) beim Grab eingefunden, um nach dem Rechten zu sehen. Unter Blasmusikbegleitung wurde der Sarg zum Grab gebracht. Der Tote wurde eingesegnet und anschließend der Sarg behutsam von den Nachbarn in das Grab versenkt. Daraufhin wurde das Grab von allen Nachbarn so zugeschaufelt, daß es zu keinem Poltern der Erdschollen kam. Diese Arbeit verrichteten die Männer der Nachbarschaft unter strenger Aufsicht des Altnachbarn. Wenn das Grab wieder geschlossen war, wurde auf dem Grabeshügel ein Gestell aufgerichtet, auf welches die vielen Kränze gehängt wurden. Schließlich bedankte sich der Leichenvater bei „dem ehrwürdigen Herrn Pfarrer", bei der „ehrlichen Nachbarschaft", bei den Mitgliedern der Blaskapelle und der Verwandtschaft, die dem Verstorbenen *di letzt E:* „die letzte Ehre" erwiesen hatten. Anschließend gingen alle Anwesenden um das Grab, der Reihe nach wie im Leichenzug, berührten das Grab mit der Hand und sagten: *Ru-ɔts wo:l* „Ruhet wohl".

Wieder durch die Friedhofskapelle schreitend, verließen alle den Friedhof. Im Trauerhaus wurde *fi di Ållagleimstn und fid Gest* „für die Allergleimsten[6] (Verwandten) und für die Gäste (aus anderen Ortschaften)" *ɔs Tre:nabro:t* „das Tränenbrot" gereicht.

Manchmal kam es anläßlich ernsthafter Begebenheiten auch zu humorvollen Situationen. Bei einer Beerdigung verabschiedete sich ein Leichenvater von unserer 80-jährigen Tante so: *liɔwi Freidschåft, ɔs tuɔt ins ach luat, taß insa Muam scho ɔso friɔ schlåffn gånga is. Si sol lång le:m und zund pleim!* „Liebe Freundschaft (Verwandtschaft), es tut uns auch leid, daß unsere Muhme (Tante) so früh schlafen gegangen ist. Sie soll lange leben und gesund bleiben!" Diese Formel hatte man stets beim Wünschen am Namenstag verwendet. Offensichtlich war sie bei der Beerdigung fehl am Platz.

Eingebettet, von der Wiege bis zum Grab, in eine lebensfähige und lebensfrohe Gemeinschaft, in die Großfamilie, Verwandtschaft und Nachbarschaft, verbrachte man sein Leben und ruhte nun, nach dessen Abschluß, auf dem von der Kirchengemeinde gepflegten Friedhof und wartete den Worten des Leichenvaters gemäß „auf eine fröhliche Auferstehung".

---

6 *gleim* „nahe"; mhd. *gelîme* (zu mhd. *lîm* „Leim").

4. Schlußbemerkungen

In den 45 Jahren Kommunismus hat sich auch unsere Gemeinschaft verändert. Durch die rasante Entwicklung der Industrie wandelte sich auch der Lebensstil der Landler. Die meisten arbeiteten nicht mehr in der Landwirtschaft, sondern in den verschiedensten Betrieben Hermannstadts oder auf den vielen Bauplätzen Rumäniens. Hier lernten sie die Rumänen und zum Teil auch die Ungarn näher kennen und waren oft Leidensgenossen im kommunistischen System. Das frühere Feindbild wurde zum Teil abgebaut, obwohl sich ein nationalistischer Kommunismus anbahnte, der für das Zusammenleben der Nationen in Rumänien nicht ungefährlich war. Freundschaften und Ehen mit „den anderen" waren besonders in den Städten keine Seltenheit mehr.

Auch das Verhältnis zwischen Sachsen und Landlern wurde lockerer. „Mischehen" waren nicht mehr so verpönt, obwohl sie immer noch eher zu den Ausnahmen zählten. Das Ablegen der Tracht war gleichzeitig auch eine Chance. Die Unterschiede waren so nicht mehr sichtbar. Andererseits blieben alte Regeln bis zur Auswanderung bestehen: getrennte Sitzplätze in der Kirche, getrennter Abendmahlsempfang, der Gemeindekurator mußte ein Sachse sein und ebenso der „Finanz-Kirchenvater", getrennte Bruder- und Schwesterschaften, verschiedene Trachten bei Hochfesten und sonstigen Veranstaltungen, in der Regel getrennte Kränzchen der Jugendlichen und der Erwachsenen, spezifische Speisen (eher Gerichte aus Mehl bei den Landlern) und natürlich die beiden verschiedenen Dialekte.

Die Rumänen in unseren landlerischen Gemeinden kannten auch den Unterschied zwischen den *saşi* (Siebenbürger Sachsen) und den *saxoni* (Landler). Der Pfarrer erkannte sie am jeweiligen Gruß. Die Sachsen grüßten ihn im Dialekt, die Landler in der Hochsprache.

Obwohl kommunistische Spitzel in den 50er Jahren den Streit zwischen den beiden Volksgruppen zu ihren Gunsten nutzen wollten, ist es ihnen nicht gelungen, Christen *eines* Bekenntnisses gänzlich zu spalten. Zwar ist es bei einigen Pfarrwahlen sehr problematisch gewesen, jedoch gab es auf beiden Seiten Männer und Frauen, die zum Wohl der Gemeinde eingegriffen hatten und so zum Frieden beitrugen. Wahrscheinlich waren die Spannungen in Großau aus jenem Grund größer als in Großpold und Neppendorf, weil die beiden Gruppen fast gleich stark und auch zahlenmäßig in gleicher Höhe waren. Trotz allem haben wir dem Kommunismus widerstanden und unseren christlichen Glauben bewahrt.

Der Großauer Bauerndichter Josef Kufleitner, mit dem Spitznamen „Comoara-Schaitz" (rum. *comoară* „Schatz"), hat in sächsischer Mundart, obwohl er Landler war, das Großauer Lied gedichtet. Der Großauer Lehrer Josef Beer, auch ein Landler, hat die Melodie dazu geschrieben. Der unermüdliche Zibin, die herrlichen Weinberge und

unsere spezifische Gemeinschaft werden in schlichter und ergreifender Weise besungen. Dieses Lied wird uns auch fern vom *Reizwå:ld* (dorfnaher Wald) und weit weg *fu da Hül* (Anhöhe bei Großpold) begleiten und in fröhlichen sowie in traurigen Stunden von unserem lieben Großau erzählen. Wir stehen am *Schtopiol* (Berg mit guter Aussicht) und stellen fest: *Miə kinən ti níə fakessn* „Wir können dich nie vergessen".

U biden Awern des Zabengs	An beiden Ufern des Zibins,
do lot Grisau de Himet meng,	nur dort allein ich glücklich bin,
wot Wasser rouscht, kristall si rien,	das Wasser rauscht, kristall so rein,
nor do ellien bän ech derhiem.	in Großau nur bin ich daheim.
Wo af den Rejern wehst der Weng	Wo auf den Bergen wächst der Wein
ä Gottes hieschem Sannescheng,	bei Gottes gold'nem Sonnenschein,
wo mir as oft za frihe Stangden	wo wir uns oft zusammen fanden
bäm hiesche Lied zesumme fangden.	bei schönem Lied in frohen Stunden.
End meß ech iest vun dir ewech,	Und ruft das Schicksal mich von hier
dro stejen ech aft Burgprichrech,	und muß ich scheiden einst von dir,
meng letztet Wiert, bäm letzten Bläck:	mein letztes Wort, beim letzten Blick:
Za dir kun weder ech zeräck.	Zu dir komm wieder ich zurück.
Behät dech Gott, meng läw Gemien,	Behüt dich Gott, mein Heimatort,
vir Niet uch Agläck dech verschien,	wir bleiben treu dir immerfort,
end holt än Ineget uch gur zesummen	und laß den Frieden hier immer walten
all Bräder dä drän wunnen.	bei Jungen und auch bei Alten.[7]

Dieses Lied will uns auch an jene Menschen erinnern, die jetzt dort wohnen und leben, die unsere Häuser, Höfe und Gärten, vielleicht auch die Gräber unserer Ahnen pflegen. Sie sprechen eine andere Sprache, sie haben andere Traditionen und Bräuche und dennoch gehören sie gemeinsam mit uns und den vielen Christen dieser Welt zur großen Gemeinde Gottes. Mögen auch unsere orthodoxen Schwestern und Brüder so zu Großau stehen, wie einst unsere Väter. Wir leben im Vertrauen darauf, daß Gott mit seiner Gemeinde etwas vorhat, ihr Zukunft und Leben schenken will. Hoffnungsvoll hatten sich unsere Vorfahren aus dem Salzkammergut in das ferne, unbekannte Siebenbürgen aufgemacht. Ihr evangelischer Glaube war ihnen wichtiger und wertvoller als die Heimat. Sie waren nicht von der Sehnsucht nach höherem Wohlstand ge-

7 Dieser Liedtext weicht von den übrigen mundartlichen Zitaten in diesem Beitrag insofern ab, als in ihm keine phonetischen Sonderzeichen verwendet werden; weiters ist hier die standardsprachliche Version eine freie Übertragung des sächsischen Textes und keine Wort-für-Wort-Übersetzung.

trieben, konnten aber ihre materielle Lage nach der Überwindung der ersten Schwierigkeiten tatsächlich verbessern, da ihnen Hofparzellen, Ackerboden, Wiesen und auch Wald zugeteilt wurden. Die intensiv betriebene Landwirtschaft und das blühende Handwerk veränderte das Bild dieser einst rein sächsischen Gemeinden.

Welches die Gedanken unseres Heimatdichters Josef Kufleitner waren, als er schrieb: „Und ruft das Schicksal mich von hier", kann ich nicht ergründen. Er hat aber dem Landstrich Frieden und Eintracht gewünscht. Das soll ein Vermächtnis sein, welches zum Segen der dort Wohnenden werden möge.

Wolfgang H. Rehner

Traditionelle Lebensformen in Großpold aus der Sicht des Gemeindepfarrers[1]

1. Zur Integration der Landler in das kirchliche Leben von Grosspold

Die Wahl des in Kärnten geborenen Jakob Lassner zum Großpolder Ortsrichter im Jahr 1785[2] war wohl ein Schritt zur Integration der Großpolder Landler, doch das Zusammenwachsen der beiden deutschsprachigen Gemeinschaften des Ortes hat zu jenem Zeitpunkt gewiß erst seinen Anfang genommen. So gehen die sächsischen und „deutschen" (d. h. landlerischen) Kinder weiterhin in getrennte Schulen, woran der Superintendent anläßlich der Kirchenvisitationen von 1802 und 1810 Anstoß nimmt. Die „Deutschen" legen ihm jedoch eine schriftliche Erklärung vor, weshalb sie sich weigern, „ihre Kinder mit denen Sächsischen zu vermengen". Die Begründung ist zweifach:

1. *Das vielfältige Fluchen und leichtfertige Schwören, so bei ihnen anzutreffen,* [...] *das Fluchen sogar in fremder Sprache.*
2. *Daß die sächsischen Kinder, ehe sie kaum recht auf die Beine kommen, schon Tänze anstellen,* [...] *da sie dann die Gelegenheit haben, das unordentliche Weintrinken noch als Kinder gut zu lernen* [...][3]

Die rigorose Härte, die hier zutage tritt, entspringt sicher protestantischem Eifer, bei den Landlern findet sich aber gleichzeitig die Bereitschaft zur Übernahme sächsischer Gemeindetraditionen samt ihren Strukturen wie Nachbarschaft und Bruderschaft[4]. Da Sachsen und Landler nach und nach in den Gassen gemischt wohnen und in den Nachbarschaften vereint sind, kommt es zur weiteren Annäherung.

Ein Charakteristikum der sächsischen Kirchlichkeit – und eine ihrer Stärken – ist ihre traditionell-gemeinschaftliche Prägung. Das kirchliche Leben reicht in den Alltag hinein und umfaßt ihn. Wo aber der kirchliche und biblische Ursprung solcher Tradition vergessen wird, veräußerlicht und verweltlicht sie, wird leere Form. Das Zusammentreffen landlerischer und sächsischer Gepflogenheiten und Einstellungen zum

---

1 Wolfgang H. Rehner war evangelischer Pfarrer von Großpold von 1968 bis 1976.

2 KRASSER (1870), S. 72.

3 TEUTSCH, G.D. (1925), S. 186.

4 Bei der Generalkirchenvisitation des Bischofs Georg Daniel Teutsch 1875/76 wurde festgestellt, daß in Großpold als einziger Gemeinde des Mühlbacher Kirchenbezirks schon Schwesterschaften eingerichtet worden waren. Vgl. TEUTSCH, G.D. (1925), S. 179.

kirchlichen Leben brachte eine eigenartige Synthese hervor: Durch die Intensität biblisch-protestantischen Bewußtseins der Landler blieb hier die sächsische Tradition vor Entkirchlichung bewahrt und Großpold mit seiner landlerischen Prägung wurde zu einem vortrefflichen Träger sächsisch-kirchlichen Gemeindelebens bis in unsere Gegenwart.

Während eines halben Jahrhunderts (1818–1869) entstanden nacheinander Pfarrhaus, Kirche, Schule und Kirchturm neu, als sichtbare Zeichen gemeinsamer Tätigkeit. Den Prozeß des Zusammenwachsens widerspiegelt das um 1900 von Ernst Thullner – in Großpold und für die Großpolder – geschriebene Bühnenstück „Das Wort sie sollen lassen stahn". Es stellt die weitere Verschmelzung der beiden deutschsprachigen Bevölkerungsgruppen gleichsam als Programm auf.

In der Zwischenkriegszeit traten noch vereinzelt Spannungen zwischen der männlichen sächsischen und männlichen landlerischen Jugend auf, während sich die weibliche Jugend Ende der 1930er Jahre zusammenschloß und somit keine Unterscheidung zwischen sächsischer und „deutscher" Schwesterschaft und sächsischer und „deutscher" Seite in der Kirche mehr machte. Spaßvögel sagten damals: Jetzt gibt es in Großpold drei Nationen, nämlich die Sachsen, die Landler und die Frauen. Gleichzeitig setzte sich das Landlerische als Umgangssprache durch und die Nachbarschaften, da sie ohnehin längst gemischt waren, betonten ihre Identität als sächsische beziehungsweise landlerische Nachbarschaften immer weniger.

Das Zusammenwachsen zweier so unterschiedlich gelagerter Elemente der Kirchlichkeit ging freilich nicht völlig reibungslos vor sich. War die Spannung zwischen Sächsisch und Landlerisch in den Hintergrund gerückt, so traten nun neue Gegensätze hervor. Vom protestantischen Rigorismus der Landler war eine besondere Aufnahmebereitschaft für erweckliche Predigt geblieben, die sich vor allem unter den Frauen bemerkbar machte. Dem stand die nüchterne Kälte kirchlicher Tradition entgegen. Ein Brief vom 9. Februar 1951 soll das beleuchten[5]:

An das hochlöbliche Presbyterium!

[...] *Wir glauben, daß allen bekannt ist, daß durch eine Evangelisation im Jahre 1934 eine Erweckung in unserer Gemeinde stattgefunden [hat] und dadurch diese Gemeinschaft entstanden [ist], wo wir den Herrn Pfarrer aufforderten, uns in der Gemeinschaft mit dem Gotteswort zu dienen und ihn baten, uns mit der Bibel näher bekannt zu machen.*
Also seit 17 Jahren waren wir niemanden im Wege. Die Kirche war ein offenes Gotteshaus für jeden Christen, für die ganze Gemeinde. Jetzt plötzlich müssen wir immer wieder hören, daß wir der Gemeinde und vielmehr dem hochlöblichen Presbyterium ein Anstoß und Ärgernis sind. Wir wollen aber durchaus kein Ärgernis sein.

5 Der Brief befindet sich eingelegt im Gedenkbuch der ev. Kirchengemeinde Großpold (ab 1867).

Deshalb kommen wir in Demut und Liebe zu Ihnen, werte Presbyter, und bitten höflich um Erlaubnis, die Gemeinschaft weiter wie bis jetzt abhalten zu dürfen. Da wir ohne Gemeinschaft unmöglich in Glauben zunehmen können und wir ja doch so gerne bei der Kirche [blieben], wo wir getauft [sind], wo wir bei der Konfirmation uns von neuem zur Kirche bekannt [haben] und wo wir evangelisch bleiben wollen [...]
Wir wollen dem hochlöblichen Presbyterium kein Anstoß sein und nichts gegen die Kirchengemeinde tun.

Hochachtungsvoll, die Gebetsgemeinschaft

Aus dem Geist dieser Frömmigkeit ging die Bibelstunde am Mittwoch hervor, ferner die von einem Kreis konfirmierter Mädchen gehaltene Sonntagsschule für die kleineren Kinder, die wöchentliche Vorbereitungsstunde für die Sonntagsschule und die Jugendstunde, die nach einer Zeit der Unterbrechung 1969 wieder neu erwachte. Parallel dazu gab es aber auch Bestrebungen liturgischer Erneuerung, die das flüssige Erz in feste Formen zu gießen sich bemühten. So gelang es in den 1950er Jahren die tägliche Morgenandacht vom 1. Sonntag im Advent bis Ostern und die durch das ganze Jahr laufende Wochenschlußvesper zu festen kirchlichen Einrichtungen zu machen. Nehmen wir dazu noch die andere Bibelstunde am Sonntag nachmittag, die ebenfalls ohne Unterbrechung das ganze Jahr über lief, so können wir mit Recht von einem regen geistlichen Leben in Großpold sprechen.

Zwei besonders schöne Zeugnisse der lebendigen Überlieferung kirchlicher Tradition, die vermutlich aus der Zeit vor der Transmigranten-Ansiedlung stammen, seien hier bloß erwähnt:

1. „Das Leiden", das von den Adjuvanten[6] aus Noten gesungen wurde, die aus dem 18. Jahrhundert stammen und eine einfache, aber wertvolle Vertonung enthalten, welche an die Art Johann Walters erinnert. Es handelt sich um die Leidensgeschichte Jesu nach Matthäus (Kapitel 26 am Gründonnerstag und Kapitel 27 am Karfreitag).

2. Der Osterumgang des Pfarrers und der Adjuvanten, der an eine vorreformatorische Prozession erinnert und aller Wahrscheinlichkeit nach die ältere Form gegenüber dem in anderen Gemeinden verbreiteten Brauch darstellt. Der Pfarrer ist dabei nicht der Angeredete, sondern der Künder des Wortes, der die Osterbotschaft aus der Kirche hinauszutragen und über die vormaligen Gräber auf dem Kirchhof zu rufen hat: „Der Herr ist auferstanden! Er ist wahrhaftig auferstanden!" Daran kann er noch, wenn er will, einen Ostergruß oder -wunsch an die Gemeinde anfügen. Darauf hat der ältere Kirchenvater in gesetzter Rede den Pfarrer und die Gemeinde anzusprechen.

---

6 *Adjuvanten* hießen die Mitglieder der Blaskapelle.

Um 1975 bezeichnete Dechant Dr. Hellmut Klima, dessen Urteil weithin als ausgewogen und bedacht galt, Großpold als „die beste Gemeinde unserer Landeskirche", wobei er speziell auf die hier vorliegende eigenartige Verbindung von lebendigem Glauben und kirchlicher Form Bezug nahm.

2. Traditionelle Lebensformen

Ende der 1950er Jahre gingen die Frauen, Mägde (*Menscher*) und Kinder noch alltags in Tracht. Wie das äußere Kleid, so war auch das Denken und Leben des einzelnen durch die Gemeinschaft geprägt. In den „traditionsmüden Jahren" 1965 bis 1975 änderte sich einiges, doch es wurde weithin die Festtagskleidung und ein gut Teil der traditionellen Denkungsart bewahrt. Die folgende Schilderung gründet sich auf eigene Beobachtungen des Verfassers in den Jahren 1968–1976, sowie auf Aussagen der Gewährspersonen Theresia Glatz 214 (67 Jahre; im folgenden Th. G.) und Elisabeth Rohrsdorfer 195 (74 Jahre, im folgenden E. R.) im Jahre 1993, wobei sich die Darstellung auf die Zeit von etwa 1935 bis 1990 bezieht.

2.1. Die Familie in der Nachbarschaft

Die Kinder wuchsen durchaus nicht nur in der Familie, sondern ebenso in Nachbarschaft und Gemeinde auf. Sie erlebten die Nachbarsleute nicht als Fremde, sondern als *Moam* „Muhme" (Frau) und *Vetter* (Mann) und lernten es früh, sich geltenden Verhaltensmodellen zu fügen.

Im Kindergarten war man versorgt. Die Schulkinder lernten oft zusammen, weil die Eltern auf dem Feld waren. Auch ältere Geschwister haben gemahnt und nachgesehen. In der freien Zeit war die Gasse die Hauptsache. Wenn es gebetgeläutet[7] *hat, mußten die Kinder nach Hause. – Der Nächste war der Nachbar, wenn einer Hilfe brauchte, ein Kind verletzt war oder etwas Schweres zu tragen war. – Die Röcke wurden vererbt, eine gewisse Länge war selbstverständlich. Die Alten haben gesagt: Man muß die Waden nicht sehn. –*

Die Haare wurden glatt gekämmt, der Scheitel auf der Mitte. Die Mädel durften im Alltag auch zwei Zöpfe tragen, bis zur Konfirmation frei, nachher festgesteckt. Nach der Hochzeit trug man nur noch einen Zopf unter der Haube. Es schickte sich nicht, die Haare über die Ohren zu kämmen oder kraus zu machen oder Zöpfchen zu flechten. In der Kriegszeit gingen die 'Menscher' dunkel und nicht mit bunten Bändern im Zopf. – Die Kinder waren mit den Eltern nicht so frei wie jetzt, über Geschlechtssachen sprach man nicht. – Man mußte

7 Das „Gebetläuten" war das Läuten der mittleren Glocke des evangelischen Kirchturmes in der Abenddämmerung.

jede Woche das Hauptlied schreiben, das Büchel gab man dem 'Menschervater', der sah es durch...bis 1941 – dann wurde alles anders! (E.R.)

Die Kinder freuten sich auf die traditionellen Nachbarschaftsfeste, während Jugendliche nicht hingehörten. Das große Fest war der Fasching, dazu kamen ein oder zwei Gartenfeste im Sommer. Es gab 18 deutsche Nachbarschaften, so daß jede Nachbarschaft eine überschaubare, gemütliche Runde ergab. Dem Faschingsfest ging ein ernster Zugang voraus, an dem nur die Nachbarn (also Männer) teilnahmen. Man trat in das vordere Zimmer des Altnachbarn, grüßte und hängte die Kappe an einen eigens dazu hergestellten und zu diesem Zweck aufbewahrten Kleiderrechen. Den Überrock durfte man dabei nicht ausziehen. Man setzte sich nach Alter und Würde auf seinen Platz am Tisch und sprach dabei nicht viel.

Wenn der Altnachbar die Nachbarschaftslade aufschloß, wurde alles still. Dann fragte er, ob es unter den Nachbarn Streit gegeben habe oder noch gibt. Wo man wußte, daß Streit gewesen war, bekannten es die Nachbarn und reichten sich zum Zeichen der Versöhnung die Hand. Darauf gab der Altnachbar einen Bericht, in welchem er der Geburten, Hochzeiten und Todesfälle des letzten Jahres gedachte; erwähnte, welche Nachbarn was gebaut haben und welche Hilfe die Nachbarschaft geleistet hat, um schließlich die Abrechnung des Nachbarschaftsgeldes vorzulesen. Alle zwei Jahre „wählte" man einen neuen Altnachbarn und Jungaltnachbarn, wobei man davon ausging, daß jeder Nachbar (nach dem Alter) einmal das Amt innehaben soll. Erst wenn die Lade geschlossen war, wurden die Röcke (Mäntel) ausgezogen.

Mit dem Essen begann der gemütliche Teil, der in der Regel zwei Tage dauerte. Die nicht konfirmierten Kinder waren bis 11 Uhr abends dabei, dann mußten sie nach Hause gehen, wo eine Großmutter oder jugendliche Geschwister sie zu Bett brachten. (In den letzten Jahren wurde diese Regelung nicht überall eingehalten.) Gelegentlich erschienen Jugendliche maskiert auf dem Fasching und erschreckten die Kleinen, auch die Erwachsenen machten manch lustiges Programm.

Es gab auch Gelegenheiten, da nicht die Nachbarschaft, sondern die Gemeinde das Ereignis der Gemeinschaft bot. So wurde der Marienball für die Kinder organisiert und war am Abend aus. Für die Verheirateten gab es bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges den Frauenvereinsball und den Feuerwehrball. Eine besondere Stellung nahmen die jährlichen Konzerte der Adjuvanten (Blaskapelle) und des Männergesangvereins ein, die auch nach dem Krieg bis in unsere Gegenwart fortgesetzt wurden. Anschließend an diese Konzerte wurde getanzt und nach Mitternacht gejausnet.

2.2. Die Jugendzeit

Die Jugendzeit beginnt mit der Konfirmation und endet mit der Heirat. In den seltenen Fällen, wenn 25jährige noch unverheiratet sind, wird erwartet, daß sie sich in ab-

sehbarer Zeit selbst aus der Jugend zurückziehen. Noch Ende der 1950er Jahre wurde die ältere Regelung eingehalten, daß man nach Abschluß der siebenten Klasse von Advent bis Palmsonntag täglich den Konfirmandenunterricht besuchte. Dieses geschah im Anschluß an die Morgenandacht, bei welcher kaum ein Konfirmand fehlte.

Als sich dann die Schulverhältnisse änderten, wurde die Konfirmation ins siebente und später ins achte Schuljahr verlegt. Der Unterricht wurde am Samstag vor der Wochenschlußvesper gehalten, an der die Konfirmanden geschlossen teilnahmen. Man begann den Unterricht am Samstag vor Ostern und hielt ihn ohne Ferienunterbrechung bis zur Konfirmation am Palmsonntag. In der Zeit des Konfirmandenunterrichts saßen die Konfirmanden im Hauptgottesdienst auf ihren Plätzen im Chor der Kirche, wobei sie sich schon zum erstenmal selber streng nach dem Geburtsdatum ordneten. Der Pfarrer mußte die Einhaltung dieser Ordnung niemals korrigieren, staunte vielmehr mit welchem Eifer und mit welcher Genauigkeit sie beachtet wurde.

Am ersten Christtag in der Frühkirche hatten die Konfirmanden eine wichtige Aufgabe: das Leuchtersingen[8]. In einer eigenen, in Großpold überlieferten Fassung des „Quem pastores ..." sangen sie in vier Gruppen: „Froh stimmt in der Engel Chöre ..." Dieses mußte vorbereitet werden, nicht nur gesanglich, sondern durch Sammeln von Wintergrün und Leuchterbinden welches mit dem Essen von Bratwurst verbunden war. So hatte die Adventzeit ihren besonderen Reiz: eine gemeinsame Aufgabe für Jungen und Mädchen an der Schwelle zum Jugendalter.

Vor der Konfirmation ging man geschlossen zu den Lehrern und zum Pfarrer „um Verzeihung bitten" (auch in der kommunistischen Zeit!) und nachher einzeln zu den Paten und Patinnen, von welchen man beschenkt wurde. Am Tag der Konfirmation wurden die Paten und Patinnen zum Essen eingeladen. Weil aber Fastenzeit war, gab es nirgends Tanz oder laute Unterhaltung. Nachmittags gingen die Konfirmanden auf die Gasse. Am zweiten Ostertag wurden sie in die Bruder- bzw. Schwesterschaft aufgenommen. Die jungen Bürschlein mußten dabei einen großen Becher Wein austrinken.

Bis Juni 1941 war das gesamte Gemeinschaftsleben der Jugend von der Bruder-und Schwesterschaft geregelt, auch das Tanzleben. So organisierte die Jugend regelmäßig:

- einen Tanz vor der Ernte,
- einen Tanz nach der Ernte,
- den Martinitanz,
- den Tanz am zweiten Christtag,
- den Jugendfasching der Burschen – so genannt, weil ihn die Burschen organisierten,
- den Jugendfasching der Mädchen – von den Mädchen organisiert,
- den Tanz am zweiten Ostertag.

---

8 Der Leuchter war ein mit Kerzen, Wintergrün und Efeu geschmücktes Holzgestell.

Am dritten Pfingsttag versammelte sich die Gemeinde im Saal, von wo man geordnet losging und zuerst vor der Mauer des Pfarrhofes dem Pfarrer einen Gruß darbrachte. Der Pfarrer hielt eine Ansprache an die Gemeinde von oben, von der Mauer, umrahmt von blühendem Flieder. Dann zog man mit Musik aufs Kübchen (einen Hügel am Dorfrand), wo man im Freien tanzte. Am Abend kam man geschlossen auf den Marktplatz, wo man „Siebenbürgen, Land des Segens" sang.

Bei all diesen Veranstaltungen hatten die vom Presbyterium bestellten Knecht- und Menscherväter die Aufsicht. An den ersten Feiertagen der Hochfeste gab es keinen Jugendtanz, da trafen sich nachmittags die Familien.

In den Jahren vor und nach dem Zweiten Weltkrieg bildeten sich neben der organisierten Jugend auch kleinere Kränzchen, die sich am Samstagabend trafen. „Unsere Eltern sagten: Am Samstag gehn nur die Verlausten aufbleiben! – Aber wir gingen, denn es war schon Recht. Man ging gesellschaftsweise in die Spielstube und tanzte auf Ziehharmonika. Im Sommer ging man auf die Asphaltstraße tanzen." (Th. G.)

Da nach 1945 die Bruder- und Schwesterschaften offiziell untersagt waren, konnten obige Veranstaltungen nicht mehr durch sie organisiert werden, doch bestanden Bruder- und Schwesterschaften als kirchliche Einrichtungen weiter. Es gab drei Bruderschaften (die alte deutsche, die junge deutsche und die sächsische Bruderschaft) und drei Schwesterschaften (die alte, die mittlere und die junge Schwesterschaft). Jede dieser Körperschaften hatte einen Knechtvater, Altknecht, Jungaltknecht und zwei Irtenträger[9] bzw. Mägdevater (Menschervater), Altmagd, Jungaltmagd und zwei Irtenträgerinnen.

Dreimal im Jahr wurde vor dem gemeinsamen Abendmahlsgesang ein „Zugang" mit Versöhnung gehalten, aus politischer Rücksicht nicht mehr im Hof und Zimmer des betreffenden Knecht- bzw. Mägdevaters, sondern in der Kirche. Dabei sprach man zueinander: „Verzeih mir, wenn ich dich mit etwas beleidigt habe" und antwortete „Von Herzen gern". Nach vollzogener Versöhnung wurde der Pfarrer dazugerufen, um die Beichthandlung mit Absolution vorzunehmen. Dieses fand am Samstagabend statt.

Der geschlossene Abendmahlsbesuch der Jugend am Tag darauf war stets beeindruckend. Ebenso die Spannung, mit der die Kinder die Konfirmation erwarteten, die ihren Platz als jüngste Jugendliche markierte. Außer dem dreimaligen Abendmahl für die Jugend gibt es dreimal jährlich den Abendmahlsgang für die Erwachsenen und einmal jährlich Konfirmation mit Abendmahl. Die kirchliche Ordnung beim Abendmahlsgang geht nicht von der Familie, sondern von der Gemeinde aus: vom ältesten Mann bis zum jüngst konfirmierten Mädchen. Man ist Glied einer Kette, die alle umfaßt.

9 Helfer des Alt- und Jungaltknechtes.

2.3. Hochzeit und Trauung

Der geordnete Ablauf des Hochzeitsfestes mit aller Vorbereitung und Nacharbeit hat sich im Wesentlichen bis in unsere Gegenwart erhalten und stellt sich wie folgt dar:

2.3.1. Das „Brautmachen" oder „Zeichen geben"

Sind zwei junge Menschen einig geworden zu heiraten, so geht der Bräutigam „freien", das heißt, die Braut verlangen. Er bittet die künftigen Schwiegereltern um die Braut und verpflichtet sich, sie in Ehren zu halten. Der Vater antwortet. Die Unterredung vollzieht sich in der Regel mit großem Ernst. Aber auch hier meldet sich die Gemeinschaft: Die Freundinnen der Braut machen ein Ständchen und die Burschen machen auf der Straße Lärm. Solange die Tracht getragen wurde, gab der Bräutigam an diesem Abend der Braut ein rotes Band für den Zopf, das sie als Braut kenntlich machte, und die Braut gab dem Bräutigam einen „Puschen", ein Sträußchen aus Kunstblumen für den Hut. Die beliebteste Zeit für das „Brautmachen" war die Adventzeit. In der Adventvesper saßen dann die Bräute mit dem roten Band auf dem Gletter (Empore), neben dem Bräutigam.

2.3.2. Die Verlobung

Jetzt hat der Bräutigam das Seine getan. Das Weitere machen die Eltern. Meist schon am Tag nach dem Freien gehen die Eltern des Bräutigams zu den Eltern der Braut um auszumachen, wo das Paar wohnen soll, wann die Verlobung sein wird und wann die Hochzeit. Die Verlobung wird seit den 1950er Jahren am Samstag gefeiert. Das Brautpaar mit zwei Paten, die die Funktion der „Hochzeitväter" übernehmen, besuchen die Abendkirche (Wochenschlußvesper) und gehen anschließend auf den Pfarrhof zur Verlobung. Der Pfarrer schreibt sie auf und ruft sie am Sonntag in der Kirche aus.

Den Abend der Verlobung feiert man im Hause der Braut. Dabei machen die Paten aus, wie man das Schwein für die Hochzeit kauft. In älterer Zeit brachte jeder Pate einen „Bräling" (Brühling), dann aber erkannte man, daß es praktischer ist, gemeinsam ein größeres Schwein zu kaufen. Nach der Verlobung ruft man die Mädchen aus der Verwandtschaft zum „Blumenmachen". Sie essen das Übriggebliebene vom Verlobungsfest.

2.3.3. Die unmittelbare Vorbereitung der Hochzeit

Das Hochzeitsfest wird in der Regel am Sonntag gefeiert. In Zeiten, da viele Hochzeiten waren und groß gefeiert wurden, so daß man den Gemeindesaal benötigte, wurde auch am Mittwoch Hochzeit gehalten. Andere Tage kamen nicht in Frage. In der Kriegszeit nach 1941 bis Mitte der 1950er Jahre wurden kleine Hochzeiten mit etwa 60 Personen im Hause des Bräutigams gefeiert.

Am Freitag (bzw. Montag), das ist zwei Tage vor der Hochzeit, wird Brot und Gugelhupf gebacken und ein einfaches Essen gereicht. Früher trug man auch lebende Hühner für die Hochzeitssuppe, die dann am Samstag geschlachtet und „gepleckt" (gerupft) wurden. Später ging man dazu über, am Samstag mit gerupften Hühnern zu erscheinen. Die Paten bringen den geschlachteten „Bräling" (das Schwein). Die Brautführer und Mitbräute tragen Tische und Geschirr zusammen und stellen den Wein bereit. Zuletzt decken die Mitbräute und Brautführer die Tische für das Fest. Ist alles soweit, ißt man saure Suppe und kostet den Braten, den Wein und den Gugelhupf.

2.3.4. Der Morgen vor der Trauung

Am Sonntag (bzw. Mittwoch) morgen empfangen die Mitbräute und Brautführer die Gäste beim Eingang zum Hochzeitssaal. Die Bübchen, Buben und Burschen bekommen einen „Puschen", die verheirateten Männer eine Rose, die jüngeren eine rosa, die älteren eine weiße. Die Braut erhält von den Mitbräuten den Brautstrauß. Vor der Trauung aß man früher die Schnitzelsuppe (das ist eine leere Fleischsuppe mit Brotschnitten), in den letzten Jahren waren es Braten und Gugelhupf. Nach dem Essen, bevor die Glocken läuten, singen die Mädchen und Frauen „Mutter, gib mir deinen Segen" und „Befiehl dem Herrn deine Wege".

Dann ruft der Hochzeitspate zum Kirchgang auf und der Hochzeitszug wird gebildet: Voran gehen die beiden Hochzeitsväter, gefolgt von den beiden Vätern, den Burschen mit dem Bräutigam und den Buben. An diese schließen die Mädchen an, dann die Mitbräute mit der Braut und den anderen Mägden, schließlich die Mütter der Brautleute, gefolgt von den jüngeren Frauen bis hin zu den ältesten. Die Braut ging dabei ohne Borten, ohne Schleier, ohne Kranz und zeichnete sich vor den anderen Mädchen nur durch den Brautstrauß und das rote Band am Zopf aus. In den letzten Jahren sind die Jugendlichen nicht mehr nach Geschlechtern getrennt, sondern paarweise gegangen.

2.3.5. Die Trauung

In der Kirche nehmen die Brautführer und der Bräutigam seitlich im Chor Aufstellung, die Braut mit den Mitbräuten in der ersten Bank. Während ein Lied vom Chor oder den Adjuvanten gesungen wird, holt der Bräutigam die Braut ab und führt sie vor den Altar, indem er sie mit der rechten Hand umarmt. Vor dem Altar steht er rechts. Nachdem die Trauung vollzogen ist, umarmt er sie wieder rechts und führt sie um den Altar auf ihren Platz, während das Lied erklingt: „So nimm denn meine Hände ..." Zum Ausgang blasen die Adjuvanten den Hochzeitsmarsch. Das Brautpaar und die ganze Hochzeitsgesellschaft nehmen vor dem Südeingang der Kirche Aufstellung und der Pfarrer hält aus der Kirchentür eine Ansprache. Hat er vor dem Altar Gottes Wort zur Eheschließung verkündet, so soll er hier ein väterliches Wort zum Ehestand sagen. Ein Hochzeitspate dankt ihm und lädt ihn zur Teilnahme am Hochzeitsfest im Saal ein.

2.3.6. Der weitere Verlauf des Festes

Der Hochzeitszug marschiert in derselben Ordnung wie er zur Kirche kam mit Blasmusik zum Elternhaus der Braut zum „Gaben" und von da zum Hochzeitssaal. Hier hält einer der Hochzeitsväter eine Rede. Der Pfarrer, der eigens dazu von den Brautführern abgeholt wurde, eröffnet die Hochzeitstafel mit einem Tischgebet. Das Mittagessen besteht aus einem einzigen Gang: die Hochzeitssuppe mit Fleisch und Soße. Nachmittag wird getanzt. Man bietet Wein und Gugelhupf an. Am Abend setzt man sich nochmals feierlich zu Tisch und ißt den Braten. Nach Mitternacht gibt es Paradeissuppe oder *Krautpülsterlen* „Krautpölsterchen" (gefülltes Kraut) und kalten Braten. Die Hochzeit dauert bis zum Morgen.

2.3.7. Am anderen Morgen

Um 11 Uhr geht die junge Frau mit zwei Patinnen zur Kirche, wo sie als Ehefrau eingesegnet wird. Etwa zur gleichen Zeit gehen die Brautführer „aufwecken", denn sie sind verpflichtet, nach der Hochzeit gemeinsam mit den Mitbräuten Ordnung zu machen. „Am Abend wird ausgeschenkt, wobei das junge Paar bedienen muß. Dabei machen sich die Burschen einen Spaß daraus, mit den Flaschen zu klingeln[10]: Flink sein und sich drehn! – In letzter Zeit hat man statt des Ausschenkens den Federball (eine Woche nach der Hochzeit) eingeführt, um den Frauen, die geholfen haben, eine Jause

10 Man klingelt mit einer leeren Flasche, indem man eine Gabel oder ein Messer in den Flaschenhals einführt und die Flasche schüttelt. Das Klingeln ist ein Zeichen, daß man die leere Flasche durch eine volle ersetzt haben möchte.

zu reichen. Auch diese Einrichtung knüpft an eine uralte Erinnerung an: es gab früher einmal das Federnschleißen nach der Hochzeit." (Th. G.)

2.4. Geburt und Taufe

Nach überliefertem Brauch darf die Wöchnerin sechs Wochen nach der Geburt das Haus nicht verlassen. Dem entspricht die Festsetzung des Tauftermins etwa zu diesem Zeitpunkt. Die Taufe wird mit der Aussegnung der Wöchnerin verbunden. Als Paten und Patinnen werden in der Regel bei allen Kindern sämtliche Geschwister der Eltern gerufen. Die benannten Patinnen gehen bis zur Taufe je dreimal mit Essen zur Gevatterin: zuerst mit Hühnersuppe, dann mit Braten und schließlich mit Kaffee und Kuchen. Dazu gibt es eigens dafür aufbewahrte Körbe und Gevatterschüsseln. Früher schenkten die Patinnen der jungen Mutter ein Seidentuch, mit dem man das Kind zur Kirche trug. Am Vorabend der Taufe schrieben die Paten und Patinnen paarweise je einen „Taufschein" zur Erinnerung an die vollzogene Taufe und gaben der Mutter einen Geldbetrag für das Kind. So konnte jedes Kind später das Datum seiner Geburt und Taufe und die Namen seiner Paten und Patinnen erfahren und somit sicher sein, daß es getauft wurde. Auf jedem „Taufschein" stand auch ein Spruch oder Gesangbuchvers, der von den Paten bzw. Patinnen dazu ausgesucht worden war. Hier ein Beispiel:

Taufschein

Heiland, nimm dies Kindlein an,
das wir jetzt zur Taufe bringen;
weih es zu der Lebensbahn
hilf ihm nach dem Himmel ringen;
mach's zu Deines Reiches Erben,
jetzt im Leben, einst im Sterben!
Führe es an Deiner Hand
durch das dunkle Tal der Mängel,
nimm's bei jedem harten Stand
in den starken Schutz der Engel,
daß sie es vor den Gefahren
Dir zum Leben treu bewahren.

Liese-Lotte Rieger ist geboren
am 19 März 1956 und getauft
am 29 April 1956.
Deine Taufzeugen Samuel
und Theresia Glatz

Seit dem Zweiten Weltkrieg kommen die Eltern mit den Paten und Patinnen zum Taufbecken und sprechen mit ihnen gemeinsam das apostolische Glaubensbekenntnis. Nach der Taufe bleibt die Familie mit den Paten und Patinnen festlich beisammen.

Zu Neujahr und Ostern gehen die Kinder bis zur Konfirmation zu ihren Paten und Patinnen „Wünschen" und werden dafür beschenkt.

2.5. Tod und Beerdigung

Im Alter und bei Krankheit sorgten die Kinder für die Eltern, bei schwerer Pflege wechselten sich die Geschwister ab. Nur in Einzelfällen, wo Kinder und Geschwister fehlten, sprang auch die Nachbarschaft ein. Bemerkenswert ist das Brauchtum bei der Beerdigung, die von der Nachbarschaft getragen wird.

Sofort nach dem Eintreten des Todes wird der Altnachbar und der Glöckner verständigt, letzterer läutet die Totenglocke. Der Altnachbar gibt die Totenbank heraus und erledigt die Formalitäten beim Ortsamt und Pfarramt. Grabmacher sind zwei Nachbarn und gewöhnlich zwei Patenkinder. Der Altnachbar bestimmt diese in Absprache mit den Leidtragenden und verständigt sie davon. Ebenso lädt er die von den Leidtragenden bestimmten Leute zum Tränenmahl ein. Alle Nachbarn samt ihren Frauen sind verpflichtet, an der Beerdigung teilzunehmen. Der Altnachbar bestellt sie dazu. Der Tote wird im vorderen Zimmer aufgebahrt, wo die Verwandten, Freunde und Nachbarn in aller Stille vom Verstorbenen Abschied nehmen. Dabei wird ein Bissen Brot und ein Schluck Wein gereicht und gesagt: „Der Herr schenke ihm (ihr) eine selige Ruhe."

Vor der Beerdigung gehen Altnachbar und Jungnachbar in die gute Stube und verlangen von der leidtragenden Familie den Toten heraus. Die Grabmacher schließen den Sarg und heben ihn auf. Der Altnachbar und der Jungaltnachbar tragen die Bank in den Hof, wo die Nachbarschaft und Gemeinde geordnet aufgestellt ist. Während der Sarg herausgebracht und auf die Bank gesetzt wird, blasen die Adjuvanten einen Choral. Dann singen sie eine „Arie", etwa „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh' ..." oder „Milder Erbarmer, schenk mir Deine Gnade", oder „Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, das man hat, muß scheiden ..." Nach dem agendarischen Dienst des Pfarrers im Hof bildet sich der Leichenzug in hergebrachter Weise. Voran marschieren die Adjuvanten und blasen Trauermärsche, ihnen folgen die Geistlichen, der Sarg und die leidtragende Familie. Die Männer und Frauen gehen getrennt und nach dem Alter geordnet.

Auf dem Friedhof geht man zuerst zum Grab und setzt den Verstorbenen (die Verstorbene) bei. Während das Grab zugeschaufelt wird, was in hervorragender Schnelligkeit und Ordnung geschieht, singen die Männer das Lied „Nun bringen wir den Leib zur Ruh ..." Ist das Grab geschlossen und mit Kränzen belegt, dankt der Altnachbar im Namen der trauernden Familie allen, die dem (der) Verstorbenen das letzte Eh-

rengeleit zum Acker Gottes gegeben haben. Er wünscht ihm (ihr) „eine selige Ruhe und am jüngsten Tag eine frohe Auferstehung" und schließt mit den Worten: „Der Himmelvater tröste auch die trauernden Hinterbliebenen und stehe ihnen bei mit seinem guten Geist."

Danach begibt sich die ganze Trauerversammlung in die Friedhofskapelle, wo der Pfarrer die Leichenpredigt hält. Hier singen die Adjuvanten noch eine „Arie", etwa „Es ist vollbracht ..." oder „Ruhe nun in Frieden ...". War der Verstorbene ein Mitglied des Männergesangvereins, wird gesungen „Still ruht der Sänger ..." Bei der Beerdigung von Jugendlichen übernahmen die Bruder- und Schwesterschaften die Rolle der Nachbarschaft und zogen geschlossen dem Trauerzug voran, was besonders ergreifend war. Am Tränenbrot nehmen nur die vorher geladenen Gäste teil.

Traditionelle Lebensformen und Verhaltensmodelle prägen den Menschen. Mögen sie auch Schwierigkeiten der Integration an neuen Wohnorten in sich bergen, letztlich bieten sie genau das, was wir in der Erinnerung an gestern suchen und lieben: Heimat.

Literatur

Gedenkbuch der ev. Kirchengemeinde Großpold (ab 1867). Handschriftlich beim ev. Pfarramt Großpold.

KRASSER, David (1870): Geschichte des sächsischen Dorfes Großpold in Siebenbürgen. Aus urkundlichen Quellen verfaßt. Hermannstadt.

TEUTSCH, Georg Daniel (1925): Die Generalkirchenvisitationsberichte. Hermannstadt .

THULLNER, Ernst (1903): Das Wort sie sollen lassen stahn. Volksstück aus der Vergangenheit der Großpolder in drei Aufzügen. Hermannstadt.

Karl-Heinrich Galter

Religiöse Lesestoffe der Landler in Neppendorf

1. Vorbemerkungen

Wie in ganz Siebenbürgen wurde auch die Gemeinde Neppendorf nach dem Zweiten Weltkrieg von wirtschaftlichen, sozialen und gesellschaftlichen Umwandlungen erfaßt, die bis heute andauern. Nicht nur, daß die ehemalige Landgemeinde 1950 ihre politische Selbständigkeit verlor und zu einem Vorort von Hermannstadt wurde,[1] durch die Enteignung des Grundbesitzes wurden die einstigen Landbauern auch gezwungen, ihren Lebensunterhalt als Arbeiter in Industrie, Bauwesen und Gewerbe zu fristen. Das blieb natürlich nicht ohne Folgen auf das gesamte Gemeindeleben. Wie tiefgreifend dieser Wandel war, habe ich in einem Aufsatz darzulegen versucht.[2]

Bedingt durch die Verbreitung von Radio und Fernsehen, sowie durch neue Drucktechniken, kam es Mitte der sechziger Jahre zu einer Säkularisierung der Lesestoffe. Besonders gravierend wirkte sich die Veränderung auf die Lesegewohnheiten der Neppendorfer aus. Neue Bücher wurden nach 1966 so billig, daß die alten Bücher ihren Stellenwert im Denken der Menschen verloren.[3] Außerdem bekamen die siebenbürgisch-deutschen Tages- und Wochenzeitungen (Neuer Weg, Hermannstädter Zeitung – später Die Woche –, Karpatenrundschau) im Leseverhalten unserer Gemeindemitglieder das Übergewicht, da sie Berichte zu Tagesthemen ins Haus brachten, und durch diesen aktuellen Informationsfluß verlagerte sich der Schwerpunkt der Lesestoffe vom Religiösen zum Säkularen. Man las nun, etwa am Sonntag, nicht mehr Christlich-Religiöses zur Erbauung von Herz und Seele, sondern die täglichen Neuigkeiten.

Als man zu Beginn der siebziger Jahre Altpapier für die Wiederverwertung dieses Rohstoffes zu sammeln begann, blieben auch alte Bücher nicht verschont. Vor allem Schulen mußten sich an den Papiersammlungen beteiligen. Auf diese Weise wurde

---

1 Das Gebäude, in dem einstmals der Neppendorfer Bürgermeister seinen Amtssitz hatte, steht noch und trägt an einem Giebel das Gemeindezeichen von Neppendorf, den Schlüssel, und dazu die Jahreszahl 1895. Zu dem Zusammenwachsen Neppendorfs mit Hermannstadt hat der 1937 erfolgte Bau der ersten asphaltierten Landstraße Rumäniens, die heute quer durch Neppendorf verläuft, nicht unwesentlich beigetragen.

2 GALTER (1992), S. 82 ff.

3 So – um nur ein Beispiel zu nennen – war der Bildband von H. KLUSCH, Siebenbürgische Goldschmiedekunst (1988) schon für 69,— Lei zu kaufen!

durch die Kinder aus den Häusern alles „überflüssige" Papier weggebracht. Nicht selten waren darunter auch kostbare Druckwerke, die bis dahin in einem Winkel auf dem Dachboden Jahrhunderte überdauert hatten.[4]

So gesehen ist die Frage: „Was haben die Landler in Neppendorf einstmals in ihren Häusern als religiöse Lesestoffe verwendet?" heute ungemein schwerer zu beantworten, als noch vor etwa 50 Jahren.

Hinzu kommt noch ein weiterer Grund: Als im Jahre 1947 die Neppendorfer im Zuge der Enteignung ihre Bauernhöfe von einem Tag auf den anderen räumen mußten, blieb vielfach keine Zeit, die alten religiösen Bücher mitzunehmen.[5] Bei der Rückgabe der Höfe war vieles verschwunden.

Aber auch innerlich trennte man sich von den alten Schriften. Die im Frühjahr 1990 einsetzende, fast fluchtartige Abwanderung der Siebenbürger Deutschen in die Bundesrepublik hat nämlich in vielen Fällen zu einer kopflosen Auflösung der Haushalte geführt. Was nicht mehr gebraucht wurde, mußte weg. Man hat die Dinge einfach verbrannt! Viel Unersetzliches, das über Jahrhunderte in Truhen und Kästen aufbewahrt worden war – alte Druckwerke, handschriftliche Aufzeichnungen, alte Trachtenstücke und verblichene Stickereien –, wurde in diesen Jahren vernichtet. Auch die bemalten Möbelstücke wurden zerschlagen und verheizt.

Und schließlich muß ich noch einen letzten, meine Arbeit erschwerenden Grund anführen: Pfarrer i. R. Dr. Hellmut Klima starb am 7. Oktober 1990. Er war der beste Kenner der Landler in Siebenbürgen und im besonderen derer aus Neppendorf.[6] Ich konnte ihn daher für diese Arbeit nicht mehr zu Rate ziehen. Seine Sammlung an alten Druckwerken, die mir von der Witwe, Frau Maria Klima, zur Verfügung gestellt wurde, leistete mir aber wertvolle Dienste.

Wenn man dies alles in Betracht zieht, hatte es der einstige Pfarrer von Windau in Nordsiebenbürgen, Johann Bredt, noch leichter, als er zwischen 1912 und 1919 daranging, die Lesegewohnheiten seiner Gemeinde zu erkunden.[7] In 60 Häusern hat er sorgfältig alle religiösen Bücher notiert und daraus auf die Lesegewohnheiten ihrer Benutzer geschlossen. Für den Bibel- und Gesangsbuchforscher sind seine Aufzeich-

4 In meinem Besitz befindet sich das Fragment eines Siebenbürgischen Gesangsbuches aus dem 18. Jh., das aus einer solchen „Papiersammlung" gerettet werden konnte.

5 Die mittlere Generation befand sich damals außerdem in Rußland im Arbeitsdienst.

6 Sein Typoskript für eine Landler-Festschrift liegt in der Pfarramtskanzlei von Neppendorf auf. Die Drucklegung war für die 250-Jahrfeier am 2. September 1984 geplant. Leider konnte diese damals nicht erfolgen. Zu diesem Anlaß erschien lediglich ein Faltbogen mit den wichtigsten historischen Angaben zur Kirche von Neppendorf.

7 Die Hausbüchereien in einer Landgemeinde. In: Kirchliche Blätter, 14. Jahrg. Nr. 29, vom 20. Juli 1922, ff. Die Arbeit ist in 6 Folgen erschienen und nur mit J. B. gezeichnet. Es handelt sich jedoch eindeutig um Pfarrer Johann Bredt, der von 1912–1919 Pfarrer in Windau und von 1919–1930 Pfarrer in Kleinbistritz war.

nungen eine wahre Fundgrube. Das umso mehr, da Windau als deutsch-evangelische Gemeinde nicht mehr existiert!

2. Religiöse Literatur in der alten und neuen Heimat

Bald nach dem Durchbruch der Reformation in Deutschland kamen evangelische Prediger in die österreichischen Erbländer der Habsburger. Sie verkündeten die reformatorischen Gedanken LUTHERS, hielten die neue Form des Gottesdienstes, feierten das Abendmahl in beiderlei Gestalt und brachten den Menschen die deutsche Bibel Luthers. Außerdem begannen lutherische Schullehrer die Kinder im Lesen zu unterrichten. So konnten sie daheim die Heilige Schrift, aber auch andere Schriften, vor allem die Gesangsbücher und den Katechismus, Sendbriefe und Predigtbücher lesen.[8] Auf diese Weise hat sich reformatorisches Gedankengut unaufhaltsam auch in Österreich verbreitet. Allerdings verhinderte Kaiser MAXIMILIAN II. (1564–1576), daß Österreich zur Gänze protestantisch wurde. Unter seinen Nachfolgern Kaiser RUDOLF II. (1576–1612) und FERDINAND II. (1612–1637) wurden die evangelischen Prediger und Lehrer des Landes verwiesen und Österreich wieder ein katholisches Land. Nur in abgelegenen Alpentälern konnten sich Bekenner des lutherischen Glaubens halten, vor allem im inneren Salzkammergut, besonders in Goisern. Hilfreich waren dabei die sogenannten „Sendbriefe", mit denen die Exulanten die Daheimgebliebenen zur Glaubenstreue ermunterten.[9] Wohl nicht wenig hat auch das sogenannte Corpus Evangelicorum in Regensburg zur Stärkung des Kryptoprotestantismus in Österreich beigetragen. Es sollte dafür sorgen, daß die protestantischen Interessen auch wirklich gewahrt werden, wie das im Westfälischen Frieden beschlossen worden war. Die wichtigste Rolle für die Beibehaltung des reformatorischen Glaubensgutes spielte aber das evangelische Schrifttum. Trotz strenger Verbote wußte man sich die verschiedenen geistlichen Schriften zu beschaffen. Daher bemerkt JOSEF ETTINGER in seinem Buch über die Landler ganz richtig: Es *„hatte sich das evangelische Glaubensbekenntnis bei aller Bedrückung im Laufe des 17. Jahrhunderts, so namentlich auch im kaiserlichen Salzkammergute, mitten im Papstthume, von den Vätern auf Kinder und Kindeskinder fortgepflanzt, und so über 130 Jahre im Verborgenen erhalten. Dies geschah vornehmlich dadurch, daß die evangelisch Gesinnten fortwährend im Besitze evangelischer Bücher, freilich ganz im Verborgenen, zu bleiben suchten, und sich daraus belehrten und*

8 BUCHINGER (1980), S. 25.

9 Am bekanntesten sind wohl die Schreiben des aus Hallein stammenden JOSEPH SCHAITBERGER, der 1686 wegen seines evangelischen Bekenntnisses ausgewiesen wurde und nach Nürnberg wanderte. Von dort hat er eine ganze Reihe von „Sendebriefen" an seine Landsleute geschrieben, die dann nach seinem Tod am 2. Oktober 1733 gesammelt als Buch herausgegeben wurden.

erbauten. Zu diesem Ende sorgten sie dafür, daß in jedem Hause wenigstens eine oder zwei Personen fertig lesen und schreiben, und so den übrigen vorlesen konnten".[10]

Ähnliches ist auch in einer zweiten Quelle zu lesen, wo über den Geheimprotestantismus in der Heimat der Landler geschrieben wird: *„War es schon schwierig, evangelische Bücher über die Grenze zu bringen, so bedeutete ihr Besitz eine stete Gefahr. Not aber macht erfinderisch. In ausgehöhlten Balken, in Doppelböden, im Schmiedblasebalg, an Gewässern, in versenkten Fässern verbargen sie ihre Bücherschätze. Ein Hausbesitzer hatte seine Bücher in einer Mauernische so untergebracht, daß die geöffnete Tür sie vollkommen verdeckte. So glimmte der Docht weiter, und Luthers Lehre blieb bestehen."*[11]

Wenn also die Vorfahren der Landler ihre evangelischen Bücher gleichsam als ihren wertvollsten Besitz ansahen, werden sie diese Schätze wohl auch auf die große Reise nach Siebenbürgen mitgenommen haben. Freilich nur soweit das eben möglich war, denn die Bücher hatten zu jener Zeit ein wesentlich größeres Format als heute. Außerdem war das Reisegepäck beschränkt.[12] Trotz dieser Erschwernisse kann man von der Annahme ausgehen, daß einige der bis heute in Neppendorf erhaltenen Bücher von den Transmigranten nach Siebenbürgen mitgebracht worden sind. In der Gemeinde Neppendorf trafen die ersten Transmigranten am Sonntag, den 19. September 1734 aus Heltau kommend ein.[13] Es war der 13. Sonntag nach Trinitatis und der damalige Neppendorfer Pfarrer Simon Hintzel hielt „ihnen halb todt die erste und letzte Predigt in teutscher Sprache".[14] Er war todkrank und ist wenig später gestorben.

---

10 ETTINGER (1835), S. 14.

11 Erinnerungsblätter zur 200-Jahrfeier der Einwanderung der „Landler" in Neppendorf 2. September 1734/2. September 1934. Herausgegeben vom Presbyterium der evang. Kirchengemeinde A.B. Neppendorf in Rumänien. Druck der „Honterus" – Buchdruckerei Sibiu – Hermannstadt. 1934. S. 18.

12 „Als Reisegepäck konnte jede Familie ein Fäßchen mit eigenen Sachen mitführen." BUCHINGER (1980), S. 93.

13 Bezüglich des Eintreffens der ersten Transmigranten in Neppendorf ergeben sich zwischen BUCHINGER (1980), S. 97 und ETTINGER (1835), S. 29 Diskrepanzen. Wie aus den Quellen hervorgeht (siehe POPA, Nr: 17) waren die Transmigranten am 9. Sept. noch in Heltau.

14 Pfarrer H. Klima (siehe Anm. 6) schreibt S. 21 f: „Am 19. September 1734, am 13. Sonntag nach Trinitatis, treffen von Heltau kommend die ersten 168 Salzkammergutler in Neppendorf ein und machen hier den ersten Gottesdienst mit. Der evangelische Pfarrer von Neppendorf, der einst aus Pilsen vertriebene Simon Hintzel, richtet sich von dem Krankenbett mit letzter Kraft auf und hält den deportierten Glaubensbrüdern halb todt die erste und letzte Predigt in teutscher Sprache. Der Pfarrer ist kurz darauf verstorben. Eine Nachrechnung nach dem immerwährenden Osterkalender (Pfarrerkalender 1994, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen, S 259) ergibt tatsächlich, daß der 19. September 1734 ein Sonntag und der 13. nach Trinitatis war. Somit steht dieses Datum für die Zuwanderung der ersten Landler nach Neppendorf außer Frage.

Viel hatten sie nicht mitgebracht an äußeren Gütern, diese Transmigranten aus dem Salzkammergut, aber doch einen starken inneren Reichtum: Die Liebe zur evangelischen Kirche, zu der sie sich bisher nur im Herzen hatten bekennen dürfen, und die Liebe zu Gottes Wort und Gebet. Letzteres hatten sie in ihrem Herkunftsland nur in geheimer häuslicher Andacht pflegen können. Hier, in der „neuen Heimat", konnten sie die familiären Glaubensübungen frei entfalten. Wenn ich ältere Frauen befragte, was die Mutter und die Großmutter gewöhnlich lasen, erhielt ich fast immer die gleichlautende Antwort: „Das Gebetbuch, das Gesangsbuch und natürlich auch die Bibel."[15]

Demgemäß lassen sich die religiösen Lesestoffe in drei Gruppen unterteilen:
- Die Bibel als Hausbuch
- Gesangs- und Gebetbücher als religiöse Lesestoffe
- Andachts- und Erbauungsbücher

2.1. Die Bibel als Hausbuch

Als ich 1965 in meine zweite Pfarrstelle nach Neppendorf kam, sagte mir mein Kollege, Pfarrer Dr. Hellmut Klima: „In Neppendorf wird als erste Schriftlesung immer das I. (alte) Evangelium gelesen. Die Gottesdienstbesucher, besonders die älteren Frauen, kennen diese Perikopen auswendig und wissen auch sehr genau, welches Evangelium an dem betreffenden Sonntag im Gottesdienst zur Vorlesung gelangt." Diesen Hinweis habe ich damals zur Kenntnis genommen und in meiner ganzen Dienstzeit auch befolgt. Jetzt jedoch kommt mir der Gedanke, ob diese liturgische Gewohnheit nicht mit einem in der Familientradition verankerten Bibellesen zusammenhängt?

Wenn ich im Konfirmandenunterricht die Frage stellte, wer keine Bibel zu Hause habe, meldeten sich höchstens solche Kinder, die aus Ehen stammten, in denen beide oder ein Elternteil nicht aus Neppendorf stammten. Es gab also kaum ein Haus in Neppendorf, in dem keine Bibel vorhanden war. Meist sogar mehrere! Alte Bibeln wurden geehrt und geschätzt, zumindest von der älteren Generation.

Dabei handelt es sich um ein über Generationen hindurch weitergegebenes Bewußtsein: Die Heilige Schrift ist heilig zu halten! So fand sich im Nachlaß der Familie Michael Schaitz, Haus Nr. 834,[16] eine Luther-Vollbibel,[17] die 1717 zu Halle gedruckt und vermutlich aus dem Salzkammergut mitgebracht worden war.[18] Dieses ehrwürdige

15 Dazu muß gesagt werden, daß die Hermannstädter Gesangsbücher den Gebetsteil vor dem Gesangsteil hatten.

16 In Neppendorf werden in der Familienevidenz des Pfarramtes bis heute die sog. „Alten Hausnummern" verwendet. Diese Numerierung erfaßte einst alle Häuser der Gemeinde in fortlaufender Reihenfolge.

17 Jetzt im Nachlaß von Pfr. H. Klima.

18 Vollbibel ohne Titelblatt. Pag. 3–1079 Altes Testament und Apokryphen. „Das Neue Testament unseres

Buch scheint viel in Gebrauch gestanden zu sein. Es fehlen die ersten Blätter sowie der Schluß der Offenbarung von Kap. 17, 3. Es stellte ein richtiges Arbeitsbuch dar, enthält es doch „Mit jedes Capitels kurtzen Summarien, Auch beygefügten vielen richtigen, und mit Fleiß nachgegangenen Parallelen ...“ Anleitungen zur Glaubensunterweisung in der Familie. An Hand dieser Parallel-Stellen und den „kurtzen Summarien“ konnte der Hausvater die jeweiligen Bibelabschnitte auslegen. Solche Bibelausgaben aus Halle haben sich mehrfach erhalten, etwa aus dem Jahr 1724,[19] weiters Ausgaben aus 1748, 1763 und 1767, die sich alle im Nachlaß Klima befinden. In einer Ausgabe aus dem Jahr 1773 findet sich auf dem Vorsatzblatt folgende handschriftliche Eintragung:

„Dieses Büchlein ist mir lieb,
Wer es stillt der ist ein Dieb,
sei es ein Herr oder ein Knecht,
dem ist der Galgen gerecht.
Mathias Nutz 1860.“

Auf dem hinteren Buchdeckel sind weitere handschriftliche Daten zu den Familien Nutz (dreimal), Zikeli (zweimal) und Liebhart (einmal) vermerkt. Die Bibel befand sich bis 1992 in Landler-Besitz und zeugt von der Ehrfurcht, die diesem Buch entgegengebracht wurde, auch wenn die Bibel in letzter Zeit wohl kaum noch zur religiösen Erbauung benutzt wurde. Immerhin hatten die Vorfahren bereits 40 Jahre nach ihrer Ankunft die Mittel für eine neue Haus-Bibel aufgebracht, zu einer Zeit, als es noch um das Überleben in der Fremde ging. Die Bibel durfte in den Häusern der Landler demnach nicht fehlen. Und – so können wir annehmen – sie wurde auch gelesen. Damit scheint ein noch vor der Transmigration nach Siebenbürgen geübter Brauch nun auch in der neuen Heimat fortgesetzt worden zu sein. Denn die Transmigranten, die sich nach ihrer Ankunft am 26. August 1734 in der Heltauer Kirche durch Pfarrer Jakob Schunn einer strengen Glaubensprüfung unterziehen mußten, bewiesen eine erstaunlich gute Bibel- und Katechismuskenntnis.[20]

Daß man die Ehrfurcht vor der Heiligen Schrift bis in die Gegenwart beibehielt, bezeugt die Tatsache, daß viele Gemeindemitglieder vor ihrer Ausreise aus Neppendorf ihre Bibeln im Pfarramt zur Aufbewahrung abgaben. In diesem Zusammenhang scheint mir folgende Aussage bezeichnend zu sein: „Die Bibel der Mutter nehme ich mit, da kann ich diese hier lassen.“

Herrn und Heylandes Jesu Christi Verteutscht Von D. Martin Luthern, Mit Jedes Capitels kurtzen Summarien, Auch beygefügten vielen richtigen, und mit Fleiß nachgegangenen Parallelen. Halle, Zu finden im Waysenhause 1717.“ S. 1–302, bis Offenbarung 17,3, das Weitere fehlt.

19 Siehe Abb. 3, S. 654

20 ETTINGER (1835), S. 30 und S. 45 ff.

In Neppendorf wurden um die Wende zum 20. Jahrhundert noch Bibeln gekauft und im Haus verwendet. So findet sich im Nachlaß der schon erwähnten Familie SCHAITZ noch eine Vollbibel (3. Aufl., Berlin, ohne Jahr), die etwa in diese Zeit gehören dürfte. Auch solche neueren Bibeln wurden im Pfarramt abgegeben, darunter die an den siebenbürgisch-deutschen Schulen gebrauchte „Schulbibel"[21] mit ausgewählten Bibelstücken und -versen, die auch der Verfasser in seiner Gymnasialzeit in Hermannstadt noch benützt hat.

Merkwürdig ist, daß mir bei meinen Ermittlungen keine einzige in Siebenbürgen gedruckte Bibel in die Hand gekommen ist.[22] Außer der von Bredt erwähnten Hermannstädter Ausgabe des Neuen Testaments, scheint man die benötigten Bibeln aus Deutschland bezogen zu haben. Die Bibelausgaben aus der Cannstein'schen Bibelanstalt in Halle, von der vier verschiedene Ausgaben bekannt sind, waren vermutlich auch wesentlich billiger als hiesige Drucke.

2.2. GESANGS- UND GEBETBÜCHER ALS RELIGIÖSE LESESTOFFE[23]

Mehr noch als die Bibel dürften in den Häusern der Landler Gesangs- und Gebetbücher gelesen und verwendet worden sein. Nur so ist es zu verstehen, daß sich eine stattliche Anzahl alter siebenbürgischer Gesangsbuchausgaben bis in die Gegenwart erhalten hat.[24]

Im Nachlaß von Pfarrer Dr. Hellmut Klima befindet sich ein sehr zerlesenes Büchlein mit dem Titel: „Neuentsprungene Wasserquelle Vor Gottes ergebene und geistlich-durstige Seelen ... Nürnberg 1681". Es enthält bis Seite 349 Gebete für die verschiedensten Anlässe. Daran schließt ein Liedteil mit 196 Seiten (separate Paginierung; die ersten acht Seiten fehlen), dem ein Liederregister beigefügt ist. So weit ich feststellen konnte, enthält dieses Büchlein alle Lieder M. Luthers und erweist sich somit eindeutig als evangelisch-lutherisches Gebet- und Gesangsbuch. Das frühe Druckdatum und der abgenützte Zustand dieser kleinen Kostbarkeit lassen darauf schließen, daß dieses Buch von Transmigranten in ihre neue Heimat mitgenommen wurde.

---

21 Schulbibel, Bibel im Auszug, für die Jugend in Schule und Haus bearbeitet im Auftrage der Bremischen Bibelgesellschaft, Bremen, Bremische Bibelgesellschaft 1927.

22 Siehe Anm. 7, S. 231, Spalte 2. J. Bredt erwähnt ein Neues Testament, gedruckt bei J. Barth, Hermannstadt 1750.

23 In den siebenbürgischen Gesangsbüchern findet sich immer auch ein sog. Gebetsteil. Früher stand dieser Teil vorne, erst in den beiden letzten, vom Landeskonsistorium herausgegebenen Ausgaben (1898 und 1979) findet sich der Gebetsteil hinter dem Liederteil.

24 So fand ich im Hause von Frau MARIA REISENAUER, geb. REISENBÜCHLER, HNr. 539 den Torso des „Neu Vermehrten Hermann-Städtischen Gesangbuches", Hermannstadt 1740, das zur Zeit der Ankunft der Landler hier im gottesdienstlichen Gebrauch stand.

Im Nachlaß von Dr. Hellmut Klima gibt es noch ein zweites derartiges Büchlein aus dem Jahr 1720, das ebenfalls in Nürnberg gedruckt wurde.[25] Es mißt 115 mm x 70 mm, ist 37 mm dick und hat 358 Seiten. Eingelegt finden sich einige handgeschriebene Zettel von WILHELM REISSENBERGER aus 1851 und 1852.[26] Da in der Umgebung von Hermannstadt im 18. Jahrhundert in den Gottesdiensten das sogenannte „Hermannstädter pietistische Gesangbuch" und seine „vermehrten" Auflagen verwendet wurden, ist mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß auch dieses Büchlein aus Österreich mitgebracht wurde, zumal die kleinen Ausmaße das Mitnehmen erleichtert haben mögen.

Ebenfalls eindeutig aus dem Besitz einer Landler-Familie stammend ist das Gothaische Gesangbuch aus 1746.[27] Es enthält 1369 Lieder und wurde – worauf sein Zustand schließen läßt – viel benützt.[28] Im Einband steht mit Handschrift: ELISABETH NUTZ 1737.[29] Die Tatsache, daß ein solches lutherisches Gesangsbuch in Neppendorf zu finden ist, scheint mir bedeutungsvoll, da sein Gebrauch in den Gottesdiensten der Neppendorfer Kirchengemeinde nicht üblich war. Es dürfte hauptsächlich im familiären Kreis bei Notfällen oder Notlagen (z.B. Krankheit, Feuer- oder Wassernot, Hagelschlag u.a.) verwendet worden sein.

Auf die Wertschätzung der Gesangsbücher, die immer auch einen Gebetsteil enthielten, darf aber auch aus der Tatsache geschlossen werden, daß in sehr vielen Landler-Häusern das Hermannstädter Gesangsbuch,[30] das sogenannte „rationalistische Gesangbuch", bis in unsere Tage aufbewahrt wurde.[31] Dieses Gesangsbuch, das wegen seiner trockenen und puristischen Überarbeitung der Lieder nur sehr schwer Eingang in die siebenbürgischen Gemeinden gefunden hat, – in Neppendorf konnte es erst 1824 im Gemeindegottesdienst eingeführt werden[32] – wurde dann aber trotz all seiner Fragwürdigkeiten angenommen. Mit dazu beigetragen hat wohl auch der Umstand, daß

---

25 „Andächtiges Teutsches Hand-Büchlein, mit Lateinischer Schrift, Für Sonderbare Liebhaber dieser Schrifften, Zusammengetragen und anjetzo mit vielen Gebeten und Liedern vermehret, zum Druck befördert von Johannes CUNDISIO, Nürnberg, im Verlag Joh. Hoffmanns Seel. Erben. 1720."

26 Die Vorfahren der Reissenbergers sind auch Landler, siehe BUCHINGER (1980), S. 453.

27 „Geistliches neu-vermehrtes Gothaisches Gesangbuch, worinnen d. Martin Luthers, und andere frommer Christen Geistreiche Lieder und Gesänge, 1369 an der Zahl enthalten, nach Ordnung der Jahres-Zeit und des Catechismi ein- und abgetheilet ... Gotha, 1746."

28 Die Seiten 1–16 fehlen.

29 Wie der Widerspruch zwischen dem Jahr der Herausgabe, 1746, und dem Jahr der handschriftlichen Eintragung, 1737, zu klären ist, weiß ich nicht.

30 Es erschien erstmals 1792 und sollte das für die ganze siebenbürgisch-lutherische Kirche gültige Gesangsbuch sein. Dies war jedoch nicht der Fall. Dennoch wurde dieses Gesangsbuch, das unzählige Auflagen erlebte, bis 1898 in allen Gemeinden um Hermannstadt benützt. Vgl. dazu: GALTER (1983); S. 197 ff. Hier werden alle in Siebenbürgen gedruckten evangelischen Gesangsbücher aufgezählt.

31 So auch im Haus Reisenauer HNr. 539

32 GALTER (1983), S. 211.

diesem Gesangsbuch auch Erzählstoffe beigebunden waren: Die Passionsgeschichte Jesu und die Historie von der Zerstörung der Stadt Jerusalem sowie die Episteln und Evangelien für die Sonntage und Feste des ganzen Jahres.[33] Ebenfalls beigebunden waren die Texte der „Sonn- und Festtäglichen musikalischen Andachten", der sogenannten Dikta. Diese „Musikalischen Andachten" sind eine liturgische Besonderheit Siebenbürgens und wurden entsprechend der Ordnung des Kirchenjahres in den „Vespern", den am frühen Sonntagnachmittag abgehaltenen liturgischen Gottesdiensten, deren Besuch für die konfirmierte Jugend verpflichtend war, zur Aufführung gebracht. Im Neppendorfer Archiv hat sich ein fast vollständiger Zyklus dieser Dikta erhalten, der erst in neuerer Zeit teilweise erforscht wurde.[34] Dieses Gesangsbuch mit seinem umfangreichen Gebetsteil, das noch von den Eltern und Großeltern der heute lebenden Landler – und wohl auch Sachsen – in Neppendorf verwendet wurde, gehört zu den wichtigsten religiösen Lesestoffen.

Die hohe Wertschätzung, die die Neppendorfer ihrem Gesangsbuch entgegengebracht haben, geht auch daraus hervor, daß dem „alten Gesangbuch" besonders von der älteren Generation wegen der darin enthaltenen Gebete weiterhin zur häuslichen Andacht der Vorzug vor dem neuen Gesangsbuch gegeben wurde.[35] Erst die Auswanderung bewirkte, daß viele Gesangsbücher vernichtet wurden. Damit verschwand ein wichtiges Zeugnis der persönlichen Frömmigkeit.

An dieser Stelle muß auch der „Evangelische Sendbrief" (s. Abb. 1) erwähnt werden. Dieses Buch, geschrieben von dem Salzburger Exulanten Joseph Schaitberger und „auf Begehren guter Freunde ... in Druck übergeben"[36], hat sich in mehreren Landler-Häusern bis heute erhalten und zwar nicht nur in der Originalausgabe, sondern auch in der Jubiläums-Ausgabe.[37]

Diese Schrift enthält viele Gebete und auch Lieder, die Originalausgabe sogar ein „Gantz neu-eingerichtetes und so noch niemals heraus gegebenes Geistliches Liederbüchlein ... Gedruckt in diesem Jahr".[38] Dieses, vermutlich 1734 in Nürnberg gedruckte Buch enthält über 64 Lieder und dürfte wohl auch von den Landler-Vorfahren nach Neppendorf mitgebracht worden sein.[39]

---

33 Besonders in den späteren Ausgaben dieses Gesangsbuches ist dieser Teil sehr erweitert worden, so daß er fast ebenso groß ist, wie der Liederteil.

34 Vgl. Das Diktum, die musikalische Andacht in der Kirchengemeinde Neppendorf, Arbeit zum Doktorandenstudium eingereicht von Heinz Dietrich Galter, Jakobsdorf 1991; Typoskript.

35 Das gegenwärtige Gesangsbuch konnte erst 1981 in den Bibelstunden und 1986 in den Gemeindegottesdiensten in Verwendung genommen werden..

36 Gedruckt zu Nürnberg, wahrscheinlich 1734, denn Joseph Schaitberger starb am 2. Oktober 1733.

37 Gedruckt in Reutlingen, Verlag von Wilhelm Baur, wahrscheinlich 1834.

38 So in meinem Exemplar, doch fehlen die letzten Blätter.

39 In der Jubiläums-Ausgabe steht ausdrücklich nach dem Lebenslauf des Joseph Schaitberger: „Nürnberg, im Jahr des Heils 1734."

Neu-vermehrter
Evangelischer
Send-Brief,
Darinnen
vier und zwantzig nutzliche Büchlein
enthalten,
Geschrieben an die Landsleut
in Saltzburg und andere gute Freund,
dadurch dieselbigen zur Christlichen Beständigkeit, in der Evangelischen Glaubens-Lehr,
Aus Heiliger Göttlicher Schrifft zusammen getragen, und auf Begehren guter Freunde
samt einem Anhang
in Druck übergeben,
Von einem Bekenner der Warheit, und des Evangelischen Glaubens
Joseph Schaitberger,
nebst einem kurtz gefaßten Begriff von dessen Leben.
Nürnberg,

Abb. 1: Joseph Schaitberger, Sendbrief (undatiert, vermutlich 1734 in Nürnberg gedruckt)

Schließlich muß jedoch noch jenes Gebetbuches gedacht werden, das wahrscheinlich den tiefgreifendsten Einfluß auf die Frömmigkeit der Landler hatte, das sogenannte „Paradiesgärtlein". Wie wir aus dem Brief Paul Kaisers an seinen Sohn Johann vom 29. August 1734 wissen, hatten die Transmigranten bei ihrer Ankunft unter anderem besagtes „Paradiesgärtlein" erhalten. Er schreibt nämlich: „Lieber Sohn, unsere Reise ist zu Wasser und zu Land glücklich fortgegangen, und wie wir in Siebenbürgen an denen evangelischen Oerten angekommen sind, haben uns sowohl welt- als geistliche Herrn mit Freuden empfangen, und uns höchst gnädig begabet mit Geld, Fleisch, Wein und Bier und anderm mehr, und wie wir unsere Reise vollendet, und in Heltau einquartieret sind, so haben sie uns nicht allein mit leiblicher Nothdurft reichlich begabet, sondern haben auch einer jeden Familie ein Johann Arndt Paradißgärtlein, und einer jeden Person Luthers Katechismum und andere schöne Bücher verehret".[40] Der Schreiber braucht seinem Sohn allerdings nicht zu erklären, was das „Paradiesgärtlein" ist, da dieser das offenbar weiß und wahrscheinlich auch kennt. Handelt es sich doch um das Gebetbuch des Generalsuperintendenten von Lüneburg, Johann Arndt (1555– 1621), das 1612 erschien und weite Verbreitung bis nach Siebenbürgen fand.[41]

40 ETTINGER (1835), S. 28 f.

41 In der Jubiläumsausgabe des „Sendbriefes" von J. Schaitberger wird dieses Buch noch als vorrätig in der

D. JOH. ARNDTS,
Deß Gottseeligen
und Hocherleuchteten
Lehrers
Paradis-
Gärtlein.
Welches
Voller Christlichen
Tugend-Uebete

Abb. 2: „Paradis-Gärtlein" von Joh. Arndt, leider beschädigtes Titelblatt des Gebetbuches, das wahrscheinlich Landlern in Heltau geschenkt wurde, vgl. Anm. 48

Wie mir Frau Maria Reisenauer, geborene Reisenbüchler, HNr. 539, erzählte, haben ihre Mutter und Großmutter im „Paradiesgärtlein" gelesen. Von ihr erhielt ich auch den Rest eines solchen Büchleins und zwar ab Seite 149 bis Seite 562 samt einem sechsseitigen Register (unpaginiert). Vielleicht handelt es sich dabei um eines jener Bücher, die den neu angekommenen Transmigranten 1734 „verehret" worden waren. Bemerkenswert ist, daß man damals eine so große Anzahl „Paradiesgärtlein" und Katechismen zur Verfügung hatte.[42] Darf man daraus schließen, daß dieses Gebetbuch auch in Hermannstadt gedruckt wurde? Mir liegt ein Exemplar vor, in dem leider die halbe Titelseite fehlt, so daß nicht zu ermitteln ist, wo und wann es herausgegeben wurde. Beigebunden ist diesem Buch aber ein „Frommer Christen anstimmende Davids-Harpffe/Oder Christliches Gesang-Buch, Darinnen Die gewöhnliche Kirchen-Lieder D. Martin Luthers und anderer Lehrer zu finden sind, Reuttlingen, Verlegts Joh. Georg Füsing, im Jahr Christi 1722." Möglicherweise war auch dieses Büchlein 1734 in Heltau in den Besitz einer Landlerfamilie gekommen. Bei einer weiteren Ausgabe des „Paradis-Gärtlein(s)" aus dem Jahr 1761 fehlt leider ebenfalls die Angabe des Druckortes.

---

evang. Buchhandlung W. Baur & Co. In Würzburg angeführt, S. 609, und das um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

42 ETTINGER (1835), berichtet auf S. 39 von 47 angekommenen Familien.

Das einst weit verbreitete „Paradis-Gärtlein", dessen Ziel es war, „andächtige lehrhafte und trostreiche Gebete in die Seele zu pflanzen ...", verdankt seine Beliebtheit dem „beygefügten" Register, das ein leichtes Auffinden der Gebete für alle Lebenslagen, sowie auch für die einzelnen Sonntage „nach den Sonn- und Fest-Tags-Evangelien" möglich machte. Außerdem entsprach die Diktion jener der Bibel und war daher für Bibelkenner – und das scheinen die Vorfahren der Landler gewesen zu sein – bestens geeignet.

Von Johann Reisenauer, HNr. 61, besitze ich das Fragment eines Gebetbuches, von dem sich leider nicht eruieren läßt, wo und wann es gedruckt wurde.[43] Der abgenützte Zustand des Gebetbuches deutet jedoch darauf hin, daß es wahrscheinlich zwei Jahrhunderte lang in Verwendung gestanden sein dürfte.

Schließlich verdient noch das „Tägliche Hand-Buch in guten und bösen Tagen ..." von Johann Friedrich Starck Erwähnung.[44] Das vorliegende Exemplar aus dem Besitz der Familie Reisenauer stammt zwar aus dem Jahr 1880, doch erschien seine Erstausgabe bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Es wäre denkbar, daß dieses Buch den Vorfahren bekannt war und man es wieder kaufte, als man die Annonce in der Jubiläumsausgabe des Schaitberger'schen „Sendbriefes" las.

Fest steht jedenfalls: Gesangs- und Gebetbücher nehmen unter den religiösen Lesestoffen der Landler den ersten Platz ein. Das mag sowohl an dem Format liegen – eine Vollbibel ist ungemein größer als ein Gesangsbuch –, als auch an der kürzeren und abgeschlossenen Art der Lesestoffe. Denn früher war für die arbeitenden Menschen wenig Zeit zum Lesen. Aber ein Gebet, das konnte man auch zwischendurch sprechen.

---

43 Das sehr zerlesene Stück ist mit Sicherheit von den Vorfahren der Familie Reisenauer schon in Goisern benutzt worden. Es wurde mir von Herrn Johann Reisenauer, HNr. 61, im Dezember 1981 geschenkt.

44 Manchmal auch nur „Stark" geschrieben. Eine Ausgabe von 1880 ist Eigentum der Familie Josef Reisenauer, HNr. 700. Der volle Titel lautet: „Tägliches Hand-Buch in guten und bösen Tagen, das ist: Aufmunterungen, Gebete und Gesänge 1) Für Gesunde; 2) Für Betrübte; 3) Für Kranke; 4) Für Sterbende; wie auch Sprüche, Seufzer und Gebete, den Sterbenden vorzusprechen, nebst den Fest-Andachten, viele schöne Buß-, Beicht-, Communion- und Wetter-Gebete, Morgen- und Abend-Andachten auf alle Tage in der Woche, Trost- und Erquickungsgebete sammt Gesängen, beineben auch Kriegs-, Theuerungs-, Pest- und Friedens-Gebete, bei allen Angelegenheiten nützlich zu gebrauchen, und mit Kupfern gezieret; dem noch beigefügt: ein tägliches Gebetbüchlein für Schwangere, Gebärende und Unfruchtbare, als der fünfte und sechste Theil dieses Handbuchs von Johann Friedrich Stark, weil. Evangelischem Prediger zu Frankfurt am Main. Vollständige und wohlfeile Stereotyp-Ausgabe in grobem Druck. Reutlingen. Verlag von Wilhelm Baur. 1880." Johann Friedrich Stark wurde am 10. Oktober 1680 in Hildesheim geboren und starb schon am 17. Juli 1726 zu Frankfurt.

2.3. Andachts- und Erbauungsbücher[45]

Das älteste Erbauungsbuch, das mir in die Hand gekommen ist, gehört der erwähnten Familie Josef Reisenauer, HNr. 700. Es ist der zu einem Buch gebundene zweite und dritte Teil einer sogenannten „Postille". Da das Titelblatt des zweiten Teiles fehlt, lassen sich nur Angaben zum dritten Teil machen: „Gedruckt zu Magdeburgk durch Wolffgang Kirchner. M.D.LXXIII." (1573).[46] Das Buch ist in Leder gebunden, hat zwei Schließen und ist sehr gut erhalten. Es weist sich als lutherisch dadurch aus, daß es in der Vorrede zum zweiten Teil heißt: „Heute diesen achtzehenden tag Februarii sind es sechs und zwentzig Jar als des ewigen und lebendigen Gottes auserwehltes und werdes Rüstzeug und unser Deudschen Elias der Ehrwirdige und Hochgelarte Herr Doctor Martinus Lutherus heiliger und Seliger gedechtnis aus dem betrübten jammerthal dieses mühe-seligen und elenden Lebens von unserem HERRN Gott in sein ewiges frewden Himelreich durch den natürlichen zeitlichen Tod ist beruffen und abgefordert worden."

Die Vorrede ist 1572 geschrieben und enthält die Geschichte der „Religionsstreite nach Doctoris Lutheri absterben". Sie ist Elisabeth, der Herzogin zu Mecklenburg, einer dänischen Königstochter, gewidmet. Es ist durchaus denkbar, daß in dieser über 400 Jahre alten bibliophilen Kostbarkeit schon in der Heimat der Landler gelesen und sie auf die lange Reise mitgenommen wurde.

Ebenfalls in das 16. Jahrhundert gehört eine Predigtsammlung, die sich im Nachlaß von Pfarrer Klima befindet.[47] Diese „Postilla Teutsch" stammt von Caspar Hubertinus. Auf dem Titelblatt des zweiten Buches findet man die Jahreszahl: M.D.LXVI. (1566)[48]

Von der Landler-Familie Köffer stammt ein vollständig erhaltener „Edler Evangelien-Schatz" aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.[49] Einer der Besitzer dieses kostbaren Werkes hat auf das Vorsatzblatt mit eigener Hand geschrieben

---

45 Zu diesen sind auch die Predigtsammlungen zu rechnen.

46 „Postilla: Das ist / Ausslegung der Evangelien / von den fürnemsten Festen der Heiligen / durchs gantze Jar / ordentlich und richtig nach der RHETORICA gefasset: Neben einer kurtzen erklerung des Textes. Geprediget zu Rostogk / Durch Simonem Pauli / der Heiligen Schrifft Doctorem und Professorem, Und des Rostogker Kraises im hertzogthumb Mekelnburgk / Superintendenten. Das Dritte Teil. Gedruckt zu Magdeburgk durch Wolffgang Kirchner. M.D.LXXIII."

47 Seine Gattin hat väterlicherseits landlerische Vorfahren, aber auch unter den Vorfahren seiner Mutter sind Landler.

48 Das erste Buch hat kein Titelblatt, trägt aber in der Vorrede die Jahreszahl „1545 am 20. Augusti". Ein Titelblatt findet sich erst nach Seite 124. Es lautet: „Postilla Teutsch von Ostern bis auffs Advent Caspar Hubertinus. M.D.LXVI." Dann folgen drei leere Seiten. Auf einer ist eine handschriftliche Eintragung, daß das Jahr 1871 wegen einer großen Überschwemmung ein armes Jahr gewesen sei, desgleichen auch das Jahr 1897.

„Leopold Keffer Im Jahr 1842", und darunter:
„Gott gieb fried in unserem Lande
Glück und Heil zu allem Stande."

Leopold Köffer scheint ein frommer Mann gewesen zu sein, denn es finden sich im Buch ein von ihm handgeschriebenes Beichtgebet und ein gereimter Namenstagswunsch, dazu ein illustriertes Faltblatt mit der Leidensgeschichte unseres Heilandes Jesu Christi.

Schließlich fand sich bei Familie Michael Schaitz, HNr. 834, noch ein Predigtbuch, dem leider das Titelblatt fehlt. Die Vorrede trägt jedoch die Datierung: „Nürtingen, 5. Juli 1758". Die Predigtsammlung stammt von Immanuel Gottlib Brastberger. Aus dem Zustand des Buches ist zu schließen, daß es intensiv benutzt wurde. Man begnügte sich offensichtlich nicht mit den Predigten bei den fast täglichen Gottesdiensten, sondern las zu Hause die Predigten für sich im Buch nach. Außerdem enthält es viele handschriftliche Eintragungen mit Familiendaten.

In die Gruppe der Andachtsbücher gehört auch das in Schweinsleder gebundene Buch mit dem Titel: „Vernünftige Gedanken von Gott und der Welt". Es enthält in der Vorrede das Datum „Halle, den 24. Dezember 1721".[50] Übergeben wurde es mir von Jo-

49 Das Buch wurde mir von Lehrer Andreas Köffer überreicht und befindet sich im Pfarramt von Neppendorf. Es trägt den sehr ausführlichen Titel: „Edler Evangelien-Schatz Das ist: Ausführliche und Schrifftmässige Erklärung aller Fest- Sonn- und Feyertags Evangelien / durchs gantze Jahr; Darinn ein jedes Evangelium / in unterschiedenen Predigten / nach dem Ulmischen in Statt und Land gewöhnlichen methodo, also abgehandelt / daß ein jede Predig mit einem kurtzen Exordio versehen / der Text mit notwendiger Parafrasi und Außlegung erklärt / der locus communis mit Schrifftmässiger Außführung erläutert / und mit denen darzu gehörigen Usibus und Gebrauch zur Widerlegung der Gegenlehr / trewhertzigen Warnung / ernstlichen Vermahnung / nothwendigen Vnderricht und kräfftigen Trost außgeführet wird / Sampt einem hinzu gehörigen nützlichen Register. Mit sonderm Fleiß zusammen getragen und gepredigt Von Dem Ehrwürdigen und Hochgelehrten Herrn / M. Samuele Edelio, Weyland treweyfferigen Pfarren in der Kirchen zur H. Drey / Einigkeit in Vlm. Nunmehr auff inständiges Begehren zum Druck verfertiget / Durch M. Danielem Guckhelinum, Vlmischen Pfarrern zu Albeck. Im Jahr SaMVel EDeLIVs VIXIt in Vrbe, nae VIVIt et VIVet in orbe. VLM / In Verlegung Johan Görlins Buchhändlers. Die „Anred" ist „An den Wol-Edlen und Gestrengen Herrn Conrad Widerholden / Von- und zu Neidlingen / Fürstl. Durchl zu Würtenberg ..." gerichtet und ist vom 8. Januar 1659 datiert. Das Buch ist in Leder mit eingepreßten Verzierungen gebunden, hat zwei Schließen und hat drei zusammengebundene Teile. Teil 1: S. 1–553 dazu 9 Seiten Register; Teil 2: S. 1–646, dazu 8 Seiten Register; Teil 3: S. 1–329, dazu 6 Seiten Register. Zu jeder Predigt finden sich viele lateinische, manchmal auch griechische Marginalien; auch fand ich manchmal Verse aus Lutherliedern zitiert, so I/553 und III 73.

50 Das erste Titelblatt fehlt auch hier. Aber das Buch hat zwei Teile; Teil 1: Vorrede; Erinnerung zur dritten Auflage; Vorbericht zur vierten Auflage; von S. 1–672 folgt der 1. Teil, gegliedert in sechs Kapitel; anschließend noch zwei Register und zehn Seiten „Erinnerung wegen der Einwürfe", also Fragen der wissenschaftlichen Diskussion. Dann beginnt der 2. Teil. Sein Titel: „Der vernünftigen Gedancken von

SEF REISENAUER jun., HNr. 961, am 21. Januar 1985, kurz bevor er mit seiner Familie aussiedelte. Wie es in den Besitz der Familie kam und ob es bereits die Vorfahren nach Siebenbürgen brachten, kann ich nicht sagen. Das Buch, das sich an theologisch interessierte Laien wendet, enthält eine polemische Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche.

Unter den Landlern waren selbstverständlich die „Sendbriefe" des theologisch überaus gebildeten Exulanten Joseph Schaitberger (....) bekannt. Joseph Schaitberger lebte 47 Jahre als Exulant in Nürnberg und schrieb von dort zu wiederholten Malen „Sendbriefe" an seine Landsleute daheim im Salzburgischen. Diese haben offenbar über das Salzburger Land hinaus Verbreitung gefunden.[51] Auf diese „Sendbriefe" wurde schon im vorigen Abschnitt hingewiesen, da sie auch Gebete und Gesänge enthalten (vgl. Anm. 36, 37 und 39). Sie haben sich sowohl im Original wie auch in der Jubiläumsausgabe in einigen Landler-Häusern bis heute erhalten.[52]

Nach dem Tode Schaitbergers haben Freunde seine „Sendbriefe" gesammelt in einem Band herausgegeben. Alle darin enthaltenen Schriften zeugen von tiefem, persönlichem Glaubensernst, haben sehr oft eine polemische Spitze gegen die katholische Kirche und bemühen sich, den in Glaubensanfechtung stehenden Lesern Trost und Zuspruch zu geben und ihnen die Angst vor dem Tode zu nehmen („Evangelische Sterbeschule der Kinder Gottes"). Daneben finden sich auch ausgesprochen lehrhafte Abschnitte: „Einfältige Fragestücke, wie ein Hausvater seine Kinder im christlichen Glauben unterrichten soll"; „Christliches Religionsgespräch zwischen einem katholischen und evangelischen Christen"; „Reisegespräch zwischen einem Pietisten und einem Lutheraner"; u.a.m.

Diese Schrift erfüllte genau die Bedürfnisse der Landler-Vorfahren. Hatten doch diese Menschen schon rund 100 Jahre, ehe sie fortgebracht wurden, die persönliche Frömmigkeit in der Abgeschiedenheit der Hausgemeinschaft als eine Quelle der Lebens-

---

Gott, der Welt und der Seele des Menschen / auch allen Dingen überhaupt /Anderer Theil / bestehend in ausführlichen Anmerckungen, und zu besserem Verstande und bequemerem Gebrauche derselben heraus gegebenen von Christian Wolffen / Hoch fürstl. Hessischem Hof-Rathe und Math. & Phil. Prof. primario zu Marpurg Professore honorario zu St. Petersburg / der Königl. Groß-Britanischen und Königl. Preussischen Societäten der Wissenschaften Mitgliede. Die Ander Auflage / hin und wieder vermehret. Franckfurt am Mayn / 1727. Bey Joh. Benj. AndreÄ und Heinr. Hort." Er enthält zwei Vorreden, von S. 1–664 die Abhandlung in sechs Kapiteln und schließlich noch 34 Seiten Register.

51 Vgl. die bis heute in Gosau verbreitete Legende von einer BRIGITTE, die in ihrem Tragkorb neben Haushaltswaren immer auch evangelische Schriften über die Berge aus dem Salzburger Land nach Gosau brachte. Ihr zu Ehren wurde in Gosau das sogenannte Brigittenheim errichtet.

52 So z.B. in dem schon erwähnten Haus von Herrn Altkurator Josef Reisenauer, HNr. 700. Er hat mir auch zu meinem 60. Geburtstag eine Originalausgabe des „Sendbriefes" geschenkt.

BIBLIA,
Das ist:
Die gantze
Heil. Schrift
Alten und Neuen
Testaments,
Nach der Teutschen Uebersetzung
D. Martin Luthers;
Mit jedes Capitels kurtzen Summarien, auch
beygefügten vielen und richtigen Parallelen;
Nebst der Vorrede
Hn. Baron Carl Hildebrands von Canstein.
HALLE
Zu finden im Wäysenhause. 1724.

kraft erlebt, die sie sich bewahren wollten. Diese Übung wurde auch in der neuen Heimat weitergeführt. Ein Beweis dafür sind die in dieser Arbeit angeführten Schriften, die nun in ehrfürchtiger Bewahrung ein ruhiges Dasein fristen, denn: Die Zeiten haben sich gewandelt, die Frömmigkeit ist anders geworden, und die Landler, einst eine selbstbewußte, kirchentreue Volksgruppe, sind zerstreut. Aber vielleicht hat Gott auch mit dieser Streuung etwas vor, denn die Transmigration der Landler nach Siebenbürgen war bestimmt für viele Gemeinden, besonders aber für Neppendorf, Großau und Großpold, ein Gottessegen.

Abb. 3: Titelblatt einer Bibel aus 1724

Literatur

BUCHINGER, Erich (1980): Die „Landler" in Siebenbürgen. Vorgeschichte, Durchführung und Ergebnis einer Zwangsumsiedlung im 18. Jahrhundert. München.

ETTINGER, Joseph (1835): Kurze Geschichte der ersten Einwanderung oberösterreichischer evangelischer Glaubensbrüder nach Siebenbürgen, in einem Vortrage an seine Gemeinde dargestellt von dem derzeitigen evangel. Pfarrer zu Neppendorf bei Hermannstadt in Siebenbürgen. Hermannstadt.

GALTER, Heinz (1983): Lutherlieder in Gesangbüchern der evangelisch-sächsischen Kirche A.B. in Siebenbürgen. In: Gefördert und gesegnet. Festschrift zum 500. Geburtstag D.Martin Luthers. Sibiu/Hermannstadt.

GALTER, Heinz (1992): Segen und Tragik einer vom Geist der Gemeinschaft geprägten Gemeinde. In: Zugänge. Forum des Evangelischen Freundeskreises Siebenbürgen. Heft 11/12, Juni.

Erwin Köber

Musik und Musikgeschehen in Neppendorf

Bei dem Versuch, das ehemalige Musikgeschehen in Neppendorf zu erfassen und aufzuzeichnen, mußte ich erkennen, daß es dazu kaum schriftliche Quellen gibt. „In Neppendorf ist viel musiziert, aber wenig darüber geschrieben worden", lautete die Antwort vieler der von mir Befragten. Außer den von einigen Landsleuten aufgezeichneten Daten konnte ich einen Festbericht zum 50jährigen Jubiläum der Neppendorfer Blaskapelle[1] sowie die „Erinnerungsblätter zur 200-Jahrfeier der Einwanderung der ‚Landler' in Neppendorf" (1934) verwenden, war im übrigen jedoch auf die Aussagen ehemaliger Mitglieder verschiedener Neppendorfer Musikgruppen angewiesen. Dabei kam mir auch meine eigene, langjährige Erfahrung als Mitglied einer solchen Gruppe zugute.

Wenn in einigen Hinsichten zwischen Landlern und Sachsen unterschieden werden kann (z. B. Tracht, Mundart), so trifft dieses auf den Bereich der Musik nicht zu. Hier hat es immer eine, mehr oder weniger gewünschte und angestrebte, Zusammenarbeit gegeben.

1. Die Bedeutung der Musik für den einzelnen und die Gemeinschaft der Neppendorfer

In der „Festschrift zum 50jährigen Jubiläum der Neppendorfer Blasmusik" heißt es: „Die Kapelle machte sich auf's Neue zur Aufgabe, wie seinerzeit die Gründer, der Menschheit Dienste zu erweisen, bei Lustbarkeiten die Gemüter durch fröhliche Weisen aufzuheitern, bei Trauerfällen aber durch entsprechende Trauerchoräle auf die Leidtragenden einzuwirken."

Für die Landler der Ansiedlungszeit dürfte die Musik, ganz besonders der Gesang, ihr seelisches Befinden wesentlich bestimmt haben. In den vertrauten Weisen, im Liedtext ist ein Stück Heimat in den Herzen der Deportierten mitgegangen. Als gegenwärtiger Aussiedler kann ich das gut nachempfinden. In den Liedern bleibt ein notwendiger Bezug nach rückwärts, der wiederum vielen Menschen Mut machen kann, nicht zu verzweifeln, sondern sich nach dem Vorbild der alten Heimat ein neues Zuhause zu schaffen. Eine bedeutende Rolle dürfte damals das geistliche Lied gespielt

1 FLEISCHER (1929)

haben, das nun in der neuen Heimat als offenes Bekenntnis des Glaubens gesungen werden durfte, war doch gerade das Festhalten am Glauben die Ursache der Deportation gewesen.

Es ist anzunehmen, daß für die Neuankömmlinge in Siebenbürgen das gemeinsame Lied- und Musikgut ein verbindendes Element war. Die gemeinschaftsstiftende Funktion der Musik hat im Laufe der Zeit an Bedeutung gewonnen. Außer Musikkapellen und Chören gab es in Neppendorf auch die sogenannten „Kränzchen", in denen Menschen mit bestimmten musikalischen Interessen gesellig zusammenkamen. Die Zugehörigkeit zu einer Musikgemeinschaft bestand auch über die Zeit der aktiven Mitgliedschaft hinaus.

Zu verschiedenen Anlässen gab es musikalische Veranstaltungen, zu denen alle Gemeindemitglieder eingeladen waren. Solche Veranstaltungen boten die Möglichkeit zum gegenseitigen Kennenlernen und führten zum Zusammenwachsen der großen Jugendschar der Gemeinde. Erst die moderne Übertragungstechnik (Radio, Recorder, Fernsehen) hat die gemeinschaftsstiftende Rolle der Musik etwas vermindert.

Mit der Industrialisierung und der Veränderung der sozialen Verhältnisse hat auch in den siebenbürgischen Städten ein Prozeß der Individualisierung der Menschen begonnen, von dem auch Neppendorf, als eine der Stadt eingemeindete Ortschaft, betroffen war. Zwar gab und gibt es noch bis heute die Nachbarschaften, doch die Beziehungen der Nachbarn zueinander sind nicht mehr vergleichbar mit denen in früheren Jahrzehnten. Mitgefühl mit Freud und Leid des Nachbarn sind nicht selten einer kühleren Höflichkeitsgeste gewichen.

Waren die Gründung der Musikgemeinschaften und die musikalischen Anlässe auch mitbedingt durch deren seelsorgerliche Komponenten und Notwendigkeiten, so traten allmählich neue Aspekte und Möglichkeiten des Musizierens zutage, wie z. B. Musik als Begleiter feierlicher Abläufe oder Musik als Einnahmequelle für die Musikanten. Ältere Generationen wissen zwar zu berichten, daß Musikmachen immer mit Unkosten verbunden war, die man durch Einnahme von freiwilligen Geldspenden zu decken suchte. Das Erlernen eines Musikinstruments und das Musizieren selbst ist bekanntlich mit Zeitinvestition verbunden. Die damit verbrachte Zeit fehlte aber andernorts in der Familie, bei der Gartenarbeit, auf der Baustelle. Zu der Zeitinvestition kamen auch die finanziellen Ausgaben zur Beschaffung der Instrumente, für deren Instandhaltung, für Notenmaterial und den Unterricht hinzu.

Allmählich entstand die Notwendigkeit der Einführung von Gebühren zur Deckung der Unkosten der Kapellen. Diese Gebühren flossen zunächst in eine Gemeinschaftskasse und wurden später auf die Mitglieder verteilt. Die allgemeine wirtschaftliche Situation der Neppendorfer erlaubte die Finanzierung solcher Ansprüche, doch wurden auch immer höhere qualitative Forderungen an Interpretation und Repertoire gestellt. Dadurch stiegen wiederum die Preise für die Musik. Das ging so weit, daß ein guter

Musiker einer Kapelle in einer einzigen Nacht bis zu einem halben Monatslohn eines Arbeiters verdiente. Von diesen Preiserhöhungen waren nicht nur private Veranstaltungen, z.B. die Hochzeiten, betroffen, sondern auch jene der Gemeinde, z. B. Tanzunterhaltungen.

So hat Musik auch die Funktion eines Wohlstandskatalysators übernommen. Nicht zuletzt hat sie der Gemeinde Neppendorf zu Ruhm und Anerkennung verholfen, wofür die vielen Einladungen zu übergemeindlichen Veranstaltungen sowie die Würdigungen Beweise sind.

Musik spielte auch beim geordneten Ablauf von Veranstaltungen eine Rolle. Für die Siebenbürger Deutschen hatte „Ordnung" eine besondere Bedeutung, sie war geradezu ein auch von andersnationalen Mitbewohnern anerkanntes Identitätsmerkmal der Sachsen und Landler. „Ordnung" meint hier sowohl die gegenständliche Ordnung in Haus und Hof, als auch die „ordentliche" Regelung des Zusammenlebens in der Familie und in der Gemeinschaft. Gerade das Gemeinschaftsleben ist von der Musik mitgeprägt worden.

Viele der Veranstaltungen im Gemeindesaal wurden mit einer ganz bestimmten Musikart und mit bestimmten Musikstücken eröffnet und abgeschlossen. Zwischendurch gab es ebenfalls musikalische Fixpunkte, die ein bestimmtes Ereignis andeuteten, wie z.B. das Auftragen des Essens bei Hochzeiten, das auf Marschmusik erfolgte. Die Würdigung bestimmter Personen geschah durch ein ihnen gewidmetes Wunschlied. Die Hochzeitszüge „marschierten" von der Kirche zum Brauthaus unter den Klängen einer Kapelle, ebenso die Trauerzüge bei Bestattungen vom Trauerhaus zum Friedhof.

Der gerade durch die Musik geordnete Ablauf öffentlicher Veranstaltungen hat stets Bewunderung bei den nichtdeutschen Gemeindebewohnern hervorgerufen, er wurde zum Symbol für „deutsche Ordnung" und als nachahmenswürdig empfunden. Nach dem politischen Umsturz im Jahre 1989 und der plötzlichen Auflösung der Musikkapellen wird ihr Fehlen in vielen Gemeinden Siebenbürgens beklagt.

Das Aufleben des Musikgeschehens in Neppendorf hat auch den Anfang manchen Brauchtums markiert. Die verschiedenen Musikgemeinschaften waren bestrebt, ihr Können, gegen oder ohne Entgelt, darzubieten. Da Familienfeste und Bestattungen nicht Gelegenheit boten, die ganze Bandbreite der Musikmöglichkeiten zu präsentieren, ging man dazu über, zunächst kirchliche Feierlichkeiten außerhalb des Kirchenraumes, später dann auch weltliche Feiertage für größere Auftritte zu nutzen. Die Musik verlieh diesen eine besondere, lebendige und feierliche Note. Sie wirkte auf das Gemüt der Menschen und wurde von diesen freudig angenommen. Trotz allem stand die Musik hier nicht im Mittelpunkt, sondern der jeweilige kirchliche, schulische oder politische Anlaß der Feier.

Besonders in den letzten 20 Jahren vor der politischen Wende von 1989 wurden die Konzerte als Musikfeste zur Tradition. Sie vereinigten jeweils die bedeutendsten Musikgemeinschaften zu einem mehrstündigen Auftritt im Gemeindesaal. Der Zustrom der Gemeindebewohner war so groß, daß die Veranstaltungen öfters wiederholt werden mußten. So war z. B. das Neujahrskonzert zu einem bedeutenden und unverzichtbaren Brauch geworden.

2. Äußerungsformen von Musik in Neppendorf

Sprach man in Siebenbürgen von den Neppendorfern, so geschah dieses nicht selten im Zusammenhang mit Musik. Dabei dachte man in erster Linie an die Blasmusik, obwohl sie nicht die einzige Form musikalischen Geschehens in der Gemeinde war. Im folgenden werde ich auch andere Formen vorstellen, jedoch mit dem Herzstück des Neppendorfer Musiklebens, der Blaskapelle, beginnen.

2.1. Die Neppendorfer Blaskapelle

Gegründet wurde diese Kapelle im Jahr 1879 und war nicht ein Einzelfall in siebenbürgisch-deutschen Gemeinden. Zum Entstehen von Blaskapellen dürften die Beziehungen der Siebenbürger Deutschen zu den Landstrichen Mitteleuropas beigetragen haben, wo Blasmusik schon eine längere Tradition hatte (Böhmen, Mähren, Österreich), vor allem waren es aber auch die siebenbürgischen Militärkapellen, die ein Beispiel abgaben.

Blaskapellen sind meist bestrebt, eine große Mitgliederzahl zu erreichen. Je kleiner eine Kapelle ist, um so wichtiger ist das Können des einzelnen. Bei größeren Kapellen ist das Zusammenspiel wichtig, der einzelne fällt nicht so auf. Die große Gruppe stiftet Gemeinschaft, was gerade in Siebenbürgen von Bedeutung war. Die erwähnte Jubiläumsschrift würdigt den Beitrag der Blaskapelle bei Begräbnissen, Waldfesten in Hermannstadt und bei verschiedenen Tanzunterhaltungen. In der Schrift heißt es u.a.: „50 Jahre mühevoller Arbeit sind verstrichen, seitdem durch die Väter und Gründer der Neppendorfer Musikkapelle der erste Walzer angestimmt wurde“ (S. 17). Ebenso beliebt wie der Walzer war auch die Polka und der Marsch. Doch auch rumänische Weisen mögen einstudiert worden sein. Es heißt, daß die Kapelle 1910 im Königreich Rumänien für Ballabende in mehreren Städten engagiert worden sei.

1938 standen bereits anspruchsvolle Musikstücke auf dem Konzertprogramm der Blaskapelle: „Der Barbier von Sevilla“ von Rossini, „Alter Kameradenmarsch“ von Teike u.a.

Ihren Höhepunkt erlebte die Musikkapelle in den Jahren 1965–1986. Danach wirkte sich die Auswanderung guter Musiker nach Deutschland zusehends negativ aus auf die Qualität der Darbietungen und die Motivation der zurückgebliebenen Mitglieder.

Über die Ausbildung von Musikern gibt ebenfalls die erwähnte Festschrift Auskunft: Zunächst waren es jeweils die Pfarrer, Prediger und Schullehrer, die sich der Musikwilligen annahmen. Auch Musiker der Hermannstädter Militärkapellen unterrichteten, gegen eine entsprechende Entlohnung, den Neppendorfer Musikernachwuchs. Erst nach etlichen Jahren des Reifens erwuchsen auch aus den eigenen Reihen Musiklehrer und Kapellmeister.

Bei der Aufnahme in die Kapelle hatten bis zum Zweiten Weltkrieg die Söhne der Kapellenmitglieder Vorrecht. Wollte jemand Musiker werden, dessen Vater nicht selbst einer war, so war es von Vorteil, wenn er zumindest einen Onkel als Fürsprecher in der Kapelle hatte. Das Musizieren war nämlich in bestimmten Familien zur Tradition geworden. Man ging davon aus, daß die Söhne der Musiker ebenfalls musikalisches Talent haben, auch war das Vorhandensein eines Instruments in der Familie von Vorteil. Nicht zuletzt war die Mitgliedschaft in der Blaskapelle eine Ehrensache. Erst ab den 50er Jahren spielte es bei Neuaufnahmen keine große Rolle mehr, ob Vater oder Onkel Mitglieder der Kapelle waren.

Im Laufe ihrer über hundertzwanzigjährigen Geschichte hat die Neppendorfer Blasmusik viele Höhepunkte erlebt, obwohl es in der Kapelle nie professionelle Musiker mit Hochschulabschluß gegeben hat.Trotzdem haben es etliche Mitglieder zu besonderem Ruhm und Anerkennung gebracht, bis weit über die Grenzen der Gemeinde hinaus. Die Mitglieder der Seniorenkapelle waren ausschließlich männlichen Geschlechts. In den 70er und 80er Jahren hat es auch Schülerkapellen gegeben, die die zukünftigen Musiker für die Seniorenkapelle ausbildeten. Die Blaskapelle war vereinsmäßig organisiert, mit gewähltem Vorstand, Kassierer, Statuten und Schriftführer. Die Instrumente gehörten entweder den Musikern selbst, der Kirchengemeinde oder dem städtischen Kulturamt.

In den letzten drei Jahrzehnten verlor die Blaskapelle zwar bei einigen Veranstaltungen (z. B. bei Bällen) an Bedeutung, doch hatten sich ihr inzwischen andere Möglichkeiten aufgetan: die Beteiligung an Militärparaden anläßlich des Nationalfeiertags oder hoher Staatsbesuche, Beteiligung an Musikwettbewerben auf Landesebene, Konzertreisen und traditionelle Gemeindeveranstaltungen.

Blasmusik als Familientradition

Die langjährige Blasmusiktradition, ihr Überleben auch in schweren Zeiten ist auch auf die über Generationen hinweg in den Familien gepflegte Musiktradition zurückzuführen. Dieses soll am Beispiel der Landlerfamilie Beer (alte Hausnummer 758) verdeutlicht werden.

Das Interesse an Musik wird bei dem 14jährigen Mathias Beer (geb. 1919) von dessen Cousin Josef Reisenbüchler geweckt. Von ihm lernt Mathias das Ziehharmonikaspiel. Zwei Jahre danach beginnt er mit dem Erlernen eines Blasinstruments (Baß)

und tritt in die Blaskapelle ein. Geübt wird in der Kapelle und – nach vollbrachtem Tagewerk – im Elternhaus. Mathias Beer bleibt bis zu seiner Aussiedlung nach Deutschland (1990) Mitglied der Blaskapelle.

Der musikalische Eifer des Vaters und die Freude an der Musik bleibt auch seinen beiden Söhnen nicht verborgen. Musikalische Grundkenntnisse gibt der Vater gerne an seine Kinder weiter. Im Alter von 18 Jahren wird Sohn Andreas (geb. 1951) aktives Mitglied der Blaskapelle (Tenorhorn) und 1985 Kapellmeister derselben. Der zweite Sohn Josef (geb. 1953) tritt 15jährig als Klarinettist der Kapelle bei.

Die Kinder von Andreas und Josef setzen die vom Großvater begonnene Familientradition fort. Erste Musikkenntnisse vermittelt Andreas seinen beiden Söhnen Dietmar (geb. 1975, Posaune) und Christian (geb. 1979, Klarinette). Ebenso ist Josef der erste Musiklehrer seiner Kinder: Eveline (geb. 1976, Klarinette, erstes Mädchen in der Kapelle) und Ortwin (geb. 1977, Klarinette).

So ist in den Jahren 1988 und 1989 die Großfamilie Beer in der Kapelle mit sieben aktiven Bläsern aus drei Generationen vertreten. Auch nach der Aussiedlung nach Deutschland setzen sie die Musiktradition in Blaskapellen fort.

Daten zur Geschichte der Neppendorfer Blaskapelle[2]

1879 – Gründung der Neppendorfer Blaskapelle. Leitung: Johann Reissenberger, Prediger
1902 – Die Mitglieder der Kapelle erhalten Uniformen
1905 – Statuten regeln von nun an die Arbeitsweise der Kapelle
1907 – Mit Thomas Gierlich wird zum ersten Mal ein Neppendorfer Kapellmeister (bis zu diesem Datum kamen die Leiter von außerhalb der Gemeinde, z.B. von der Militärkapelle Hermannstadt)
1914 – Konzertreise der Kapelle nach Budapest, Preßburg, Wien, Graz
1916 – Gründung einer „Kriegskapelle" (in Abwesenheit der kriegstauglichen Männer)
1921 – Erstes Musikkonzert der Blaskapelle Neppendorf (9. Januar)
1926 – Michael Gärtz wird zum Kapellmeister gewählt und wird zur bedeutendsten Persönlichkeit in der Geschichte der Kapelle
1971 – Tod von Michael Gärtz
1972 – 1986 Erfolge bei öffentlichen Auftritten, wie z.B. im Fernsehen und bei Landeswettbewerben
1985 – 1990 Andreas Beer, letzter Kapellmeister einer „reinen" Neppendorfer Blaskapelle
1990 – Am 25. Dezember wird die Auflösung der Neppendorfer Blaskapelle beschlos-

2 Eine ausführlichere Darstellung in KÖBER (1996).

sen, doch gibt es bis 1994 eine Kapelle bestehend aus Neppendorfern und Militärmusikern

1879 – 1991 (31. März) In dieser Zeitspanne haben in der Neppendorfer Blaskapelle 202 Mitglieder gewirkt – laut Statistik ungefähr 60 Prozent Landler

1992 – Gründung einer Neppendorfer Blaskapelle in Crailsheim/Deutschland

2.2. Der Gesang

Auf einem Plakat aus dem Jahre 1938 ist neben dem Gründungsjahr der Neppendorfer Blaskapelle auch jenes eines Männergesangvereins angegeben: 1876. Folglich dürfte dieser Gesangverein drei Jahre vor der Blaskapelle gegründet worden sein. In der Festschrift aus dem Jahre 1934 anläßlich der 200-Jahrfeier der „Einwanderung" der Landler in Neppendorf wird ebenfalls ein Gesangverein angeführt, der „... sich in der Pflege des deutschen Liedes bemüht ... um so die Alten und die Jungen zu allem Schönen und Edeln zu führen" (S. 39).

Die Gesangvereine – nach dem Ersten Weltkrieg gab es auch einen gemischten Chor – waren bestrebt, ein breites Band an musikalischem Können an den Tag zu legen, angefangen von deutschen Volksliedern, Kirchenliedern bis hin zu größeren Chorwerken. Auftritte wurden nicht selten zusammen mit der Blaskapelle oder in Klavierbegleitung bestritten.

In ihrem musikalischen Eifer wurde auch der Bezug zu der ehemaligen Heimat der Landler bewahrt oder wiederhergestellt. So finden wir im Repertoire des Männerchors auf dem genannten Plakat aus dem Jahre 1938 folgende österreichische Volkslieder: „Mädel heirat mi", „Juheissa mei Diandle", „Oh Diandle, tiaf drunt'n im Tal".

Die politische Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg hat wohl mit dazu geführt, daß sich die Gesangvereine in Neppendorf, mit Ausnahme des Kirchenchors, allmählich auflösten. Dieses war teils bedingt durch die Nähe zur Stadt, wo seitens der Behörden strenger auf die Einschränkung deutscher Kulturpflege geachtet wurde als auf dem Lande. Parteiorgane und kommunistische Kulturreferenten schrieben den verschiedenen Musikgruppen ein bestimmtes Repertoire vor, das häufig Lobgesänge auf die Partei und die Errungenschaften des rumänischen Volkes enthielt. Trotzdem hat es in Großau und Großpold bis kurz nach dem politischen Umsturz von 1989 Chortätigkeiten gegeben. Zur Zeit gibt es in Neppendorf keinen Gesangverein mehr, es wird jedoch im Rahmen der Kirche versucht, die Gesangtradition weiterzuführen.

2.3. Die Unterhaltungsmusik

Hiermit ist die Instrumentalmusik gemeint, die von kleineren Musikgruppen dargeboten wurde. Die Zusammensetzung der Gruppen und größtenteils auch ihr Reper-

toire waren von jenen der Blasmusik und der Chöre verschieden. Diese Gruppen wurden in Siebenbürgen „Schrammeln" genannt. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts hatten in Wien die Brüder Schrammel die volkstümliche Musik zu einem Höhepunkt gebracht. Die Musikinstrumente der siebenbürgischen „Schrammel"-Orchester waren zum Teil andere als in Österreich, wo sie vorwiegend aus zwei Violinen, Klarinette und Gitarre bestanden.

Laut Auskunft älterer Leute soll es schon vor dem Ersten Weltkrieg in Neppendorf „Schrammeln" gegeben haben. Zwei bis drei Musikanten spielten zu häuslichen Anlässen, sangen und machten Scherze. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wurden diese „Schrammeln" den Anforderungen entsprechend erweitert. Harmonika oder Akkordeon, Flügelhorn, Klarinette und Schlagzeug bildeten zunächst die Standardzusammensetzung. Etwas später wurde ein Baßinstrument (Tenorhorn, Baß, Posaune) dazugenommen. Diese Besetzung machte es nun möglich, die Hochzeitszüge auf ihrem Weg aus der Kirche in das Brauthaus und in den Gemeindesaal mit Marschmusik zu begleiten. Zudem sorgten nun drei Bläser für mehr Klangfarbe, aber auch für weniger Belastung jedes einzelnen Musikanten. Seit den 60er Jahren wurden dank der neuen Übertragungsmöglichkeiten die jeweiligen Strömungen der europäischen Unterhaltungsmusik, vor allem die Schlager, auch in Siebenbürgen bekannt. Der Entwicklung mußten nun gerade die „Schrammeln" Rechnung tragen, wollten sie die Leute zeitgemäß unterhalten. So hielt um die Mitte der 60er Jahre dann auch die Gitarre wieder ihren Einzug in diese Musikgruppen.

Neppendorfer Musik war inzwischen in weiten Teilen Siebenbürgens bekannt geworden. Die „Schrammeln" schossen wie Pilze aus dem Boden und traten miteinander in Wettstreit. Sie trugen alle eigene Namen und wurden je nach Belieben und Bedarf mit den verschiedensten Instrumenten besetzt.

In den 80er Jahren bildete sich wieder eine Standardzusammensetzung heraus, bestehend aus: Schlagzeug, Akkordeon/Orgel/Synthesizer, Trompete, Saxophon/Klarinette, Posaune, 1–2 Gitarren. Die 80er Jahre dürften der Höhepunkt dieser Musikkapellen in Neppendorf gewesen sein, deren Zahl zwischen fünf und sieben schwankte.

Musiziert wurde zu allen möglichen Anlässen: bei Partys, Verlobungsfeiern, Hochzeiten, Tanzunterhaltungen und Konzerten. Das Repertoire umfaßte ein breites Angebot, angefangen von Walzer, Polka, Marschmusik österreichischer, deutscher und tschechischer Komponisten. Auch sogenannte „Oberkrainer" Weisen und vereinzelt auch rumänische Volkslieder waren darin enthalten. Für Tanzunterhaltungen der Jugend wurden besonders deutsche und englische Spitzenschlager in das Repertoire aufgenommen.

Das notwendige Notenmaterial besorgte man sich von Freunden aus dem Ausland, oder man kopierte einzelne Musikstücke durch Abhören von Musikkassetten und Platten. Eigene Kompositionen von Landsleuten gab es nur wenige, auch wurden diese an andere Gruppen nicht weitergegeben.

Besonders in den 80er Jahren haben auch diese „Schrammel"-Orchester und Bands unter der Auswanderung ihrer Mitglieder gelitten. Das brachte eine gewisse Stagnation der qualitativen Steigerung mit sich, da ausgewanderte Musiker durch neue ersetzt werden mußten.

Nach 1989 fielen diese Musikgruppen durch Abwanderung ihrer Mitglieder schnell auseinander. Trotz territorialer Zerstreuung gibt es Versuche in Deutschland, diese Richtung von Musiktradition weiterzuführen. Mindestens eine der ehemaligen Neppendorfer „Schrammeln" musiziert hier in gewandelter Form weiter. Die Mitglieder dieser Kapelle sind nicht nur Neppendorfer, auch ist die musikalische Besetzung anders als in der alten Heimat.

2.4. Singgruppen

Singgruppen bestanden aus mehreren singbegabten und singwilligen Jugendlichen und wurden von einem Musiker geleitet. Einige Mitglieder dieser Gruppen spielten Gitarre oder Akkordeon. Die Gruppen sahen ihre Aufgabe in der Pflege des gesungenen Volksliedes. So beinhaltete ihr Repertoire deutsche, siebenbürgisch-sächsische und österreichische Volkslieder.

Gelegentlich nahmen sie an den traditionellen Neujahrskonzerten in Neppendorf und an anderen Veranstaltungen inner- und außerhalb der Gemeinde teil. Die Übung des Gesangs in diesen Gruppen führte auch dazu, daß einige besonders begabte Mädchen als Gesangsolistinnen in Neppendorfer Musikkonzerten mitwirkten.

2.5. Musik als Hobby

Während man bei den Kapellen und Gesangvereinen eine ungefähre Mitgliederzahl angeben kann, ist dieses für Hobbymusiker nicht möglich. Ich denke, es hat nur ganz wenige Familien in Neppendorf gegeben, in denen nicht in irgendeiner Weise musiziert wurde.

Als Hobbymusiker bezeichne ich Menschen, die mit mehr oder weniger Können zum Zeitvertreib musizieren. Sie haben keinen Musikunterricht genossen, sondern es durch Eigenstudium und Fleiß geschafft, etliche Melodien richtig zu interpretieren. Oft wurde der eigenen Familie vorgespielt. Solche Musiker spielten vorwiegend Instrumente, die zur jeweiligen Zeit modern waren: Harmonika, Akkordeon, Gitarre oder Orgel.

3. Musikalische Anlässe im Leben des einzelnen oder der Familie

3.1. Das musikalische Ständchen

Die Geburtstage wurden erst in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg nach und nach ein Anlaß zum Feiern; bis dahin hatte man nur Namenstage gefeiert.

Für einige war es nur eine Familienfeier, andere nutzten diese Gelegenheiten zur Veranstaltung größerer Feste. Letztere boten auch Anlaß, lebende Musik miteinzubeziehen. Freunde, Bekannte oder Verwandte überbrachten dem oder der Gefeierten einen musikalischen Gruß in Form von Instrumentalstücken oder Gesang. Diese „Ständchen" boten auch Anfängern in Sachen Musik Gelegenheit, das Erlernte vorzutragen und damit erste Kontakte mit der Öffentlichkeit herzustellen. Es wurde in verschiedenster Zusammensetzung musiziert, neben den traditionellen Blasinstrumenten hatten auch Akkordeon und Gitarre ihren Platz gefunden. Bezüglich des Repertoires für solche Anlässe gab es keine Vorschriften. Man war jedoch bemüht, dem Anlaß und Alter Entsprechendes vorzutragen. Bei jüngeren Menschen waren Freundschafts- und Liebesthemen vorherrschend, während bei älteren Freundschaft, Gemütlichkeit und Wehmut nach der verflossenen Zeit im Vordergrund standen. Diese musikalischen Grüße, meistens als Überraschung gedacht, nahmen demnach in den Abendstunden vor dem Haus oder im Hof des Gefeierten ihren Anfang. Die Musikanten wurden mit Essen, Getränken und Backwaren bewirtet.

Der Geburtstags- und Namenstagskinder wurde auch bei öffentlichen Tanzveranstaltungen gedacht, indem diesen ein besonderer Tanz gewidmet wurde. Außerdem gab es den Katharinenball und den Marienball.

Die Tradition des Ständchens hat sich bis in die Gegenwart erhalten, wenn auch in abgeschwächter Form und teilweise nur mit Gesang. Ständchen wurden auch einem Paar am Verlobungsabend dargebracht.

3.2. Die Hochzeitsfeier

Die Eheschließung wurde als standesamtliche und kirchliche Trauung vollzogen. Nach der standesamtlichen Trauung, die an einem Wochentag stattfand, galten die Brautleute vor Staat und Gesetz als Eheleute. Das eigentliche Fest, die Hochzeit, wurde erst am Tag der kirchlichen Trauung gefeiert. Abgesehen von ihrer religiösen Bedeutung bot diese dem Brautpaar die Möglichkeit, sich das Jawort vor Verwandtschaft und Gemeinde zu geben.

Wurden bis in die 50er Jahre die Hochzeitsfeste noch in Familienhäusern gefeiert, mit entsprechenden Einschränkungen auch für die Musik, so nahmen sie seither immer größere Ausmaße an. Unter den Klängen der Kapelle schritt der Hochzeitszug von der Kirche zum Brauthaus und anschließend zum Gemeindesaal. Während das Brautpaar die Geschenke in Empfang nahm, half die Kapelle durch entsprechende Weisen, die Wichtigkeit des Moments hervorzuheben.

Im Gemeindesaal spielten die Musikanten zum Tanz auf. Die gute, festliche Stimmung war oft von der Qualität der Musik abhängig, die somit das hochzeitliche Geschehen prägte und dem Brautpaar, das die Musiker „gedungen" hatte, falls diese den Erwartungen entsprachen, Anerkennung einbrachte.

3.3. Die Bestattung

Beerdigungen ohne Musik waren in Neppendorf nicht denkbar. Der Tote wurde im eigenen Hause aufgebahrt. Am Tage der Beerdigung versammelten sich die Verwandten, die Nachbarschaft und die Musikkapelle vor dem Haus. Vor Beginn und nach Abschluß des pastoralen Rituals erfolgte eine musikalische Beileidsbekundung. Anschließend begab sich der Trauerzug zu den Klängen von Trauermärschen auf den Friedhof. Während der Schließung des Grabes spielte die Musikkapelle einen Trauerchoral, oder, auf besonderen Wunsch der Trauerfamilie, ein anderes Musikstück, als Ehrung des Verstorbenen und als letzten Gruß. Diese feste Ordnung bildete die Pfeiler, durch die sich die Familie des Verstorbenen in ihrem Leid getragen fühlte.

4. Musikalische Anlässe im Leben der Gemeinschaft

Auch wenn es in Neppendorf zeitweilig eine Theater- und eine Tanzgruppe gab, hing das meiste gemeinschaftliche und kulturelle Bemühen dennoch mit Musik zusammen. Über sie waren wir Neppendorfer schnell ansprechbar.

4.1. Das Neppendorfer Neujahrskonzert

Musikkonzerte haben in Neppendorf Tradition. Laut erwähnter Jubiläumsschrift aus dem Jahre 1929 hat am 9. Januar 1921 die damalige Musikkapelle ein erstes Musikkonzert aufgeführt. Das Neujahrskonzert ist seit den 1970er Jahren üblich. Auch dem Zustandekommen dieser Veranstaltung liegt der Wunsch nach Gemeinschaft zugrunde. Die eigentliche Neujahrsfeier am 31. Dezember wird privat in der Familie oder mit Freunden begangen. Das Zusammentreffen vieler Neppendorfer im großen Gemeindesaal am 1. Januar bot die Gelegenheit, auch im weiteren Bekanntenkreis zu feiern. Beim Neujahrskonzert war es möglich, mehrere Musikgruppen in einem gemeinsamen Auftritt zu vereinigen und nicht zuletzt der Gemeinde einen „musikalischen Rechenschaftsbericht" vorzulegen. Gerade die Landler sahen in späteren Jahren in diesem Konzert eine kleine Parallele zu dem Wiener Neujahrskonzert, das auch vor 1990 am 2. Januar vom rumänischen Fernsehen übertragen wurde. An dem Neppendorfer Konzert beteiligten sich die Schülerblaskapelle, die Seniorenblaskapelle, Singgruppen, Vokalsolisten, Humoristen und ein Moderator. Im ersten Teil des Pro-

gramms wurden volkstümliche Weisen (Walzer, Polka, Märsche und Ouvertüren) gespielt. Diesen Teil beendete die Blaskapelle mit dem beliebten „Radetzky-Marsch".

Der zweite Teil vereinigte die besten Musiker der verschiedenen Unterhaltungsmusikorchester der Gemeinde zu einer sogenannten „Big-Band". Dieses Orchester war wie folgt zusammengesetzt: 3–4 Trompeten, 3–4 Saxophone, 2–3 Zugposaunen, Orgel, Gitarren und Schlagzeug. Gespielt wurden sowohl Instrumentalstücke als auch beliebte Schlager mit Auftritten von Sängern und Sängerinnen. Zwischen den einzelnen Musikstücken gab es humoristische Einlagen. Durch das Programm führte ein Moderator. Das Konzert dauerte in der Regel 2 bis 3 Stunden und zählte 800 bis 1000 Gäste. Anschließend fand der Neujahrsball statt, der bis in die frühen Morgenstunden des nächsten Tages dauerte. Besonders gelungene Konzerte wurden auf Wunsch in Neppendorf oder Hermannstadt wiederholt. Manchmal wurden diese Konzerte auch auf Tourneen in anderen Orten dargeboten.

4.2. Marienball, Katharinenball

Neben den üblichen Tanzunterhaltungen im Laufe eines Jahres waren der Marien- und der Katharinenball zwei traditionelle, an Namenstage gebundene Veranstaltungen, die erste im Februar und die zweite im Oktober/November. Diese Namen gehörten bis kurz nach dem Zweiten Weltkrieg zu den häufigsten Mädchennamen in Neppendorf. Die beiden Veranstaltungen boten einer größeren Gemeinschaft Gelegenheit, die Namensträger öffentlich zu beglückwünschen und zu feiern. Um Mitternacht erfolgte jeweils ein Grußwort an diese Gefeierten seitens der Organisatoren oder der Musikanten. Den Gefeierten wurden ein bis drei Tänze gewidmet, die sie unter dem Beifall der Gäste absolvierten.

Obwohl Neppendorfer Musikanten in vielen Gemeinden Siebenbürgens bekannt und beliebt waren und gern zu verschiedenen Anlässen verpflichtet wurden, war es eine Seltenheit, daß Musikkapellen aus anderen Ortschaften Siebenbürgens nach Neppendorf eingeladen wurden.

4.3. Die Faschingszeit

Nach Neujahr bis zu Beginn der Fastenzeit wurde in Neppendorf Fasching gefeiert.

Das Faschingstreiben spielte sich vor allem in den nach Gassen aufgegliederten deutschen Nachbarschaften ab. Und dies wurde mit Musik gefeiert. In meiner Kindheit (50er und Anfang der 60er Jahre) fanden diese Unterhaltungen im Haus des jeweiligen Altnachbars als dem Vorsteher der Nachbarschaft statt. Dementsprechend marschierte eine kleinere Kapelle von einem Ende der Häuserzeile zum anderen und die Gäste schlossen sich dem fröhlichen Zug an. Auch hier hing das Gelingen der Veranstaltung von der Qualität der Musik ab. Gute Erfahrungen aus vergangenen Jahren

wurden aufgegriffen, so daß eine Nachbarschaft dieselbe Kapelle für mehrere Jahre im voraus verpflichtete.

Außer diesem nachbarschaftlichen Faschingstreiben wurde auch ein Faschingsball für die Gemeindejugend und getrennt davon auch für die Verheirateten der ganzen Gemeinde veranstaltet. Man traf sich im Gemeindesaal, wobei sich die Masken während eines Aufmarsches vorstellten. Die gelungensten Masken wurden prämiert. Auch zu diesen Tanzveranstaltungen spielten jeweils Neppendorfer Musikkapellen auf, wobei bei der Auswahl der Kapellen darauf geachtet wurde, daß der Schwerpunkt des jeweiligen Repertoires auf das Alter und die Erwartungen der Gäste abgestimmt war.

4.4. Rockenstube und Kränzchen

Ersteres bezeichnet eine Gruppe von ungefähr gleichalterigen Gemeindemitgliedern, die sich vorwiegend in den kälteren Monaten des Jahres an Wochentagen in den Abendstunden bei einem Mitglied der Gruppe trafen. Die Mädchen/Frauen pflegten bei diesen Zusammenkünften zu handarbeiten, während die Jungen/Männer sich bei einem Glas Wein unterhielten oder Spiele spielten. Dabei wurde zuweilen musiziert und gesungen, vor allem auch wenn jemand in der Gruppe ein Musikinstrument (Harmonika, Akkordeon, Gitarre) beherrschte.

Die Rockenstube wurde vorwiegend in der Zeit bis zum Zweiten Weltkrieg gepflegt, danach bildeten sich die sogenannten „Kränzchen". Es sind dies auch Zusammenschlüsse von Freunden und Freundinnen, jedoch nicht mehr im Sinne eines gemeinsamen Arbeitens, sondern des geselligen Beisammenseins. Die Musik war auch hier von Bedeutung. In solchen Kränzchen waren oft auch Mitglieder von Musikkapellen zugegen. Gute und freundschaftliche Beziehungen zu möglichst vielen Gemeindemitgliedern bedeutete für die betreffende Kapelle mehr Chancen für öffentliche oder auch private Auftritte. Gerade für junge und unerfahrene Musiker war es wichtig, zunächst vor Freunden zu musizieren, um sich an Auftritte zu gewöhnen.

4.5. Der Mai-Umzug der Blaskapelle

In kommunistischer Zeit waren in Rumänien die ersten beiden Tage im Mai arbeitsfrei. Als „Zeichen der Solidarität der Arbeiter" wurden in allen Großstädten Arbeiterparaden veranstaltet, um die „Leistungen der Arbeiterklasse" zu würdigen.

Parallel zu diesen Festlichkeiten pflegte man in den meisten Ortschaften Siebenbürgens den Beginn des Monats Mai musikalisch einzuleiten. Dieses geschah durch einen Gruß an die Gemeinde seitens der Posaunenchöre und Blaskapellen vom Kirchplatz her oder einen Umzug der Kapellen durch die Gemeinde. Der Gruß beinhaltete zunächst das Stück „Der Mai ist gekommen" und anschließend andere volkstümliche Weisen.

Solche Gelegenheiten ließen sich die Musikanten auch in Neppendorf ungern entgehen, hatte sich doch im Laufe der Jahrzehnte bei der Gemeinde die Gepflogenheit herausgebildet, diese Darbietungen finanziell zu honorieren und mit einer Bewirtung zu verbinden. Der Maiumzug der Blaskapelle dauerte von den frühen Morgenstunden des ersten Maitages bis spät abends. Der Musikantenzug durchschritt mit Marschmusik alle Straßen der Gemeinde. Auf Wunsch einzelner Gemeindemitglieder, die vor ihren Häusern standen, hielt die Kapelle an, bildete einen Kreis und spielte auf. Spendenfreudige Landsleute steckten den vorbeimarschierenden Musikanten Geldscheine in die Jackentaschen. Am Schluß des Umzugs wurde das Geld zusammengelegt und für Zwecke der Kapelle verwendet oder unter den beteiligten Mitgliedern aufgeteilt. Nicht selten wurden auch Unterhaltungen veranstaltet, zu denen die Ehefrauen der Musikanten ebenfalls eingeladen waren.

4.6. Turmblasen zu Weihnachten und zu Ostern

Bis Ende des Zweiten Weltkrieges fand sich jedesmal am Heiligen Abend der Männergesangsverein auf dem Kirchturm ein, und zwar auf dem Glockengestühl, dort wo sich gegen jede der vier Himmelsrichtungen je ein Schallfenster befindet. Nachdem um 20 Uhr die Glocken geläutet hatten, erklangen vom Kirchturm drei Lieder: „Stille Nacht", „O du fröhliche ...", „O Tannenbaum". Als es nach Kriegsende keinen Männergesangsverein mehr gab, wurde dieses Turmsingen etwa 10 Jahre lang von einem gemischten Chor weitergeführt, bis es durch das Turmblasen der Neppendorfer Blaskapelle abgelöst wurde. Dieselben drei Lieder wurden um die gleiche Uhrzeit an der gleichen Stelle des Kirchturmes geblasen.

Das Turmblasen zu Weihnachten währt bis in die Gegenwart. Im Jahr 1989, als beim politischen Umsturz am Weihnachtsabend vom Flughafen her heftig geschossen wurde, fiel das Blasen aus, wurde danach jedoch wieder aufgenommen. Nach dem Auflösen der Kapelle blies schließlich Pfarrer Galter sen. mit noch einem einzigen Bläser. Zu Weihnachten 1998 waren es dann wieder fünf Bläser: es kamen die Söhne des jungen Pfarrers und ein Theologiestudent hinzu.

Ebenfalls nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Turmblasen auch zu Ostern eingeführt. Am ersten Ostertag ließ die Kapelle wiederum drei Lieder erklingen, darunter „Jesus lebt, mit ihm auch ich", „O du selige ... Osterzeit" – letzteres nach der gleichen Melodie wie zu Weihnachten.

4.7. Musikalische Ehrung der Toten

Zu bestimmten Anlässen wurde der Verstorbenen, insbesondere der Kriegsopfer gedacht. Zu diesem Zweck spendeten einzelne Familien der Kirche kostbare Textilien, Behänge oder Kirchenfahnen. Auch wurden Marmorplatten mit den Namen von

Kriegsopfern in der Friedhofskapelle angebracht. Die musikalische Ehrung am Heldendenkmal im Kirchhof wird bereits in der Festschrift von 1929 erwähnt, wo dieses Bekenntnis der Musikanten „... einen tiefen Eindruck hinterläßt wobei unsere Kapelle nebst andern ernsten Weisen, jedesmal auch Körners ‚Schlachtgebet zu Ehren der gefallenen Helden' intoniert". Diese Ehrung hat bis kurz nach 1989 regelmäßig am Kriegsopfergedenktag (Sonntag Exaudi) stattgefunden. Nach der Gedenkansprache des Kurators spielte die Kapelle jeweils „Ich hatt´ einen Kameraden", „Gebet vor dem Sturm" und einen Trauermarsch (denjenigen, der bei Beerdigungen auf dem Friedhof stets als letzter erklang).

Ähnlich wurde auch der in der Gemeinde Verstorbenen gedacht, besonders am Heiligen Abend auf dem evangelischen Friedhof, vor Einbruch der Dunkelheit. Die Gemeindemitglieder besuchten die Gräber ihrer Angehörigen und legten Blumen oder Tannenzweige darauf. Die Blaskapelle spielte bekannte Weihnachtslieder.[3]

Durch diese Ehrungen bekannte sich die Musikkapelle abermals zu ihrem vielseitigen Dienst an der Gemeinschaft und ihren Mitgliedern.

Literatur

Erinnerungsblätter zur 200-Jahrfeier der Einwanderung der „Landler" in Neppendorf. 2. September 1734/2. September 1934. Hrsg. vom Presbyterium der evang. Kirchengemeinde A.B. Neppendorf in Rumänien. Hermannstadt 1934.

FLEISCHER, Josef (Hrsg.) (1929): Festbericht aus Anlaß der Feier des 50-jährigen Jubiläums der Neppendorfer Musikkapelle. Hermannstadt 1929.

KÖBER, Erwin (1996): Bald und alles ist vergessen? Geschichte der Neppendorfer Blaskapelle. Hermannstadt 1996.

3 Dieser Brauch hatte Ende der sechziger Jahre seinen Anfang genommen, als die Frau eines ehemaligen Mitgliedes des Männergesangsvereins am Vorweihnachtstag begraben wurde. Der Mann äußerte den Wunsch, die Kapelle möge am Grab „Stille Nacht" spielen. Seither wurden auf dem Friedhof dieselben drei Lieder geblasen, die die Kapelle am Heiligen Abend auch vom Kirchturm erklingen ließ.

Johanna Bottesch

Die „Piringer-Texte“

Historische Daten zu Sprache und Leben in Grosspold

1. Vorbemerkungen

Im Jahr 1915 richtete die Wörterbuchkommission der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien ein Schreiben an Otto Piringer, den evangelischen Pfarrer von Großpold, und forderte ihn auf, als Sammler an der Erstellung des „Bayrisch-österreichischen Wörterbuchs“ mitzuarbeiten. Da die Landler-Mundart, so das Schreiben, „bayrisch-österreichischer Herkunft“ sei, gehöre sie auch ins Wörterbuch. Pfarrer Piringer wird ersucht, das für die Erfassung der Großpolder Mundart nötige Material zu sammeln und nach Möglichkeit Mitarbeiter in den anderen beiden Landlerorten zu gewinnen.[1]

Für den 1874 in Broos/Orăştie geborenen Otto Piringer, der 1913 der Wahl zum Pfarrer von Großpold, dem Geburtsort seines Vaters, gefolgt war, damals also erst seit zwei Jahren ununterbrochen in der Landlerortschaft gelebt, andererseits aber schon als siebenbürgisch-sächsischer Mundartdichter auf sich aufmerksam gemacht hatte,[2] darf man die Zusage an die Wörterbuchkommission nicht als selbstverständlich voraussetzen. Dennoch sagt Piringer im Antwortschreiben nicht nur die Mitarbeit zu, sondern führt an, er habe bereits von sich aus geplant, ein „Idiotikon der Großpolder Landler Sprache“ zu erarbeiten und diesem eine kleine Grammatik beizufügen. Er selbst sei ein Landler, in Großpold würden noch seine 92jährige Großmutter, „eine Bäuerin“, und zahlreiche Verwandte leben. Im Hause seines Vaters, „der Rektor, später auch Pfarrer war“, habe man, da die Mutter eine Sächsin sei, zwar nicht landlerisch gesprochen, aber in den jährlichen Sommerferien habe er „mit den Kameraden in Großpold [...] das ‚Deutsche‘, wie sie hier sagen, doch viel gehört und auch gesprochen“.[3]

In der Folgezeit (anscheinend bis 1918)[4] beantwortet Piringer die Fragebogen der Wörterbuchkommission, sammelt auf Zetteln, die er nach Wien schickt, landlerische

1 Brief vom 14. 05. 1915, gezeichnet von Joseph Seemüller, dem Obmann der Wörterbuchkommission. In Handschrift bei der Autorin.

2 PIRINGER (1975), S. 355.

3 PIRINGER, Otto, Entwurf des Briefes an die Wörterbuchkommission, 3. Juni 1915. In Handschrift bei der Autorin.

4 Die uns überkommene Korrespondenz Piringers mit der Wörterbuchkommission reicht über 1918 nicht hinaus.

Wörter und Wendungen. Zur Erarbeitung eines Idiotikons ist er offenbar nicht mehr gekommen. In seinem Nachlaß befinden sich außer einer umfangreichen, auf Zetteln festgehaltenen Wörtersammlung – sie ist mittlerweile ausgewertet worden[5] – auch 26 Aufsätze in Großpolder landlerischer Mundart, die den Gegenstand vorliegender, vor allem auf den sprachlichen Aspekt ausgerichteter Untersuchung ausmachen. Dabei muß einschränkend vorweggenommen werden: Da es sich um verschriftlichte, dazu von nicht geschulten Dialekt-Schreibern erstellte Mundartbelege handelt, kann nur bedingt Aufschluß über die zu jenem Zeitpunkt *gesprochene* Mundart erwartet werden. So sind lautliche Unterschiede zur heutigen Aussprache infolge der benutzten literarischen Umschrift nur in einzelnen Fällen nachzuvollziehen. Auch ist kaum anzunehmen, daß sich in den acht Jahrzehnten seit der Entstehung dieser Texte einschneidende Veränderungen in der Struktur der Mundart vollzogen haben. Selbst im Wortbestand, als jenem sprachlichen Bereich, der am unmittelbarsten Veränderungen im sozio-kulturellen Leben einer Sprachgemeinschaft widerspiegelt, lassen sich nur in begrenztem Ausmaße Wörter und Wendungen ausmachen, die heute als veraltet, veraltend und gar unbekannt einzustufen sind (siehe dazu 3.2.3). Von den behandelten Themen her sind die Aufsätze vor allem von volkskundlichem Interesse: Die beschriebenen Bräuche und dörflichen Geselligkeiten, die dargestellten Arbeitsvorgänge im Tages- und Jahresablauf fordern nicht nur zu Vergleichen mit den Zuständen in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts oder gar mit der gegenwärtigen Lage heraus (etwa unter dem Motto „Dorfleben im Wandel"), sondern lassen auch Schlußfolgerungen über die Einstellung sowohl gegenüber der eigenen Lebensweise als auch jener anderer Ethnien zu und geben Aufschluß über das Eigen- und Fremdverständnis einer recht kleinen, in Sprachen- und Kulturkontaktsituation lebenden Sprechergemeinschaft. Die in den Texten über die Zeit des Ersten Weltkrieges enthaltenen Informationen sind, im Vergleich zu den Erlebnisberichten späterer Jahrzehnte, unverfälscht durch Nostalgie und Reflexion. Als beinahe einzige „historische Spuren" der Großpolder Landlermundart, sind diese Aufsätze besonders wertvoll.

Die Aufsätze wurden von Jugendlichen, u. zw. ausschließlich von Mädchen geschrieben. Jeder Aufsatz ist mit dem Namen der Schreiberin unterzeichnet, die meisten auch mit Angabe der Hausnummer, eine Datumsangabe steht jedoch nur vereinzelt. Da außer 1915 und 1916 kein anderes Jahr erscheint, darf man diese beiden Jahre als Entstehungszeit sämtlicher Aufsätze annehmen. Es sind in sich geschlossene Darstellungen eines Arbeitsvorganges oder eines Geschehensablaufs. Die Themen dürften nicht ausschließlich aufgrund der Fragebogen der Wörterbuchkommission gewählt worden sein, zumal Piringer auch Aufsätze in sächsischer Mundart zu ähnlichen Themen schreiben ließ und auch sächsische Redewendungen sammelte. Einige der landlerisch geschriebenen Aufsätze beziehen sich auf:

5 BOTTESCH (1992).

- Brauchtums- oder andere Gemeinschaftshandlungen: *Die Rockelstum* „Die Rockenstube", *Wies afwer Präsentazion zugiat* „Wie es auf einer [Pfarrer]präsentation zugeht", *Sylwester, Die Hochzet* „Die Hochzeit", *Die Taf* „Die Taufe", *Es Vertrinken* „Die Verlobungsfeier", *Die Robet* „Die Gemeindearbeit", *Es Kirchkehrn* „Das Kirche-Kehren".
- Arbeiten im Haus, im Dorf und auf dem Feld werden beschrieben in: *Am Poch* „Am Bach", *Der Gwurzgoarten* „Der Gemüsegarten", *Die Weinles, Wie men sich zun Weißing vierbereitet* „Wie man sich zum Tünchen der Wände vorbereitet", *Wies in Keller ausschaut* „Wie es im Keller ausschaut", *Wies pun Schweinschlochtn zugiat* „Wie es beim Schweineschlachten zugeht", *Won i Putter moch* „Wenn ich Butter mache", *Es Praontwein prennen* „Das Branntwein-Brennen".
- Der Tagesablauf bzw. Jahreszeiten werden dargestellt in: *E Suntog Moaring in Summer* „Ein Sonntagmorgen im Sommer", *E Suntog Moaring in Winter* „Ein Sonntagmorgen im Winter", *In Fruejauhr* „Im Frühjahr", *Wies pun Schlittnfahrn zugiat* „Wie es beim Schlittenfahren zugeht".
- Ausflüge in die nähere und Fahrten in die weitere Umgebung des Dorfes: *Untern Pirkrik* „Unterm Birkenrück", *Af der Ehm* „Auf der Ebene", *Sibell faurn* „Ins Dorf Sibiel fahren", *Mit Weintraupn in die Stodt faurn* „Mit Weintrauben in die Stadt fahren".
- Sonstige Themen: *Der Freimaurk* „Der Freimarkt", *Wie's Krieg warn is* „Wie es Krieg geworden ist".

Von diesen Aufsätzen werden im folgenden 13 ungekürzt wiedergegeben. Die sich in sprachlicher Hinsicht nur wenig unterscheidenden Texte wurden nach inhaltlichen Kriterien ausgewählt, wobei es auch darum ging, daß jedes der behandelten dialektspezifischen Themen durch zumindest ein Beispiel vertreten ist. Bei der Wiedergabe wurde die Schreibweise der Autorinnen beibehalten, nur vereinzelt, um die grammatische Richtigkeit des Satzes zu gewährleisten, wurden Wörter in runden Klammern hinzugefügt. Diese Schreibweise ist selbstverständlich nicht einheitlich und kann – infolge der schriftsprachenahen Orthographie – die mundartliche Lautung nur annähernd wiedergeben.

Jedem Text ist eine wortgetreue Übersetzung nachgestellt, da uns die Auflistung und Erläuterung lediglich einiger mundarteigener Wörter für das Textverständnis nicht ausreichend schien, die Erstellung eines das gesamte Wortmaterial erfassenden Registers sich aber aus Raumgründen verbot und eine einheitliche Schreibweise vorausgesetzt hätte. Da in den Übersetzungen die Wortwahl und Wortstellung sowie der Satzbau der Originaltexte beibehalten wurden, ergeben sich unweigerlich Verstöße gegen die Struktur- und Gebrauchsregeln der deutschen Standardsprache. Doch ermöglichen gerade diese „Normwidrigkeiten" auch dem Nicht-Mundartsprecher einen Einblick in die Besonderheiten mundartlicher Redeweise. Einigen „verhochdeutschten"

Mundartwörtern, deren allgemeine Verständlichkeit nicht vorausgesetzt werden kann, ist in runden Klammern die hochsprachliche Entsprechung oder eine Erklärung nachgestellt. Lediglich im Gebrauch der Satzzeichen wurden in den Übersetzungen einige Eingriffe vorgenommen, vor allem was die Kennzeichnung der direkten Rede und die Kommasetzung betrifft.

Auf einige Besonderheiten des Rede- und Schreibstils sowie auf einige morphologische und syntaktische Merkmale des Großpolder Landlerischen, sofern sie den wiedergegebenen Texten zu entnehmen sind, soll in Abschnitt 3 eingegangen werden.

Ziel der in Abschnitt 2 eingefügten „Bemerkungen zum Text" ist, dort wo es das Textverständnis erfordert, einige Hintergrund- oder Zusatzinformationen zu bieten, die dargestellten Vorgänge oder Ereignisse in einen allgemeinen Rahmen des Brauchtums und der Gepflogenheiten in Großpold zu stellen. Auch wird auf einige Veränderungen der Sitten und Bräuche hingewiesen, die seit der Zeit des Ersten Weltkrieges eingetreten sind. Als zeitlicher Gegenpol sind allgemein die achtziger Jahre zu sehen, eine Zeitspanne, in der die meisten der in den Texten dargestellten Ereignisse noch „gelebt" wurden oder zumindest aus den Erzählungen der älteren Generation bekannt waren.

2. Textauswahl. Bemerkungen zu den Texten

2.1. *Der Gwurzgoarten*

In Frujoahr giat men in Gwurzgoarten, und grobt n auf. Men nimt sich mit, Sporel, Rechen und Schaufel. Men grobt fertich, und putzt die Ribiselstek und Egreschstek schian. Es is fl Kwek, und fl Hennerdarem, men muß sich ober schian zeit nemen und sie schian putzen, sunst is es (en) gaunzen Sumer nit geputzt. Dro woan men fertich is, dro nimt men sich en Rechen, und heigt fein, fein, wia fein men nur kaon. Dro mocht men sich Betteln, wie fl men fl haom zun sahn. Af uans Zwifel, af uans Petersl, af uans Solot, af uans Knofl, af uans Furchzwiefl, af uans Krozewez, af uans Märel, und af uans Ruem. Zwischen die Betteln sat men Solot. Der Schäer stoßt gärn in der frisch gegromen Ärdn, dro muß men gian Holernastel steken, wo der Schäer stoßt, dro verziegt er sich. Noch en Reng muß men gian und s Gewirz lokern, dos es kaon eraus kemen. Und s Groß muß men krauten, dos s nit iber hauend nemen kann. Dro kam is der Egresch verpliet, dro seint die Kinder schoan in Gwurzgoarten ibern Egresch. Der Egresch wärt ofl besser, dro klaupt men sich zun Egreschsupen kochen. Dro wärent ach die Ribisel ruat, dro geat men und klaupt sich zun einkochen, woan sie guet reif seint. Dro wärt ach der Solotsaom, und der Krozewezsaom reif, dro pringt men sich en huam, und lost n trikern, dro versorgt men sich n Saom, dos men n naonder Joahr hot zun sahn. Dro kumt ach der Herbest pold, dos men sich (s) Gewirz huam pringt, men pringt sich dro ofl holt wos huam bis dos nigs mähr in Gwurzgoarten is.

Maria Hüttmeier, Nr. 366

Der Gewürzgarten [Gemüsegarten] (Wörtliche Übersetzung zu 2.1.)

Im Frühjahr geht man in den Gewürzgarten und gräbt ihn auf. Man nimmt sich mit Spaten, Rechen und Schaufel. Man gräbt fertig und putzt die Johannisbeersträucher und Stachelbeersträucher schön. Es ist viel Quecke und viel Hühnerdarm [Vogelmiere], man muß sich aber schön Zeit nehmen und sie schön putzen, sonst ist es den ganzen Sommer nicht geputzt. Dann wenn man fertig ist, dann nimmt man sich den Rechen und harkt fein, fein, so fein man nur kann. Dann macht man sich Beete, wie viele man will haben zu säen. Auf eines Zwiebel, auf eines Petersilie, auf eines Salat, auf eines Knoblauch, auf eines Saatzwiebel, auf eines Gurken, auf eines Möhren, auf eines Rüben. Zwischen die Beete sät man Salat. Der Maulwurf stößt gerne in der frisch aufgegrabenen Erde, dann muß man gehen Holunderästchen stecken, wo der Maulwurf stößt, dann verzieht er sich. Nach dem Regen muß man gehen und das Gewürz lockern, daß es kann herauskommen. Und das Gras muß man krauten, daß es nicht überhand nehmen kann. Dann kaum sind die Stachelbeeren verblüht, dann sind die Kinder schon im Gewürzgarten über den Stachelbeeren. Die Stachelbeeren werden immer besser, dann pflückt man sich zum Stachelbeersuppe kochen. Dann werden auch die Johannisbeeren rot, dann geht man und pflückt sich zum Einkochen, wenn sie gut reif sind. Dann wird auch der Salatsamen und der Gurkensamen reif, dann bringt man ihn sich nach Hause und läßt ihn trocknen, dann versorgt man sich den Samen, daß man ein ander Jahr hat zu säen. Dann kommt auch der Herbst bald, daß man sich Gewürz nach Hause bringt, man bringt sich dann immer etwas heim, bis daß nichts mehr im Gewürzgarten ist.

Bemerkungen zu 2.1.

Der *Gwurzgoarten* „Gewürzgarten“ (Gemüse- oder Küchengarten) gehörte bis zur Bodenenteignung 1945 zu jeder Bauernwirtschaft. Am nördlichen Dorfrand in der Nähe des Baches gelegen (dort, wo später die „Mühlgasse“ entstehen sollte), waren die Gewürzgärten kleine Landstücke, die man mit Gemüse ausschließlich für den Eigengebrauch bebaute und in der Familie weitervererbte.

Als nach der Bodenenteignung das Gemüse vor allem im Garten hinter dem Haus oder, von den Mitgliedern der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft, auf dem ihnen zur Eigennutzung überlassenen „Krautgarten“ angebaut wurde, kam die Bezeichnung *Gwurzgoarten* zunehmend außer Gebrauch, sie blieb nur mehr als Flurname erhalten (*in Gwirzgarten*). Auch das Wort *Gwirz* wurde von *Grianzaich* (Grünzeug) oder – seltener – *Gemies* verdrängt. (Aus der eigenen Familie ist mir noch die Unterscheidung zwischen *Gwirz* als Bezeichnung nur für das Wurzelgemüse und *Grianzaich* für Gemüse allgemein bekannt.) Die Bezeichnung *Gwirz* wurde in der im Hochdeutschen üblichen Bedeutung von „Gewürz“ nur selten gebraucht. Zwar gibt es in der Mundart das Verb *wirzen* und auch den *Gwirzkuchn*, für „Gewürz“ steht jedoch meist *wos zun Kschmochn* d.h. „etwas zum Geschmack“.

2.2. *Es Vertrinken*

In Herbest iß am Laund e lustigs Lem, waun die Freinzeit aunfaungt. Schier olli Omt härt men schießen. Dos Schießen sogt ollen Leiten doß wider e Praut waurn is. Die Marel lafent voll Neigier zaum, umfrongt sich wen doß schießen geltet. Haumt sies erfaurn gent sie Schockweiß hin um ins Tor zun potzen. Duot onkemen sengt sie e Mengi Knecht, de sich mit Schießen pscheftigt. Die Marel ober tumelnt sich, um recht vehl Stuaner ins Tor zu wärfen.

Die Tochter sietzt mit ihrn Eltern andachtig aun Tisch und waurtent af en Gost.

Der Freier nimt gwehnlich sein pesten Kollega mit bis in Hof. Zitterter giat är die Stieng aufi bis zun der Tir, duet pleibt er stian und denkt noch, und denkt und ??? denkt. -!-. Vaur Schrocken mues är umkährn und en Kollega noch enmohl frong wieß aun därl Stell kumt de är vergeßen hot. Gaunz koraschiert giat er zun zwuaten mohl. Klopft aun: Em rueft, Herein! Der Freier kumt herein, obber in där Zeit hot en die Korasche wider verloßen. Und gaunz erschreckt faungt är aun: Verzeichts wal i in där heiling Omtstund zun enk kum. Es wärt enk jo pewußt sein, doß i enkri Tochter zum Weib haum well. Vaur Aufregung zupft är sich aun der Koppen n gruaßen Fleck Wolln furt; kumt ober durch den kluan Schohn zun en Weib, denn die Eltern haumt iehms versprochen, waun ärs liem und ärnt tut. Hot är mit seiner Red e End,wärd är zun sitzen gnetigt, worauf die Praut en Tisch deckt und erein pringt sie gebrotens Hehnerfleisch und Wein. Sie sitzen sich aun Tisch zun eßen. Doch en Freier gets nit ogi är iß nochowal erschreckt. Noch en Eßen gipt är der Praut es ruauti Pantel und sie giept en Preitkaum en Puschen.

Zun Schluß gient die Prautleit hinaus, um die unruhigi Ksellschoft zun delpen, indem se sen Wein einschenkent, wo jeder Knecht sen zun Prautstaund gratuliert. Nechsten Omt giehnt die Eltern zaum, um sich zun peroten wauns Vertrinken sein soll, wievel Leit si rufen sollnt, welln Suntog die Schwiegervater einlohnen solln und waun sies Kraut obhocken solnt. Zun Schluß wärt gmuantschoftlich gessen. Aun pestimten Tog fauhrnt die Prautleit am Krautgaurten um die schensten Kraut Kepfel huamzunpringn. Derhuam helft die Praut der Schwieger s Kraut einleng waun si fertig seint wärd e Kaffee geßen. En uaun Suntog gient die Schwiegervater mit der weißen Rosen af der Prust die Freint aufs Vertrinken einlohnen. Seng Suntog af die Nocht gient ach die Prautleit, gwenlich drei bis vier Prautfihrer und Mitpreit pestelln.

Iß dro der festksetzti Tog nehmlich s Vertrinken aungebrochen giepts der Freiden kuan mähr End. Schuan en vaurign Tog wärd in oller Härrgottsfrieh Brot und Kugelopfel gepochen. Die Mauner stechent Prelinger ob. Kek Mittok fangend die Weiber aun Hehnerplecken aun, wo sen oft Wein und Kugelopfel angetrong wärd. Die Mauner därfent sen in där Zeit nit in die Negent kemen, sunst pudernt sie die Weiber mit Federn ein.

Nechsten Tog kement ach die Prautfihrer, die Praut steckt en jen en Puschen am Huet. Voll Muet und huautern Sinn trongt sie Benk Tisch und Stiehl herbei. Die Praut gieht mit en Mitbreiten zun nechsten Freinten, doß veli Kschier und Eßzeig zaum trong. No-

chhär wärt die Tisch gedeckt af jeden Tisch wärd e Kriegel mit Puschen gethaun. Pis af die Nocht is oles fertig grichtet. Dro gieht jeder huaum um sich suntogig aunzunleng. Die Mitpreit lengt sich gwehnlich zgleich aun, und zwaur dinn, doß sie sich pun taunzen leichter drahn kinent.

Zur pestimmten Zeit kement die Gest, hohltn s Prautpaur ob pegluautent sie zun Härr Pfauhrer wo sie zaumksprochen wärd. In där Zeit seint oli Gest zaumkemen, sogaur die Musikanten seint erschienen. Is nun semtlichs Volk versaumelt, wärd zun Tisch gnetigt. Die Mitpreit pringent e guti Reißsuppen erein wo jeder drauf loß haut, denn jeder is hungriger aufs Vertrinken kemen. Die Prautfiehrer miesent Sorg haum, doß es niemt aun Prot und Wein maungelt.

Noch en Eßen wärds obgramt und die Tisch hinaus getrong. Nochhär gieht semtlichs Jungvolk mit en Prautpaur zun Oltmensch wo die Schwesterschoft versaumelt is. Die Mitpreit trongt e Velpes voll Kugeläpfel, die Brautführer e Kaundel Wein.

Die Menscher singet drei Lieder. Es Oltmensch is verpflichtet s Felpes und die Kaundel zun larn. Haumt sie ach dos iberstaunten gient sie wieder zruck. Hiez ärscht faungt die Lustbaurkeit aun. Es wärd getaunzt und ksungen ohni Aufhärn. Um Elfwi trongt die Prautfihrer die Tisch wieder erein, es wärd aufgedeckt und olles Volk sietzt sich um die Tisch. Die Mitpreit trongt en Proten (Prelingsfleisch) auf, vun weln sich kuaner zruckziegt, denn doß is um dä Zeit e seltsaums Eßen. Noch en Eßen wärd die Stum wieder ausgramt. Es wärd wieder getaunzt bis spet in die Nocht. Um drei Uhr wärnt wieder die Tisch gedeckt. Die Mitpreit trongt kolten Proten und vilerluau Zuspeiß auf. Noch en Eßen gieht jeder ährlichi Mensch huam zur gueten Ruh, denn es waur afemohl genuk. E so hot olso s Vertrinken mit seiner Lustbaurkeit en End.

Nechsten Tog kement die Mitpreit wieder, helfens Geschier obwoschen und vertrong. Die Prautfiehrer seint ach erschienen um die Tisch und Penk zun vertrong.

Zur gueten Letzt wärd e eingmochti Suppen verzehrt worauf sich jeder pdaunkt und sich empfehlt.

Maria Scheiber

Das Vertrinken [Die Verlobungsfeier] (Wörtliche Übersetzung zu 2.2.)

Im Herbst ist auf dem Land ein lustiges Leben, wenn die Freienzeit anfängt. Fast jeden Abend hört man schießen. Dieses Schießen sagt allen Leuten, daß wieder eine Braut geworden ist. Die Mädchen laufen voll Neugierde zusammen, fragen sich um, wem dieses Schießen gilt. Haben sie es erfahren, gehen sie schockweise hin, um ins Tor zu schlagen. Dort angekommen sehen sie eine Menge Burschen, die sich mit Schießen beschäftigen. Die Mädchen aber beeilen sich, um recht viele Steine ins Tor zu werfen.

Die Tochter sitzt mit den Eltern andächtig am Tisch und [sie] warten auf einen Gast.

Der Freier nimmt gewöhnlich seinen besten Freund mit bis in den Hof. Zitternd geht

er die Stiege hinauf bis zur Türe, dort bleibt er stehen und denkt nach, und denkt, und denkt. Vor Schreck muß er umkehren und den Freund noch einmal fragen, wie es an der Stelle kommt, die er vergessen hat. Ganz mutig geht er zum zweiten Mal. Klopft an, man ruft „Herein!" Der Freier kommt herein, aber in dieser Zeit hat ihn die Courage wieder verlassen. Und ganz erschrocken beginnt er: „Verzeiht, weil ich in dieser heiligen Abendstunde zu euch komme. Es wird euch ja bewußt sein, daß ich euere Tochter zum Weib haben will." Vor Aufregung zupft er sich an der Kappe einen großen Fleck Wolle weg, kommt aber durch den kleinen Schaden zu einem Weib, denn die Eltern haben sie ihm versprochen, wenn er sie lieben und ehren tut. Hat er mit seiner Rede ein Ende, wird er zum Sitzen genötigt [aufgefordert], worauf die Braut den Tisch deckt und herein bringt sie gebratenes Hühnerfleisch und Wein. Sie setzen sich an den Tisch, um zu essen. Doch dem Freier geht es nicht hinunter, er ist immer noch erschrocken. Nach dem Essen gibt er der Braut das rote Band und sie gibt dem Bräutigam den Buschen [etwa handgroßes Gebinde aus Kunstblumen, an Hut oder Kappe getragen].

Zum Schluß gehen die Brautleute hinaus, um die unruhige Gesellschaft zu delpen [beruhigen], indem sie ihr Wein einschenken, wo jeder Bursche ihnen zum Brautstand gratuliert. Am nächsten Abend gehen die Eltern zusammen, um sich zu beraten, wann die Verlobungsfeier sein soll, wieviel Leute sie rufen sollen, an welchem Sonntag die Schwiegerväter einladen sollen und wann sie das Kraut abhacken sollen. Zum Schluß wird gemeinschaftlich gegessen. Am bestimmten Tag fahren die Brautleute auf den Krautgarten, um die schönsten Köpfe Kraut nach Hause zu bringen. Zu Hause hilft die Braut der Schwieger das Kraut einlegen, wenn sie fertig sind, wird ein Kaffee gegessen. Den anderen Sonntag gehen die Schwiegerväter mit der weißen Rose auf der Brust die Verwandten zur Verlobung einzuladen. An dem Sonntagabend gehen auch die Brautleute gewöhnlich drei bis vier Brautführer und Mitbräute bestellen.

Ist dann der festgesetzte Tag, nämlich die Verlobungsfeier, angebrochen, gibt es der Freude kein Ende mehr. Schon am Vortag wird in aller Herrgottsfrühe Brot und Gugelhupf gebacken. Die Männer stechen Brühlinge [junge Schweine] ab. Gegen Mittag beginnen die Weiber mit dem Hühner-Rupfen, wo ihnen oft Wein und Gugelhupf angeboten wird. Die Männer dürfen ihnen in dieser Zeit nicht in die Nähe kommen, sonst pudern sie die Weiber mit Federn ein.

Am nächsten Tag kommen auch die Brautführer, die Braut steckt jedem einen Buschen an den Hut. Voll Mut und heiteren Sinn tragen sie Bänke, Tische und Stühle herbei. Die Braut geht mit den Mitbräuten zu den nächsten Verwandten, das viele Geschirr und Eßbesteck zusammenzutragen. Nachher werden die Tische gedeckt, auf jeden Tisch wird ein Krügel mit Blumen getan. Bis zum Abend ist alles fertig gerichtet. Dann geht jeder nach Hause, um sich die Sonntagskleider anzuziehen. Die Mitbräute ziehen sich gewöhnlich gleich an, und zwar dünn, daß sie sich beim Tanzen leichter drehen können.

Zur bestimmten Zeit kommen die Gäste, holen das Brautpaar ab und begleiten es zum Herrn Pfarrer, wo sie zusammengesprochen werden. Währenddessen sind alle Gäste zu-

sammengekommen, sogar die Musikanten sind erschienen. Ist nun sämtliches Volk versammelt, wird zu Tisch genötigt [gebeten]. Die Mitbräute bringen eine gute Reissuppe herein, wo jeder draufloshaut, denn jeder ist hungrig zur Verlobungsfeier gekommen. Die Brautführer müssen Sorge haben, daß es niemand an Brot und Wein mangelt.

Nach dem Essen wird abgeräumt und die Tische hinausgetragen. Nachher geht sämtliches Jungvolk mit dem Brautpaar zum Altmensch [Vorsteherin der Schwesterschaft], wo die Schwesterschaft versammelt ist. Die Mitbräute tragen einen Korb voll Gugelhupf, die Brautführer eine Kanne mit Wein.

Die Menscher [Mädchen] singen drei Lieder. Das Altmensch ist verpflichtet, den Korb und die Kanne zu leeren. Haben sie auch dieses überstanden, gehen sie wieder zurück. Jetzt erst beginnt die Lustbarkeit. Es wird getanzt und gesungen ohne Aufhören. Um elf tragen die Brautführer die Tische wieder herein, es wird aufgedeckt und alles Volk setzt sich um die Tische. Die Mitbräute tragen den Braten (Brühlingsfleisch) auf, von welchem sich keiner zurückzieht, denn dieses ist um diese Zeit ein seltsames Essen. Nach dem Essen wird die Stube wieder ausgeräumt. Es wird wieder getanzt bis spät in die Nacht. Um drei Uhr werden wieder die Tische gedeckt. Die Mitbräute tragen kalten Braten und vielerlei Zuspeise auf. Nach dem Essen geht jeder ehrliche Mensch nach Hause zur guten Ruh, denn es war plötzlich genug. So hat also die Verlobungsfeier mit ihrer Lustbarkeit ein Ende.

Am nächsten Tag kommen die Mitbräute wieder, helfen das Geschirr abwaschen und wegtragen. Die Brautführer sind auch erschienen, um die Tische und Bänke wegzutragen.

Zur guten Letzt wird eine eingemachte Suppe gegessen, worauf sich jeder bedankt und sich empfiehlt.

Bemerkungen zu 2.2.

Detailfreudig und mitunter humorvoll wird hier eine Verlobungsfeier beschrieben, wie sie das Dorfleben seit dem Ende des Ersten Weltkrieges eigentlich nicht mehr kennt. In den darauffolgenden Jahrzehnten wurde diese Feier mit weit weniger Aufwand begangen, sie war eher ein Familienfest, zu dem bloß noch jene zwei Paten mit ihren Frauen geladen wurden, die an der Hochzeit das Amt der „Hochzeitväter" bzw. „Hochzeitmütter" übernehmen sollten. Die Feier bestand jetzt nur noch in einem an den Kirchgang anschließenden Abendessen, ohne Musik und Tanzunterhaltung. Somit erübrigte sich auch die Mithilfe der „Mitbräute" und „Brautführer", denn das, was für das Fest an Tischen, Stühlen und Geschirr benötigt wurde, stand in jedem Haushalt zur Verfügung und mußte nicht erst von Verwandten ausgeliehen werden. Gemeinschaftliche Vorbereitungsarbeiten wie das Schlachten der Hühner und Schweine, Brot- und Gugelhupfbacken waren nur noch bei Hochzeiten üblich. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam auch das „Freudeschießen" ab, einige Jahrzehnte hindurch erhielt sich noch das „Ins-Tor-Schlagen" anläßlich des Braut-Werbens.

Was sich hingegen über die Jahrzehnte hin unverändert erhalten hat, war die stark traditionsgebundene und -bestimmte Art der Veranstaltung solcher Festlichkeiten. Bis

um die Jahrhundertmitte fielen sie in die Zeit des Spätherbstes und des Winters: Gefreit wurde in der Hanfernte, geheiratet um Kathrein, also vor Beginn der vorweihnachtlichen Fastenzeit, selten zwischen Neujahr und Osterfastenzeit. Gab es mehr Hochzeitspaare als Sonntage in diesen Zeitspannen, wurden auch mittwochs Hochzeiten gefeiert. Eine während der arbeitsreichen Zeit des Jahres abgehaltene Hochzeit war fast ausnahmslos durch eine Schwangerschaft des Mädchens bedingt und wurde als „Notschlachten" bezeichnet.

Wenn auch diese zeitliche Festlegung in die Wintermonate sicher durch den Zyklus des bäuerlichen Arbeitsjahres bestimmt war, so überrascht doch, daß jede Etappe der Festlichkeiten, sogar die Abfolge der einzelnen vorbereitenden Arbeitsvorgänge bis ins Detail hin von einem traditionsbedingten Regelzwang geprägt war. So stand z. B. genau fest, wer geladen werden mußte, die Frage war nur, ob es eine große oder eine kleinere Hochzeit geben würde, denn davon hing es ab, bis in welches Verwandtschaftsglied „gegriffen" wurde. So konnte man schon am ersten Tag nach einer Verlobung jeden im Dorf nennen, der nun bald „zum guten Leben", also zur Hochzeit gehen würde. Bei diesen Einladungen wurde kein Unterschied darin gemacht, ob mit einer bestimmten Familie die Verwandtschaft auch gepflegt worden war, geladen wurde, wer „hin gehörte". So erfuhren die jungen Leute nicht selten erst anläßlich ihrer Hochzeit, wer da aller zu ihrer Verwandtschaft gehörte. Machten dann die Frauen, die hinter den halbgeöffneten Fensterläden oder auf den Gassen den Hochzeitszug beobachteten, einen Gast aus, der außerordentlich geladen war, fiel unweigerlich die Frage: „Weißt du nicht, wie kommt der denn hin?"

Doch Regeln und Zwänge – in Großpold steht dafür: „So ist das Recht" – gab es keineswegs nur beim Aufstellen der Gästeliste. Solange die bäuerliche Tracht noch getragen wurde, bestanden für die Mädchen und Frauen strenge Kleidervorschriften, jede wußte, welches Stück zum Kirchgang, welches bei dem anschließenden Fest getragen wurde und wann man sich umziehen ging. Noch in den achtziger Jahren, als alle Mädchen und jungen Frauen längst „herrisch" gekleidet gingen, schwärmten ältere Frauen davon, wie schön es doch gewesen sei, als alle Mädchen „bei einer Begebenheit" „gleich" gewesen seien.

Es mag heute verwundern, daß bei Verlobungen, Hochzeiten und anderen geselligen Zusammenkünften die Speisen und deren Abfolge genau festgelegt waren und auch über die Jahrzehnte hinweg daran nur wenig verändert wurde. (Siehe dazu auch Bemerkungen zu 2.3.). So wird denn auch in dem Aufsatz nicht *eine* Verlobung, sondern *die* Verlobung schlechthin dargestellt. Innergemeinschaftlich stand über allem der Leitsatz „Man muß tun, was sich gehört", von Außenstehenden wurde dieser bis ins kleinste vorbestimmte Ablauf eines Festes teils als ‚Ordnung' bewundert, teils dem Mangel an Einfallsreichtum zugeschrieben.

2.3. *Di Hochzet*

E Hochzet am Laund is e gruaßes Fest. Schuan e paur Teg pefaur, is am Hochzethaus olles wohlauf und gschaftig. Und waun dro der laungersehnte Tog endlich do is, dro giebts der Freiden kua End.

E Hochzet am Laund wärd kfeiert noch olten Prauch und erärpten Sitten. Gwehnlich wärd die Hochzet zu Kathrein obkohlten, wos am pesten Zeit zu sowos is. Und gwehnlich tauert eso e Fest zwua Teg. Is nun der laungersehnte Tog ongeprochen und olli Freind derzu einglont, so fiehlt sich ach jeder ferflichtet, etwos fir die Hochzet pei zun trogn. On Faurtog erscheint jedes Weip mit e paur Hehner, Anten, Gehns, Kartschunen, oder wos em sunst gehm well, am Hochzethaus. Und nun huaßts, dos fellie K'fliegel schlochten und plecken helfen. Mauner dulden die Weiber heint kuan in der Nehng und jehn der senn in Rauch kummt, drohnt sie mit Feder onzun fehln. Seint die Hehner gepleckt, so wärd emol aufgloßen und zun Kugelopfel und Gliewein gaungen. Is der Schmaus feriber, so huaßts: hiats an die Anten und Gehns. Und pies kek en Ompt wärd fleißig grupft und gepleckt.

Derweil die Weiber mit en Hehnerplecken pscheftigt sind, giaht die Praut mit en Mitpreiten in Daurf herum Kschier zaum trohng. Der Preikom mit en Prautfihrern missend Tisch und Penk herpei schoffen. Pun den Zaumtrohng erlaumt sich die Mitpreit gaur maunch en Witz, indem sie en Prautfihrern holt en Tisch oder Ponk verstecken und sie nit iantern herausgempt, pies die Prautfiehrer sich sie durch e wianig Zucker opliaßen. Is nun olles fertig grichtet und die Weiber haumt's Plecken ach iberstaunten, so wärts Gnochtmohlt und zwaur: Kriahnsuppen pun Schweinefleisch. Is dro opkspeißt, dro wärd niamer fell herumgeplopert und jeder schaut, dos er polt huam kummt, um ach en nechsten Tog mitmochen zun kinnen.

Is dro der nechsti Tog, der Hochzettog ongeprochen so versaumeln sich olli Gest am Hochzethaus. Und nun sind die Mitpreit pscheftigt, jeden Maun e Rosen ins Knopfloch zun stecken. Die Olten kriangt e weißi, die jungen e ruate Rosen. En Kindern wärd e Puschen af die Koppen k'steckt mit ibergoldeten Pukspam und gekaften Puschen. Die härrischen kriangt e Miertenstreischen af die Prust. Is nun olles fertig und die Schnitzelsuppen gessen, so wärd's zun Kopeliern aus'grukt. Unter Glockengleit pewegt sich der Zug zur Kirchen. Vraun schreiten die Mauner, dro folgen die Weiber, hintendrein die Praut und Preikam mit ärnsten Ksichtern und zun Schluß kemend die Kinder. In der Kirchen aunglaungt, wärd zärscht e Liad ksungen vun Ajewanten. Dro treten die Paur faurn Oltar und glombt sich nochmols Liab und Trei zun holten, pis dos der Tod sie scheidet. Is dro's Kopuliern veriber, so verlossend die Leit die Kirchen. Vaur der Kirchentir wärds stellkstaunten und nun tritt der Härr Pfarrer herzu und holtet e Red, indem är den Paur Glick winscht in die neii Eh. Tief ergriffen stiahnt die Zuhärer und gaur maunch e Zager siekt em fließen, denn es wärd sich heint mauncher an sei uagni Hochzet erinnern. Hott der Härr Pf. ausgredt, so tritt der Hochzetfoter faur iahm und pedankt sich im Nau-

men der Anwesenden firn Wunsch. Und dro wärds mit Musik wieder afs Hochzethaus gaungen, wo der Hochzetfoter noch emol e Red holtet. Dro giahnt die Weiber und Madel huam, um sich es Kirchengwand auszunziehng und sich leichter aunzun legn, dos sie sich pun Taunzen leichter drahn kinnent. Seind dro olle Leid wieder zaum, dro wärd's gessen und zwaur: Reissuppen pun Hehner- und Rindfleisch, mit Sos derzua. Is es dro opkspeißt, so wärd kschwind Tisch und Penk ausgrahmt, denn dos jungi Voulk well hitzt tanzen, und die Eijewanten haumpt heint Hietz, denn kamm härnt sie auf vun plosn, so wärds in die Hend gepletscht und sie mißend schaun, dos sie dos Volk pefriedigen. Mitunter wärds ach kschpellt und ksungen. Und eso giahts weiter pies in die Nocht. Is es dro Nocht wauhrn, so wärd noch emol gessen und zwaur: Kraut mit Schweinefleisch, af wos sich gaur mauncher g'freit. Noch en Kraut wärd dro gegobt und zwaur ollerhaund, wos em in der Wirtschoft praucht. Die Gohten gombt gewehnlich e Leintuch afs Pett, oder e Tischtuch. Dro wärd noch gegobt: Suppenscholn, Suppentaler, Protentaler, Solzfaßel, Kaffeetepfel, Eßzeig und ollerhaund setri Sochen. Die Mauner gombt g'wehnlich in Geld. Um oll de Sochen pedaunkt sich die Praut durch e Pußerl. Is dro's Gobn veriber, so wärds wieder getaunzt und k'schpellt pies um 11 Uhr. Dro wärd der Proten gessen und dro weiter getaunzt ohni Aufhärn pies kek en Tog. Kek 4 Uhr wärd dro huam gaungen, um e wianig zun schlofen, dos em ach en nechsten Tog ausholten kaun. Am nechsten Tog versaumeln sich pies Tog olli Gest, und nun wärd's aufwecken gaungen, wohin ober nur die Mauner giahnt. Mit Musik wärd's ausgruckt. Fraun giaht der jungi Maun mit en Peischenstengel af der Koppen, denn en Puschen tärf er heint niamer trohng. Und eso giahts vun Haus zu Haus und jedn der af der Hochzet is, wärd heint e P'suach obkstottet. Derweil nun die Mauner in Daurf herumgiahnt seind die Weiber p'scheftigt die jungi Muam onzun legn. Unter e paur Zagern wärd der Zopf opkschnitten und die Haum aufksetzt. Derweil sind ach die Mauner as en Daurf zruck kemmen und nun wärd gweremts Kraut und kohlter Proten gessen. Dro wärds afs neii getauntzt und kspellt. Af die Nocht wärd noch emol Eingmochti Suppen gessen und um 10 Uhr kummt Proten an die Reih. Noch en Proten giahnt die eltern Leit huam, denn sie haumpt des Guaten hietzt gnuag khopt. Ach pun den jingern scheints niamer recht giahn zun wehln, ober es well sich doch kuaner schwoch lossen und eso wärds auskholten pies kek en Tog. Nun huaßts ober dennich huam giahn, denn ach die Eijewanten scheinent niamer recht zun ploßen kinnen und es waur ach ährlich. Jeder pedaunkt sich hietzt pun en Hochzetgebern, fir die Gostfreindschoft und nun giaht jeder sein Weg huam, um sich fun den fehln Unruhn endlich emol grindlich auszunschlofen. Ach die Hochzetgeber scheinent fruah zun sein, dos sie ach dos iberstaunten haumbt. Am fruahsten seind ober die zwua jungen Leit, dos sie hietzt endlich emol zaumkährnt. Und nun huaßts fleißig wirtschoften, dos ems zun wos pringt und dos em pun sein Schwiegerleiten zun Ähren glaungt.

Theresia Glatz

Die Hochzeit (Wörtliche Übersetzung zu 2.3.)

Eine Hochzeit auf dem Lande ist ein großes Fest. Schon einige Tage vorher ist im Hochzeitshaus alles wohlauf und beschäftigt. Und wenn dann der langersehnte Tag endlich da ist, dann gibt es der Freuden kein Ende.

Eine Hochzeit auf dem Lande wird gefeiert nach altem Brauch und ererbten Sitten. Gewöhnlich wird die Hochzeit zu Kathrein abgehalten, wenn am besten Zeit zu so etwas ist. Und gewöhnlich dauert so ein Fest zwei Tage. Ist nun der langersehnte Tag angebrochen und alle Verwandten dazu eingeladen, so fühlt sich auch jeder verpflichtet, etwas zur Hochzeit beizutragen. Am Vortag erscheint jedes Weib mit ein paar Hühnern, Enten, Gänsen und Truthühnern, oder was man sonst geben will, im Hochzeitshaus. Und nun heißt es, dieses viele Geflügel schlachten und rupfen helfen. Männer dulden die Weiber heute keinen in der Nähe und jedem, der ihnen in den Rauch kommt, drohen sie, mit Federn zu bewerfen. Sind die Hühner gerupft, so wird einmal aufgelassen und zu Gugelhupf und Glühwein gegangen. Ist der Schmaus vorbei, so heißt es: Nun an die Enten und Gänse. Und bis gegen Abend wird fleißig gerupft.

Derweil die Weiber mit dem Rupfen der Hühner beschäftigt sind, geht die Braut mit den Mitbräuten im Dorf herum, Geschirr zusammenzutragen. Der Bräutigam und die Brautführern müssen Tische und Bänke herbeischaffen. Bei diesem Zusammentragen erlauben sich die Mitbräute gar manchen Witz, indem sie den Brautführern ab und zu einen Tisch oder eine Bank verstecken und sie nicht eher herausgeben, als bis die Brautführer sie durch ein wenig Zucker auslösen. Ist nun alles fertig vorbereitet und die Weiber haben das Rupfen auch überstanden, so wird zu Abend gegessen und zwar: Krensuppe bei Schweinefleisch. Ist nun abgespeist, so wird nicht mehr viel herumgeplappert und jeder sieht zu, daß er bald nach Hause kommt, um auch am nächsten Tag mitmachen zu können.

Ist dann der nächste Tag, der Hochzeitstag angebrochen, so versammeln sich alle Gäste im Hochzeitshaus. Und nun sind die Mitbräute beschäftigt, jedem Mann eine Rose [aus Kreppapier gefertigt] ins Knopfloch zu stecken. Die alten bekommen eine weiße, die jungen eine rote Rose. Den Kindern wird ein Buschen [Gebinde aus Kunstblumen] an die Kappe gesteckt, mit vergoldetem Buchsbaum und gekauften Blumen. Die Herrischen bekommen ein Myrtensträußchen an die Brust. Ist nun alles fertig und die Schnitzelsuppe [Brotschnittensuppe] gegessen, so wird zum Kopulieren ausgerückt. Unter Glockengeläute bewegt sich der Zug zur Kirche. Vorne schreiten die Männer, dann folgen die Weiber, hintendrein Braut und Bräutigam mit ernsten Gesichtern und zum Schluß kommen die Kinder. In der Kirche angelangt, wird zuerst ein Lied gesungen von den Adjuvanten [Blaskapelle] . Dann tritt das Paar vor den Altar und gelobt sich nochmals, Lieb und Treue zu halten, bis daß der Tod sie scheidet. Ist dann das Kopulieren vorüber, so verlassen die Leute die Kirche.

Vor der Kirchentüre wird stillgestanden, und nun tritt der Herr Pfarrer herzu und hält eine Rede, indem er dem Paar Glück wünscht in der neuen Ehe. Tief ergriffen stehen die

Zuhörer und gar manche Träne sieht man fließen, denn es wird sich heute mancher an seine eigene Hochzeit erinnern. Hat der Herr Pfarrer ausgeredet, so tritt der Hochzeitsvater vor ihn und bedankt sich im Namen der Anwesenden für den Wunsch. Und dann wird's mit Musik wieder zum Hochzeitshaus gegangen, wo der Hochzeitsvater nochmals eine Rede hält. Dann gehen die Weiber und Mädchen nach Hause, um sich das Kirchengewand auszuziehen und sich leichter anzuziehen, damit sie sich beim Tanzen leichter drehen können. Sind dann alle Leute wieder zusammen, so wird gegessen und zwar: Reissuppe bei Hühner- und Rindfleisch, mit Soße dazu. Ist es dann abgespeist, so werden geschwind Tische und Bänke ausgeräumt, denn dies junge Volk will jetzt tanzen, und die Adjuvanten haben jetzt Hitze [werden stark beansprucht], denn kaum hören sie auf vom Blasen, so wird in die Hände geklatscht und sie müssen sehen, daß sie dieses Volk befriedigen. Mitunter wird auch gespielt und gesungen. Und so geht es weiter, bis in die Nacht. Ist es dann Nacht geworden, so wird noch einmal gegessen und zwar: Kraut mit Schweinefleisch, worauf sich gar mancher freut. Nach dem Kraut wird dann gegabt und zwar allerlei, was man in der Wirtschaft [Haushalt] braucht. Die Patinnen gaben gewöhnlich ein Leintuch aufs Bett [Bettdecke] oder ein Tischtuch. Dann wird noch gegabt: Suppenschalen, Suppenteller, Bratenteller, Salzfäßchen, Kaffeetassen, Eßbesteck und allerlei solche Sachen. Die Männer gaben gewöhnlich in Geld. Um all diese Sachen bedankt die Braut sich mit einem Kuß. Ist dann das Gaben vorbei, so wird wieder getanzt und gespielt bis um 11 Uhr. Dann wird der Braten gegessen und dann weiter getanzt ohne Aufhören bis gegen den Tag. Um 4 Uhr wird dann nach Hause gegangen, um ein wenig zu schlafen, daß man auch am nächsten Tag aushalten kann. Am nächsten Tag versammeln sich schon bis Tag [sehr früh] alle Gäste, und nun wird aufwecken gegangen, wohin aber nur die Männer gehen. Mit Musik wird ausgerückt [losgegangen]. Vorne geht der junge Mann mit einem Maisstengel auf der Kappe, denn den Buschen darf er heute nicht mehr tragen. Und so geht es von Haus zu Haus und jedem, der auf der Hochzeit ist, wird heute ein Besuch abgestattet. Derweil nun die Männer im Dorf herumgehen, sind die Weiber beschäftigt, die junge Frau anzuziehen. Unter ein paar Tränen wird der Zopf abgeschnitten und die Haube aufgesetzt. Derweil sind auch die Männer aus dem Dorf zurückgekommen und nun wird [auf]gewärmtes Kraut und kalter Braten gegessen. Dann wird aufs neue getanzt und gespielt. Auf die Nacht wird noch einmal gesäuerte Suppe gegessen, und um 10 Uhr kommt Braten an die Reihe. Nach dem Braten gehen die älteren Leute nach Hause, denn sie haben des Guten jetzt genug gehabt. Auch bei diesen jüngeren scheint es nicht mehr recht gehen zu wollen, aber es will sich doch keiner schwach lassen und so wird es ausgehalten bis gegen den Tag. Nun heißt es aber dennoch nach Hause gehen, denn auch die Adjuvanten scheinen nicht mehr blasen zu können und es war auch ehrlich [es hat auch gereicht]. Ein jeder bedankt sich jetzt bei den Hochzeitgebern für die Gastfreundschaft, und nun geht jeder seinen Weg nach Hause, um sich von diesen vielen Unruhen endlich einmal gründlich auszuschlafen. Auch die Hochzeitgeber scheinen froh zu sein, daß sie auch dieses überstanden haben. Am frohesten sind aber die zwei jungen Leute, daß sie

jetzt endlich einmal zusammengehören. Und nun heißt es fleißig wirtschaften, daß man es zu etwas bringt und daß man bei seinen Schwiegerleuten zu Ehren gelangt.

Bemerkungen zu 2.3.
In dem Aufsatz werden keine Angaben gemacht über die Zahl der Gäste oder den Raum, in dem die Hochzeit gefeiert wurde. Nachfragen haben ergeben, daß die meisten Hochzeiten bis in die fünfziger Jahre vor allem im Hause des Bräutigams oder in einem kleinen Gemeindesaal stattfanden. In späteren Jahren mietete man dazu einen der beiden großen Gemeindesäle, 200-300 Gäste waren keine Seltenheit mehr, die Hochzeit wurde zu einem kostenaufwendigen Fest. Weiterhin galt es, in allem strenge Regeln zu befolgen, jeder hatte im Hochzeitszug seinen vorbestimmten Platz einzunehmen, die einzelnen Mahlzeiten wurden nach wie vor zu einer bestimmten Uhrzeit gereicht, doch durch den aufkommenden Wohlstand in den sechziger Jahren wurden die Ansprüche immer höher gesetzt. Die Reissuppe wurde durch die „noblere“ Nudelsuppe, die bescheidene „Schnitzelsuppe“ (Brotschnittensuppe) vor dem Kirchgang durch kalten Braten ersetzt. Es kam eine neue Forderung auf: „Wenn von einem Hochzeitsessen nicht mindestens die Hälfte übrigbleibt, war nicht genug.“ Obwohl die Hochzeiten – durch die sich nach der Bodenenteignung verändernde Lebensweise bedingt – nun während des ganzen Jahres stattfinden konnten, blieben die Variationsmöglichkeiten der Speisen weiterhin sehr begrenzt, was man durch Qualität und Quantität wettzumachen suchte. Vor allem von den älteren Leuten wurden diese – doch sehr geringfügigen – Änderungen selten gutgeheißen. Noch nach Jahrzehnten wußte man, welche Braut als erste im weißen Kleid statt in Tracht zur Trauung gegangen war, für welche Familie die Adjuvanten, d. h. die Blasmusikkapelle des Dorfes, „nicht mehr gut genug waren“, so daß eine „Schrammel“ gemietet wurde, oder welche Frau das „richtige Hühnerrupfen“ abgeschafft hatte. (Sie hatte nämlich veranlaßt, daß die Frauen am Vortag der Hochzeit die Hühner bereits gerupft zum Hochzeitshaus brachten, wodurch das „Hühnerrupfen“ zu einem Fest wurde.)

2.4. *Die Taf*
Waun e Kint getaft sol wärn, mueß der Votter sich um Kvattersleit umschaun, denn är praucht wenn der iam s Kint taft. Votter und Mueter haumt sich schaun ausgemocht wenn sie zun tafen solnt rufen. Die Taf is gewenlich an en Suntog.

Olso es is schaun Saumstog, und derzu gengen Ohmt. Die Mueter ruft en Votter erein und sogt: Scha es is schaun polt Nocht, tu mueßt jo schaun dos tu giast Kvotter pitn, sunst kumst te ins laungsaumi. Der Votter sogt: Dos i mi denn fertich moch und giah. Pring mr die Sochen dos i mi aunders mundier. Die Mueter pringt iam die Sochen, hlft iam e wianich zrecht und polt es r fertich und giat. Sog senn en gutn Ohmt rueft die Mueter iam noch.

Pun Kvotter aunglaungt, klopft r an die Tier, und af senner herein giat r hinein.

Votter: Guet nohmt, wos tiat teß noch?

Kvotter: Na, nit gaur vl, kumst te ach zun uns?

Votter: Verzeihts wal i zun enk kumm, es wärd enk jo pewußt sein dos mr en kluan Sun (Tochter) haum kriekt. Wlt teß e so guet sein und mir dos Kint hlfen zun der heiling Taf peferdern?

Kfotter: Dro mr wärn jo; ober kum hiez här und sitz e pissel nieder. Mir haum e wianich Fleisch geprotn, tu sohlst e wianich eßen.

Der Votter sitzt sich nieder und ißt.

Wos tiant enkri noch der huam, frogt die Kvatterin, seint sie oli frisch?

Votter: Sie seint jo zimmlich, si haumt enk oln en gutn Ohmt lossen song.

Es wärt noch iber olt woß geret,dro stiaht der Votter auf, pedaunkt sich um oles, winscht senn e guti Nocht und giat huam.

Obern uan Mauring in oler Frih kummt schaun die Kvatterin klopft an die Tier, giat hinein und sogt: „Guet Mauring, wie hopt teß kschloffn?“

Mueter: Mir haum jo guet, kemmt teß ach zun uns?

Kvatterin: I kumm jo ach, i pring enk e Fruhstuck.

Mueter: Warum hopt teß enk noch Schon gemocht?

Kvatterin: Na, i pring enk jo nit vl.

Die Kvatterin wll sich gaur nit laung aufholtn, sie giat huam, denn sie wll in die Kirch gian.

As der Kirch kemment de Leit de tafen solnt e wianich iantern eraus, und giant doß sie s Kint zun der Taf trongt. Die Aumtfrau giat ach mit, und wikelt s Kint in e schians weißes Plsterl, und setzt iam e schiani Haum auf. Den an der Taf gibt die Aumtfrau die Sochen.

Hietz war oles zimmlich fertich nur zun gian. Jo ober die Aumtfrau giebt s Kint nit eraus denn sie wll wos hom. Segi wuas die jingsti Gotn guet, um dos giebt sie der Aumtfrau 10 oder 20 Kreizer, dro kriekt sie s Kint, denn sie mueß es pis in die Kirch trong. Es wärnt noch 2 seideni Tichel ibers Kint khengt de die Gotnen haumt procht. Dro songt die Gotnen zun der Mueter „Ols en Haiden trong mers, und ols en Christen pringen mers. Hietz giant sie in die Kirch zun der Taf. In der Kirch wärd s Kint von Herr Prediger getaft. As der Kirch pis Huam trogt die elsti Gotn s Kint. Der Huam gehmt die Gotnen s Kint der Mueter, und ibergehmt ihr ach glei die Tafschein. Dro giant sie oli Huam, lengt sich aunders aun, und kemment afs Kelmes.

Am Kelmes wärt Reissupm und Protn geßen. Die Gäst losenz sich guet schmeckn, erzlnt sich lustigi oder traurigi Kschichtn pis es nocht wärt. Dro songt sie gärn oler Aunfaung hot ach en End. Plapz ksund songt sie noch af der letzt, und giant huam. Eso giats af err landlerischen Taf zu.

Regina Glatz

Die Taufe (Wörtliche Übersetzung zu 2.4.)

Wenn ein Kind getauft soll werden, muß der Vater sich um Gevattersleute [Paten] umschauen, denn er braucht jemanden, der ihm das Kind tauft. Vater und Mutter haben sich schon ausgemacht [besprochen], wen sie zum Taufen sollen rufen. Die Taufe ist gewöhnlich an einem Sonntag.

Also es ist schon Samstag und dazu gegen Abend. Die Mutter ruft den Vater herein und sagt: „Schau, es ist schon bald Nacht, du mußt ja [zu] sehen, daß du gehst Gevatter bitten, sonst kommst du zu spät.“ Der Vater sagt: „Daß ich mich denn fertig mache [vorbereite] und geh. Bring mir die Kleider, damit ich mich anders anziehe.“ Die Mutter bringt ihm die Kleider, hilft ihm ein wenig zurecht, und bald ist er fertig und geht. „Sag ihnen einen guten Abend,“ ruft die Mutter ihm nach.

Beim Gevatter angelangt, klopft er an die Tür, und auf ihr ‚Herein‘ geht er hinein.

Vater: „Guten Abend, was macht ihr noch?“

Gevatter: „Na, nicht gerade viel, kommst du auch zu uns?“

Vater: „Verzeiht, weil ich zu euch komme, es wird euch ja bewußt sein, daß wir einen kleinen Sohn (eine kleine Tochter) haben bekommen. Wollt ihr so gut sein und mir dies Kind helfen zu der heiligen Taufe zu befördern?“

Gevatter: „Wir werden [es] ja [tun]; aber komm jetzt her und setz dich ein bißchen hin. Wir haben etwas Fleisch gebraten, du sollst ein wenig essen.“

Der Vater setzt sich hin und ißt.

„Was tun euere [Leute] noch zu Hause,“ fragt die Gevatterin, „sind sie alle frisch [wohlauf]?“

Vater: „Sie sind ja so ziemlich, sie haben euch allen einen guten Abend lassen sagen.“

Es wird noch über manches geredet, dann steht der Vater auf, bedankt sich für alles, wünscht ihnen eine gute Nacht und geht heim.

Aber am nächsten Morgen in aller Frühe kommt schon die Gevatterin, klopft an die Tür, geht hinein und sagt: „Guten Morgen, wie habt ihr geschlafen?“

Mutter: „Wir haben ja [ziemlich] gut, kommt ihr auch zu uns?“

Gevatterin: „Ich komme, ja, ich bringe euch ein Frühstück.“

Mutter: „Warum habt ihr euch noch Schaden gemacht?“

Gevatterin: „Na, ich bringe euch ja nicht viel.“

Die Gevatterin will sich gar nicht lange aufhalten, sie geht nach Hause, denn sie will in die Kirche gehen.

Aus der Kirche kommen die Leute, die taufen sollen, ein wenig eher heraus und gehen, um das Kind zur Taufe zu tragen. Die Hebamme geht auch mit, und sie wickelt das Kind in ein schönes, weißes [Steck]-Kissen und setzt ihm eine schöne Haube auf. Denn an der Taufe gibt die Hebamme die Kleider.

Jetzt wäre alles fertig, um zu gehen. Ja, aber die Hebamme gibt das Kind nicht heraus, denn sie will etwas haben. Das weiß die jüngste Patin gut, darum gibt sie der Hebamme

10 oder 20 Kreuzer, dann bekommt sie das Kind, denn sie muß es bis zur Kirche tragen. Es werden noch zwei seidene Tücher über das Kind gehängt, die die Patinnen gebracht haben. Dann sagen die Patinnen zu der Mutter: „Als einen Heiden tragen wir es, und als einen Christen bringen wir es." Jetzt gehen sie in die Kirche zur Taufe. In der Kirche wird das Kind vom Herrn Prediger getauft. Aus der Kirche bis nach Hause trägt die älteste Patin das Kind. Zu Hause geben die Patinnen das Kind der Mutter und übergeben ihr auch gleich die Taufscheine. Dann gehen sie alle nach Hause, ziehen sich anders an und kommen zum Taufschmaus.

Beim Taufschmaus wird Reissuppe und Braten gegessen. Die Gäste lassen es sich gut schmecken, erzählen sich lustige und traurige Geschichten, bis es Nacht wird. Dann sagen sie gern: „Aller Anfang hat auch ein Ende". „Bleibt gesund" sagen sie zuletzt und gehen nach Hause. So geht es auf einer landlerischen Taufe zu.

Bemerkungen zu 2.4.
Daß der im Text als „landlerisch" bezeichneten Taufe (gemeint ist damit nicht nur die religiöse Handlung, sondern auch der anschließende Taufschmaus) eine im wesentlichen verschiedene „sächsische" Taufe gegenüberstand, ist kaum anzunehmen, es mag hier wohl eher eine Großpolder Taufe im allgemeinen beschrieben worden sein. Von allen Festlichkeiten des Dorflebens hat die Taufe im Laufe der Jahrzehnte die wenigsten Veränderungen und Neuerungen erfahren: Sie war und blieb das stille Fest.
Aus Erzählungen älterer Leute ist bekannt, daß bis zur Mitte unseres Jahrhunderts ein Kind nur wenige Paten hatte, drei bis vier waren die Regel. Der Grund dafür war sicher die größere Kinderzahl in der Familie, auch stellte das Patenamt eine hohe moralische Verpflichtung und eine finanzielle Belastung dar. Die Paten waren mitverantwortlich für die Erziehung des Kindes, im Falle des frühen Todes der Eltern mußten sie nicht selten deren Stelle einnehmen. Interessant ist, daß ein Kind für jene Geschwister seiner Eltern, die bei ihm nicht Pate gestanden hatten, die Bezeichnungen *Muam* und *Vetter* mit den Bedeutungen „Muhme" bzw. „Ohm" gebrauchte. Als Verwandtschaftsbezeichnungen sind *Vetter* und *Muam* heute nicht mehr üblich – weil nicht mehr notwendig, da alle Geschwister der Eltern als Paten gebeten werden. *Muam* und *Vetter* werden heute ganz allgemein für „Frau" und „Mann" gebraucht sowie in Anredeformen mit vorangestelltem Vor- bzw. Familien- und Vornamen (*Kathimuam, Samvetter, Bacher-Lisimuam*).

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden oft sieben oder acht, in Einzelfällen sogar zwölf Familien als „Gevatter" gebeten, doch verlor das Patenamt allmählich an Würde und Gewichtigkeit, die Pflichten, denen man nachkommen mußte, waren eher „äußerlicher" Art und an einzelne Ereignisse im Leben des Patenkindes geknüpft (Konfirmation, Hochzeit).

2.5. *Won i Putter moch*

Mir melchen oli Tog zwuamol unseri Kieh. Won hiz emol vel Reinen af der setz seind, und die Melich sauer is, nim i mir n gruaßen Ramtopf, und n Leffel, und ram die Melich ob. Wonn i olles hon obgramt, gia i in Keller und pring mirs Putterfassel. Dro schitt i seng veln Ram ins Putterfassel. Hitz sitz i mi afs Pankel, und rier. Na, der giat ober long nit zom, i rier jo owal furt. Nur awemol konn i niamer, er is hitz zaumgriert. Hitz gwing i seng gruaßen Klotz. i tue mir in die Schissel frisches Wosser und wosch n fleißig ob. Hitz gwing in und moch n schian hal und tuen versoring.

Maria Kirr, Nr. 319

Wenn ich Butter mache (Wörtliche Übersetzung zu 2.5)

Wir melken jeden Tag zweimal unsere Kühe. Wenn jetzt einmal viele Milchtöpfe aufgesetzt sind und die Milch sauer ist, nehme ich mir den großen Rahmtopf und einen Löffel und rahme die Milch ab. Wenn ich alles abgerahmt habe, gehe ich in den Keller und hole mir das Butterfäßchen. Dann schütte ich den vielen Rahm in das Butterfäßchen. Jetzt setze ich mich auf das Stühlchen und rühre. Na, der geht aber lange nicht zusammen, ich rühre ja immer fort [fortwährend]. Und plötzlich kann ich nicht mehr, er ist nun zusammengerührt. Nun nehme ich den großen Klotz heraus. Ich tue mir in die Schüssel frisches Wasser und wasche ihn fleißig ab. Jetzt nehme ich ihn heraus und mache ihn schön glatt und versorge ihn [stelle ihn weg].

2.6. *E Suntog Maoring in Summer*

In der Frie, waon der Roßhirt schreit schtian mer auf. Dro is unsri erschti Aorbet es Melchen. Noch n melchn tian mer die Mlich sajen. Derwal treibt ach der Oksenhirt und die Oksenpaß verpei. Dro kumt der Kuhhirt und af der letzt die Kiepaß. Waon die Vijer oli verpei seind, gian mer af die Goss'n und kehrn. Kam sein mer fertig auf der Goss', dro kumt der Herr Schweinhirt, und die Schwein mochent uns dro noch e pißel kehrn. Ober mer tians jo gern. Dro putzen mer ach in Hof, und in der Stum, in Schopn, und in Keller oles zaom. Dro Frueschtuken mer. Noch n Fruestuck gia i in Gaorten, und moch dro fir mi, und fir unsri Hausleit, für e jed's en schian Puschn, ober fir mi doch n schianstn. Nur maongelt s oft an Pliameln. Dro putzen mer uns die Suntog Schue. Und waon die Hausleit sich die werchtog Schue ausgezogn haomt dro putzen mer sie schian ob, und schmiern sie, denn segi is jo es Pauern Recht. Dro haom mer pis zun der Kirch' kuani mer Aorbet. Um holber Neuni, faongen mer an, uns zun aonlegn. Es erschti leg i mer die Schtrimpf an, und tue mer die Schtrumpfpantel draon, und dro leg i mer die Schue aon, dro leg i mer e feins Hemet aon. Dro n Unterkittel, dro wosch i mi, und dro wer i

gekampelt, dro flecht i mer's Maschl ein, dro knipf i mer's Pantel ein. Dro pintet mer wär die praoni Maschn am Zopf.

Waon e Feiertog is leg i mer n schwaorzen Kittel aon und s Summerrekel. Waon ober e gwenlicher Suntog is, dro leg i mer n kartonernen Kittel aon, und noch e feins Hemed, und e rechts Leibl oder e Prustleibl wles dos mer dro in kschwintn pesser kfolt, vaorn Leibl pind i mer ach e Holstiechel um, ober heier owel e schwaorzes, und dro af der letzt ach en schwaorzen Schurtz, dro pin i fertig aongleckt. Dro gia i in die Kirch, dro pis mer duether kemen, is der Maoring vergaongen.

Elise Piringer, Nr. 330

Ein Sonntagmorgen im Sommer (Wörtliche Übersetzung zu 2.6.)

Am Morgen, wenn der Roßhirt schreit, stehen wir auf. Dann ist unsere erste Arbeit das Melken. Nach dem Melken tun wir die Milch seien. Derweil treibt auch der Ochsenhirt die Ochsenherde vorbei. Dann kommt der Kuhhirt und die Kuhherde. Wenn das Vieh alles vorbei ist, gehen wir auf die Gasse und kehren. Kaum sind wir fertig auf der Gasse, dann kommt der Herr Schweinehirt, und die Schweine machen uns dann noch ein bißchen kehren. Aber wir tun es ja gern. Dann putzen wir auch im Hof und in der Stube, im Schuppen und im Keller alles zusammen. Dann frühstücken wir. Nach dem Frühstück gehe ich in den Garten und mache dann für mich und für unsere Hausleute, für jeden einen schönen Strauß, aber für mich doch den schönsten. Nur mangelt es oft an Blümchen. Dann putzen wir uns die Sonntagsschuhe. Und wenn die Hausleute sich die Werktagsschuhe ausgezogen haben, dann putzen wir sie schön ab und schmieren sie [ein], denn das ist ja des Bauern Recht. Dann haben wir bis zur Kirche keine mehr Arbeit. Um halb neun fangen wir an, uns anzuziehen. Das erste leg ich mir die Strümpfe an und tue mir die Strumpfbänder daran, und dann leg ich mir die Schuhe an, dann leg ich mir ein feines Hemd an. Dann den Unterkittel [Unterrock], dann wasche ich mich, und dann werde ich gekämmt, dann flechte ich mir die Masche ein, dann knüpfe ich mir das [Zopf-]Band ein. Dann bindet mir jemand die braune Masche an den Zopf.

Wenn ein Feiertag ist, lege ich mir den schwarzen Rock an und das Sommerröckel. Wenn aber ein gewöhnlicher Sonntag ist, dann leg ich mir den kattunenen Kittel an und noch ein feines Hemd und ein rechtes Leibl oder ein Brustleibel, welches mir dann im geschwinden [in der Eile] besser gefällt, vor das Leibl binde ich mir auch ein Halstuch um, aber heuer immer ein schwarzes und dann zuletzt auch eine schwarze Schürze, dann bin ich fertig angezogen. Dann gehe ich in die Kirche, dann bis wir von dort kommen, ist der Morgen vergangen.

2.7. *In Fruejauhr*

Jieder Mensch gfreit sich waun der Winter vergaungen is und dro s Fruejauhr kumt. Em gfreit sich dos em wider hinaus afs Feld gian kaun und aurbetn. Em hot recht gruaßi Lust und Freid zun aurbetn, draußen in Freien in der frischn Luft, und achs Essn schmiekt uanem draußn vll pesser wie derhuam.

Waun di waurmen Teg kement, dro grobtem in Gaurtn um und paut sich ollerhaund aun. Em is ach frua waun em wider in Weingaurtn giat. Di Weinstieck zun schneidn, und di untergliegtn Stiek herausgwinnt. Waun em in der Frie hinaus ins Freii giat, dro sigt em rings um sich in der Natur, wie olles wider zun nein Lebn erwocht is, e jeder Strauch und Daurn gwint sei jungs Laub, und vll Fruejauhrpuschn pliend Schlisselpliamel, Märznveigel und noch mähreri. Überhaupt waun em übers Kipchen giat, dro erquikt em sich an den jungn Eichnlaub, und aun Schliangdaurn wos in Zaun pliet. Waun em weiter schaut, dro sigt em s gruaßi und griani Fruchtfeld, und wie di Leit pun Flueg aurbeten, ach di Lerchn in (der) Luft singent, und gfreint sich wals Fruejauhr kumt. Durch den gueten Gruch wos uanem s Eichnlaub und der Schliangdaurn gibt, und wie di Sunn durch de dichtn Uachnpam scheint, und 's Singen der Viegl härt, und rings um sich wider olles grian und lebendig waurn is, esue fülts ach der Mensch, der e Gfühl hot, und ach in iam erwocht neis Lebn, und er kriegt frischen Muet und en freiding Aurbetsgeist. Ach waun em in Weingaurtn untern plihentn Ferschnpam pun Mittogmol sitzt, und di Pein am Ferschnpam surment, dro fihlt em sich esu glücklich, und denkt, pesser wiesu willetems ach nie haum. Glicklicher ober hättn mer uns gfühlt, waun unsri di in Fld hiez stiant ach mit uns gaurbet hättn, und in unsern Laund Fridn herschnt. Ober em mueß hiez esu denkn, Gott is der Lenker oller Schlochtn, er wert ach den Krieg wider en Ausweg finden. Mir ober wlln uns olli mitenaunder e jedi Aurbet helfn, und ach direl Aurbet gärn tian, di unsri in Feld pis hiez getaun haumbt. Ober unser uanziger Wunsch is nur därel, dos unsri de in Feld stiant, wider ksund huamkement.

Den 18. März 1915 Theresia Klusch

Im Frühjahr (Wörtliche Übersetzung zu 2.7.)

Jeder Mensch freut sich, wenn der Winter vergangen ist und dann das Frühjahr kommt. Man freut sich, daß man wieder hinaus aufs Feld gehen kann und arbeiten. Man hat recht große Lust und Freude zu arbeiten draußen in der frischen Luft, und auch das Essen schmeckt einem draußen viel besser als daheim.

Wenn die warmen Tage kommen, dann gräbt man im Garten um und baut sich allerlei an. Man ist auch froh, wenn man wieder in den Weingarten geht, die Weinstöcke zu schneiden und die untergelegten [mit Erde bedeckten] herausgewinnt. Wenn man in der Früh hinaus ins Freie geht, dann sieht man rings um sich in der Natur, wie alles wieder zu neuem Leben erwacht ist, ein jeder Strauch und Dorn gewinnt sein junges Laub und viele

Frühjahrsblumen blühen, Schlüsselblumen, Märzveilchen und noch mehrere. Überhaupt, wenn man über das Kübchen [Bergname] geht, dann erquickt man sich an diesem jungen Eichenlaub und am Schlehendorn, der im Zaun blüht. Wenn man weiter schaut, dann sieht man das große und grüne Weizenfeld und wie die Leute beim Pflug arbeiten, auch die Lerchen in der Luft singen und freuen sich, weil das Frühjahr kommt. Durch diesen guten Geruch, den einem das Eichenlaub und der Schlehendorn gibt, und wie die Sonne durch diese dichten Eichenbäume scheint, und das Singen der Vögel hört und rings um sich wieder alles grün und lebendig geworden ist, so fühlt es auch der Mensch, der ein Gefühl hat, und auch in ihm erwacht neues Leben, und er bekommt frischen Mut und einen freudigen Arbeitsgeist. Auch wenn man im Weingarten unter dem blühenden Pfirsichbaum beim Mittagmahl sitzt und die Bienen auf dem Pfirsichbaum summen, dann fühlt man sich so glücklich und denkt, besser als so will man es auch nie haben. Glücklicher aber hätten wir uns gefühlt, wenn unsere [Leute], die im Feld jetzt stehen, auch mit uns gearbeitet hätten und in unserem Land Frieden herrschte. Aber man muß jetzt so denken, Gott ist der Lenker aller Schlachten, er wird auch diesem Krieg wieder einen Ausweg finden. Wir aber wollen uns alle miteinander jede Arbeit helfen und auch jene Arbeit gerne tun, die unsere im Feld bis jetzt getan haben. Aber unser einziger Wunsch ist nur jener, daß unsere, die im Feld stehen, wieder gesund heimkommen.

2.8. *Wies pun Schweinschlochten zugiat*

Der Pauer sogt: „Na Gott sei Daunk, dos der Wienter kemmen is. Dos mer ach emol Wurscht mochen. Es Schwein wll jo ach schuan niamer freßen. (Ober 's kaun sein der Kukruz hot obgnaumen, dos es niamer hot kott wos zun freßen.) Olso heint wärt nicks mähr kfuetert, den moaring kriecks es Meßer. Und dos men die Zeit moaring nit min Meßer wezen und Hockn schleifen vertrandlt, muß men oles heint richten. Dos dro jo oles wie aun Schnierl giat. Af die Nocht legt sich oles iantrn nieder, denn moaring huaßts frihr liften, unds Wosser in Kessell pis Tog kouchnt mochen. Dos es uanem nit laungwalig werd, pun Schlochtn, ruft men sich n gutn Freind, Pruedr oder mär wen, där s Schlochtn verstiat, zun hlfn. Waun der Hlfer erscheint wärd gepaats Prout gesn und huaßr Wein getrunkn, dos men nit kfriert. Denn pun Schweinschlochtn is es in der Regel zwickich kolt. Und wauns Wosser in Kessell koucht, dro giats aun die Aurbet.

Es Schwein wärd kfaungn iberdrat und obkschtouchen. Waun's freckt is, tut mens in die Moulter, wou s mit schier kouchetn Wosser e sou laung gpodet wärd, pis sich hart. Dro wärts gpleckt und auskschuecht. Noch seng wärd's ksänkt, wider gwoschen und min Meßer gekrozt pis es schian is. Waun's schian is, tuet men s af frisches Strou und schneits auf. Hiets kumt ach die Paierin und oli aundern um zun schaun oub der Speck dick is. Ober nur umsunst loßt uanem der Schlachter n Speck a nit schaun. Es kostet e Kandrl vol Gliewein. Segi wuas die Paierin und e sou pringt sien glei in uanem mit. Waun der Speck gliast is, werd der Huarock mit zaumt en Kopf herauskockt. Der Koupf wärt gwo-

schen und ins Schoff getaun. Dro kumt s Härz und die Lung. S Härz wärd aufkschnitten und gwoschen. Die Lung wärd aufgeplosen und waun sie für ksund erklärt is, trogt men sie in Toupf, zun kouchen fir die Kouchwurscht. In derl kumt ach nouch die Zung, die Niern, Milz und e Stuck Kehlprotn. Hiets kriengt dro ach die Weiber Aurbet. Die Paierin mueß um's waurmi Tregel gian denn die Darem und Leber seint an der Reih. Die Leber wärd geproten fier Mitog. Die Darm wärnd entfetet und gwoschen. Pun därl Aurbet wünscht sich ober a e jets schir ins Fefferlaunt, denn segi is gaur wos zwieders. Derwal tiant die Mauner s Schmär freiliasen und en Hos, die Rippen, Kehlproten und Schunken freischnein. Es wärd oles zaum ins Schoff getaun und hinein getrong. Der Speck wärd gwoung, natürlich je mär er ziegt, desto lieber is es. Dro wärd er in Keller gtrong und einksolzen. Unterdes protet die Leber fertig und olles giat zun Mitogmohl.

Nochmitog wärts Fleisch vrisirt. Oles wos nit hin kumt, wärd obkschnitten und as n seng mocht men die Wurscht. Dro wärd ach s Fleisch einksolzen. Es ärschti kämment die Fießel, dro die Schunken, Schultern, Kreizpuandln, Kehlproten, Huarok, dro der Hos und oumdrauf der Koupf. Pis uaner dos olles einsolzt, mohlt der oundri s Wurschtfleisch. Ins gmolni Fleisch kumt Solz, Feffer und e wianig Knouwlichgruch. Segi wärt olles zaumgknetn pis es guet vermengt is und dro giats auns Wurschtmochen. Die ärschti wärd in die Raihn gtaun und gprotn. Drwal sie protet wärt olles aundri fertig und dro iest men die Wurscht.

Großpold am 11. März 1915, Johanna Eder

Wie's beim Schweineschlachten zugeht (Wörtliche Übersetzung zu 2.8.)

Der Bauer sagt: „Na, Gott sei Dank, daß der Winter gekommen ist. Daß wir auch einmal Wurst machen. Das Schwein will ja auch schon nicht mehr fressen.“ (Aber es kann sein, der Mais hat abgenommen, daß es nicht mehr hat, was zu fressen.) Also heute wird nichts mehr gefüttert, denn morgen kriegt es das Messer. Und daß man die Zeit morgen nicht mit Messer-Wetzen und Axt-Schleifen vertrandelt [vergeudet], muß man alles heute richten. Daß dann ja alles wie am Schnürchen läuft. Am Abend legt sich alles früher nieder [geht schlafen], denn morgen heißt es früher lüften und das Wasser im Kessel bis Tag [sehr früh, vor Tagesanbruch] kochend machen. Daß es einem nicht langweilig wird beim Schlachten, ruft man sich einen guten Freund, Bruder oder mehr wen [wen immer], der das Schlachten versteht, zu helfen. Wenn der Helfer erscheint, wird gebätes [geröstetes] Brot gegessen und heißer Wein getrunken, daß man nicht friert. Denn beim Schweineschlachten ist es in der Regel zwickig kalt. Und wenn das Wasser im Kessel kocht, dann geht es an die Arbeit.

Das Schwein wird gefangen, hingelegt und abgestochen. Wenn es verreckt ist, tut man es in den Trog, wo es mit schier kochendem Wasser so lange gebadet wird, bis es sich haart. Dann wird es gerupft und ausgeschuht. Nach dem wird es gesengt, wieder gewa-

schen und mit dem Messer gekratzt, bis es schön ist. Wenn es schön ist, tut man es auf frisches Stroh und schneidet es auf. Jetzt kommt auch die Bäuerin und alle anderen, um zu schauen, ob der Speck dick ist. Aber nur umsonst läßt einem der Schlächter den Speck nicht schauen. Es kostet ein Kanderl voll Glühwein. Das weiß die Bäuerin, und so bringt sie ihn gleich in einem mit. Wenn der Speck gelöst ist, wird das Rückstück mitsamt dem Kopf herausgehackt. Der Kopf wird gewaschen und ins Schaff [Holzzuber] getan. Dann kommt das Herz und die Lunge. Das Herz wird aufgeschnitten und gewaschen. Die Lunge wird aufgeblasen, und wenn sie für gesund erklärt ist, trägt man sie in den Topf, zum Kochen für die Kochwurst. Währenddessen kommt auch noch die Zunge, die Nieren, Milz und ein Stück Kehlbraten. Jetzt bekommen dann auch die Weiber Arbeit. Die Bäuerin muß um das warme Tröglein gehen, denn die Därme und die Leber sind an der Reihe. Die Leber wird gebraten für Mittag. Die Därme werden entfettet und gewaschen. Bei der Arbeit wünscht sich aber ein jedes [Weib] schier ins Pfefferland, denn das ist gar etwas Zuwideres. Derweil tun die Männer das Schmer freilösen und den Has, die Rippen, Kehlbraten und Schinken freischneiden. Es wird alles zusammen in das Schaff [Holzzuber] getan und hinein getragen. Der Speck wird gewogen, natürlich je mehr er zieht, desto lieber ist es [einem]. Dann wird er in den Keller getragen und eingesalzen. Unterdes brät die Leber fertig, und alles geht zum Mittagmahl.

Nachmittags wird das Fleisch frisiert. Alles, was nicht hinkommt [dazugehört], wird abgeschnitten, und aus dem macht man die Wurst. Dann wird auch das Fleisch eingesalzen. Zuerst kommen die Füßchen, dann die Schinken, Schultern, Kreuzbeinchen, Kehlbraten, Rückstück und dann der Has und obendrauf der Kopf. Bis einer dies alles einsalzt, mahlt der andere das Wurstfleisch. Ins gemahlene Fleisch kommt Salz, Pfeffer und ein wenig Knoblauchgeruch. Das wird alles zusammengeknetet, bis es gut vermischt ist, und dann geht es ans Wurstmachen. Die erste wird in die Rein [Pfanne] getan und gebraten. Derweil sie brät, wird alles andere fertig und dann ißt man die Wurst.

2.9. *Sylwester*

Waun em am letzten Omt vaur Sylwester olli zaum is giats glei ans Getedich denn em mueß ausmochen ob em Sylwester sull feiern uder nit. Waun em sich dro guanigt hot, dro sull uanem niamt zuhärn denn jetz wull recht haum und pesser wissen. Dro härt em nur uans song: Tu na seits emol ruich tes schreit jo wie die Gens sunst dro waun wärn mer emol fertich mit n Ausmochen waun tes olli e so durch enaunder schreit. Dro is olles glei e pissel ruhiger. Dro nimmt uans es Wurt wos sich e pissel gscheider holtet und sogt, tu na waun mir hiets schuan feiern dro mießen mir uns ach e pissel wos mochen. „Na segi stimmt jo" sogt e aunders, denn di Jausen kährt sich jo schuan. Tes na sulln mer uns nit ach e paur Knecht rufen segi is jo schuan es Recht, e so hiets wärn mir uns sie nit rufen. Heier is es ober nit gfarlich mit en Knechten denn se seint schir olli in Krieg, ober um segi feiernt se doch ach, ober nit wie mir mit Jausen, ober doch feiernt se mit Gschitzer af die Russen, dro tut em sich ach eintualn wos jets pringen sull. Är mießent Uarel

pringen aundri Mell, und ach jetz e paur Kreizer. Pun huam gian peret em sich ach noch um wievull em gian sull. En aundern Tog waun se dro kement sigs lustig aus denn uans pringt e Schisserl uans e Reindel wieder e aunders e Taler e so kement se olli holt lafeter, waun se dro aunkemen seint giats glai an die Aurbet ober es is nit e schwari Aurbet denn es tut jetz wos, uans riert in der Rein e aunders schlokt Uarel auf, uans riert sie zaum e aunders Mell herein, e so haumt se olli netich, ober af uans tärf em nit vergesen es muß wär owal nep der Proträr sein und soring dos es nit aunprent. Waun dro olles fertich is und die Bakerei nit aungeprennt dro kaun em song Gott sei daunk es is guet gekroten. Dro versorgt em olles pis af die Nocht. Af die Nocht waun em zaum is kemen dro giats ärscht ans richtigi feiern noch seint die Knecht nit kemen, und em faungt aun wos zun Spulln ober in mitten Spulln klopft em aun. „Herein“ schreit uans. Und hiets kemend die Knecht. Gutnomt. „Gutnomt. Na spult tes. „Jo kemt tes a. „Mer kemen jo af enker verlaungen. Na schian. Em tedicht dro noch e pissel, und dro is es ärscht ans spuln gaungen denn wuaß der Schinter waun ach Knecht seint is es uanem holt owal lustiger. Ober wauns keg neini giat und em e pissel hungerich wärt dro giant är und pringent die Jausen är deckent n Tisch. Derel wos die Jausen pringend songt na kemts dos mer ach e mol essen denn em wärt hungerig nur nit lost zeng laung pitten. Waun em dro olli duet sitzt dro mues em ach lochen em wuaß ach nit warum ober es kumt uanem holt. Denn der Elsti mueß aunfaungen zun Eßen. Waun em dro hot Geßen ramt em gschwint ob und versorgt olles. Dro spullt em weiter ollerhaunt Spuller wos em nur kaun pis um Zwulwi dos em sot is vun spuln und schlofrich is, dro giat em und härt wies leitet und giat dro huam schlofen.

David Kath vun der Hingter Reih, Nr.441

Sylvester (Wörtliche Übersetzung zu 2.9.)

Wenn man am letzten Abend vor Sylvester zusammen ist, geht es gleich ans Geschwatze, denn man muß ausmachen [sich besprechen], ob man Sylvester soll feiern oder nicht. Wenn man sich dann geeinigt hat, dann soll einem niemand zuhören, denn jedes [Mädchen] will recht haben und besser wissen. Dann hört man nur eins sagen: „Du, na seid einmal ruhig, ihr schreit ja wie die Gänse, denn sonst wann werden wir einmal fertig mit dem Ausmachen, wenn ihr alle so durcheinander schreit.“ Dann ist alles gleich ein bißchen ruhiger. Dann nimmt eins das Wort, das sich ein bißchen gescheiter hält und sagt: „Du, na wenn wir jetzt schon feiern, dann müssen wir uns auch ein bißchen was machen.“ „Na, das stimmt ja“, sagt ein anderes, „denn die Jause gehört sich schon. Ihr, sollen wir uns nicht auch ein paar Burschen rufen, das ist ja so das Recht. Jetzt werden [gerade] wir sie uns nicht rufen.“ Heuer ist es aber nicht gefährlich mit den Burschen, denn sie sind fast alle im Krieg, aber deshalb feiern sie doch auch, aber nicht wie wir mit Jause, aber doch feiern sie mit Geschützen gegen die Russen. Dann tut man sich auch einteilen, was jedes bringen soll. Einige müssen Eier bringen, andere Mehl und auch jede ein paar Kreuzer.

Beim Nach-Hause-Gehen berät man sich auch noch, um wieviel Uhr man gehen soll. Am nächsten Tag, wenn sie dann kommen, sieht es lustig aus, denn eins bringt ein Schüsselchen, eins ein Reindel, wieder ein anderes einen Teller, so kommen sie alle als laufender. Wenn sie dann angekommen sind, geht es gleich an die Arbeit, aber es ist nicht eine schwere Arbeit, denn es tut jedes etwas, eines rührt in der Rein [hier: Schüssel], ein anderes schlägt Eier auf, eines rührt sie zusammen, ein anderes Mehl hinein, so haben sie alle nötig [sind beschäftigt]. Aber auf eines darf man nicht vergessen, es muß jemand immer neben dem Bratrohr sein und sorgen, daß es nicht anbrennt. Wenn dann alles fertig ist und die Mehlspeise nicht angebrannt, dann kann man sagen: „Gott sei Dank, es ist gut geraten". Dann versorgt [stellt es weg] man alles bis zum Abend. Auf die Nacht [am Abend], wenn man zusammen ist gekommen, dann geht es erst ans richtige Feiern. Noch sind die Burschen nicht gekommen, und man fängt an, etwas zu spielen. Aber mitten im Spiel klopft man an. „Herein" schreit eins. Und jetzt kommen die Burschen. „Guten Abend." „Guten Abend. Na, spielt ihr?" „Ja, kommt ihr auch?" „Wir kommen ja auf euer Verlangen." „Na schön." Man redet dann noch ein bißchen, und dann ist es erst ans Spielen gegangen, denn weiß der Schinder, wenn auch Burschen sind, ist es einem halt immer lustiger. Aber wenn es gegen neun geht und man ein bißchen hungrig wird, dann gehen einige und bringen die Jause, einige decken den Tisch. Jene, die die Jause bringen, sagen: „Na kommt, daß wir auch einmal essen, denn man wird hungrig, nur nicht laßt euch lange bitten." Wenn man dann alle dort sitzt, dann muß man auch lachen, man weiß auch nicht, warum, aber es kommt einem halt. Denn der Älteste muß anfangen zu essen. Wenn man dann gegessen hat, räumt man geschwind ab und versorgt alles. Dann spielt man weiter allerlei Spiele, was man nur kann, bis um zwölf, daß man satt ist vom Spielen und schläfrig, dann geht man und hört, wie es läutet und geht dann nach Hause schlafen.

Bemerkungen zu 2.9.
Bereits in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde der Jahreswechsel mit mehr Aufwand und Trubel, als im Text beschrieben, gefeiert. Die Jugendlichen begnügten sich nun nicht mehr mit Gesellschaftsspielen und einer nur aus Kuchen bestehenden Jause, es wurde auch getanzt, als ‚passendes' Festessen galt – und gilt bis heute noch – in *Gech* (d.i. die Lake von eingesäuertem Kraut) gekochte geräucherte Wurst, dazu geriebener Meerrettich.

In jenen Jahren wurde es zur Gepflogenheit, sich um 12 Uhr, wenn die Glocken das neue Jahr einläuteten, auf dem Marktplatz des Dorfes einzufinden. Man sprach gute Wünsche aus, schüttelte Hände und stieß auf ein gutes Jahr an. (Den Wein dazu brachten die Burschen und jungen Männer in Flaschen oder kleinen Krügen mit, dazu je ein Weinglas, das reihum ging.) In einem großen Kreis wurde „Siebenbürgen, süße Heimat" gesungen, in späteren Jahren auch zu Akkordeon-Musik getanzt. Vom Marktplatz ging man keineswegs nach Hause, bis in den Morgen wurde weitergefeiert, was noch in den 70er und 80er Jahren von der alten Generation nicht selten mißbilligt wurde.

2.10. *Wie's Krieg warn is 1914*

En 26. und 27. Juni war in Bosnien Manewer und hin hot der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand ach solln er hot sei Weib Herzogin Sophia von Hohenberg ach mit gnommen en 28. Juni 1914 warnt sie in Sarajewo. Und duet is es Thronfolger Paar ermordet waurn vun en jungen Serb der sie erschoßn hott. Und dro hott unser Kaiser vun serbischn König verlangt er sollt sie pstrofen und er hots nit getan er hott sogaur nit emol nik's weln wissen drvon. Dro hott unser Kaiser en serbischn König Krieg erklärt.

Segi war en 28. Juli die Serbn hentns am End ach nit getan ober sie seint holt stark onkezt warn vunn Russn. Und en 5. August hot unser Kaiser ach an Rußland en Krieg erklärt. Und en 1. August woer Olgmuani Mublisirung. In der Frie hott der Kaunzleidianer gedrumelt und hott die Mublisirung verkindigt. Der Himmel woar gaunz trieb es hott ach e pissel grengt und waer ganz e trauriger Tog dann. Wie men hott gedrumelt seint die Leit natürlich olli af die Gossn kemen, den se homt sich gwiß olli erschreckt den velli homt jo ach noch nit vll gwißt es waer e gruases Durchenander. Er hott gedrumlt dos derl wos bann Honwed mießnt in 24 Stundn und derl wos bann Laundsturm in 42 Stundn miesnt einruckn. Und dos um 8 Kirchn mit Omdmol goltn wert. af e mol hott men kseng dos die Leit olli af der Gossn kehrnt den wann die Leit in die Kirchn giant muß doch olles ruan sein. Ach die Jugend is in die Kirchn gaungen. Duet hot der Herr Foerer e ergreifndi Predich koltn Aus tiefer Not schrei ich zu dir laß uns nicht zu schanden werden. Und dro hott er aungfangen zun Preding. Die Leit homt olli geplärt jung und Olt. Dro hom mer segi Liet gsungen Gott erhallte mit Musik ober segi Liet hout gaunz aunders geklungen wie sunst den die gaunzi Kirchn waur mit Zagern in Augen. Dro waer die Kirchn aus dro hots kuasn Mit Gott für König und Vaterland.

Um 3 Uhr homt sie schuan fuert miesn bis dan hott sich e jeder olles zam pokn mißn dro sein mer af die Station gangen gruaß und kluan wos nur gian hott kinen. Af der Station woer e gruaser Jaumer. Es waur e schwars schuadn dro is der Zug kemen. Dro hots kuasn einsteing dro seint sie einksting der Zug hott in Pewegung kszt. Dro homt sie kschriern plaps ksund flaicht seng mer uns pold wieder. Der Zug verschwindet wour unsern Augen. Und die pekimertn Herzen plamt zruck.

Pänat Lis, Nr. 6

Wie es Krieg geworden ist 1914 (Wörtliche Übersetzung zu 2.10.)

Am 26. und 27. Juni war in Bosnien Manöver, und hin hat der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand auch sollen; er hat sein Weib, Herzogin Sophia von Hohenberg, auch mitgenommen. Am 28. Juni 1914 waren sie in Sarajewo. Und dort ist das Thronfolgerpaar ermordet worden von einem jungen Serben, der sie erschossen hat. Und dann hat unser Kaiser vom serbischen König verlangt, er sollte sie bestrafen und er hat es nicht getan, er

hat sogar nicht einmal nichts wollen wissen davon. Dann hat unser Kaiser dem serbischen König Krieg erklärt.

Das war am 28. Juni. Die Serben hätten es am Ende auch nicht getan, aber sie sind halt stark angehetzt worden von den Russen. Und am 5. August hat unser Kaiser auch an Rußland den Krieg erklärt. Und am 1. August war allgemeine Mobilisierung. In der Frühe hat der Kanzleidiener getrommelt und hat die Mobilisierung verkündigt. Der Himmel war ganz trüb, es hat auch ein bißchen geregnet und war ganz ein trauriger Tag dann. Wie man hat getrommelt, sind die Leute natürlich alle auf die Gasse gekommen, denn die haben sich gewiß alle erschreckt, denn viele haben ja auch noch nicht viel gewußt, es war ein großes Durcheinander. Er hat getrommelt, daß jene, die beim Honved sind, müssen in 24 Stunden und jene, die beim Landsturm sind, in 42 Stunden müssen einrücken. Und daß um 8 Kirche mit Abendmahl gehalten wird. Auf einmal hat man gesehen, daß die Leute alle auf der Gasse kehren, denn wenn die Leute in die Kirche gehen, muß doch alles rein sein. Auch die Jugend ist in die Kirche gegangen. Dort hat der Herr Pfarrer eine ergreifende Predigt gehalten: Aus tiefer Not schrei ich zu dir, laß uns nicht zuschanden werden. Und dann hat er angefangen zu predigen. Die Leute haben alle geweint, jung und alt. Dann haben wir jenes Lied gesungen „Gott erhalte", mit Musik, aber das Lied hat ganz anders geklungen als sonst, denn die ganze Kirche war mit Tränen in den Augen. Dann war die Kirche aus, dann hat es geheißen: „Mit Gott für König und Vaterland".

Um drei Uhr haben sie schon fort gemußt, bis dann hat sich jeder alles zusammenpacken müssen. Dann sind wir auf den Bahnhof gegangen, groß und klein, was nur gehen hat können. Auf dem Bahnhof war ein großer Jammer. Es war ein schweres Scheiden. Dann ist der Zug gekommen. Dann hat es geheißen „Einsteigen", dann sind sie eingestiegen, der Zug hat sich in Bewegung gesetzt. Der Zug verschwindet vor unseren Augen. Und die bekümmerten Herzen bleiben zurück.

Bemerkungen zu 2.10.

Die in diesem Text – zumindest in den ersten beiden Absätzen – verwendete Sprache ist nicht die gewohnte, allgemein gebräuchliche Mundart, sie wirkt irgendwie gezwungen, teilweise wie eine Übersetzung aus der Hochsprache. Hat die Schreiberin nur dieses gehobene, fast elitäre Landlerisch als dem Ereignis würdig gehalten? Oder imitiert sie die Sprache, in welcher diese Begebenheiten vom Lehrer in der Schule dargestellt wurden? Die historischen Fakten, die zum Kriegsausbruch geführt haben, werden nüchtern und kommentarlos gebracht, die Entscheidung „unseres Kaisers" wird glaubwürdig begründet, doch fehlt im Text jede Spur von „Hurrapatriotismus", es wird vielmehr das Leid geschildert, das die Einberufung der jungen Männer über die Familien gebracht hat.

Typisch ist das Verhalten der Leute, als angekündigt wird, daß am Abend ein Abendmahlgottesdienst abgehalten wird: Vor jedem Haus wird die Gasse gekehrt. Man hätte annehmen können, daß die Leute wohl Dringenderes zu tun gehabt hätten

und daß diese Ausnahmesituation ungekehrte Gassen gerechtfertigt hätte, aber man wich nicht von der althergebrachten Ordnung und den Gepflogenheiten ab. Diese Einstellung prägt noch heute das Verhalten der Menschen bei Todesfällen: Selbst beim Ableben junger Menschen, wenn es also ein sehr „wehes“ Begräbnis gibt, müssen die nächsten Familienangehörigen sich um all jene Dinge kümmern, die einen würdigen, allen Gepflogenheiten gerecht werdenden Ablauf der Trauerfeierlichkeiten gewährleisten. Wenn es heißt: „Jetzt muß man tun, was sich gehört, weinen kann man nachher“, so ist das sicher nicht Ausdruck von Herzlosigkeit und gefühlsmäßiger Härte, sondern eher ein Sich-Festklammern und Halt-Suchen an Äußerlichkeiten.

2.11. Am Poch

In Fruhjaor waon die Weidn softig wernt, lafent die Puemer schuan am Poch. Krakelnd af die Weidn Pamer und laongent sich Weidnnastel und mochent Faorzer. Doch de Faorzer seind nur fir die kluan Puemer guet genug. Die größern mochent sich Flierel, und de noch größer seind mochent sich Trumpeten. Waon senri kluan Instrumenter fertig seind, musiziern sie olli zaom, dos es e Freid is. Die Weidn Pamer kriengt ober ach die Plattel glei. Und dro kement ach die Maikewer drauf. Derl fliengt waon die Sun untergaongen is an meresten herum. Die Puemer faongent sie ober gern. Waons e mol Nochmittog is, dro mochent die Puemer sich as Weidnnastel gruaßi Puschen und steckent sie af e Kleperl. Dro waon die Sun untergaongen is, laffent se mit seng Puschen am Kleperl herum und e jeder wl af sein Puschen sollnt die muasten Maikewer sein. De größern Puemer laffent vl lieber mit gruaßen Puemern herum. Dro waon holt uaner en kluan Prueder hot, af den er soring mueß, dro denkt er, segi war die größti Plog de s af der Welt gibt. Waons dro e Pisel wermer is, ziengt se sich die Schue aus, und laffent pluasfueßig herum. Mer sen die Eltern ach verpietent, se sollnt nit ins Wosser gian, sunst wueretn sie kraonk. Se laffent doch hinein. Denn se wlnt jo wissen obs Waosser noch nit polt waorem genug is zun pon. Doch es Waosser is noch kolt. Waons Wosser dro e mol e Pisel waorem is, dro peholtet sie die Stell ach nit derhuam. Denn se mießent jo en Tumpf mochen, dos se kinent pon. Lustig is es zun aonschaun, wie se sich segi eintualn kinent. Es erschti giant sie olli zaom, und mochent sich n Plan, wo der Tumpf aufgepaut werdn sull. Waon se sich e guets Ärtl kfuntn haomt, dro giant ener paor und hoknt Wosn. Ondri pringent n zun Tumpf und der größti legt n schian hin wie e Mauer. Die klianern Puemer pringent Schtuan und schmeißent sie hinter die Wosn Mauer, dos es Wosser die Mauer nit umreißt. Waon der Tumpf holbet fertig is kinent sie niamer erwaorten, und pont sich dro emol, dro aorbetn sie weiter. Und mochent n Tumpf gaonz fertig. Dro pont sie zun zwuatn mol, und gegen Omt zun dritten mol.

Se seind ober ach muetwlig. In Wosser spritzent sie e sofolt herum und versuechnt, sich ach schwimmen zun lernen. Se kement ach holtemol heraus as n Wosser, waons sen kül werd, schpringent sie wieder in Tumpf. Waon se heraus kement, laffent se sich olli

zun senern Gwaond. Ober die Sochn liengt olli af n Haufn. Und dro verwekselnd se sich die Sochn oft. Es is ach holt e sue kluaner Pue, der sich noch nit guet aonlegn kaon, holtemol legt er sich die Sochn verdraht aon. Segi is dro es oller größti Gelachter. Ober stolz holtnt se sich af senern Tumpf. Waon e aondrer Pue kumt, der nit an Tumpf hot kholfen, und wl pon, dro mueß er zerscht fufzig Schtuaner am Tumpf trong. Waon e gruaßer Tumpf (is), mießent se mer trong, waon e kluaner is, wianiger. Die Marl terfent ober gaor nit pon in seng Tumpf. Se mießent in en klianern pon. Ach se vertreimt sich die Zeit, es meresti an Poch. Se mochent sich kluani Honefrezen und plekent wldn Haonef, mochent gaonz kluani Reißtn und legnt sie ein. Dro mochent se sich ach e Floß und kärnt Wosser in die Rezen. Kam haomt se olles in Ordnung, dro kement die Puemer und zwetternt sen e Ding. Gaonz petriebt faongent se dro afs frischi aon. Und mochent wieder oles krod. Dro waon er grezt is, woschent se n, dro is senri Haonef Aorbet fertig. Ober dos tiant nur die kluan Marl, die größern haomt e Aorbet. Se tiant Leimet pluachen. Uanigi haomt mer Leimet zun pluachn, aondri haomt wianiger. In der Frie mochent se die Leimet nos, und tualnt sie auf, dro pis sie zun erschtnmol trikert, haomt se derhuam e pisel Aorbet. Dro trongt se sich n Sechter und n Pegieskop am Poch, nement sich e Khakelsel und e Gnaßel und giant am Poch zun der Leimet. De de weit waonent fun Poch, sokent sich ach ein. Dos se af Mittog nit huam mießent gian. Sunst kement sen die Gäns und Antn af die Leimet und mochent Schweinerei af die Leimet. Dos is ober ach nit s größti. Waon e trukns Jaohr is kement die Roß zun Trottnprindel in die Tränk. Oder se saufent as n Poch. Waons e mol 11 hot kschlogn, nimmt sich e jeds e Schtekerl oder e Ruetn in die Haond. Denn die Roß kement glei, derl wissent ach nit dos es nit guet is waon se af der Leimet herum laffent. Umdos mießent die Marl af segi guet soring. Denn waon e Roß iber die Leimet rent, dro kent men segi denn die Leimet zerreißt an seng Ärtern vl ianter. Um zwua giant die Roß furt as der Tränk, daon mueß men ach guet soring. Pis daon seint die Marl gaor eifrig, ober dro giant sie ach in Gwurzgaortn um Egresch. Derwal haomt ober nur die Antn und Gäns die Leimet in der Sorg. Ober weh derl Sorg, se mochent topelt und dreifochi Aorbet. Dro waon die Marl as n Gwurzgaortn kement, härt men nur wie sie schreint: „Häsch, häsch." Dro fliechtet dos Federvieh pis unter die Prukn. Waon die Gäns und Antn fun der Leimet furt kfludert seind, nement die Marl sich die Leimet in Poch und rippelnd und rippelnd, dos men af die Nocht jo niks kennt, dro tualnt sie die Leimet wieder auf, dos sie trikert. Dro ziengt se sie zaom und trongt sie huam. Und olli Wochen werd sie emol oder zwuamol aosgeklopft und ach holt e mol ksechtelt. Ober s Wetter is ach nit owal schian, es rengt ach oft. Waons schtaork rengt, härt men en Schtoß schuan, waon er pun Trotenprindel is. Denn er pringt ach Schtuaner mit, derl polternt schtaork. Die Kinder de af der Goss'n schplnt, härnt n Schtoß es erschti, renent af die Prukn und schreint as volln Hols: „ Der Schtoß kumt." Dro giant vl Leit af die Prukn und schaunt, wos dos vli Wosser mitpringt. Duet sikt men dos ollerhaond kfloßen kumt. Holt e kluani Prukn reißt s um, und pringt s Holz herunter, ober dos gruaßi Wosser richtet ach vl schon aon. Es überschwemt an uanign Schtelln. Noch e paor

Tengn waons ergsti Wosser verpei is, pringent sich die Leit Saond und Schtuan zun Paun. Ach de Puemer seind gaonz petriebt, wal der Schtoß sen n Tumpf hot umgrießen. Und die Marl, wal er sen s Leimet Platzel furt hot kfirt. Denn se haomt sich jo Schtro hin kot getaon. Dro pleibt sen holt niks aonders übrig ols dos se sich e frisches Leimet Platzel mochent. Und die Puemer mießent sich ach en frischen Tumpf mochen, waon se noch pon wlnt.

Es Wosser wert ober hietz owel klter den der Herbest kumt und dro ach der Winter. In Winter is nit e so vl zun song wie in Sumer. Waon der Poch kfraorn is, kement die Puemer am Eis. Die größern schlipfernt mit Schlipfersschue und die klianern nur e so af der Soln. In Frujahr waon der waormi Wind kumt, zegiat der Eis und dro kumt wieder vl Wosser, dos Wosser pringt ober niks aonders ols Eisklötz.

Elise Piringer, Nr. 330

Am Bach (Wörtliche Übersetzung zu 2.11.)

Im Frühjahr, wenn die Weiden saftig werden, laufen die Buben schon an den Bach. Kriechen auf die Weidenbäume, langen [holen] sich Weidenästchen und machen sich Pfeifchen. Doch diese Pfeifchen sind nur für die kleinen Buben gut genug. Die größeren machen sich Fiedeln, und die noch größer sind, machen sich Trompeten. Wenn ihre kleinen Instrumente fertig sind, musizieren sie alle zusammen, daß es eine Freude ist. Die Weidenbäume bekommen aber auch die Blätter gleich. Und dann kommen auch die Maikäfer darauf. Die fliegen, wenn die Sonne untergegangen ist, am meisten herum. Die Buben fangen sie aber gern. Wenn es einmal Nachmittag ist, dann machen die Buben sich aus Weidenästchen große Büschel und stecken sie auf ein Stöckchen. Dann wenn die Sonne untergegangen ist, laufen sie mit dem Büschel auf dem Stöckchen herum, und ein jeder will, auf seinem Büschel sollen die meisten Maikäfer sein. Die größeren Buben laufen viel lieber mit großen Buben herum. Dann wenn halt einer einen kleinen Bruder hat, auf den er sorgen muß, dann denkt er, das wäre die größte Plage, die es auf der Welt gibt. Wenn es dann ein bißchen wärmer ist, ziehen sie sich die Schuhe aus und laufen barfüßig herum. Selbst wenn ihnen die Eltern auch verbieten, sie sollen nicht ins Wasser gehen, sonst würden sie krank. Sie laufen doch hinein. Denn sie wollen ja wissen, ob das Wasser noch nicht bald warm genug ist zum Baden. Doch das Wasser ist noch kalt. Wenn das Wasser dann einmal ein bißchen warm ist, dann behält sie die Stelle auch nicht zu Hause. Denn sie müssen ja einen Tümpel machen, daß sie können baden. Lustig ist es zum Anschauen, wie sie sich das einteilen können. Zuerst kommen sie alle zusammen und machen sich den Plan, wo der Tümpel aufgebaut werden soll. Wenn sie sich ein gutes Örtchen [Plätzchen] gefunden haben, dann gehen ein paar und hacken Rasen. Andere bringen ihn zum Tümpel, und der größte legt ihn schön hin, wie eine Mauer. Die kleineren Buben bringen Steine und schmeißen sie hinter die Rasenmauer, daß das Wasser die Mauer nicht umreißt. Wenn

der Tümpel halb fertig ist, können sie nicht mehr erwarten und baden sich dann einmal, dann arbeiten sie weiter. Und machen den Tümpel ganz fertig. Dann baden sie zum zweiten Mal und gegen Abend zum dritten Mal.

Sie sind aber auch mutwillig. Im Wasser spritzen sie soviel herum und versuchen, sich auch schwimmen zu lehren. Sie kommen auch manchmal heraus aus dem Wasser, wenn es ihnen kühl wird, springen sie wieder in den Tümpel. Wenn sie heraus kommen, laufen sie sich alle zu ihrem Gewand. Aber die Sachen liegen alle auf einem Haufen. Und dann verwechseln sie sich die Sachen oft. Es ist auch halt ein so kleiner Bub, der sich noch nicht gut anziehen kann, manchmal legt er sich die Sachen verkehrt an. Das ist dann das allergrößte Gelächter. Aber stolz halten sie sich auf ihren Tümpel. Wenn ein anderer Bub kommt, der nicht am Tümpel hat geholfen, und will baden, dann muß er zuerst fünfzig Steine auf den Tümpel tragen. Wenn ein großer Tümpel ist, müssen sie mehr tragen, wenn ein kleiner ist, weniger. Die Mädchen dürfen aber gar nicht baden in dem Tümpel. Sie müssen in einem kleineren baden. Auch sie vertreiben sich die Zeit das meiste am Bach. Sie machen sich kleine Hanfrösten und rupfen wilden Hanf, machen ganz kleine Reisten [Bündel] und legen sie ein. Dann machen sie sich auch ein Floß und kehren Wasser in die Rösten. Kaum haben sie alles in Ordnung, dann kommen die Buben und zerwettern [zerstören] ihnen alles. Ganz betrübt fangen sie dann aufs frische [von neuem] an. Und machen wieder alles gerade. Dann wenn er geröstet ist, waschen sie ihn, dann ist ihre Hanf-Arbeit fertig. Aber dieses tun nur die kleinen Mädchen, die größeren haben eine Arbeit. Sie tun Leinwand bleichen. Einige haben mehr Leinwand zu bleichen, andere haben weniger. In der Früh machen sie die Leinwand naß und teilen sie auf, dann bis sie zum ersten Mal trocknet, haben sie zu Hause ein bißchen Arbeit. Dann tragen sie sich den Sechter [Melkeimer] und den Begießkübel an den Bach, nehmen sich ein Gehäkelsel [Häkelarbeit] und ein Genähsel [Näharbeit] und gehen an den Bach zu der Leinwand. Die, die weit wohnen vom Bach, sacken sich auch ein [nehmen Mundvorrat mit]. Daß sie zu Mittag nicht heim müssen gehen. Sonst kommen ihnen die Gänse und Enten auf die Leinwand und machen Schweinerei auf die Leinwand. Das ist aber auch nicht das Größte. Wenn ein trockenes Jahr ist, kommen die Rosse zum Trottenbrünnchen [Name einer Quelle] in die Tränke. Oder sie saufen aus dem Bach. Wenn es einmal 11 hat geschlagen, nimmt sich ein jedes [Mädchen] ein Stöckchen oder eine Rute in die Hand. Denn die Rosse kommen gleich, die wissen auch nicht, daß es nicht gut ist, wenn sie auf der Leinwand herumlaufen.

Um das [deshalb] müssen die Mädchen auf dies sehr gut sorgen. Denn wenn ein Roß über die Leinwand rennt, dann kennt man das, denn die Leinwand zerreißt an dem Örtchen viel eher. Um zwei gehen die Rosse fort aus der Tränke, dann muß man auch gut sorgen. Bis dann sind die Mädchen gar eifrig, aber dann gehen sie auch in den Gewürzgarten [Gemüsegarten] um Stachelbeeren. Derweil haben aber nur die Enten und die Gänse die Leinwand in Sorge [in Obhut]. Aber weh der Sorge, sie machen doppelte und dreifache Arbeit. Dann wenn die Mädchen aus dem Gewürzgarten kommen, hört man nur, wie sie schreien „Häsch, häsch". Dann flüchtet dies Federvieh bis unter die Brücke. Wenn die En-

ten und Gänse von der Leinwand fortgeflattert sind, nehmen die Mädchen sich die Leinwand in den Bach und reiben und reiben, daß man auf die Nacht [am Abend] ja nichts kennt, dann teilen sie die Leinwand wieder auf, daß sie trocknet. Dann ziehen sie sie zusammen und tragen sie heim. Und jede Woche wird sie einmal oder zweimal ausgeklopft und auch halt einmal [manchmal] gesechtelt [gebeucht, d.h. in Lauge gekocht]. Aber das Wetter ist auch nicht immer schön, es regnet auch oft. Wenn es stark regnet, hört man den Stoß [die Flut] schon, wenn er beim Trottenbrünnchen ist. Denn er bringt auch Steine mit, die poltern stark. Die Kinder, die auf der Gasse spielen, hören den Stoß das erste, rennen auf die Brücke und schreien aus vollem Hals: „Der Stoß kommt." Dann gehen viele Leute auf die Brücke und schauen, was dies viele Wasser mitbringt. Dort sieht man, daß allerhand geflossen kommt. Halt eine kleine Brücke reißt es um und bringt das Holz herunter, aber dies große Wasser richtet auch viel Schaden an. Es überschwemmt an einigen Stellen. Nach ein paar Tagen, wenn das ärgste Wasser vorbei ist, bringen sich die Leute Sand und Steine zum Bauen. Auch die Buben sind ganz betrübt, weil der Stoß ihnen den Tümpel hat umgerissen. Und die Mädchen, weil er ihnen das Leinwandplätzchen fort hat geführt. Denn sie haben sich ja Stroh hin gehabt getan. Dann bleibt ihnen halt nichts anderes übrig, als daß sie sich ein frisches Leinwandplätzchen machen. Und die Buben müssen sich auch einen frischen Tümpel machen, wenn sie noch baden wollen.

Das Wasser wird aber jetzt immer kälter, denn der Herbst kommt und dann auch der Winter. Im Winter ist nicht so viel zu sagen wie im Sommer. Wenn der Bach gefroren ist, kommen die Buben auf das Eis. Die größeren rutschen mit Schlittschuhen und die kleineren auf der Sohle. Im Frühjahr, wenn der warme Wind kommt, zergeht das Eis und dann kommt wieder viel Wasser, dies Wasser bringt aber nichts anderes als Eisklötze.

2.12. *[Af] Sibell faurn*

Na nur noch doß hot uns kfahlt in den Geniat, die Mauner seint in Krieg, hiz son mir dä Weiber af Sibell faurn. Ober wos kaun men, trestet uans es aundri, es wärt jo ach dos e Ibergaung sein wauns nur nit pun der Nocht war. Tean muß mens die Schuler prauchent Holz.

Vaur ollen dingen wärt der Wong kschmiert, s Viech guet kfuttert der Sarik am Wong kschmißen und guet einksockt denn die Wolochen erwaurten uanem nit mit gepochnen Hendeln. Is men e so weit virpereitet leckt men sich e pisel afs Ohr. Kam is men ewianig eingnopt kumt schuan der Nochper klopft aun und schreit: „Na heit eh, dos mer schian stat faurn dos mer min Leiten in der Reih sein." Schnell wärnt die Ochsen aunkspaunt, es is um zehni die Leit faurnt schuan oles vohl. Is men min Wong in Goßenthor schreint dä derhuamting: „Gebs ocht doß enk nicks paßiert." Jo, jo sogt der Fuhrmaun, hobs kuani Engsten.

Hietz faurt ua Wong hintern aundern, men härt nur Treim und Schnolzen. Derwal men af unsern Hotert is giats Viech sicherer kumt men ober in segi Kstuan härt men

maunch uan schrein: „Tscha umi eh, sickste nit seng dicken Stuan." „Ruef du, tu kumst in die Schaunz." Es is e waurs Kfrett mit den Weibern sie seint guet in der Kuchel.

Hoch laungen faurn seint sie endlich in den wolochischen Nest aunkemmen. Zunärscht wärts Viech kfuttert dro ißt men selber epißel. In där Zeit kement ach die Aumtleit aun. Hitz ärscht is e Durchenaunder in den engen Goßen, wo men holtkam en Wong umkärn kaun. E jeder well s ärschti in Hof hinein. Där ach nur e so gruas is doß men vun Goßenthor pis aun Ponzaun schperzen kaun. Pefaur der Wong gelont is kriegt e jeder en Zerel mit en Naum des petreffenden den s Holz is und zehn Kreizer Trinkgeld.

Weh seng där hitz nit flink is, oder in Schenkhaus zlaung erumschnapzelt där pleipt eluan am Huamweg und waun er stecken pleipt kaun er aun Himmel schaun und auns Schnopsglasel denken. Där ober en sterkern Zug hot schaut dos är firji kumt und loßt den mit en schwechern Zug zruck. In ferpei faurn sogt maunchuaner: „Kumts e Nochper kumts; stopf aun derel Feifen fleicht kemen mer iantern drhuam aun wauns mit Dompf giat." Ei es is e waurs Elend in där Hitz sogt der uani waun sich hietz menur dä Schuler en Maun miechent und uns mit en gueten Ksif erwaurten tatent. Nur Gedult haum mer sein hietz schuan wie in Daurf. Wenn host te aum Zerel wohin fauhrst tu du Kat. I faur am kolten Hibel in die Willa. Gib ocht doß te nit seng Prun in die Mitten nimmst. Faur seng fircht i mi nit, waun sies nur hinauf zing kintent.

Mit schwarer Mieh seint sie endlich aun Ort und Stell. Ols locheter kumt der Härr Lährer sen entgeng und schreit as oller Weiten: „Na angekommen, angekommen." Holtkam Härr Lährer es kumt schwar do erauf sogt der Sepfetter.

Hitz wärts opglont. Härr Lährer kumt mit der Puteln und schenkt ein. Unser Sepfetter is in Verlengheit wos är pun trinken winschen soul. In der Al und faur Durscht winscht är, är solls mit Ksund zerreißen, ei verprennen wel i song. Es Trinken giaht noch der Reih pis e jeder seini holbi getrunken hot. Dro pedaunkt sich jeder ährlichi Mensch. Der Härr Lährer pedaunkt sich ach firs pringen. Der Wong wärt umgekährt hietz glei giahnt die Ochsen schneller waun der Fuhrmaun emol getrunken hot. Tuadmied kumt men derhuam aun futterts und trängts Viech. Derwal wärts ach Nocht. Noch en gueten Nochtmohl sucht men endgeltig s Nochtloger auf und is fruah doß men sich noch emol af zwua Jauhr pezohlt hot.

Scheiber Mirl

[Auf = nach] Sibiel fahren (Wörtliche Übersetzung zu 2.12.)

Na, nur noch dieses hat uns gefehlt in diesem Genöt [viel Arbeit], die Männer sind im Krieg, jetzt sollen wir, diese Weiber, nach Sibiel fahren. Aber was kann man, es wird ja auch dieses ein Übergang sein, wenn es nur nicht bei der Nacht wäre. Tun muß man es, die Schuler [hier: Lehrer] brauchen Holz.

Vor allen Dingen wird der Wagen geschmiert, das Vieh gut gefüttert, der Sarik [aus grobem Tuch gefertigter Umhängemantel] auf den Wagen geschmissen und gut eingesackt

[reichlich Mundvorrat mitgenommen], denn die Walachen erwarten einen nicht mit gebratenen Hendeln. Ist man soweit vorbereitet, legt man sich ein bißchen aufs Ohr. Kaum ist man ein wenig eingenoppt [eingeschlummert], kommt schon der Nachbar, klopft an und schreit: „Na, kommt eh, daß wir schön langsam fahren, daß wir auch mit den Leuten in der Reihe sind.“ Schnell werden die Ochsen angespannt, es ist um zehn, die Leute fahren schon alles voll. Ist man mit dem Wagen im Gassentor, schreien die Daheimtigen [die Familienmitglieder, die zu Hause bleiben]: „Gebt acht, daß euch nichts passiert.“ „Ja, ja“, sagt der Fuhrmann, „habt keine Ängste.“

Jetzt fährt ein Wagen hinter dem anderen, man hört nur Treiben und Peitschenknall. Derweil man auf unserem Hattert ist, geht das Vieh sicherer, kommt man aber in das Gestein, hört man manch einen schrein: „Tscha umi, eh [Zuruf an das Zugvieh], siehst du nicht den dicken Stein?“ „Ruf du, du kommst in die Schanze. Es ist ein wahres Gefrett [Kreuz] mit diesen Weibern, sie sind gut in der Küche.“

Nach langem Fahren sind sie endlich in diesem walachischen Nest angekommen. Zuerst wird das Vieh gefüttert, dann ißt man selber ein bißchen. In dieser Zeit [währenddessen] kommen dann auch die Amtsleute an. Jetzt erst ist ein Durcheinander in diesen engen Gassen, wo man halt kaum einen Wagen umkehren kann. Ein jeder will als erster in den Hof hinein. Der auch nur so groß ist, daß man vom Gassentor bis an den Bodenzaun [hinterer Gartenzaun] spucken kann. Bevor der Wagen geladen ist, bekommt jeder einen Zettel mit dem Namen des Betreffenden, dem das Holz ist [gehört] und zehn Kreuzer Trinkgeld.

Weh dem, der jetzt nicht flink ist oder im Schenkhaus [Wirtshaus] zu lange herumschnäpselt, der bleibt alleine auf dem Heimweg, und wenn er steckenbleibt, kann er an den Himmel schaun und an das Schnapsgläschen denken. Der aber einen stärkeren Zug hat, schaut, daß er nach vorne kommt und läßt den mit einem schwächeren Zug zurück. Im Vorbeifahren sagt manch einer: „Kommt, eh Nachbar, kommt; stopft an der Pfeife, vielleicht kommen wir eher daheim an, wenn es mit Dampf geht.“ „Ei, es ist ein wahres Elend in dieser Hitze“, sagt der andere, „wenn sich jetzt wenigstens diese Schuler den Mann machten [ihren Mann stünden] und uns mit einem guten Gesöff [Getränk] erwarten täten.“ „Nur Geduld haben, wir sind jetzt schon wie im Dorf. Wen hast du auf dem Zettel, wohin fährst du, du Kath?“ „Ich fahre auf den Kalten Hügel [Gassenname], in die Villa.“ „Gib acht, daß du nicht den Brunnen in die Mitte nimmst [hineinfährst].“ „Vor dem fürchte ich mich nicht, wenn sie es nur hinauf ziehen könnten.“

Mit schwerer Mühe sind sie endlich an Ort und Stelle. Als lachender [lachend] kommt der Herr Lehrer ihnen entgegen und schreit aus aller Weite: „Na, angekommen, angekommen.“ „Halt kaum, Herr Lehrer, es kommt schwer da herauf“, sagt der Sepp-Vetter.

Jetzt wird's abgeladen. Herr Lehrer kommt mit der Weinflasche und schenkt ein. Unser Sepp-Vetter ist in Verlegenheit, was er beim Trinken wünschen soll. In der Eile und vor Durst wünscht er, er soll's mit Gesundheit zerreißen, ei, verbrennen, will ich sagen. Das Trinken geht nach der Reihe, bis jeder seine Halbe getrunken hat. Dann bedankt sich je-

der ehrliche Mensch. Der Herr Lehrer bedankt sich auch fürs Bringen. Der Wagen wird umgekehrt, jetzt gleich gehen die Ochsen schneller, wenn der Fuhrmann einmal getrunken hat. Todmüde kommt man daheim an, füttert und tränkt das Vieh. Derweil wird es auch Nacht. Nach einem guten Nachtmahl sucht man endgültig das Nachtlager auf und ist froh, daß man sich noch einmal auf zwei Jahre bezahlt [seine Pflicht getan] hat.

Bemerkungen zu 2.12.
Es gehörte zu den Aufgaben der Gemeinde, den Lehrern das Brennholz für den Winter zu beschaffen. Obwohl Holzbringen eigentlich Männerarbeit war, hatten zu jener Kriegszeit, als der Text entstand, auch die Frauen Hand anzulegen. Es galt, mit dem Ochsenwagen zu den Holzhändlern in das etwa 15 km von Großpold entfernte, am Fuße des Gebirges gelegene rumänische Dorf Sibiel zu fahren und so früh aufzubrechen, daß man rechtzeitig wieder zurück war, um noch vor Abend die Fuhre im Hof eines Lehrers abladen zu können. Bezahlt wurde diese Arbeit nicht, man erhielt lediglich 10 Kreuzer Trinkgeld und die obligate „Halbe" Wein nach getaner Arbeit.
Der Text ist reich an stereotypen, für die Männersprache charakteristischen (und auch heute noch gebräuchlichen) Wendungen, die wohl nicht unmittelbar zum Wortgebrauch eines jungen Mädchens gehört haben. Der Verfasserin gelingt dadurch eine lebendige, humorvolle Darstellung, die etwas altklugen Verallgemeinerungen und Ratschläge lassen eher auf eine gute Beobachtungsgabe als auf Eigenerfahrung schließen.

2.13. *Der Freimaurk*

Na es scheint e gueter Maurk zun wärn, schuan heint aun Vaurtock kumt jo s Volk vun ollen Seiten. Ach der Viechmaurk is guet obglofen wos am Freimaurk ach vun gruaßen Nutzen is, denn maunchuaner is zun Geld pekemen. Ach die Saumweiber seint heint sicher pscheftigt mit en Nußscholn richten mit den sie mauring en Saum messen solnd. Und der Kittelsock wärt ach schuan heint untern Schurz aungnat, denn aun der Seiten is es kfarlich, am Maurk seint vel schlechti Leit und men kaun nit wissen.- Am Maurk haumt sich schuan ärer vel en Plotz pezuachent, wohin se sich mauring en Schottert aufsteln solnt und der Letzeltenmaun mocht heint schuan risigs Kscheft.

In Oumt wärn treffent ach (die) olten Pekaunten vun den Umdärfer Buser und Gergestärfer ein. Ach die Roter und Schinarer loßent sich erunter, doß seint uanem zwaur unhuamlichi Gest, ober wos kaun men, es huaßt jo: Herberget gerne. Mit setern Wolochenksindel is es jo nit e so huaklich, är schloft jo in Stohl af e pißel frischen Stroh noch pesser wie derhuam in der Suntogstum. En Busern richtet men in der Stumm die Petter und e jeder schloft heint emol wie er wuaß und kaun. Aun e guets Schlofen tärf heint neamt denken, es is schuan um zehni und där olte Buser hot en Feierhacken noch owal zwischen nen Zenten und ziegt und huestet und schperzt wos giebz wos hotz und men denkt es is doch guet, doß nuer zwuamol in en Jauhr Maurk is. Endlich kumt der laung-

ersehnti Mauring, men is wie psofen vun den veln Rauch. Ober der Tumesihm ochtet en nit, är hot schuan die gliantigi Kohln in der Feifen und druckt mit en Damnogel fest drauf, doß der Towack Feier nimmt und schärt sich um ol dos Übrigi niks. In oler Härrgottsfrieh mochent sich die Mautnemer am Weg, denn die Wolochen brechent frieh auf. E jeder där wos zun verkafen pringt mueß Maut zohln. Und zwaur: Fir e Henn en Kreizer und fir en Kockosch zwua. Wos Frichten aunpelaungt zohlt men firs Viertel zwua Kreizer, fir e Fuhr Kraut zwuanzig Kreizer, wär Leimet hot zohlt per Eln en Kreizer und fir e olts Hemet ach holt en Kreizer. Der Mautnemer schreibt dro en jen e Datum auns Reckel, oder auns Tichel wohin der petrefendi haum wel. Die Saumweiber richtent sich die Sackel min Saum, perechnent ach schuan in huamling, wievel Gulnminzer sener Saum sen einpringen wärt, denn wie men härt sol der Saum heier teier sein.

Um neini leitetz en Maurk frei. Um niks zun verpassen mocht men sich ach fertich und giat am Maurk. Der Maurk schpelt schuan gruaßartich, es is e Gedreng, doß men nit durch kaun. Do stiant die Frichten, do es Gewirz und Obst, ach Kschirr is heint die Mengi und der Purzlanhendler mit seng pschriebnen Kschirr hot gueten Maurk. Dro kement die Huetmocher, nebenaun der Lederer. Ach unsri Saumweiber stiant schuan in Reih und Glied und die Nußscholn hot Hitz. Der Saum is aungriffich, es giat geks Fruhjauhr. Weiter umi is noch ollerhaund zun seng Zeckern, Petschpaunen, Plechkschirr, Flanell, Leimet, fertichs Gewaund und so dergleichen. Do lobt der Jut sein Kartaun aun. Na hietz is men pun Tschiptschern, do is es ärscht fir die gruaßen Menscher. Waun men ober zevel in die Haund nimmt und niks kaft wärt der Tschiptscher ungeduldig und es kaun uanem paßiern, doß der Meter en Hupfer af die Kniewel mocht, denn die Tichel seint holt zun verkafen nit nur zun aungreifen. Umentum is e Lärem vun Menschenstimmen, Mauldrumeln, Wischpeln und Trumpeten, doß uanem schier die Ohrn dick wärnt. In der Stroßen ogi stiant die Wolochinen mit olter Wesch zun verkafen. Af der rechten Seiten homt die Jun senri Schattert mit der Unterwesch. Mähr hinungter stiant die Kaswolochen. Derel homt ach vel Koster, denn waun der Kas e so teier is wär is in Staund sich zun kafen, ober es hot jo ach nit Not, af der gaunzen Reih kaun men sich schuan sott kosten. Af der linken Seiten stiant die Strumpffrauen und die Jun mit en Spelsochen. Pun der Schul stiant die Schuster ach zwua Reihn geckenaunder, hinter sen die Tschismenmocher. Ach die Schmidzigeiner falnt heint nit. Sie stiant mit selber gemochten Schuheisen und wär sich e paur neii Schuh kaft, kaun sich sie ach glei peschlong lossen. Mähr umi is der Suafkoch mit seiner Wauhr und der Kesselschmidt. Vaurn Schenkhaus is die wolochischi Peldergallerie, nemaun der Uhrmocher mit seiner Kunst. Seng mueß men schuan vun weiten in Ocht nemen, sei Kucku schreit ach wauns schneipt, doß es noch nit Zeit is firn Kucku, sickt men pun seiner Nochperin, dede Retsch verkaft und geprotni Kochwurscht.

Do in der Negent is ach der Krianwirschtler, där is fir die gruaßen Knechter vun Wichtichkeit. Schier e jeder loßt sich mit seng schwaurzen Hacken as en daumpfenden Kessel e paur eraus fischen und um jo nit draun zun schimmern, kafent se sich ach e

Stampel Rosoli vun Letzeltenmaun. Vun der Seiten schleichent sich ach die Menscher hin, winschent sen en gueten Appetit und frongt se glei, kaftes uns heint niks e? Ober se mochent sich nit staurk härn, denn uaner drat uanem en Puckel, der zwuati mocht sich as en Staub und der dritti sogt dro doch schaunterholm, ei ja tu, vielleicht n Brell auns Knie, oder e Feifen, oder ach e paur Krianwirschtel. Olles meglichi trongt se uanem aun, nur jo nit segi wos men haum vel. Schuan giahts keg en Oumt, die Maurkleit faungent aun zun einpocken. Hietz ärscht pedenkent sich ach unsri Pirschel und unverhofft druckent se uanem es Maurkstickel in die Haund und vergnigt gian mer oli huam und song, es war doch guet waun mährmol Maurk war.

Getze Kath

Der Freimarkt (Wörtliche Übersetzung zu 2.13.)

Na, es scheint ein guter Markt zu werden, schon heute am Viehmarkt kommt das Volk von allen Seiten. Auch der Viehmarkt ist gut abgelaufen, was am Freimarkt auch von großem Nutzen ist, denn manch einer ist zu Geld gekommen. Auch die Samenweiber sind heute sicher beschäftigt mit dem Nußschalen -Richten, mit denen sie morgen den Samen messen sollen. Und der Kittelsack [große Tasche am Frauenrock der Bauerntracht] wird auch schon heute unter die Schürze angenäht, denn an der Seite ist es gefährlich, am Markt sind viel schlechte Leute, und man kann nicht wissen.- Am Markt haben sich schon ihrer viele den Platz bezeichnet, wohin sie sich morgen den Schattert [Verkaufsstand] aufstellen sollen, und der Lebkuchenmann macht heute schon ein riesiges Geschäft.

Im Abendwerden treffen auch die alten Bekannten von den Umdörfern, Buser und Gergersdörfer, ein. Auch die Roder und Schinarer [Bewohner der rumänischen Gebirgsdörfer Rod und Jina] lassen sich herunter, das sind einem zwar unheimliche Gäste, aber was kann man, es heißt ja: Herberget gerne. Mit solchem Walachengesindel ist es ja nicht so gefährlich, er schläft ja im Stall auf ein bißchen frischem Stroh noch besser als zu Hause in der Sonntagsstube. Den Busern richtet man in der Stube die Betten, und ein jeder schläft heute einmal, wie er weiß und kann. An ein gutes Schlafen darf heute niemand denken, es ist schon um zehn und dieser alte Buser hat den Feuerhaken [Pfeife] noch immer zwischen den Zähnen und zieht und hustet und spuckt, was gibt's, was hat's, und man denkt, es ist doch gut, daß nur zweimal in einem Jahr Markt ist. Endlich kommt der langersehnte Morgen, man ist wie besoffen von diesem vielen Rauch. Aber der Tumesihm [Mann mit Namen Thomas, sächs.] beachtet ihn nicht, er hat schon die glühende Kohle in der Pfeife und drückt mit dem Daumennagel fest darauf, daß der Tabak Feuer nimmt und schert sich um all dies Übrige nichts. In aller Herrgottsfrühe machen sich die Mautnehmer auf den Weg, denn die Walachen brechen früh auf. Ein jeder, der etwas zum Verkaufen bringt, muß Maut zahlen. Und zwar: für eine Henne einen Kreuzer und für einen Hahn zwei. Was Früchte [Getreide] anbelangt, zahlt man für das Viertel [20-Liter-Maß] zwei Kreuzer, für eine Fuhre Kraut zwanzig Kreuzer, wer Leinwand hat, zahlt per Elle einen

Kreuzer und für ein altes Hemd auch halt einen Kreuzer. Der Mautnehmer schreibt dann einem jeden ein Datum ans Röckel oder ans Tüchel, wohin der Betreffende haben will. Die Samenweiber richten sich die Säcklein mit dem Samen, berechnen auch schon im heimlichen, wieviel Guldenmünzer [Guldenmünzen?] ihr Samen ihnen einbringen wird, denn wie man hört, soll der Samen heuer teuer sein.

Um neun läutet es den Markt frei. Um nichts zu verpassen, macht man sich auch fertig und geht auf den Markt. Der Markt spielt schon großartig, es ist ein Gedränge, daß man nicht durchkann. Da stehen die Getreidearten, da das Gewürz [Gemüse] und Obst, auch Geschirr ist heute die Menge, und der Porzellanhändler mit dem beschriebenen Geschirr hat guten Markt. Dann kommen die Hutmacher, nebenan der Lederer. Auch unsere Samenweiber stehen schon in Reih und Glied, und die Nußschale hat Hitze [wird stark beansprucht]. Der Samen ist angriffig, es geht gegen das Frühjahr. Weiter weg ist noch allerhand zu sehen: Zecker [aus Bast geflochtene Tragetasche], Bettspannen [ausziehbares Bett], Blechgeschirr, Flanell, Leinwand, fertiges Gewand und so dergleichen. Da lobt der Jude seinen Kattun an. Na, jetzt ist man bei den Tschiptschern [Spitzen- und Seidenhändler], da ist es erst für die großen Menscher [erwachsene Mädchen]. Wenn man aber zu viele in die Hand nimmt und nichts kauft, wird der Spitzenhändler ungeduldig, und es kann einem passieren, daß der Meter[stab] einen Hupfer auf die Kniewel [Finger] macht, denn die Tüchel sind halt zu verkaufen, nicht nur zum Angreifen. Ringsherum ist ein Lärm von Menschenstimmen, Maultrommeln, Pfeifen und Trompeten, daß einem schier die Ohren dick werden. In der Straße hinunter stehen die Walachinnen mit alter Wäsche zu verkaufen. Auf der rechten Seite haben die Juden ihre Stände mit der Unterwäsche. Mehr hinunter stehen die Käsewalachen. Die haben auch viele Koster, denn wenn der Käse so teuer ist, wer ist imstande sich zu kaufen, aber es hat ja auch nicht Not, auf der ganzen Reihe kann man sich schon satt kosten. Auf der linken Seite stehen die Strumpffrauen und die Juden mit den Spielsachen. Bei der Schule stehen die Schuster, auch zwei Reihen gegeneinander, hinter ihnen die Tschismenmacher [Stiefelmacher]. Auch die Schmiedzigeuner fehlen heute nicht. Sie stehen mit selbstgemachten Schuheisen, und wer sich ein Paar neue Schuhe kauft, kann sich sie auch gleich beschlagen lassen. Weiter weg ist der Seifenkoch mit seiner Ware und der Kesselschmied. Vor der Schenke ist die walachische Bildergalerie, nebenan der Uhrmacher mit seiner Kunst. Den muß man schon von weitem in acht nehmen, sein Kuckuck schreit auch, wenn es schneit, daß es noch nicht Zeit ist für den Kuckuck, sieht man bei seiner Nachbarin, die Retsch [Sülze] verkauft und gebratene Kochwurst.

Da in der Nähe ist auch der Krenwürstler, der ist für die großen Burschen von Wichtigkeit. Schier ein jeder läßt sich mit dem schwarzen Haken aus dem dampfenden Kessel ein paar herausfischen, und um ja nicht daran zu schemmern [damit sie ihnen ja nicht schlecht bekommen], kaufen sie sich auch ein Gläschen Rosoli vom Lebkuchenmann. Von der Seite schleichen sich auch die Menscher [erwachsene Mädchen] hin, wünschen ihnen einen guten Appetit und fragen sie gleich: „Kauft ihr uns heute nichts, eh?“ Aber sie ma-

chen sich nicht stark hören, denn einer dreht einem den Buckel [zu], der zweite macht sich aus dem Staube, und der dritte sagt dann doch schanderhalben: „Ei ja, du, vielleicht einen Stoß [?] ans Knie, oder eine Pfeife, oder auch ein paar Krenwürstel." Alles mögliche tragen sie einem an, nur ja nicht das, was man haben will. Schon geht es gegen den Abend, die Marktleute fangen an zum Einpacken. Jetzt erst bedenken sich auch unsere Bürschlein, und unverhofft drücken sie einem das Marktstückel in die Hand, und vergnügt gehen wir alle heim und sagen, es wäre doch gut, wenn mehrere Male Markt wäre.

3. Zur Sprache der Piringer-Texte

Ausgangspunkt für eine eingehende Untersuchung der Sprache und Schreibweise dieser Texte war die Frage, ob, inwiefern und auf welchen sprachlichen Ebenen in den acht Jahrzehnten seit der Entstehung der Texte Veränderungen im Großpolder Landlerischen stattgefunden haben. Die Texte schienen sich dazu anzubieten, da man einerseits bei einem Zeitraum von acht Jahrzehnten von Kurzzeit-Diachronie sprechen darf, andererseits war der Beweggrund für ihre Entstehung erklärtermaßen ein sprachwissenschaftlicher, nämlich die Absicht *Otto Piringers,* Dialektmaterial für ein Wörterbuch zu sammeln. Geht man jedoch in diesem Sinne mit hohen Erwartungen an die Texte heran, wird man eher enttäuscht. Als Fazit bietet sich an: In der Struktur der Mundart hat sich kaum etwas verändert, im Wortschatz recht wenig.

3.1. Lautwiedergabe und Wortformen

Rückschlüsse auf die Aussprachegepflogenheiten vom Anfang unseres Jahrhunderts oder auf einen eventuellen Lautwandel ausschließlich anhand dieser Texte ziehen zu wollen, verbietet sich schon von der Art der Umschrift her. Die Schreiberinnen waren gewiß angehalten worden, so zu schreiben wie sie sprechen, ohne daß ihnen für die Verschriftung mundarteigener Laute Richtlinien gegeben wurden. Die Schwierigkeit, hochsprachenfremde Vokal- und Diphthongvarianten mit dem Buchstabenmaterial der Schriftsprache wiederzugeben, führte zu einer großen Vielfalt in der Schreibung einzelner Laute. So wird z. B. der Laut å (überoffenes *o*) geschrieben als *ao* in *Saom*, als *oa* in *Joahr* und *au* in *klaupt*, in Text 10 sogar als *oe*, *ou*, *ae* in dem Verb „war", das Wort „viel" wiedergegeben als *fl, vehl, vell, fell.* Daß es sich dabei kaum um individuell bedingte Aussprachevariationen zur Zeit der Entstehung der Texte handeln kann, liegt nahe, da sogar innerhalb ein und desselben Textes ein Wort sehr unterschiedlich geschrieben wird. Schreibvarianten dürften also fast ausnahmslos durch Unsicherheit in der Verschriftung mundarteigener Lautung bedingt sein. Bemerkenswert sind dennoch einige Fälle:

a) Das Verb „soll“, heute *syl* (*y* als ungerundetes, kurzes *ü*) gesprochen, erscheint in den Texten zwar mitunter als *sl*, doch überwiegend mit dunklen, vollen Vokalen als *sul, sol* und *soll*. Die Ausspracheform mit langem, dunklem *o* fällt heute noch bei sehr alten Gewährspersonen auf, dürfte aber am Anfang des Jahrhunderts noch allgemeiner üblich gewesen sein.
b) Die Präposition „an“, heute wie im Hochdeutschen gesprochen, erscheint in mehreren Texten (2.2., 2.3., 2.13.) als *aun* bzw. *on*, was – in Analogie zur Verschriftung anderer Wörter mit å in den Texten – auf ein damals gesprochenes *ån* schließen läßt. Heute nicht mehr üblich, ist mir die Form jedoch als von alten Leuten in den 60er und 70er Jahren noch gebrauchte Aussprachеweise in Erinnerung.
c) In Text 10 stehen die Formen *plaps* und *plamt* für heute übliches *pleips* und *pleimt*. Daß es sich dabei um keinen Verschriftungs-Fehler handelt, kann wiederum durch Beispiele anderer Wörter aus der ei-Lautreihe (*seint, Leit, einsteing*) desselben Textes belegt werden. Als Erinnerungsformen sind die a-Formen auch heute noch bekannt.

Waren die Schreiberinnen im Bereich der Vokale und Diphthonge um lautgetreue oder zumindest lautnahe Wiedergabe bemüht, so erweisen sie sich in der Schreibung der Konsonanten eher zu Zugeständnissen an die hochdeutsche Orthographie bereit. So stehen Formen wie *betteln, besser, bis*, obwohl die Mundart eindeutig *p* im Anlaut dieser Wörter setzt, was bei einigen Schreiberinnen auch so wiedergegeben wird. Mitunter steht *olli* für ‚alle‘, obwohl *o* eindeutig lang ausgesprochen wird, die Konsonantenverdoppelung also nicht gerechtfertigt ist.

Zwar nicht konsequent durchgehalten, aber doch auffällig ist ein Zusammenhang zwischen Schreibweise und Themenstellung: Je „würdiger“ das behandelte Thema, desto näher der schriftsprachlichen Norm die Schreibung. Diese Tendenz läßt sich sogar bis hin zum Gebrauch einiger „falscher“ Wortformen verfolgen, wenn etwa bei „gehobenen“ Verben wie *folgen, schreiten, treten* (vor den Altar) die sonst übliche Endung -t in der 3. Person Plural fehlt (Text 2.3.). Schriftsprachlich beeinflußt sind auch Schreibweisen wie *sie wärent* (sie werden, mundartlich eindeutig ohne *e*) sowie der durch Apostroph gekennzeichnete Ausfall des *e* in *p'scheftigt, P'suach, k'spellt* (2.3.), außerdem Formen wie *Schrocken* statt *Schrock* „Schrecken“ (2.2.), *enmohl* für *uamohl* „einmal“ (2.2.), *kuan mähr End* (2.2.; das *n* in *kuan* ist in der Mundart nur vor Maskulina möglich, jedoch unüblich).

3.2. Wortwahl und Wortgebrauch

3.2.1. Die „Piringer-Texte": Variation und Einheitlichkeit

Zwar stammen die nach ihrem geistigen Urheber hier „Piringer-Texte" genannten Einzelbeiträge alle aus derselben Zeitspanne, auch dienten sie alle demselben Zweck, nämlich Sprachmaterial für eine Mundartuntersuchung bereitzustellen, doch muß vor allem bei einer sprachlichen Auswertung der Texte berücksichtigt werden, daß jeder Aufsatz von einer anderen Schreiberin stammt. Bei jeder verallgemeinernden Behauptung betreffend die Ausdrucksweise, die Wortwahl und den Textaufbau muß nicht nur der Vielfalt der Themenstellung, sondern auch dem „Individualstil" Rechnung getragen werden. Auch müssen Zugeständnisse gemacht werden an das unterschiedliche Interesse, das die Mädchen der von ihrem Pfarrer gestellten Aufgabe entgegengebracht haben mögen: Von einer knappen, sachlichen, beinahe trockenen Darstellung bis hin zu einer detailfreudigen Beschreibung der Ereignisse sind alle Stufen vertreten.

Vielfältig und unterschiedlich ist auch die Einstellung der Schreiberinnen zu den dargestellten Sachverhalten und Ereignissen: Von der Neigung zu etwas altklugen Verallgemeinerungen (etwa: „so ist des Bauern Recht", wenn am Sonntagmorgen die Schuhe geputzt werden) geht es über humorvolle Bemerkungen bis hin zu leichter Überheblichkeit (wenn z. B. sogar das Zugvieh den Unterschied zwischen „unserem" Hattert und dem steinigen des rumänischen Nachbardorfes wahrnimmt). Als einheitlich kann allein die Haltung der Schreiberinnen dem Dargestellten gegenüber bezeichnet werden. Es wird gezeigt: „So ist es bei uns", jedes Erklären, Begründen oder Hinterfragen scheint sich zu erübrigen.

Vom Sprachgebrauch der Texte her läßt sich als einheitliche Tendenz ausmachen: Sofern Ereignisse des dörflichen Alltags und der bäuerlichen Arbeitswelt (Texte 2.1., 2.8., 2.11., 2.12., 2.13.) dargestellt werden, ist die Sprache lebendig und natürlich. Dialog, innerer Dialog, kurze Sätze und übermäßiger Gebrauch der Parataxe (so erscheint *dro* fünfzehnmal in einem aus fünfzehn Sätzen bestehenden Text, 2.1.) vermitteln den Eindruck wirklich gesprochener Mundart. Redeeinleitende Floskeln (*na tu! hait eh!*), Interjektionen, Wiederholungen, ungezwungener Gebrauch mundartlicher fester Wendungen (mitunter sogar von Schimpfwörtern, Text 2.9.), ineinanderfließende Sätze, unsystematische Abfolge der Einzelheiten sind eher für mündliches als für schriftliches Erzählen kennzeichnend. Den „Hochfesten" im dörflichen Leben wie Verlobung, Hochzeit und Taufe (Texte 2.2., 2.3., 2.4., auch 2.10.) scheint man hingegen mehr zu schulden, die in diesen Aufsätzen gebrauchte Sprache ist gewählt und klingt gelegentlich gekünstelt. Dies wird bewirkt vor allem durch eine den schriftsprachlichen Topikregeln gemäße Wortstellung, durch eine komplexere Satzstruktur – oft unter

Verwendung hochsprachlicher Konjunktionen – aber auch durch die Übernahme mundartfremder Wortformen und Syntagmen (*nun, tritt, Madel, mitunter, worauf, jeder empfehlt sich)* sowie der Einlautung schriftsprachlicher Wendungen und Formulierungen (*giepts der Freiden kuan mähr End, voll Muet und huautern Sinn*).

3.2.2. Schriftsprachliche Einflüsse im Wortgebrauch

Da auf mundartlich bzw. schriftsprachlich bedingte Besonderheiten in Satz- und Textstruktur unter 3.3. eingegangen wird, seien hier lediglich einige aus der Hochsprache übernommene und mehr oder weniger in die Mundart eingelautete Wortformen und Wendungen aufgelistet. Führt man eine derartige Klassifizierung von Sprachmaterial als nicht-mundartlich sondern, durch die Verschriftung bedingt, als hochsprachlich durch und das für eine Sprachverwendungsperiode, die sich der direkten Erfragung entzieht, besteht natürlich die Gefahr der Fehlentscheidung. Im vorliegenden Fall kann man sich zwar auf Aussagen alter Gewährsleute berufen, *so* habe man höchstens in einer zu festlichen Anlässen gehaltenen Rede gesagt, doch muß erwähnt werden, daß die Einordnung der Sprachformen in die Gruppe „schriftsprachliche Entlehnungen" vor allem vom Standpunkt eines heutigen Mundartsprechers aus vorgenommen wird.

a) Heute als nicht-mundartlich empfundene Wortformen[6]:
Dieser Gruppe werden sowohl lexikalische als auch morphologische Sonderformen zugeordnet. Im Anschluß an die Übersetzung in die Standardsprache wird für jede Form die Entsprechung in der heute gesprochenen Mundart angegeben.

duot onkemen (2.2.) „dort angekommen"; mda. heute *wie sie duot onkemen seint*
zitterter (2.2.) „zitternd"; mda. heute *olts zitternder*
worauf (2.2.) „worauf"; mda. heute *und dro*
trongt herbei (2.2.) „tragen herbei"; mda. heute *trongt zaum*
um drei Uhr (2.2.) „um drei Uhr"; mda. heute *um drei*
zur gueten Ruh (2.2.) „zur guten Ruh"; mda. heute *in die Ruh*
zur gueten Letzt (2.2.) „zu guter Letzt"; mda. heute *zun der gueten Letzt*
jeder empfehlt sich (2.2.) „jeder empfiehlt sich"; mda. heute *e jeder nimmt Obschied*
jedes Weib (2.3.) „jedes Weib"; mda. heute *e jeds Weib*
und nun huaßts (2.3.) „und nun heißt es"; mda. heute *und hiets huaßts*
e Miertenstreischen (2.3.) „ein Myrtensträußchen"; mda. heute *Miertenstreißel* (die Diminutivendung -chen ist der Mundart fremd)

6 Die Beispiele werden in der Schreibweise des jeweiligen Textes angeführt, die Entsprechungen für die heutigen Mundartformen werden dieser Schreibweise angeglichen.

zur Kirchen (2.3.) „zur Kirche"; mda. heute *in die Kirch*
vraun schreiten die Mauner, dro folgen die Weiber (2.3.) „vorne schreiten die Männer, dann folgen die Weiber"; mda. heute *vraun giant die Mauner, dro kement die Weiber*
in der Kirchen aunglaungt (2.3.) „in der Kirche angelangt"; mda. heute *waun sie dro in der Kirchen onkemen seint*
nun tritt der Härr Pfarrer herzu (2.3.) „nun tritt der Herr Pfarrer herzu"; mda. heute *hiets kumt der Härr Pfarrer derzu*
mitunter (2.3.) „mitunter"; mda. heute *hie und do*
rings um sich (2.7.) „rings um sich"; mda. heute *um sich erum*
waun … Fridn herschnt (2.7.) „wenn Frieden herrschte"; mda. heute *waun Fridn war*
's Singen der Viegl (2.7.) „das Singen der Vögel"; mda. heute *'s Singen von Viegln*
unterdes (2.8.) „unterdessen"; mda. heute (auch in Text 2.8. vorhanden) *derwal is …*
ermordet waurn (2.10.) „ist …ermordet worden"; mda. heute *is … umprocht waurn*
der Zug hott [sich] in Pewegung kszt (2.10.) „der Zug hat sich in Bewegung gesetzt"; mda. heute *der Zug is aunkfaurn.*

b) Heute als nicht-mundartlich empfundene Wendungen[7]:
giepts der Freiden kuan mähr End (2.2.) „Gibt's der Freuden kein Ende mehr"
voll Muet und huautern Sinn (2.2.) „Voll Mut und heitern Sinnes"
noch olten Prauch und erärpten Sitten (2.3.) „Nach altem Brauch und ererbten Sitten"
is nun der laungersehnteTog ongeprochen (2.3.) „Ist nun der langersehnte Tag angebrochen"
unter Glockengleit (2.3.) „Unter Glockengeläute"; mda. heute *waun die Glocken leitent*
[sie] glombt sich nochmols Liab und Trei zun holten, pis dos der Tod die scheidet (2.3.) „Sie geloben sich nochmals, Lieb und Treue zu halten, bis daß der Tod sie scheidet."
zun der heiling Taf peferdern (2.4.) „zur heiligen Taufe befördern"
oler Aunfaung hot ach en End (2.4.) „Aller Anfang hat auch ein Ende"
em hot recht gruaßi Lust und Freid (2.7.) „Man hat recht große Lust und Freude"
Gott is der Lenker oller Schlochtn (2.7.) „Gott ist der Lenker aller Schlachten"
Gebs ocht (2.12.) „Gebt acht"; mda. heute *Pasts auf!*
men sucht endgeltig s Nochtloger auf (2.12.) „Man sucht endgültig das Nachtlager auf."

7 S. Fußnote 6.

3.2.3. Veraltete Wörter und Wendungen

Die Untersuchung und Beschreibung des in den Aufsätzen verwendeten Wortmaterials wird hier nicht im Vergleich zur Hochsprache durchgeführt[8], sondern lediglich unter dem Aspekt der Veränderungen, die seit der Entstehung der Texte eingetreten und im Bereich der Lexik greifbar und nachvollziehbar sind.

So werden jene Wörter angeführt, die heutigen Mundartsprechern unbekannt sind oder als veraltend bzw. veraltet empfunden werden. Die Zuordnung der Wörter zu einer dieser Gruppen wurde aufgrund einer in den 80er Jahren bei drei Altersgruppen durchgeführten Befragung vorgenommen. Zu der Gruppe der unbekannten Wörter wurden jene eingeordnet, die nur mehr alten Gewährspersonen als Erinnerungsformen bekannt waren. Bei zwei Wörtern (*Gulnminzer* und *Tschiptscher*, 2.13.) konnte die Bedeutung nur aus dem Textzusammenhang bzw. aus einem Zufallsbeleg in der rumänischen Umgangssprache erschlossen werden. Als veraltet oder veraltend müssen heute auch jene Wörter angesehen werden, die der alten und älteren Generation noch geläufig sind, jedoch unter sich verändernder Lebens- und Arbeitsweise mit den Dingen, die sie bezeichnen, aus dem Gebrauch gekommen sind.

a) Heute unbekannte bzw. nur als Erinnerungsformen bekannte Wörter[9]:

[die Marel] umfrongt sich (2.2.) „[die Mädchen] fragen sich um“; heute: *sie frongt erum*

Kopeliern (2.3.) „Trauung“; heute: *Trauung*

[sunst kumst te] ins laungsaumi (2.4.) „[sonst kommst du] zu spät, zu langsam“; heute: *zu spet*

[di Pein] surment (2.7.) „[die Bienen] summen“; heute: *sument*

zwickich [kolt] (2.8.) „beißend [kalt]“; heute: *stark kolt*

in den Geniat (2.12.) „in dieser arbeitsreichen Zeit“; heute: *wo mans eso netich hot*

die Schuler (2.12.) „die Lehrer“; heute: *die Lährer*

mit Ksund (2.12.) „mit Gesundheit“; heute nur: *mit Ksundheit*. Es konnte nicht festgestellt werden, ob es sich um eine gebräuchliche, vom Gp.-sächs. *mat gesangt* herrührende Wortform handelt, oder einfach eine Fehlschreibung ist.

en Feierhacken (2.13.) hier: „Pfeife“; heute: *e Feifen*

wievel Gulnminzer (2.13.) „Wieviel Guldenmünzen“

[weiter] umi (2.13.) „[weiter] weg“; heute: *(weiter) driem*

[pun] Tschiptschern (2.13.) „[bei den] Spitzen- und Seidenhändlern“; Bedeutung aus einem Zufallsbeleg des rumänischen ugspr. *cipca* „Spitze“ erschlossen.

---

8 S. dazu die wörtlichen Übersetzungen der Texte in dieser Arbeit sowie BOTTESCH (1992), Bd. 1, Kap. 2.

9 Um das Auffinden der Beispiele zu erleichtern, werden sie nicht in ihrer Nennform, sondern nach ihrem Vorkommen in den Texten als Syntagma, Wortgruppe oder Teilsatz angeführt.

[e Stampel] Rosoli (2.13.) „[ein Gläschen] Branntwein"; heute ungebräuchlich
n Brell (2.13.) „einen Stoß"; heute: *en Kahler*

b) Veraltete bzw. veraltende Wörter oder Wortformen, deren Bedeutung noch allgemein verstanden wird, die jedoch ungebräuchlich sind:

stechent [Prelinger] ob (2.2.) „stechen [Brühlinge] ab" i.S. von schlachten; heute: *schlochtent*
um sich suntogig aunzunleng (2.2.) „sonntagig" [d.h. Sonntagskleidung] anzulegen; heute: *suntog aunzunleng*
zgleich (2.2.) „gleich"; heute: *gleich*
semtlichs [Volk] (2.2.) „sämtliches [Volk]"; heute: *oles, es gaungzi [Volk]*
Lied, Pl. *Lieder* (2.2.) heute nur Diminutivform: *Lierel*
e seltsaums [Eßen] (2.2.) „ein seltsames [Essen]"; heute: *e seltens, e psunders Eßen*
is dro opkspeist (2.3.) „nach beendetem Mahl"; heute: *is dro fertich geßn*
am Kelmes (2.4.) „beim Taufschmaus"; heute: *af der Taf*
af der setz sein (2.5.) „[Milch] ist zum Sauerwerden aufgestellt"; heute: *pun sauer wärn sein*
auskschuecht (2.8.) „ausgeschuht" [von Klauentieren]
Knouwlichgruch (2.8.) „Knoblauchgeruch"; heute: *Knouwelgruch*
[Jo kemt tes] a (2.9.) „[Ja, kommt ihr] auch"; heute: *... ach*
der Eis (2.11.) heute Neutrum: *es Eis*
Hobs kuani Engsten (2.12.) „Habt keine Ängste"; heute nur Singular: *Hobs kuani Aungst!*
zunärscht (2.12.) „zuerst"; heute: *zun der ärscht.* Es konnte nicht mehr festgestellt werden, ob es sich dabei um eine ehemals übliche Form oder um eine im Zuge der Verschriftung entstandene Mischform aus landl. *zun* und hdt. *erst* handelt.
Tscha umi, eh (2.12.) Zuruf an das Vieh; heute: *Tscha, eh!*
erumschnapzeln (2.12.) „herumschnäpseln" d.h. Schnaps trinken; heute nicht mehr gebräuchlich, dafür allgemeiner *erumzirpeln*, „herumtrinken"
[is zun Geld] pekemen (2.13.) „[ist zu Geld] gekommen"; heute nur: *[is zu Geld] kemen*
der Kittelsock (2.13.) große, am Frauenrock angebrachte Tasche; heute meist *Taschel*
die Tschismenmocher (2.13.) „die Stiefelmacher"
der Krianwirschtler (2.13.) „der Krenwürstchenverkäufer"
es Maurkstikel (2.13.) „das Marktstückchen", ein Jahrmarktgeschenk der Burschen an ihre Mädchen.

3.2.4. Idiomatische Wendungen und Routineformeln

Die in Auswahl aufgelisteten Wendungen und Gesprächsformeln werden nur mit ihren Übersetzungen bzw. Erklärungen angeführt, eine Einordnung als „typisch-landlerisch" oder „allgemein siebenbürgisch-sächsisch" wird nicht vorgenommen. Die meisten dieser Wendungen und Formeln sind auch heute noch gebräuchlich.

wo jeder drauf loß haut (2.2.) – mit großem Appetit essen; im Text als Stilbruch empfunden

jehn der senn in Rauch kummt (2.3.) – jeden, der ihnen in die Quere kommt

es well sich doch kuaner schwoch lossen (2.3.) – keiner will aufgeben, seinen Mann nicht stehen

es waur ach ährlich (2.3.) – es hat gereicht, es war genug; vor einem Aufbruch gebraucht

frisch sein (2.4.) – wohlauf, gesund sein; vor allem von Wöchnerinnen

Guet nohmt, wos tiat teß noch? (2.4.) – Guten Abend, was tut ihr noch? – Die unmittelbar an den Gruß angeschlossene Frage ist eher als Einleitungsfloskel für ein Gespräch zu sehen, denn als Frage danach, was man wirklich „tut". So ist die Antwort auch dementsprechend vage: *Na, nit gaur vl* (2.4.) – Na, nicht gar viel.

Kumst te ach zun uns? (2.4.) – Kommst du auch zu uns? Gesprächseinleitende Frage, die an den Gast gerichtet wird und Freude über sein Kommen ausdrückt, etwa: „Schön, daß du da bist"

Verzeihts wal i zun enk kumm (2.4.) – Verzeiht, weil ich zu euch komme; als Einleitefloskel gebraucht, wenn ein „offizielles" Anliegen vorgebracht wird: beim Gevatterbitten, Um-Verzeihung-Bitten der Konfirmanden, Freien, in der Abschiedsansprache des Alt-Nachbarn an die Trauerfamilie

Wlt teß e so guet sein... (2.4.) – Wollt ihr so gut sein,... – Leitet in gehobener Rede eine Aufforderung oder Bitte ein; normalsprachlich: *Seids eso gut...*

Dro mr wärn jo (2.4.) – Wir werden ja; hier als Antwort auf die Frage, ob die Familie das Patenamt übernehmen möchte. Trotz *dro* und *jo* wird die Antwort als Zusicherung ohne Einschränkung oder Vorbehalt empfunden.

moaring kriecks es Meßer (2.8.) – Morgen kriegt es (das Schwein) das Messer, d.h. es wird geschlachtet

[dos... oles] wie an Schnierl giat (2.8.) – [...daß alles] wie am Schnürchen geht

[moaring huaßts] frihr liften (2.8.) – [morgen heißt es] früher lüften, d.h. früher aufstehen

wünscht sich ober a e jets schir ins Fefferlaunt (2.8.) – Da wünscht sich aber auch eine jede [Frau] fast ins Pfefferland – weil eine sehr unangenehme Arbeit zu verrichten ist

es is ober nit gfarlich [mit en Knechten] (2.9.) – es ist nicht viel los [mit den Burschen], hier: es sind nicht viele im Dorf

e so haumt se olli netich [2.9] – so haben sie alle nötig, d.h. sie sind alle sehr beschäftigt

wuaß der Schinter (2.9.) – weiß der Schinder, weiß der Kuckuck

es kumt uanem holt (2.9.) – es kommt einem halt, hier: zu lachen; das ergibt sich so, man kann es nicht verwehren

dro peholtet sie die Stell ach nit derhuam (2.11.) – dann behält sie [die Jungen] die Stelle auch nicht zu Hause, d.h. sie sind nicht zu halten

[sie] mochent wieder oles krod (2.11.) – [sie] machen wieder alles gerade, d.h. sie bringen wieder alles in Ordnung

haomt…in der Sorg (2.11.) – etwas in Obhut haben

es wärt jo ach dos e Ibergaung sein (2.12.) – es wird ja auch dieses ein Übergang sein, d.h. etwas Unangenehmes wird auch vorübergehen

dos mer min Leiten in der Reih sein (2.12.) – Damit wir mit den Leuten in der Reihe sind, d.h. tun, was alle tun; gilt als allgemeiner Leitsatz für das Verhalten in jeder Lage, das „Aus-der-Reihe-Tanzen" ist verpönt

Es is e waurs Kfrett [mit den Weibern] (2.12.) – Man hat seine liebe Not [mit diesen Frauen]

Sie [die Weiber] seint guet in der Kuchel (2.12.) – Sie [die Frauen] sind gut in der Küche, da gehören sie hin. So wie die Feldarbeit, war auch jene in Haus und Hof in „Männer-„ bzw. „Frauenarbeit" geteilt, jeder Eingriff in die Arbeitssphäre des anderen Geschlechts verletzte die Regel und forderte zu Kritik an der Arbeitsleistung des anderen heraus. Obige Wendung wird im mundartlichen Sprachgebrauch weniger als Ausdruck der Überheblichkeit bzw. Geringschätzung empfunden, vielmehr als Ausdruck der allgemein akzeptierten Rollenzuweisung. Die Wendung hat auch eine „weibliche" Entsprechung: *„Die Mauner seint gut in Stall/pun sänrer Aurbet"* (Die Männer sind gut im Stall/bei ihrer Arbeit.)

doß men vun Goßenthor pis aun Ponzaun schperzen kaun (2.12.) – (Ein Hof ist so klein,) daß man vom Gassentor bis zum ‚Bodenzaun' (hinterer Gartenzaun) spucken kann. Die Wendung *dos man pis hin schperzen kaun* wird abwertend zur Beschreibung einer geringen Ausdehnung oder Entfernung gebraucht

dro kaun er aun Himmel schaun (2.12.) – Dann kann er an den Himmel sehen d.h.in einer schwierigen oder aussichtslosen Lage vom Himmel Hilfe erwarten

waun sich hietz menur dä Schuler en Maun miechent (2.12.) – Wenn jetzt wenigstens die Lehrer ihren Mann stehen würden

Gib ocht doß te nit seng Prun in die Mitten nimmst (2.12.) – Gib acht, daß du nicht (mit dem Ochsengespann) auf jenen (in der Straßenmitte stehenden) Brunnen auffährst

jeder ährlichi Mensch (2.12.) – jeder ehrliche Mensch, als einschränkende und intensivierende Wendung für „jedermann". Variationen dazu sind: *jeder uerntlichi Mensch* (jeder ordentliche Mensch) und *jeder onstandiji Mensch* (jeder anständige Mensch)

doß men sich … af zwua Jauhr pezohlt hot (2.12.) – Daß man sich auf zwei Jahre „be-

zahlt“ hat, d.h. seine Schuldigkeit getan hat. Ohne weitere Angabe bedeutet die Wendung *er hot sich pezohlt* „er ist gestorben“.

die Roter und Schinarer loßent sich erunter (2.13.) – Bewohner der Gebirgsdörfer Rod und Jina kommen ins tiefer gelegene Großpold „herunter“

es is jo nit e so huaklich (2.13.) – es ist ja nicht so heikel, d.h. es werden nicht große Ansprüche gestellt

wie er wuaß und kaun (2.13.) – wie er weiß und kann, wie es eben geht

die Nußscholn hot Hitz (2.13.) – die Nußschale (zum Messen des Samens) wird stark beansprucht

der Saum is aungriffich (2.13.) – der Samen ist als Verkaufsware stark gefragt

do is es ärscht fir die gruaßen Menscher (2.13.) – da ist es erst interessant, verlockend für die großen Mädchen

der Meter mocht en Hupfer af die Kniewel (2.13.) – Der Meterstab macht einen Hopser auf die Finger, d.h. man erhält einen Schlag damit

es is e Lärem ..., doß uanem schier die Ohrn dick wärnt (2.13.) – es ist ein Lärm, daß einem die Ohren „dick werden“.

3.3. Bemerkungen zu Satzbau und Textstruktur

Zahlreiche mundartliche Besonderheiten in Wortstellung, Satzstruktur sowie Satz- und Textverflechtung können bereits aus den wörtlichen Übersetzungen der Texte erschlossen werden. Die Auflistung und Untersuchung dieser Besonderheiten im Bereich der Syntax geschieht auf dem Hintergrund von und in der Gegenüberstellung zu standardsprachlichen Normen. Daß es sich dabei vor allem um allgemein mundarttypische Abweichungen von diesen Normen handelt, liegt auf der Hand. Um mundarteigene, nur für das Großpolder Landlerische typische Sonderformen erarbeiten zu wollen, müßte der Untersuchung ein umfangreicheres, vor allem auf mündlichem Sprachgebrauch beruhendes Korpus zugrunde gelegt werden. Darüber hinaus müßte der Tatsache Rechnung getragen werden, daß das Landlerische selbst das Ergebnis eines Ausgleichsprozesses zwischen mittel- und südbairischen Elementen ist und sich immer in Kontaktstellung zum Siebenbürgisch-Sächsischen, zur deutschen Hochsprache, zum Rumänischen und mittelbar zum Ungarischen befunden hat.

Die Untersuchung bleibt demnach auf den durch die Texte gegebenen Rahmen beschränkt, die Ergebnisse werden nur grob in zwei Gruppen geordnet aufgeführt.

3.3.1. Mundarttypische syntaktische Besonderheiten

a) Wie in der gesprochenen Mundart üblich, nimmt die finite Verbform im Nebensatz nicht Endstellung ein:

... em mueß ausmochen ob em Sylwester sull feiern uder nit (2.9.)
... gruaß und kluan wos nur gian hott kinen (2.10.)

b) Zahlreiche Fälle von Ausrahmung:
... dro sein mer af die Station gangen gruaß und kluan ... (2.10.)
... dos em wider hinaus afs Feld gian kaun und aurbetn (2.7.)
Dos es uanem nit laungwalig werd, pun Schlochtn, ... (2.8.)
Heier is es ober nit gfarlich mit en Knechten ... (2.9.)

c) Unübliche Stellung des Verbzusatzes:
– näher beim Verb, nicht in Endstellung:
Men nimt sich mit, Sporel, Rechen und Schaufel. (2.1.)
Der Freier nimt gwehnlich sein pesten Kollega mit bis in Hof (2.2.)
– durch die finite Verbform vom Stammverb abgetrennt:
... wal er sen s Leimet Platzel furt hot kfirt (2.11.)
Denn se haomt sich jo Schtro hin kot getaon. (2.11.)

d) Gebrauch von „sich" bei nichtreflexiven Verben:
... dro nimt men sich en Rechen, ... dro mocht men sich Betteln, ... dro versorgt men sich n Soam ... (2.1.)

e) gehen plus Verb:
..., dro muß men gian Holernastel steken ...(2.1.)
Noch en Reng muß men gian und s Gewirz lokern, ... (2.1.).
... gient die Schwiegervater ... einlohnen (2.2.)
gient ach die Prautleit ... Mitpreit pestelln (2.2.)

f) Vorherrschender Gebrauch der Konjunktionen *und, dro,* (dann, danach, darauf), *ober* und *denn*, von den unterordnenden Konjunktionen vor allem *waon ... dro* (wenn ... dann) und *doß* (daß, damit) (2.1., 2.5., 2.6., 2.7., 2.8.)
Dos dro jo oles wie aun Schnierl giat. (2.8.)
Dos es uanem nit laungwalig werd, ... (2.8.)
Und wauns Wosser in Kessell koucht, dro giats aun die Aurbet. (2.8.)

g) Relativsätze werden sehr selten gebraucht, wenn, dann steht als Einleitewort meist *wos*:
... aun Schliangdaurn wos in Zaun pliet (2.7.)
Durch den gueten Gruch wos uanem s Eichnlaub ... gibt ... (2.7.)
Dro nimmt uans es Wurt wos sich e pissel gscheider holtet ... (2.9.)
Derel wos die Jausen pringend ... (2.9.)
... ollerhaunt Spuller wos em nur kaun ... (2.9.)
... gruaß und kluan wos nur gian hott kinen. (2.10.)

3.3.2 Schriftsprachliche Besonderheiten auf syntaktischer Ebene

Ebenso wie im Falle der Wörter und Wendungen sind auch die aus der Schriftsprache übernommenen syntaktischen Strukturen zahlreicher in jenen Texten, die festliche und feierliche Anlässe behandeln. Bemerkenswert ist jedoch, daß keiner der Texte, kaum ein längerer Absatz, diese für die gesprochene Mundart unüblichen Strukturen konsequent beibehält. Es mutet so an, als hätten sich die Schreiberinnen zum Ziel gesetzt, „richtige" Sätze zu bilden, fielen dann aber immer wieder in die gebrauchsübliche Sprechweise zurück.

a) Endstellung der finiten Verbform:
Doß Schießen sogt ollen Leiten doß wider e Praut waurn is. (2.2.)
... doß i enkri Tochter zum Weib haum well. (2.2.)

b) Uneingeleitete Nebensätze in Vorderstellung:
Haumt sies erfaurn gent sie Schockweiß hin... (2.2.)
Hot är mit seiner Red e End, wärd är zun sitzen gnetigt ... (2.2.)
Seint die Hehner gepleckt, so wärd emol aufgloßen ... (2.3.)

c) Intensiver Gebrauch des Passivs, wo die Mundart unpersönliches „man" vorzieht:
..., wärd zärscht e Liad ksungen vun Ajewanten. (2.3.)
Vaur der Kirchentir wärds stellkstaunten (2.3.)
Kek 4 Uhr wärd dro huam gaungen (2.3.)

d) Partizipialkonstruktion statt Nebensatz:
Duot onkemen sengt sie e Mengi Knecht ... (2.2.)
In der Kirchen aunglaungt, wärd ... (2.3.)

e) Gebrauch der Infinitivkonstruktionen mit „um ... zu" statt mundartlich *dos* oder einfachem Infinitiv mit zu:

Die Marel ober tumelnt sich, um recht vehl Stuaner ins Tor zu wärfen. (2.2.)
... jeder schaut, dos er polt huam kummt, um ach en nechsten Tog mitmochen zun kinnen (2.3.)
Dro giahnt [sie] huam, um sich es Kirchengwand auszunziehng (2.3.)

f) Gebrauch schriftsprachlicher satzeinleitender Wörter:
worauf: ..., *worauf die Praut en Tisch deckt ...* (2.2.)
nun: *Is nun olles fertig ...* (2.3.)
mitunter: *Mitunter wärds ach kschpellt und ksungen* (2.3.)
unterdessen: *Unterdes protet die Leber fertig ...*(2.8.)
nebenan: ..., *nemaun der Uhrmocher mit seiner Kunst* (2.13.)

Eine semantisch-lexikalische Untersuchung mundartlicher Sonderwörter (die festen Wendungen wurden unter 3.2.4. erfaßt) sowie jener Wörter, die zwar in der Standardsprache vorkommen, aber in der Mundart Bedeutungsvarianten aufweisen, die von den standardsprachlichen abweichen, mußte in diesem Rahmen zurückgestellt werden. Durch die Erarbeitung einiger Besonderheiten einer älteren und schriftlich überlieferten Mundartstufe sollte den Arbeiten, die sich auf den gegenwärtigen Sprachstand der Landlermundarten beziehen, ein kleines Pendant beigestellt werden.

Literatur

BOTTESCH, Johanna und Martin (1992): Die bairisch-österreichische Mundart der Landler von Großpold (Apoldo de Sus) in Siebenbürgen (Rumänien). Wien (= Beiträge zur Sprachinselforschung. Bd. 10/I und II).
PIRINGER, Otto (1975): Der Merenziker. Bukarest.

Hanni Markel

Erzählen in Großpold

Ganz allgemein liegt bei Siebenbürger Deutschen auf dem Dorf der „Kurswert" von Liedern und guten Sängern höher als jener von „Geschichten" oder gar von guten Erzählern, deren Fabulierkunst gern in das Gebiet des „Lügens" abgewertet wurde und wird. Im Vergleich mit dem Erzählgut der anderen Ethnien Siebenbürgens ist jenes der Siebenbürger Sachsen insgesamt weniger traditionell. „Durch die verpflichtende Volksschule" wurden „auch andere Quellen der Unterhaltung" zugänglich, der „Blick wurde weiter, das Urteil über die Wirklichkeit und Möglichkeit des Erzählten ist klarer geworden."[1] Insbesondere Zaubermärchen – einer der Maßstäbe ungebrochener mündlicher Tradition in Erwachsenengemeinschaften – trugen bereits zur Jahrhundertwende bei den Siebenbürger Sachsen deutliche stilistische Zeichen des Rückzugs in die Kinderstube. Lebendiges (traditionelles) Erzählen bedeutete gleichzeitig Öffnung für anderssprachiges Erzählgut Siebenbürgens. Dies betraf weniger die Sage als das Zaubermärchen und den Schwank[2] bzw., in der neueren Zeit vor der Wende in Rumänien, den (politischen) Witz.[3] Im Bereich des Volksgesangs der Siebenbürger Sachsen gingen eigenständige Entwicklungen etwa seit der Reformation allmählich zugunsten der Anbindung an hochsprachliches Liedgut zurück.[4] Für Landler und Sachsen bot sich damit gewissermaßen ein neutrales Feld gemeinsamen Singens an.[5] Einen Anlaß, sich im Singen voneinander abzusetzen, gab es für Großpold offenbar nicht; zum Vergleich: In Großau verabschiedet die Gruppe ihrer Jugendfreundinnen eine Braut entweder sächsisch oder aber landlerisch mit dem eingesungenen mundartlichen Kunstlied von Georg Meyndt (1852–1903) [sächs.][6] *ət gi:t ən Riad durch å:s Gəmi:n* „Es geht eine Rede durch unsere Gemeinde", bzw. dessen Übertragung ins Landlerische *əs get ə Red durch insər Dorf* (eigene Beobachtung 1988).

Das Erzählen findet im sprachlichen Verständigungsmittel einer bestimmten Gemeinschaft statt. In Großpold sind dies bei den deutschen Bewohnern gleich zwei Mundarten, die unterschiedlichen Dialekten angehören. Obwohl durch gewisse fami-

1 SCHULLERUS (1930), S. 6.

2 MARKEL (1978).

3 GIRTLER (1992), S. 63–67.

4 BRANDSCH (1931), S. XIV-XV.

5 Vgl. FLEISCHER (1983).

6 Da dieser Beitrag sowohl landlerische als auch siebenbürgisch-sächsische Wörter und Textfragmente enthält, wird jedesmal, wo aus dem hochdeutschen Text nicht hervorgeht, um welche Mundart es sich handelt, diese vor dem mundartlichen Wort oder Textfragment in eckigen Klammern angegeben.

lienabhängige Voraussetzungen vorwiegend in einer Mundart beheimatet, beherrschen Landler wie Sachsen dennoch beide, zumal in Familien, wo diese sogar laufend gesprochen werden. Nimmt man noch die Beherrschung des Hochdeutschen als Bildungssprache sowie die zumindest hinreichende Kenntnis der rumänischen Staatssprache hinzu, ist der sprachlich komplexe Rahmen abgesteckt, in dem Wissen, Erfahrungen, Gesprächs- und Erzählstoff, aber auch Haltungen sowie Anschauungen vermittelt werden. Die Wahl einer der Mundarten oder Sprachen richtet sich am Sprachvermögen der Sprechenden und an dem der Zuhörer aus; Wechsel der Sprachebenen, Zitieren in der anderen Mundart oder den bekannten Sprachen sind selbstverständlich. Eine Zuordnung der Erzählungen nach dem Kriterium der (vorwiegenden) Erzählmundart ist für Großpold durchführbar, sagt aber kaum etwas über die Zugehörigkeit des Erzählstoffes aus. Mündliches Erzählen ist eines der Gebiete, auf dem und durch das die kulturelle Angleichung, das Zusammenwachsen der Sachsen und Landler zu einer lokal bestimmten ethnischen Gemeinsamkeit mitvollzogen wurde. Eine Einschränkung des Themas im speziellen Fall Großpolds auf den gegebenen landlerischen Zusammenhang ist somit nicht geboten.

Der heute durch Befragungen umspannbare Zeitraum reicht kaum vor den Beginn unseres Jahrhunderts zurück. Zwei Weltkriege, Staatenwechsel von Ungarn zu Rumänien, Wechsel der Gesellschaftsordnungen mit unterschiedlichen bis gegensätzlichen Ideologien, drei Agrarreformen (1920, 1945, 1990) und schließlich die neuerliche, massive Auswanderung ab 1990, diesmal westwärts, haben den Siebenbürgern in diesen Zeiten manches an Überlebenswillen abverlangt. Arbeit als solche war und ist eine Gewähr des Fortbestands,[7] brauchbare Formen des dörflichen siebenbürgischen Gesellschaftskonzepts halfen dem Individuum, Umbrüche leichter zu verkraften.

Durch die schnelle Abfolge der Einschnitte verlor jeder einzelne von ihnen an Schwergewicht, die Zeiten relativer Stabilität waren kurz, unerwartet Schweres wie besser Überblickbares war rasch überlebt, befrachtete unentwegt die Erinnerung. Ohne Frage hat der Zweite Weltkrieg mit seinen Folgen am tiefgreifendsten nachgewirkt, zumal diese den Sog der Ausreise mitbedingt haben. Jene Generation, für die der Verlust des Bodenbesitzes durch die Agrarreform von 1945 gewissermaßen das Ende der Welt bedeutet hat, lebt heute nicht mehr. Nach 1990 wollten immer weniger im Ort einen Aufbruch unter günstigeren politischen Vorzeichen versuchen. Die inzwischen überwiegend in der Bundesrepublik Deutschland ansässigen Großpolder brachten ein Großpold-Bild mit, das ihre jeweilige Erlebniszeit bis zur Ausreise verdichtet, einschließlich jene Jahre nach 1945, als doch wieder erträgliche Formen der Existenz gefunden worden waren. Freilich ist jede Lebensgeschichte auf ihre Weise beeindruckend und wird nicht zuletzt auch deshalb interessant, weil die zeitgenössischen

7 Vgl. dazu GIRTLER (1992), S. 43–57.

Anforderungen bewußter Integration unterschiedlich auf das Siebenbürgen-Bild zurückwirken. Die vorliegende Darstellung sieht aber von „Lebensgeschichten" und „erzählter Geschichte" weitgehend ab, wiewohl beide Erzählformen („life history", „oral history") seit einiger Zeit besondere Beachtung erfahren. Hingegen richtet sie ihr Augenmerk auf traditionelles Erzählgut und auf jene Stoffe, die über das Persönliche hinaus zum erzählten Familien- und / oder Gemeinbesitz wurden, sowie auf Mechanismen des Erzählprozesses.

1. Erzählen der Erwachsenen. Erzählgelegenheiten und Erzählstoffe

Bilder der Geruhsamkeit und des Ausspannens, die sich Frauen wie Männer nach einer harten Arbeitswoche, einem anstrengenden Tag gönnen, stellen sich vorerst als Inbegriffe des mündlichen Austausches ein: Auf sauber gekehrten Gassen vor bestimmten Häusern sitzende Landfrauen in Sonntagnachmittagstracht, aber auch Verweilen beim [landl.] *Pupəsn af dər Goss* (Schwatzen auf der Gasse) oder Einladungen der Männer „auf einen Becher Wein", zum „Weinkosten". Vordergründig werden erstere eher mit „mündlicher Dorfzeitung" gleichgesetzt, letzteres eher mit Unterhaltung und „Politisieren"; scheinbar wenig Profilierung verbindet man mit der einen, gewandte Wortführer, gute Erzähler – u. a. Josef Lederhilger (geb. 1904), Hans Rieger (1926–1997), Michael Kirr (1909–1985) – mit der anderen Seite. Wohl gehört geschlechtsspezifisches Rollenverhalten zum bäuerlich-dörflichen Verständnis wie der geringere Freiraum, den die Gemeinschaft dem Individuum im Vergleich zu (groß)städtischem Leben zubilligt. Mündlicher Austausch bedeutet aber gleichzeitig teilhabende Information, Ansprechbarkeit und Mitreden.

Ausgehend vom Kern der Kleinfamilie über die Großfamilie und Anverwandtschaft machten weitere Bindungen – Gevatterschaft, jahrgangsmäßige „Gesellschaften" der „Kameraden" und „Kameradinnen", kirchliche Bruder- und Schwesterschaften der Konfirmierten, Nachbarschaften der Verheirateten, Freiwillige Feuerwehr, Frauenverein, musikalische Verbände wie Männergesangsverein (ab 1881) oder die weithin bekannte Blasmusikformation (gegründet 1870), nicht zuletzt Schule und Kirche – das Großpolder Individuum zum sozialen Wesen. Die Formen sozialer Bindungen waren durch ritualisierte Elemente gestützt, sie schlossen geselliges Beisammensein mit ein und damit Gelegenheiten, dem Anlaß entsprechend Vorfälle aller Art, vom tragischen, bewegenden Unfall bis hin zum ausdrücklich auf Unterhaltung zielenden Streich oder aber Anekdoten, Witze zu erzählen. Nicht wenig Anekdotisches und Witziges hat gerade in solchen Zusammenhängen seinen Ursprung, z. B. wie Burschen einer oder der anderen „Gesellschaft" Hühner geklaut und gemeinsam mit dem ahnungslosen Sohn der Geschädigten verspeist haben (J. G., H. S.). Oder [landl.]: *„Håbtəs ach di ‚Greta Garbo' khåt?" – „Na:, 's wå:r nuər 's Gerda ə Herrischəs."*

(„Habt Ihr auch die ‚Greta Garbo' gehabt?" – „Nein, es war nur ‚das' [Mädchen] Gerda ein ‚Herrisches' [in städtischer Kleidung].") Die „Leute" wollten wissen, was für die „Kameraden" und „Kameradinnen" zum Namenstag des jugendlichen Enkels Johann Klusch vorbereitet worden war, aber dessen Großmutter kannte „die Backerei" (Kuchen) mit dem Namen der Schauspielerin offenbar noch nicht (um 1950, G. G.).

In der Umstellung von selbständigen Bauern- und bäuerlichen Handwerkerfamilien des intern deutsch verwalteten Dorfes auf staatlich gelenkte Wirtschaft, Arbeitsverhältnisse und rumänische Verwaltung kam dem eingeübten sozialen Verhalten auch in den neuartigen, im Prinzip kollektiven und ethnisch gemischten Arbeitsverhältnissen eine bedeutende Rolle zu. Von der Arbeitsspezialisierung her gegebene Möglichkeiten, unter sich zu bleiben, wurden durchaus genützt. So meinte man im Dorf, die sogenannte Gruppe, [landl.] *di Grupp*, von Frauen und Mädchen, eine zeitweilige Organisationsform der Weinbergsarbeit auf der Staatsfarm, sei der eigentliche Umschlagplatz von Neuigkeiten. Ihr Muster geselligen Arbeitens bei guter Laune gleicht in der Erinnerung eher jenem zweitrangiger Beschäftigungen, etwa der ehemaligen „Rockelstube" (Spinnstube) zur Zeit weitgehender textiler Selbstversorgung, als der gestrengen Ernsthaftigkeit in der eigenen Wirtschaft. Dazu die Darstellung von Johanna Glatz, [landl.] *David-Hannə-Muam* (geb. 1915), für die frühen Fünfziger:

/Beispiel 1/[landl.] *Drå håmt si ach duət in dər Kalippm hålt wås vi:rkschtüllt, na! […] hålt ə Theatər håmt si vi:rkschtüllt, na nuər əso, wås, wiə si sich's håmt gədänkt. […] und drå … gətånkzt in der Kalippm … Mer håm ungs vülmål drå ach Kråpfm dərhuam gəpåchn und si mitgnåmmən und drå duətər ge:ßn, mit Weinsuppm. Jo, i såg dər's, tu:, 's wå:r ə schiani Zei:t ach af dər Färm, wiə mər å:lli zåmm wå:rn noch* … (Dann haben sie [während der Arbeitspausen] auch dort in der Hüterhütte eben einiges ‚vorgestellt', na! … Halt ein Theater haben sie ‚vorgestellt', na nur so, was, wie sie es sich gedacht haben … und dann … getanzt in der Hütte … Wir haben uns viele Male auch Krapfen daheim gebacken und sie mitgenommen und dann dort gegessen, mit ‚Weinsuppe' [Brotbrocken in Süßwein]. Ja, ich sag dir's, du, es war eine schöne Zeit auch ‚auf der Ferm', wie wir alle noch zusammen waren.)

[landl.] *Schtickəl* (Stücklein), *Tummhei:tn* (Dummheiten) nennt Frau Glatz, wie allgemein üblich, heitere Begebenheiten oder Streiche aus ihrem Alltag, die sie wiederholt erzählen mußte. Eine davon war ihre [landl.] *Håsnkschichtn* (Hasengeschichte). Sie hatte sich erboten, einigen Arbeitskolleginnen das fällige Sonntagsfleisch aus dem ihr lästigen Kaninchenbestand zur Verfügung zu stellen. Da die Häschen aber noch zu klein waren, gab sie, um das Gesicht zu wahren, auch je ein Körbchen Birnen zum Fleisch. Ihre Erzählweise ist ausgreifend, gespickt mit Reflexionen und direkter Rede, mit Abschweifungen und Wiederaufnahmen, und es ist gut vorstellbar, daß sie die ar-

beitenden Zuhörerinnen damit erheitern konnte. [landl.] „*Hannə-Muam, ərzülts!* (‚Hann' [Johanna]-Muhme' erzählt!)", und: „*Wånn di Hannəmuam nit is, drå is əs åwəl gråm* (Wenn die ‚Hann'-Muhme nicht [dabei] ist, dann ist es immer ‚gram' [einsam, still])", zitiert sie ihre Kolleginnen.

/Beispiel 2/ [landl.] *Na scha, i hån jå wås miəssn ərzüln! Und drå håmmər åwəl, wånn mər kschnittn håm und əso Re:m miəssn austrå:ng, drå håt jå ə jedər miəssn austrå:ng, nit nuər uans. […] Und i hån sen na widər åwəl ərzült, […] und hiətz wå:rn mər an Å:rt, und i hån nit ua Heifəl Re:m ausgətrå:ng! Hiətz såg i: „Te:s, təs miəßt əntschu:lding, åbər i hån jå nit uamol au:sgətrå:ng!" – „Drå, Hannəmuam, wär hett ungs ərzült, wånn te:s ach noch mit Re:m wa:rt gångən?!"* (Na schau, ich habe ja etwas erzählen müssen! Und dann haben wir immer, wenn wir [Rebstöcke] geschnitten haben und so Reben [ans Ende des Weinbergs] austragen mußten, dann mußte ja jeder[mann] austragen, nicht nur eins [eine weibliche Person]. Und ich habe ihnen wieder immer [fortlaufend] erzählt, und jetzt waren wir am Ende, und ich habe nicht ein Häuflein Reben ausgetragen! Jetzt sage ich: ‚Ihr, ihr müßt entschuldigen, aber ich habe ja nicht ein [einziges] Mal ausgetragen!' – ‚Nun denn, ‚Hann'-Muhme, wer hätte uns erzählt, wenn Ihr auch noch mit Reben gegangen wärt?!')"

Bestimmt gehören heitere Begebenheiten in Großpold zum aktiven, in seinem vollen Umfang kaum erfaßbaren Erzählrepertoire. Individuelle Anlagen und Gelegenheiten entscheiden, ob man bloß zuhörend daran teilhat, oder aber selbst welche erzählt bzw. gar produziert. Eine verbreitete entsprechende Gestimmtheit gewinnt auch Banalem erzählenswerte Komik ab, wie z. B., in Abweichung von der Norm, eine verbindliche Antwort auf eine unverbindliche Kontaktformel (statt oder zum Gruß). Der Vorbeigehende durchschaut aber – gleich der perfekten Struktur eines Schwanks mit ebenbürtigen Gegenspielern[8] – die Absicht und nimmt das aus einer Laune Gesagte anders ernst als erwartet:

/Beipiel 3/ [sächs.] *Də Kirrəmå:n, dä stå:nd […] do: åf dəm Wå:rich åf dər Brack ənd så:ch uəwən. Kiət der Mä:tzən-Tschick, dər jång, vərbä:, so:t:* [landl.] „*Wås tiatəs, Lisimuam?" – „Na, i schau då hinein, i hån gədänkt, i sü' mi då əreinschtirzn."* [sächs.] *Dot huət aing sä: ərzå:lt, də Lisəmå:n […]. Na so:t sä: : „Na ich duəcht, ə wed na*

8 Hierzu eine Begebenheit auf der Hochzeit von Andreas Glatz und Johanna geb. Glatz, Januar 1957. Der Pate Daniel Glatz bedauert in seiner Tischrede, daß die Nichte E. W. ausreise: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich!" stehe in der Bibel. Diese steigt nun zwischen den Tischen im Scheiberischen Haus, wo die Hochzeit im Anbau „Internat" abgehalten wurde, auf einen Stuhl und spricht (an sich für eine Frau unerhört): *‚Jå:, Danige:t, åbər in dər Pibəl schtiat ach:* ‚Das Weib verlässet Vater und Mutter und ziehet dem Manne nach.' *Und se tuə i: hiətz mit mein Kingdərn.* (Ja, Dani-Pate, aber in der Bibel steht auch … Und das tue ich jetzt mit meinen Kindern.)"

so:n: [landl.] *‚Na, Lisimuam, na nit schpringts hinein!‘* [sächs.] *oəddər əsiə astər, wi:ßtə?, ar hi: so:t: ‚Net schpraingt etzt, soənst kuət ər jå net am!‘“* (Die Kirr-Muhme, die stand dort ‚auf dem Weiher*re:ch‘* [sächs. -berg; Landstraße, Richtung Reußmarkt] auf der Brücke und sah hinunter. Kommt der Mätz-‚Tschick‘ [Georg], der junge, sagt: „Was tut Ihr, Lisi-Muhme?“ – „Na, ich schaue da hinein [ins Wasser], ich habe gedacht, ich solle mich da hereinstürzen.“ Das hat immer [ebenfalls] sie erzählt, die ‚Lis‘ [Elise, Elisabeth]-Muhme. Nun sagte sie: „Na, ich dachte, er würde nun sagen: ‚Na Lisi-Muhme, na nicht springt hinein!‘ oder so etwas, weißt du?, aber er sagte: ‚Nicht springt jetzt, sonst kommt Ihr ja nicht um!‘“) (G. G.)[9]

Sind mehrere Kenner einer Begebenheit beisammen, kann die „Geschichte“ ein mosaikähnliches Resultat mehrerer Fassungen sein, insbesondere wenn die Ursprungsgeschichte erst durch ein Nachspiel für neue Beteiligte interessant wird: Die einen setzen mehr auf episch wirksame Verknappung, die anderen möchten den genauen Ablauf rekonstruiert wissen. So würde es zu weit führen, hier die Vorgeschichte zu entwirren; Fakt ist, daß auf einer Hochzeit im Ort die in Hunyad lebenden Großpolder vom Urheber des Streichs, dem (ehemaligen) Jäger David Glatz (1904–1994), mit dem Scheuchruf für Katzen *„Käätz! Kchz!“* gehänselt wurden. Auf ihrem Fasching sollen sie nämlich (s)eine auf dem Weg zum Großpolder Bahnhof gefundene (durch ihn) enthäutete Wildkatze als Hasenbraten verspeist haben, was diese natürlich bestritten. Für Unterhaltung war damit auf jener Hochzeit jedenfalls gesorgt, das *„Käätz! Kchz!“* wollte nicht mehr verstummen (1962/64 ?).

Von einer durchgehenden Kenntnis der im Umlauf befindlichen heiteren Erzählungen kann bis auf einige Ausnahmen nicht die Rede sein, eher von gruppen- und gelegenheitsbedingten oder (in Beispiel 3) nachbarschaftlichen Ausstrahlungswegen sowie von individuellen Erzählvorlieben. Zum Standardrepertoire älterer Jäger gehörend, waren Anekdoten um Pfarrer Ernst Thullner aus seiner Großpolder Amtszeit (1898–1913) auch allgemeiner bekannt, z. B. über eine auf der Jagd eingegangene Wette, daß er die anstehende Sonntagspredigt nach einem auf der Kanzel vorgefundenen Text extemporiere. Da auf keiner Seite des Zettels etwas stand, setzte der redegewandte Geistliche so ein: „Hier ist nichts, und da ist nichts. Liebe Gemeinde! Aus Nichts hat Gott die Welt erschaffen …“[10] Überhaupt nimmt man in passenden Situationen gern auf bekannt gewordene Begebenheiten oder Geschichten und Witze Bezug. Spitznamen sind ein mögliches Resultat des weiteren Umgangs mit Erzählun-

9 Obwohl seit 1945 in Großpold zu Hause, hat Gerda Gleiß die Reußmärkter sächsische Mundart ihrer Kindheit weitgehend beibehalten.

10 Vgl. auch *Das Beispiel*, erzählt (landlerisch mit deutsch) von Regina Wallner (geb. Kramer, 1909–1987) am 27. 3. 1976 auf einer Familienfeier im Haus Kirschlager. Aufnahme H. Markel, im Institut „Arhiva de Folclor a Academiei Române, Cluj“ (weiterhin: AFC), Tonbandbestand Mg. 2327 Id.

gen ([sächs.] *der Lo:-əriəf* der „Leg-[dich]-herüber", da der junge JOHANN SCHUNN im Schlaf in den Nachbarweinberg geraten war und nun von seiner Mutter zurückgerufen wurde – J. K.), sogar ein stehender Vergleich der Alltagsrede beider Mundarten hat einen epischen Ursprung: [landl.] *låchn wiə dər Lahner pun Wåssərschepfn* / [sächs.] *låche wä dər Lahner bä:m Wåssərschä:pən* für ‚Wissen verbergendes Lachen'.[11] Die Wieder- und Weitergabe geschieht häufig in Analogie zu einem angesprochenen Thema oder hängt mit einem Umstand zusammen, der Erinnerungen wachruft. Folgende Begebenheit hätte ich auf mehrfachen Wegen bereits früher erfahren können. Erinnert und erzählt wurde sie spontan gelegentlich einer Geburtstagsfeier 1994 in Ingolstadt vermutlich, weil eine väterlicherseits aus Freck stammende Großpolder Anverwandte zugegen war:

/BEISPIEL 4/ [landl.] *Mei Grossvåtər, dirl håmt vüll Kingdər khåt. Si håmt å:lli hålt åcht, nein und ülf Kingder khått. Und drå wå:r dər Kråmər-Grossvåtər, dər Dani-Grossvåtər und der Riəkər-Ångdres-Vettər as'n Winkəl, si seind am Må:rk kfå:rn af Freck.*

Na wiə si duətər wå:rnt, håmt si sich's Pro:ttiəchəl aufgmåcht und håmt əmål ge:ßen. Und seind zwua Kingdər hinkämmən und håmt zuəkschaut. Drå håmt si kfrågt: [sächs.]*"Huət ər uch Gəsästər?" – „Na, ech huən nor ən Sästər." – „Na, und ta:?" – „Na, ech huən nor ən Bradər."* [landl.] *Dro håmt de: Vettərn kságt:* [sächs.]*"Go:t hi:mən und so:t irən A:ldərn, sə we:rən schwåch Legt! Hä: we:rən dro: Männər vu Gruißpu:ld, dä hä:wə mi: Kängd wä: gungz Fräck!"*[12]

(Mein Großvater, die haben viele Kinder gehabt. Sie haben alle je acht, neun und elf Kinder gehabt. Und dann war der Kramer-Großvater [mütterlicherseits], der ‚Dani'-Großvater [väterlicherseits, Dorfname für Glatz] und der Rieger-Andreas-‚Vetter [Onkel]' ‚aus dem Winkel [Ortsteil]', sie sind auf den Markt gefahren nach Freck [jenseits Hermannstadt, Richtung Fogarasch]. Wie sie nun dort waren, haben sie sich das Brottüchlein aufgemacht [die Brotzeit hervorgeholt] und haben einmal gegessen. Und [es] sind zwei Kinder hingekommen und haben zugeschaut. Dann haben sie [die Männer] gefragt: „Habt ihr auch Geschwister?" – „Na, ich habe nur eine Schwester." – „Na, und du?" – „Na, ich habe nur einen Bruder." – Dann haben diese ‚Vettern [Männer]' gesagt: „Geht heim und sagt euern Eltern, sie wären

11 Ein Pferdehändler namens Lahner lobte sein Pferd bei der Tränke im Hof über alle Maßen. Der Sohn, der gerade Wasser schöpfte, begann zu lachen, und die Käufer wollten wissen warum: „Ach, der Maulaff lacht ja immer beim Wasserschöpfen." – Der Händler soll aber selbst einmal von Roßtäuschern hereingelegt worden sein. Der von Zigeunern umgefärbte teuere Gaul fand verdächtig schnell den Weg zum Stall. – Ebenso heißt es, daß er nun endlich auch einmal eine Kuh vom Markt heimbringen sollte. Zum Ärger seiner Frau war es aber wieder ein Pferd. (E. W.)

12 Der Dialog weist neben Großpolder auch Hermannstädter sächsische Lautungen auf: Unter den Zuhörern befand sich ein Sachse aus einer anderen Gegend Siebenbürgens.

schwache Leute! Hier wären drei Männer von Großpold, die hätten mehr Kinder als ganz Freck!" – E. S.)

Mindestens Fragmente erschwerter Verständigung durch mangelhafte Kenntnis einer fremden Sprache sind sozusagen jedem Großpolder bekannt, sei es nun von der Frau, die Hirschhornsalz (rum. bicarbonat de amoniu) kaufen wollte, indem sie zu „sare" (Salz) den Hirsch rumänisch umschrieb und mit den Armen Hörner markierte („...are coarne şi fuge prin pădure şi face u-u!" „...er hat Hörner und läuft durch den Wald und macht u-u!") oder von jener, die beim Hirten in einem merkwürdigen – und gemerkten – Rumänisch um ihre vermißte Kuh nachfragte. Eine Entsprechung dazu sind Ausrutscher im Deutschen: „Gehen Sie nur da gerade ‚aage' (landl. *å:gi* [hinunter]), da bei den ‚Blanken' (Bretterzaun), beim ‚Kackasch' ([landl., sächs.] *Kåckåsch* /[Wetter-]Hahn/, Spitzname der Familie Bottesch ‚Auf der Kleinen Erde') bekommen Sie auch Wein, auch Schnaps." Oder, in einem Brief: „Ich, die Kuh, das Kind, das Kalb /das Schwein sind gesund, nur die Großmutter hat ‚Abweichen' (sächs. für Durchfall – E. W.)," bzw. „... nur der Zaun gegen den Nachbar ist ‚bosder' (Übernahme aus dem Rumänischen: zerrüttet – H. S.)."[13] Sächsisch-landlerische Dialektinterferenz spießt ein Vorfall auf, dessen mögliche Wendung vielleicht erfunden wurde: [landl.]*"I pədånk mi ums Å:mdmå:l!" – „Gä:rn, deini Singdn seint dər vərge:m!"* („Ich bedanke mich fürs ‚Abendmahl' [statt landl. *Nåchtmål*; sächs. aber: *O:wəndammәß* Abendimbiß!]" – „Gern, deine Sünden sind dir vergeben!") Vor unliebsamen, für andere aber komischen Mißgeschicken macht die Spottlust ebensowenig halt wie vor angeborenen Sprachfehlern. [sächs.] *„I:m, də Pinanzə kuən!"* („Ohm, die ‚Finanzen' kommen!") pflegte der im Dienst ergraute sächsische Knecht *Paulən-Hoənz* [Johann Buchfellner] seinen Brotgeber zu warnen, wenn Behörden im Anzug waren (E. Sch., J. K.). Vorsicht in der Stoff- und Zuhörerwahl lassen Erzähler heiterer Mißgeschicke bei bekannter Empfindlichkeit der Betroffenen oder deren Angehörigen walten, da Mitlachen, auch über sich selbst, doch nicht jedermanns Sache ist.

Unter den siebenbürgisch-sächsischen traditionellen Sagenthemen haben sich Hexengeschichten zäher als andere erhalten. In manchem Ort haftet ihnen auch in der Gegenwart noch Numinoses, ein gewisser Glaube an übernatürliche Kräfte des / der einzelnen an, dort sind auch notwendige Abwehrmaßnahmen (z. B. nur mit der linken Hand anfassen) bekannt. Großpold hatte ebenfalls seine „Hexen", sächsisch *Truddən*. Das Thema wird aber, wenn überhaupt, ausschließlich als Entdecken der bei Nachbarn

13 „Weib und Vieh gesund, nur der Zaun vom Nachbar ist ganz ‚bosder'" soll eine Frau aus Großpold ihrem Mann während des Ersten Weltkriegs geschrieben haben – das hat Katharina Ungar (42) in ihrer *Hochzeitsrede* einem Großpolder entsprechend dem im Bistritzer Gebiet üblichen Hänseln der Hochzeitsgäste gewissermaßen als Ortsspott zugedacht. In: AFC Mg. 2276 IIf, Aufnahme: H. Markel, 13. 3. 1975 in Lechnitz.

melkenden Milchdiebin mit umgehängtem „Leintuch" abgehandelt,[14] nicht etwa als Tierverwandlung (u. a. die kornstehlende Hexe in Krötengestalt) oder aber das räumlich getrennte, zum Schaden der anderen funktionierende „Melken an der Zaunstütze", wie sie im Reener Gebiet um 1965 noch erzählerisch erinnert wurden.[15] Ein durch Misch Orend veröffentlichter (landlerischer?) Text aus Großpold dürfte immerhin einen Nachhall früheren Glaubens an die Verwandlungsfähigkeit der Hexen enthalten: „Die alte Hermannin" machte sich für ihre Raubgänge „das Gesicht glänzend, [...] unter dem Leintuch hatte sie den ‚Sechter' [Melkeimer] und fing an zu miauen".[16]

Insgesamt meinen die heutigen Siebenbürger Deutschen, sie seien weniger abergläubisch als „die Alten" in vergangenen Zeiten, auf jeden Fall aber als „die Rumänen" oder gar „die Zigeuner". Ethnisch unterschiedliche Weltbilder hat der Alltag mitunter bestätigt. Eine alte an Typhus gestorbene Zigeunerin (aus der Mittelgasse vom ihr zugeteilten Hof der Familie Eder beerdigt) wurde als „strigoaie" (Hexe, Untote Tote) gebrandmarkt, da ihr mehrere Familienangehörige in den Tod folgten. Als sie bei Nacht ausgegraben wurde, soll sie auf dem Bauch gelegen haben, und man rammte ihr eine Mistgabel durch den Brustkorb / durch den Bauch, worauf sie „gequietscht" habe. Es folgte schließlich ein Gerichtsverfahren wegen (Anstiftung zur) Grabschändung, und die unerhörte Begebenheit war um 1950 in aller Munde. – Auch heute noch werden bei Gewittern nur die Glocken der orthodoxen Kirche geläutet, weil die Rumänen der Ansicht sind, daß diese im Gegensatz zu den „sächsischen" die Hagelwolken vertreiben. – Im Haus meiner Großeltern war es ein rumänischer Dienstknecht, der dem „berufenen" weinenden Enkel des Hauses „Kohlen löschte". Andererseits soll die alte „Kluschin" aus der Mittelgasse öfter über Zeichen von Zauber (Menschenhaar) in ihrem Hof geklagt haben (J. K., etwa 1920).

Von gelegentlichem Nutzen fremden Befangenseins in einem weniger rationellen Weltbild wurde mir ebenfalls berichtet. Da kein ortsansässiger Zigeuner in das enteignete Haus des ehemaligen Richters einziehen wollte,[17] wurde 1945 die Zigeunerfamilie Caroli aus dem Nachbarort Dobring dort eingewiesen. Von der aus dem Haus (mit Ausnahme eines Kellerteils und eines Zimmers) vertriebenen Familie fürchteten die nunmehrigen Bewohner aber allenthalben Schadenzauber, trauten der jungen Frau übernatürliche Kräfte zu und zogen schließlich heim, als jene nach anderen Vorfällen auch damit recht behalten hatte, daß der kranke Caroli genesen werde. Um den Verlauf der Krankheit wußte die Frau aber durch Kreisarzt Draser, der Großpold von Reußmarkt aus betreute (E. W.).

---

14 Erzählt von Elisabeth Wandschneider mit dem Vermerk, daß es eine der vielen Begebenheiten sei, die ihr Mann, Johann Wandschneider (1914–1994), öfter erzählt hat.

15 Vgl. MARKEL (1968), S 353–354.

16 MÜLLER und OREND (1972), S.190, Nr. CLXXIX.

17 Vgl. REMMEL (1993), S. 72.

[landl.] „*I woaß nit, se wå:r ə piβl ə Glå:m, […] wånn əmål ə Kingd schtirbt, süll mən's zwuati nit əso ta:fn* (Ich weiß nicht, das war ein bißchen ein Glaube, wenn einmal ein Kind stirbt, soll man das zweite nicht so [auf den gleichen Namen] taufen)" – so drückt unsere Gewährsfrau JOHANNA GLATZ den kaum als Dilemma empfundenen Gegensatz zwischen Volksglauben und Handeln aus. Sie wußte durch ihre Schwester um das schlechte Omen, aber der Vorname des Vaters sollte zumindest als Zweitname bei jenem Sohn erhalten bleiben, der nach dem Tod des ersten Andreas geboren wurde. Beispiele dafür, daß nachgeborene Träger des gleichen Vornamens überlebt haben, gab es, und die Erklärung ist: [landl.] „*Si håmt sich na nix draus gmåcht* (sie [die Eltern] haben sich eben nichts daraus gemacht." – J. K.). In Großpold hat der Stammhalter eine vergleichsweise größere Bedeutung als im „sächsischen Recht", wonach dem jüngsten Kind, bei allgemeiner Realteilung des übrigen Besitzes, das väterliche Anwesen zusteht. Wie in einigen anderen Orten auch, z. B. in Stolzenburg, „bleibt" hier nämlich im Prinzip der Stammhalter / die älteste Tochter „auf dem Hof"; daran geknüpft ist eine den jeweiligen Verhältnissen angepaßte Entgeltung der übrigen Geschwister. Implizit standen Stammhalter höher im Kurs als „nur" Mädchen, die dann allerdings zu angestrebten „guten Partien" wurden.

Im Bereich der Landwirtschaft wurde dem Magisch-Mythischen durch Praxis und Aufklärung der Boden entzogen. Rektor SAMUEL BRANDSCH und Konrektor MICHAEL LIENERT haben 1866 neben sachlichen Angaben zum Ackerbau auch Daten zum Volksglauben verzeichnet. Es handelt sich um Antworten auf einen über die Kirchenbezirke auch in Siebenbürgen verteilten Fragebogen von WILHELM MANNHARDT (1865), der in 35 Punkten jene Aspekte des traditionellen Landbaus abfragt, die Zeugnisse vegetationskultischer Vorstellungen und Handlungen bis in die Neuzeit erhalten haben könnten. Verglichen mit dem übrigen zeitgleichen siebenbürgischen Material aus insgesamt 37 Ortschaften handelt es sich für Großpold eher um sächsisches Gut, denn keine einzige Angabe wurde, natürlich mit gewissen Variationen, ausschließlich von hier verzeichnet. So wurde besonders sonntags gemahlenes Mehl als wirksames Mittel gegen Vogelfraß betrachtet. Es wurde vor Sonnenaufgang über die Aussaat gestreut, mit den Worten: „Dies für euch, das Korn für mich!" – Die Saat pflegte man zu „binden", indem die Besitzerin Fäden über den Acker spannte, diesen nackt umschritt und heimging, ohne sich umzublicken. – Gegen Getreidebrand hängte man sieben brandige Ähren in den Rauchfang. – Gegen anhaltende Dürre wurden die Bänke der Ziegelzigeuner in den Bach gekippt. Ob diese Handlung eine Gegenmaßnahme gegen tatsächlich gepflegten oder aber bloß vorausgesetzten Wetterzauber der ortsansässigen Ziegelbrenner war, wird nicht gesagt. An sich bedürfen die naß geformten Ziegel vor dem Brennen Sommerhitze, um zu trocknen. – Zu Ostern gab es Hahnenschlagen und Hahnenschießen.[18]

18 MARKEL (1969).

Eine Wiederaufnahme des Fragebogens (1968), speziell der oben angeführten Angaben von 1866, erbrachte keine einzige Erinnerung daran. „Hier nicht!", meinte eine 1894 geborene Sächsin dazu. Rationelle Ackerbewirtschaftung – in Großpold ausdrücklich schon 1869 durch die Einrichtung eines „Lese- und Landwirtschafts-Vereins" vorangetrieben[19] – hat die Erinnerung an magische Ernte- oder Wettersicherung ausgelöscht, und das Wettschlagen oder -schießen der Schulkinder und Jugendlichen auf einen angepflockten Hahn wurde wahrscheinlich auf eines der wiederholt notwendigen kirchlichen Verbote hin eingestellt.[20]

An sich ist ehemals oder bis heute bekannter Volksglauben noch keine Gewähr für Erzählungen rund um die einzelnen Glaubensvorstellungen. Das Wissen ist allerdings Voraussetzung für Begebenheiten, die hieraus erwachsen, auch wenn diese dann ins Schwankhafte umgebogen werden. Was heute noch ermittelt werden kann, führt eher ein Schattendasein. Die Hemmschwelle, eigenes Befangensein im Aberglauben (z. B. Tinte verschütten als Zeichen für Unheil) zuzugeben, liegt hoch. Besonders Frauen identifizieren sich eher mit erbaulichen Geschichten. Eine gewisse Verweigerung spricht auch aus der abschätzigen Einstufung heiterer Lieder, etwa durch Elisabeth Drechsler, die der Vater Johann Feyri mitunter beim Weben zusammen mit seinem Bruder sang: [landl.] *„sittərni pusti:ji Li:rəl […], u:nne:tiji Li:rəl […], Fåschingsli:rəl* (solche irre Lieder, unnötige Lieder, Faschingslieder)", von denen ihr keine Anfangszeile einfällt. Was sie lieber hörte, mitsang und später an ihre Zwillingstöchter weitergab, waren [landl.] *„schiani Vo:lksli:rəl, uans wiə's ångdəri* (schöne Volkslieder, eines wie das andere)". Dazu stimmt, daß sie mit größerer Achtung von den „Geschichten aus der Bibel" spricht, die die „Großmutter vom Bach" erzählte, als von [landl.] *„Märcher,* […], *de:do Grimm-Märcher[!], wås də seint in Piəchəl* (…die im Buch sind)", die sie von der Großmutter ihres Elternhofs in der Neugasse zu hören bekam und die sie auch als [landl.] *„Lu:ng* (Lügen)" bezeichnet.

In Großpold haben sich die zwei als erzieherischer Notbehelf eingesetzten „landlerischen" Gestalten *„Po:ngre:rəl* ([Dach]bodengretel)" und *„Prunnmandəl* (Brunnenmännchen)" – nicht „Brunnenfrau" oder „Hakenmann" der Sachsen – im Gebrauch erhalten. Damit wird Kleinkindern unkontrollierter Zugang zum anziehenden Dachboden verwehrt bzw. werden sie davon abgehalten, sich über den Brunnenrand zu beugen. In der Spinnstube erheiterte die gute Erzählerin Johanna Piringer, geb. Reiter, die Frauen auch damit, daß sie, als „böses Kind" zum *Po:ngre:rəl* eingesperrt, ihre Notdurft in eine alte Frauenhaube verrichtet und diese dann durchs Dachbodenfenster geworfen habe, „dem alten Schauberger" vor die Füße (J. K., als Kind gehört).

Diffus ist die Überlieferung über einen wohl „Auf der Oberen Reih'" vergrabenen Schatz und dessen Hebung; weder die Zeit noch die Heber des Schatzes werden mit

19 KRASSER (1870), S. 90–92.

20 Vgl. MARKEL (1970).

Bestimmtheit angegeben. Eher schon stimmen die zurückhaltenden Berichte darin überein, daß der ausgegrabene Schatz jenen Leuten „kein Glück gebracht" habe. Auch hier Distanz zum Glauben an gebundene Schätze, indirekte Verneinung von nicht schwer erarbeitetem Wohlstand, aber auch mangelnde Unbefangenheit sowie die Weigerung, etwas nicht genau Nachweisbares über einzelne Dorfangehörige mitzuteilen. Auch der andere von Orend veröffentlichte Großpolder Text (vgl. oben), über einen vergrabenen Schatz, bleibt unbestimmt: Ein Weinberghüter beobachtete die Aktion, und durch diesen „kam es dann heraus, daß dort ein Schatz vergraben sei".[21]

Auffallend wenig ist als Erklärung besonderer Flurnamen im allgemeinen Umlauf. Zumindest „Teufelsaltar" oder „Teufelsbrücke" böten sich zum Hinterfragen an. Tatsächlich hat die damals elfjährige Schülerin Maria Reichert [richtig: Rechert!] eine Sage über den Ursprung einer dieser Bezeichnungen im Folklore-Kreis geliefert, den die zeitweilige Deutschlehrerin Sigrid Klockner leitete: *Der Teufelsaltar, das Brünnlein und das Bächlein.*[22] Auf dem Großpolder Berg haben in ältesten Zeiten Teufel geherrscht. Der Teufel Grinyliano wollte seine stolze Tochter mit dem Teufel Anoraschienko verheiraten. Da dieser aber die brave Teufelin Aschamaloana liebte, verwandelten ihn die bösen Geister des ersteren beim „Altar" in „ein Brünnlein", als er die ihm zugeführte Stolze ausschlug. Vor lauter Weinen wurde Aschamaloana auch zu Wasser, das sich mit der Quelle vereinigte und heute als Bach durchs Dorf („an unserem Haus vorbei") fließt. Der „Altar heißt auch heute noch ‚Teufelsaltar'". Die Teufelsnamen in dieser („selbst erfundenen" oder aber von den „Großeltern gehörten")[23] Erzählung sind sonderbar, und von anderen Personen konnte bislang keine auch noch so summarische Erklärung der betreffenden Flurnamen in Erfahrung gebracht werden. Nimmt man allerdings unseren Landsmann, den Schriftsteller Hans Liebhardt (geb. 1934) beim Wort, hat ihm die Schlange mit dem gleichfalls bemerkenswerten Namen „Aldebaran" aus einer „schaurigen Geschichte" der „Nachbar-Lies" in seiner Kindheit beträchtliche Furcht eingeflößt.[24]

Pfarrer David Krasser verzeichnet in seiner *Geschichte des sächsischen Dorfes Großpold in Siebenbürgen* (1870), eine Reihe Ereignisse, die sich zur mündlichen Tradierung als historische Sagen geeignet hätten. Es verhält sich aber mit dem Tradieren entlegener lokaler Geschehnisse durch die Dorfbewohner nicht anders als mit jenem der Landler. Deren Präsenz in den drei „Landlergemeinden" Neppendorf, Großau und Großpold wird allgemein verkürzt als Folge der Ausweisung zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia aus dem katholischen Österreich wegen der Treue zum evangelischen Glauben erklärt. Es stimmt zur allgemeineren Erzählhaltung, von der noch zu

21 MÜLLER und OREND (1972), S. 112, Nr. CXVI.

22 KLOCKNER und STEPHANI (1971).

23 KLOCKNER und STEPHANI (1971), S. 15.

24 *Es tut mir leid.* In: LIEBHARDT (1969), S. 30.

sprechen sein wird, daß sich eine komische Pseudoätiologie zum Ursprung der drei Landlersiedlungen im Gebrauch erhalten hat, die von sächsischen Großpoldern auch als Gruppenspott eingesetzt wird: „Ihr seid ja nur von der Schoßleiter Heruntergefallene!“[25] Fragt man die Großpolder Landler – ernsthaft – nach ihrer Geschichte, wird gern auf „Bücher“, wo Genaueres stehen müsse, oder an Personen verwiesen, die „mehr wissen“. Naheliegender ist das Interesse für die Sippen- und Hofgeschichte. Es ist freilich ein Vorzug der Landlernachkommen, durch (mitunter recht aufwendig dargestellte) Stammbäume den ersten Träger ihres Namens in Großpold und dessen Herkunftsort oder -gebiet zu kennen. Manche Familien besitzen aus der Einwanderungszeit glücklicherweise erhaltene wertvolle Hausbibeln und Gebetbücher, die auch Eintragungen von privatem, seltener von allgemeinerem Interesse enthalten. Durch handschriftliche *Hausbücher* und einen bedeutsamen veröffentlichten Brief gewinnen einige wenige Transmigranten Kontur.[26] Einen mündlich gepflegten Bezug zu den Anfängen und frühen Werdegängen altösterreichischer Existenz in Großpold gibt es aber nicht mehr, geschweige denn zur vorsiebenbürgischen Zeit.

Die Landler Erlebnisgeneration, das wichtigste Bindeglied zwischen alter und neuer Heimat, kam nicht aus einem einzigen traditionellen Beziehungsumfeld Österreichs, sie mußte die inneren Unterschiede vorerst überwinden und sich gleichzeitig den Platz im Ort gegen die Widerstände einer lieber in ihren Selbstverständlichkeiten beharrenden Gemeinschaft erkämpfen. Es ist schriftlich dokumentiert – nicht auch mündlich tradiert – , daß noch Anfang des 19. Jahrhunderts „das vielfältige Fluchen und leichtfertige Schwören, [...] ja sogar das Fluchen in fremder Sprache“ sowie das von Eltern und Lehrmeister gutgeheißene Tanzen und Weintrinken der sächsischen Kinder von den „Deutschen“ ins Feld geführt wurde, als sie „um des Gewissenswillen“ den gemeinsamen Unterricht ihrer Kinder mit den sächsischen verweigerten.[27] Ihre Geistesbeschäftigung stand in einem ganz bestimmten, religiös ausgerichteten Zeichen, wodurch Nichtreligiöses sicher belangloser, gar verwerflich wurde.[28] *Po:ngre:rəl* und *Prunnmandəl* haben sich nicht trotzdem erhalten, sondern gerade weil man nicht (mehr) an sie glaubte. Ein weiterer Prozeß, das Zusammenwachsen der zwei evangeli-

25 BOTTESCH (1998), S. 207: „Dabei wird auf die ‚Legende‘ angespielt, dergemäß die Landler mit einem Ochsenwagen in Siebenbürgen eingewandert seien. In Großpold sei die hintere Wagenleiter, die ‚Schoßleiter‘, heruntergebrochen, in Großau das hintere Gestell niedergegangen, in Neppendorf schließlich auch das Vordergestell, wobei die Daraufsitzenden jeweils heruntergefallen und seßhaft geworden seien.“

26 KRASSER (1870), REISSENBERGER (1884).

27 TEUTSCH, G. D. (1925), S. 186.

28 KASPAR SONNLEITNER „in Großpolden“ ermahnt im oben erwähnten Brief, vom 25. September 1756, seine samt Kindern in der alten Heimat verbliebene Frau, treu zum evangelischen Glauben zu stehen. „ ... willst du aber von der Welt geehret werden, so wisse, dass du nicht bist in der gemeinschaft Christi und der heiligen...“. REISSENBERGER (1884), S. 12.

schen Bevölkerungsteile Großpolds, verlief landlerischerseits unter den genannten Vorgaben. In gleichem Sinne wirkten Geistliche und Lehrer. Aus volkskultureller Sicht führte gegenseitige Akzeptanz auch zu Anverwandlungen und zu Verlusten auf beiden Seiten.

Der Widerstand der Großpolder gegen die Zugriffe auf ihren Gemeinde"hattert" zugunsten rumänischer Nachbarorte durch die Agrarreform von 1920 war ein Ausläufer früheren Prozessierens um bestimmte äußere Gemarkungsteile, die in Krassers Geschichte des Dorfes ebenfalls zusammengefaßt werden.[29] Eine echte historische Sage konnte Friedrich Schuster von einem Großpolder in Hermannstadt aufzeichnen. „Vor etwa 200 Jahren" wohnten, nach der Erzählung von BERNHARD BOTTESCH, 79 (1983), „im Seifen" Gerber. Diese benötigten mehr Wasser als der Seifenbach führte, und sie beschlossen, den Schwarzbach nahe Tilişca nach Großpold umzuleiten. Die Hermannstädter ließen aber bald einen Damm vor den Felsendurchstoß aufschütten, um den Schwarzbach zum eigenen Nutzen ins alte Bett zu leiten. Die Großpolder zerstörten nun ihrerseits den Damm mehrere Male, bis die Hermannstädter schließlich dort einen Galgen errichteten und drohten, jeden aufzuknüpfen, der sich am Damm vergriff.[30]

/BEISPIEL 5/"Apold – Omlás" (ungarisch) hat auf dem Ziegelstein gestanden, den der Großvater aus einem Grenzhaufen zwischen Großpold und Hamlesch ausgegraben und heimgenommen hat, erzählt Horst Sajnovits. Man nahm zur Grenzbegehung auch Jugendliche und Kinder mit, wenn die „Hatterthaufen" erneuert werden sollten; auch der Großvater war in seiner Jugend dabei. Die Kommission trank eine Flasche Wein leer, verschloß darin einen Zettel, auf dem die Namen der Anwesenden notiert waren, und vergrub die Flasche zusammen mit einem Ziegelstein in den Haufen. [landl.] „*Und drå håmt si sän Göld kschmissn, wånn därl fe:rtich wå:r, […] di Kingdər seind drå afs Göld, und dro […] mit ər Hå:səlruətn håmt si kriəgt ə på:r, dåß si nit vərge:ßnt, wo: därl is. […] Se vərgißt mən nit.* (Und dann haben sie ihnen Geld geschmissen, wenn der [Haufen] fertig war, die Kinder sind dann aufs Geld [losgestürzt], und dann … mit einer Haselrute haben sie ein paar [Schläge] gekriegt, daß sie nicht vergessen, wo jener ist … Das vergißt man nicht)."

Flurkenntnis war bei der Zersplitterung der Anbauflächen aus eigener Erfahrung eigentlich selbstverständlich; auf den Großvater wurde aber auch durch professionelle Vermesser später in Zweifelsfällen zurückgegriffen, wird uns gesagt. Vielleicht dürfen wir uns fragen, ob mit der drastisch unterstrichenen Pflicht, den Verlauf der Dorfgemarkung im Sinn zu behalten, zusammenhängt, daß DANIEL GLATZ (1896–1976), der

29 KRASSER (1870), S. 12–13, 15, 23–24, 54–56.

30 SCHUSTER (1989), Nr. 50.

Großvater unseres Erzählers, in der auf die Agrarreform von 1920 folgenden Rebellion zu den Aktiven gehörte.

2. Erzählen für Kinder

„Geschichten" (landl. *Kschichtn*, sächs. *Gəschichtən*) kindgerecht erzählen, ist Teil der Kinderbetreuung. Aus dem Sommer 1952 ist mir folgender Satz der etwa dreijährigen Maria Kirr („vom Preschendinte", dem Vorsitzenden der Kollektivwirtschaft) in Erinnerung: [landl.] *„... is Jagə kämmən, håt pack! måt"*. Das Mädchen hörte der verknappten Erzählung der Großmutter gespannt zu, sprach dann und wann einige Worte mit, um schließlich mit dem „Schluß" des Märchens vom *Rotkäppchen* in seiner Kindersprache aufzutrumpfen: „[Dann] ist [der] Jäger gekommen, hat pack! gemacht", d. h. den Wolf erschossen. Markante erzählerische Fähigkeiten sind für die spontane Befriedigung von frühkindlichen intellektuellen Bedürfnisen nicht dringend erforderlich. Im Regelfall, mit drei Generationen in einem Anwesen, hatten häufig erst die nicht mehr in voller wirtschaftlicher Verantwortung Stehenden Muße und Geduld, auf die Jüngsten einzugehen, sie Geschichten richtiggehend zu lehren, ihnen aber auch durch Erzählen das Stillhalten schmackhaft zu machen.

[landl.] *„Na, i woaß nit, wå:rnt pun ungs ach gmiətlichi Schtungdn ... [...] Mei Våtər håt ach åwəl Towak khåt ... Drå håmmər åwəl ach Towak miəssn pe:gəln. [...] Von ‚Hansəl und Gretəl' und de:do o:ltn Kschichtn håmt si ungs åwəl ərzült, Lu:ng ərzült, dåß mər gəpe:gəlt håm.* (Na, ich weiß nicht, waren bei uns auch gemütliche Stunden ... Mein Vater hat immer auch Tabak gehabt [zum Anbau übernommen]. Dann haben wir auch immer [getrocknete] Tabak[blätter] ‚bügeln' [glätten] müssen. Von ‚Hansel und Gretel' und diese alten Geschichten da haben sie uns immer erzählt, Lügen erzählt, daß wir ‚gebügelt' haben)". Elisabeth Drechsler (geb. 1931) spricht hiermit Erfahrungen einer Generation an, die strenger in Haus- und Landwirtschaft eingebunden wurde, als dies nach dem Wandel der Besitz- und Arbeitsverhältnisse überhaupt noch möglich war. Ihr Vater war zudem Weber, und die Kinder mußten ihm ebenfalls zuarbeiten.

Während erste Kinderreime durchaus auch in der Schriftsprache vermittelt werden können, werden erste Geschichten in der Hausmundart / den Hausmundarten der Kinder erzählt. Auch zum Zweck des Erzählens gelesene oder aufgefrischte Märchen werden in die Mundart übertragen. In der „Sonntagsschule" der Klein- und Schulkinder wurden zwar deutsche Lieder aus dem *Singvöglein* gesungen, die Bibel- oder eine passende erbauliche Geschichte wurden von konfirmierten Mädchen und jüngeren Frauen aber landlerisch erzählt. Direktes Vorlesen setzt erst mit umfassenderer Hochsprachenkenntnis der Kinder ein, und es wird vom Lesen der Schulkinder schließlich abgelöst. „Kindermund", Erzählungen von gelungenen Aussprüchen oder auch bloß

lustigen Vorstufen richtigen Sprechens verbleiben mehrheitlich im Familien- und Bekanntenkreis und werden besonders der nächsten Kindergeneration gern erzählt. Der Märchenhunger der Kinder ist von ihrer Anlage her allerdings unterschiedlich, Art und Häufigkeit des Erzählens variieren je nach den Gepflogenheiten der betreffenden Familie. Nicht selten wird die private Erzählpraxis aber als notwendige Pflichtübung unterbewertet, und Einblicke werden nur unter Vorbehalten gewährt.

Im Band *Märchen der Rumäniendeutschen* (1991) sind zwei Erzählungen aus Großpold nachzulesen, die zweite sogar als Mundartprobe auch landlerisch. „Mitgeteilt" wurden sie 1989 von „Maria (‚Mirl') Sonnleitner, geb. Wallner, genannt ‚Kantorin', Hausfrau". Der Sammler, Lehrer Karlheinz Piringer, merkt folgendes an: „‚Die Kantorin' ist eine ausgezeichnete Erzählerin, die einzige, die ihre Märchen noch in der alten landlerischen Mundart erzählt. Ihre Zuhörer sind die Enkel und die Kinder aus der Nachbarschaft."[31] *Hansl und Jagerl*[32] weist einige, dem Großpolder Text zum Vorteil gereichende Abweichungen vom Schwank *Hans und Jagerle* in Josef Haltrichs Sammlung siebenbürgisch-sächsischer Märchen (Erstausgabe 1856) auf.[33] Bemerkenswert ist in der Variante Sonnleitner vor allem die Einbettung in die vertraute nächste Umgebung: „Seifen", „Katzenwald" (landl. *Katzəlwå:ld*, sächs. *Kåtzlənk*), „Dicke Eiche". Die zweite Geschichte, *Die Lokomotive und ihre Kinder / Die Lokomotiv und ihri Kingder*,[34] spannt den Bogen zwar zwischen „Reschitz" und Bukarest, die Haupthandlung spielt sich jedoch auf der Bahnstrecke Großpold – Hermannstadt ([landl.] *di Ståd*t) ab, wo die aus Reschitza geholten vier Lokomotiven-Kinder, die [landl.] *Lokomoti:vərlən Seppi, Hansi, Resi, Lisi*, unfolgsam sind: Statt ihrer „Mutter" nachzufahren, biegen sie bei Orlat auf die Schmalspur ab, sammeln Himbeeren, und Lisi stürzt sogar in eine Schlucht. In Reschitza wird diese erneut aufpoliert, und in Bukarest gelangt schließlich die ganze „Dampflokomotivenfamilie ins Museum". Diese an guten Einfällen reiche und geschickt verpackte selbsterdachte Warnerzählung vermittelt gleichzeitig technisches Wissen (Schmal- und Normalspur, Dampf- und Diesellokomotiven).

Mittlerweile ist eine der Erzählungen fünf Generationen dieser Familie (*Kångtər-Schloßər*) bekannt. Den Dummenschwank von *Hans(l) und Jagərl(e)* hat ursprünglich Maria Schell, eine unverheiratete Schwester der Mutter Martin Sonnleitners, mit Wohnrecht, im Haus erzählt. Sie selbst habe für die eigenen Kinder, meinte Frau Sonnleitner (1912–1997), [landl.] *nit əso Zeit* („nicht so Zeit") gehabt. Den Urenkeln habe sie die Geschichten erst neulich ebenfalls erzählt, und diese seien „begeistert und glücklich" gewesen, wenn auch das Großpolder Umfeld ihnen nicht mehr so vertraut sei (Ingolstadt, Nov. 1995).

---

31 STEPHANI (1991), S. 356, vgl. S. 357.

32 STEPHANI (1991), S. 292–295 (Nr. 92).

33 HALTRICH (1882), Nr. 67.

34 STEPHANI (1991), S. 300–303 und 326–328 (Nr. 98).

Gleich nebenan, „beim Scheiber am Markt", hat sich Erzählbegabung und Erzählen durch mehrere Generationen vererbt. Das Formelmärchen [landl.]*Vun Pitschkən* sowie die allbekannte Fabel von Fuchs und Raben / Krähe, [landl.] *Vun dər Kra:*, kennt Martin Scheiber (Jahrgang 1923) noch von seiner Großmutter Elisabetha. Ersteres hat in der Sammlung Friedrich Wilhelm Schusters von 1865 eine leicht abweichende siebenbürgisch-sächsische Entsprechung in rhythmisierter Liedform (ohne Melodie): *Bitschki.*[35] Der nicht völlig geklärte Name *Bitschkən / Bitschki / Bitschkə* des faul gewordenen Kindes, das zu viele Trauben gegessen hatte, wird im *Siebenbürgisch-sächsischen Wörterbuch* zu *Bätsch* (‚Tonne', ‚dicke Frauensperson') gestellt.

/Beispiel 6/ Das Mädchen Pitschken will überallhin mit dem Vater gehen, auch in den Wald. Bald möchte es aber getragen werden, und der Vater bittet nun nacheinander Hund, Knüppel, Wasser, Stier, Schlächter um Hilfe bzw. darum, den jeweils vorigen zu strafen, weil ihm die Hilfe versagt wurde: [landl.] „*Giat noch ə Schtickəl, kämmənt si an ən Mätzgər, an en Schlachtər: ‚He Schlachtər', – därl hât ə gruaßəs Messər khât in dər Hångd – 'schlåcht'n Sti:r! Scha, dər Sti:r wüll nit 's Wåssər saufn, 's Wåssər wüll nit 's Feiər le:schn, 's Feiər wüll nit 'n Kleppəl vərpränənən, dər Kleppəl wüll nit […] 'n Hungd schlå:ng, und dər Hungd wüll nit 's Pitschkən peißn, […] und 's Pitschkən wüll åwəl, i süll's huamtrå:ng.*' (Geht noch ein Stückchen, [da] kommen sie an einen Metzger, einen Schlächter: ‚He, Schlächter,' – der hat ein großes Messer in der Hand gehabt – ‚schlachte den Stier! Schau, der Stier will nicht das Wasser saufen, das Wasser will nicht das Feuer löschen, das Feuer will nicht den Knüppel verbrennen, der Knüppel will nicht den Hund schlagen, und der Hund will nicht das Pitschken beißen, und das Pitschken will immer, ich solle es heimtragen')." Bis zum *Schlachter* kommt jeweils die gleiche Antwort: [landl.] „*ər /əs hât mər nix gətån* (getan)!" Dieser will den Stier schlachten, und die Kette läuft nun rückwärts ab. Doch ehe der Hund das Pitschken beißen kann, ist es weggelaufen.

Die interessante Wechselwirkung von Erzählbegabung – Erzählmedium – Gestaltung ist am Erzählen in der Familie Martin und Elise Scheiber nachzuvollziehen. Von ihren vier Kindern (geboren zwischen 1955 und 1961) sowie deren Kindern war besonders Enkel Martin (geb. 1983) unersättlich, aber auch kategorisch: [landl.] „*Åbər Ota, ərzül hiətz əso, dåß si'n nit hâmt kschlåchtət, 'n Hås!* (Aber ‚Ota' [Opa], erzähl jetzt so, daß sie ihn nicht geschlachtet haben, den Hasen!)" Eigentlich war es eine mehrepisodige Jägergeschichte, in der ein zur [sächs., landl.] *Tokanə* (Gulasch) versprochener Hase als Abendmahlzeit auf dem Tisch landen und der Jagdhund die Knochen abkriegen sollte. Der erste (fast) erlegte, bloß [landl.] *vərtimmälti* (benommene) Hase nagte nun

35 SCHUSTER (1865), S. 372–373, S. 506 (V. Buch, Nr. 170).

ein Loch in den Rucksack, der zweite wurde von Kindern aus dem ledernen Rucksack befreit, der dritte entkam aus dem Hühnerstall. Um besonders diesem Enkel den Abschied von den Großeltern zu erleichtern, hat Martin Scheiber vor der Ausreise im Juli 1989 eine Kassette mit den geliebten Geschichten besprochen. Auch die eigenen Kinder hatten erwartet, daß er immer etwas anderes erzähle und die Geschichten „lang mache". Seine Zuhörer gaben aber auch Erzählthemen vor, insbesondere Erlebnisse aus seiner Kindheit. Ausgehend von Beobachtungen im Alltag und „nur so aus dem Heiteren ([landl.] *nuər əso asn Huatərn*)" erfand er außerdem *Märchər* [!], die auch Frau Scheiber öfter zum Zuhören verleiteten: [landl.] *„Hauptsåchn, di Kingdər håmt'n Kschpuaß drån!* (Hauptsache, die Kinder haben den Spaß dran!)" Solche handeln z. B. von einem Hahn, der von einem Zug überfahren worden war; von einem Buben aus dem Wald, dem die [landl.] *Christkingdəl* beim Weihnachtseinkauf in der [sächs., landl.] *Koprativ* (rum. cooperativă – genossenschaftlicher Konsumladen im Dorf) halfen; von einer Fliege, die man nicht verjagen oder töten konnte. Durch häufiges Erzählen hat sich auch die [landl.] *Kschichtn ibər di „Schneemänner"*, anhand eines Bilderbuchs aus dem Besitz seines Schwagers, landlerisch und „anders" verselbständigt. Dialoge, rhetorische Fragen, elliptische Sätze, Einschübe, Wiederholungen, rapides Sprechtempo, Einsatz verschiedener Stimmlagen und Lautstärken sowie Gesten machen seine Erzählungen dramatisch und spannend:

/Beispiel 7/ [landl.] *„s wå:r əmol ə Vettər. Fri:ər seint si jå zun Ma:n gångən udər zun Fluəg kfå:rn, nit? Und håt sich einksåckt und is zun Fluəg kfå:rn, und 'n Rucksåck nati:rlich am Wå:ng glåssn, an Å:rt. Und ä:r is kfå:rn min Fluəg min Ocksn und gåckərt und gåckərt und gåckərt. […] Wiə ər kummt, ər süll e:ßn: Nix mär! wår dər Rucksåck la:r!* (Es war einmal ein Vetter [Mann]. Früher sind sie ja zum Mähen gegangen oder zum Pflug gefahren, nicht? Und [er] hat sich [Essen] ‚eingesackt' und ist zum Pflug gefahren und [hat] den Rucksack natürlich auf dem Wagen gelassen, am Ende. Und er ist mit dem Pflug gefahren mit den Ochsen und [hat] geackert und geackert und geackert. … Wie er kommt, er solle essen: Nichts mehr [da]! war der Rucksack leer!)"

Obwohl aus der gleichen Quelle stammend, enthält diese Tiergeschichte von Fuchs und Krähe in der (Hermannstädter) sächsischen Wiedergabe von Elisabeth Scheiber (1908–2000), einer Tante Martins, einige abweichende Erzählelemente: [sächs.] *„Ålsi ən Gəbäiərän wo:r äm Wängərt årbdən uch hatt sich jå mätgəni:n Bå:fli:sch uch Å:chər uch Ke:s* (Also eine Bäuerin [!] war im Weingarten [!] arbeiten und hatte sich ja mitgenommen ‚Bachfleisch' [Speck] und Eier und Käse)." Das schlaue Lob des Fuchses bleibt in der Originalmundart und ist im Unterschied zu Martin Scheibers Variante formelhaft-knapp:[landl.] *„Liəbi Kra:, tu pist əso ə schianər Vo:gəl, deini Fe:dərn glängznt wiə di Sunn. Kångstə ach schian singən?!* (Liebe Krähe, du bist so ein schö-

ner Vogel, deine Federn glänzen wie die Sonne. Kannst du auch schön singen?!)" Im Kleinen nimmt der Hermannstädter Ableger des Erzählens i n Großpold gewissermaßen das mögliche gegenwärtige Erzählen n a c h Großpold vorweg. Frau Elisabeth Scheiber spricht mit den eigenen Kindern deutsch, mit jenen des mittleren Sohnes jedoch sächsisch. Diesen hat sie in Hermannstadt natürlich sächsisch erzählt, während sie später in Augsburg ihrem deutsch sprechenden Urenkel folgerichtig das Ganze hochdeutsch erzählt hat. Vielleicht ist der Unterschied im Geschlecht der Nebenfigur in diesen beiden Texten ([landl.] *„Vettər"* – „Bäuerin") ein Fingerzeig für den Austausch einer „Mutter" (in den sächsischen Bitschken-Varianten allgemein) durch einen „Vater" in der Variante Martin Scheibers. In einem Schwank vom *Tschiripik* (Betonung auf der letzten Silbe) hat Elisabeth Scheiber dessen beiden Begleitern selbst (rumänische) Namen gegeben; die drei klatschten in die Hände und wollten das Hasengericht [sächs.] *„mät Arde:, mät Arde:* (mit Paprika)!" zubereiten, doch der gesichtete Hase wurde durch den Lärm verscheucht (Erzählthema „Luftschlösser").

Auf Wirkung bedacht und auf den jungen Zuhörer eingestellt war in Großpold auch jener Großvater, durch den die Geschichten vom Tschiripik in Umlauf kamen. Es ist kein geringerer als der Volkskundler, Sprachforscher, Hermannstädter Stadtpfarrer und Senator Adolf Schullerus (1864–1928), der sich bei seiner Tochter, Frau Dr. Dora Möckel, auf dem Großpolder Pfarrhof von einem Schlaganfall (Juli 1927) erholen sollte: [sächs.] *Geschichte vum Tschiripik uch ånder lastich Zegunemeeren, sengem Änkelche Christian erzählt vun Adolf Schullerus* (Geschichten vom Tschiripik und andere lustige Zigeunermären, seinem Enkelchen Christian erzählt von –).[36] Es handelt sich um 56 Zigeunerschwänke, deren „Held" nur zum Teil Tschiripik ist, und die Handlungsorte sind, sofern erwähnt, über Siebenbürgen verstreut. Die Figur gehört heute zum siebenbürgischen literarischen Gemeinbesitz.[37] Den Großpoldern sind nicht nur vereinzelte Schwänke über das Büchlein oder andere Medien bekanntgeworden, sie kennen auch einen Tschiripik, der zwar „Hofzigeuner"[38] des Pfarrhauses Otto Piringer (1913–1926 im Amt) gewesen war, der aber gewiß auch beim Nachfolger (Dr. Konrad Möckel) noch gelegentlich vorbeischaute. Mit Sicherheit war jener schmächtige Mann (kinderlos, ständig in Begleitung seiner korpulenten Frau) nicht der eigentliche Schwankheld; trotzdem ist die Hypothese plausibel, daß für den Enkel Christian durch Schullerus aus gerade abgeschlossenen Erzählstudien ausgewählte Geschichten an diesem Tschiripik festgemacht wurden.[39]

---

36 SCHULLERUS (1928).

37 Vgl. auch MYSS (1973).

38 So bezeichnet durch Frau Hilde Capesius, geb. Piringer, in einem Gespräch. Gundelsheim (Neckar), Juni 1995.

39 Vgl hierzu: SCHULLERUS (1922), S. 189.

„Zigeunerschwänke" gehören wie der kleinräumige Ortsspott über den „kollektiven Dummen" der „Schildbürgerschwänke" zum traditionellen Erzählgut der Siebenbürger Sachsen.[40] Das „klarer" gewordene „Urteil über die Wirklichkeit und Möglichkeit des Erzählten" hat in Großpold aber nicht nur Märchen und Sage, sondern auch den traditionellen Schwank erfaßt, auch diesen zunehmend in die Kinderstube verwiesen. Die Vorliebe für Anekdotisches in Großpold stimmt zu siebenbürgischen Erzählgepflogenheiten in Kleinstädten und Marktflecken, wie Reen, Tekendorf, Reußmarkt; allerdings weisen die sächsischen Erzählbestände in den genannten Orten einen höheren Anteil an traditionellen Stoffen auf als Großpold. Das in der vorliegenden Darstellung bloß angeklungene Gegengewicht dazu, die „wahren Begebenheiten" sagenhaften Zuschnitts, entsprechen der allgemeineren Tendenz im zeitgenössischen aktiven Erzählen.[41]

Selbst wenn neue Leistungen und Problembewältigungen im Leben der in Rumänien gebliebenen und der ausgereisten Großpolder und Großpolderinnen Vorrang haben, wird nach wie vor auch erzählt. Erzählen verbindet jene in der Diaspora untereinander und mit der siebenbürgischen Heimat. Sobald sich eine Gruppe zusammenfindet, genügt ein Stichwort, und schon wird schallend über Begebenheiten und Aussprüche von früher gelacht, erzählend wird das Leben im Dorf und individuelle Schicksale hier wie dort heraufbeschworen, neue Erfahrungen am angestammten Welt- und Menschenbild gemessen. Es wäre sinnvoll, in den Familien die modernen technischen Möglichkeiten zu nutzen, um das Was und Wie des mündlich Erzählten auch auf Video- oder Tonband festzuhalten. Die Dringlichkeit eines solchen Bewahrens steht wohl außer Zweifel.[42]

Zum Material

Sofern keine Angaben auf die Quellen verweisen, handelt es sich um eigene Beobachtungen und einen Bestand an Erzählungen, der in der Kindheit und ab 1953 hauptsächlich durch die (weitere) Familie während der Ferien und manchen Urlaubs vermittelt wurde. Herzlichen Dank schulde ich meinen Landsleuten für Informationen, Erzählungen, Hinweise. Unveröffentlichte Beiträge folgender Erzählerinnen und Erzähler wurden weiter oben zitiert (Nr. = Hausnummer in Großpold; Jahr der Aus-

40 MARKEL (1987), S. 18–25.

41 Vgl. die Verkaufsschlager in der Beck'schen Reihe (403, 435, 1001) von Brednich, Rolf Wilhelm: Die Spinne in der Yucca-Palme,1990, Die Maus im Jumbo-Jet, 1992, Das Huhn mit dem Gipsbein, 1993.

42 Die an sich interessante Variantenbildung erwächst auch aus relativem Vergessen. Nicht zufällig wurden oben öfter nur die am besten gemerkten Pointen zitiert. Wurde aber einem bestimmten Punkt nachgegangen, etwa der Zeit von selbst miterlebten Begebenheiten (Grabschändung, *Kätz*), versagte unser Gedächtnis.

reise; Kas. = Aufnahme auf Tonkassette; Aufnahmeort bedeutet in der Regel auch Wohnsitz):

(E. D.) Drechsler, Elisabeth, geb. Feyri (*1931); Nr. 204; 1983. Kas. Nagold, Nov. 1993
(J. G.) Glatz, Johanna, geb. Rieger (*1915), Nr. 346; 1991. Kas. Augsburg, Juni 1993
(G. G.) Gleiß, Gerda, geb. Glatz (1929–1998), Nr. 296; 1988. Kas. Mannheim, Juni 1994
(J. K.) Kirschlager, Johanna, geb. Glatz (*1911), Nr. 146; 1986. Kas. Augsburg, Juni 1993, Jan. 1996
(E. S.) Sajnovits, Elisabeth, geb. Glatz (*1931), Nr. 232; 1988, Frankfurt am Main. Kas. Ingolstadt, Juli 1994
(H. S.) Sajnovits, Horst, (*1956), Nr. 232; 1988, Frankfurt am Main. Kas. München, April 1995
(E. Sch.) Scheiber, Elisabeth, geb. Glatz (*1908–2000), Hermannstadt; 1982. Kas. Augsburg, Juni 1993
(M. Sch.) Scheiber, Martin (*1923), Nr. 72; 1989. Kas. München, April 1995. Ehefrau Scheiber, Elise, geb. Modjesch (*1927)
(E. W.) Wandschneider, Elisabeth, geb. Rieger (*1919), Nr. 192; 1960. Kas. München, April 1995, (Nürnberg), Okt. 1995.

Literatur

BOTTESCH, Martin (1998): Fremd- und Selbstbilder in einer siebenbürgischen Gemeinde. Siebenbürger Sachsen, Landler, Rumänen und Roma in Großpold. In: GÜNDISCH, Kornrad, Wolfgang HÖPGEN und Michael MARKEL (Hrsg.): Das Bild des Anderen in Siebenbürgen. Stereotype in einer multiethnischen Region (= Siebenbürgisches Archiv, Dritte Folge, Bd. 33). Köln, Weimar, Wien, S. 193–216.

BRANDSCH, Gottlieb (Hrsg.) (1931): Siebenbürgisch-deutsche Volksklieder. I. Bd. Lieder in siebenbürgisch-sächsischer Mundart. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage der Sammlung „Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder" von Fr. Wilhelm Schuster. Hermannstadt. (= Schriften der Deutschen Akademie, Heft 7).

FLEISCHER, Katharina (1983): Zur Soziologie des Volksgesangs in Großpold. Diplomarbeit an der Philologischen Fakultät der Universität „Babeş – Bolyai", Klausenburg. Ms.

GIRTLER, Roland (1992): Verbannt und vergessen. Eine untergehende deutschsprachige Kultur in Rumänien. Linz.

HALTRICH, Josef (1882): Deutsche Märchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. Dritte, vermehrte Auflage. Wien.

KLOCKNER, Sigrid und Claus STEPHANI (1971): Ein Folklore-Kreis in Großpold [5 Texte]. In: Volk und Kultur, 22, April 1971, Heft 4, S. 14–15.

KRASSER, David (1870): Geschichte des sächsischen Dorfes Großpold in Siebenbürgen. Hermannstadt.

LIEBHARDT, Hans (1969): Die drei Tode meines Großvaters. Kurze Prosa. Bukarest.

MARKEL, Hanni (1968): Legenda populară săsească din zona Reghinului (Die siebenbürgisch-sächsische Volkssage im Reener Gebiet). In: Revista de etnografie şi folclor, 13, S. 349–355.

MARKEL, Hanni (1969): Cu privire la ancheta lui W. Mannhardt (1865). Răspunsurile de la saşii din Ardeal (Zur Mannhardtbefragung von 1865. Die Antworten von den Siebenbürger Sachsen). In: Anuarul Muzeului Etnografic al Transilvaniei, 4 (1965–1967). Klausenburg.

MARKEL, Hanni (1970): Volksfest und Fruchtbarkeitszauber. Vom Hahnenschlagen und Hahnenschießen. In: Karpatenrundschau, Nr. 13 (17. März).

MARKEL, Hanni (1978): Interethnische Beziehungen im Erzählgut der Siebenbürger Sachsen. In: WEBER-KELLERMANN, Ingeborg (Hrsg.): Zur Interethnik. Donauschwaben, Siebenbürger Sachsen und ihre Nachbarn. Frankfurt am Main, S. 275–288 u. S. 374–375.

MARKEL, Hanni (1987): Regionale Aspekte in der Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. In: Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde 10/81/, Heft 1, S. 18–25.

MÜLLER, Friedrich und Misch OREND (1972): Siebenbürgische Sagen. Neue, erweiterte Ausgabe von Misch Orend. Göttingen. (= Denkmäler deutscher Volksdichtung, Bd. 9).

MYSS, Walter (1973): Kein Tschiripik ist unschuldig. Neun Humoresken für Feinschmecker. Innsbruck. (= Humor in der Tasche, Bd. 2).

REISSENBERGER, Friedrich (1884): Zur Geschichte der österreichischen Transmigranten. In: Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, 17, S. 11–14.

REMMEL, Franz (1993): Die Roma Rumäniens. Volk ohne Hinterland. Redaktionell bearbeitet und mit einem Nachwort von Renata M. Erich. Wien, 1993.

SCHULLERUS, Adolf (1922): Josef Haltrich und seine „Deutschen Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen". In: Deutsches Vaterland, 4. Sonderheft: Siebenbürger Sachsen, S. 185–189.

SCHULLERUS, Adolf (1928): Geschichte vum Tschiripik uch ånder lastich Zegunemeeren, sengem Änkelche Christian erzåhlt vun Adolf Schullerus. Härmestadt. Auch: 2. unveränderte Aufl. herausgegeben von Gerhard und Andre(a)s Möckel. München 1953.

SCHULLERUS, Adolf (1930): Siebenbürgisches Märchenbuch. Hermannstadt.

SCHUSTER, Friedrich (1989): Der weiße Büffelstier. Sächsische Sagen aus Siebenbürgen. Bucureşti.

SCHUSTER, Friedrich Wilhelm (1865): Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder, Sprichwörter, Räthsel, Zauberformeln und Kinder-Dichtungen. Hermannstadt. Reprint Schaan 1983.

STEPHANI, Claus (Hrsg.) (1991): Märchen der Rumäniendeutschen. München. (= Die Märchen der Weltliteratur).

TEUTSCH, Georg Daniel (1925): Die Generalkirchenvisitationsberichte. Herausgegeben vom Landeskonsistorium der evangelischen Kirche A. B. in Siebenbürgen. Hermannstadt.

Erika Kovanetz

Kinderreime der Landler in Siebenbürgen

Einleitung

Inwieweit die im 18. Jahrhundert nach Siebenbürgen deportierten Österreicher die aus ihrer Heimat mitgebrachten Kinderreime weitervermitteln konnten, war weitgehend von den Umsiedlungsbedingungen bestimmt. Manche Umstände waren für die Weitergabe eher ungünstig:

- Die Familien vieler Transmigranten wurden durch die Umsiedlung auseinandergerissen.
- Auch wenn die umgesiedelten Familien intakt waren, fehlten meist die Großeltern. Doch gerade sie waren es, in deren Obhut man die Kinder in der traditionellen Großfamilie oft ließ. Die Landlerkinder der ersten Generation dürften sich daher in den seltensten Fällen jener „Großmutterstuben" erfreut haben, wie wir sie aus späterer Zeit kennen.

Andererseits kann man davon ausgehen, daß die „Transmigranten", die schon in ihrer ursprünglichen Heimat der Erziehung ihrer Kinder – mit einer streng religiösen Dominante – besondere Bedeutung beimaßen, dieses in ihrer neuen Umgebung weiterhin taten. Das wiederum dürfte sich auf die Vermittlung des Erzähl- und Reimgutes günstig ausgewirkt haben.

Was mitgebrachte Märchen und Sagen betrifft, so sind sie, selbst wenn vorhanden, heute schwer als aus Österreich stammend zu identifizieren. Allein die Schreckgestalt des „Dachbodengretels", für welche die Siebenbürger Sachsen keine Entsprechung haben, dürfte zum überkommenen Erzählgut – im weitesten Sinne – gehören. Ob solches auch für das „Brunnenmandel" zutrifft, dem bei den Siebenbürger Sachsen die „Brunnenfrau" entspricht, ist schwer zu entscheiden.

Besser haben sich feste Folkloreformen erhalten, am besten davon die Kinderreime – z. T. auch als landlerisches Eigengut.

Die Zeitspanne, die sich durch unsere Befragung erfassen ließ, reicht vom Anfang des 20. Jahrhunderts bis um 1980. Obwohl seit dem Zweiten Weltkrieg ein Wandel in der ehemalig traditionell bestimmten Dorfwelt stattgefunden hat, blieb die für die Kinderbetreuung wichtige Großfamilie bestehen.

Das Kind wurde in eine vorgeformte und genormte Welt hineingeboren. Die Mutter mußte nach der absoluten Schonzeit des Wochenbettes – sechs Wochen – der Feldarbeit nachgehen. Das Kind wurde den Großeltern, falls sie noch lebten, oder aber den

Verwandten, mitunter einem Schulmädchen, in Obhut gegeben. Auch wurden Kinder oft auf das Feld mitgenommen, dieses umso mehr, wenn sie schon größer waren und ihre Hilfe bei kleineren Arbeiten in Anspruch genommen werden konnte.

Im ersten Kontaktbereich, dem der Familie, lernte das Kind seine ersten Wörter und die der Mutter oder Großmutter geläufigen Verse.

Beim Spiel kam das Landlerkind mit der siebenbürgisch-sächsischen Mundart in Berührung und machte sich die Verse der Spielkameraden zu eigen.

Die Hochsprache erlernte das Kind erst später (seit den 30er Jahren schon im Kindergarten, vor allem aber in der Schule), doch hochdeutsche Reime gehörten stets zum geläufigen Repertoire der Erwachsenen für Kinder und wurden von ihnen nachgesprochen.

In diesem zuerst engen und dann sich schrittweise erweiternden Kreis wurde das Kind mit den Normen und Formen seiner Umwelt vertraut.

So z. B. gehörte das Beherrschen der Kontaktformeln zum gezielt erstrebten und eingeübten Repertoire des volkstümlich bestimmten „guten Tons". Es war selbstverständlich, daß ein Kind jeden Erwachsenen zu grüßen hatte. In Großpold etwa folgte auf ein deutliches „Griəß enk Gott!" des Kindes seitens des Erwachsenen das vertraute „Griəß Gott a!" (oder „Schian Dånk!"). Aber auch Formeln, auf die keine verbindliche Antwort erwartet wurde, waren selbstverständlich, wie z. B. „Giat's noch, giat's noch?" oder „Nit tumməlts enk əso!"

Es wird wohl auf den Einfluß des Kindergartens und der Schule zurückzuführen sein, daß die größeren Kinder, nach Reimen zu verschiedenen Themenkreisen befragt, meistens mit deutschen Versen antworteten.

Die Mehrsprachigkeit bringt es mit sich, daß die Landlerkinder nicht so arm an Dichtungserbe aufwuchsen, wie jene paar in ihrer Mundart faßbaren Reime vermuten lassen. In allen drei Orten ließ es sich eindeutig nachweisen, daß die bekanntesten deutschen Reime und Spiele den Landlerkindern geläufig sind.

Wie schon erwähnt, machten sich die Landlerkinder im Spiel mit ihren sächsischen Spielkameraden auch deren Reime, Spiele und Lieder zu eigen.[1] Der (seit 1945) gemeinsame Spielhof im Kindergarten und in der Schule schuf nach und nach auch einigen rumänischen Versen Eingang ins aktive Repertoire.

---

1 Bei den einzelnen Versen werden, soweit möglich, vergleichende Hinweise auf die siebenbürgisch-sächsische Folklore gegeben, unter Bezug auf folgende Standardwerke: SCHUSTER (1865), HALTRICH / WOLFF (1885), HÖHR (1903), SCHULLERUS (1916; 1923).

I. Ammenverse

1. Wiegenlieder

A Nd: –

Ga: *Schlåf, Tiənil, schlåf,*
im Gårtn san ət Scho:f,
di schwårzn und di weißn
del wülln əs Tiənil peißn.

1982 Maria Greff – 45 J.–

Gp: *Schlåf, Marl/Puə, schlåf,*
in Gårtn seind zwua Scho:f,
ə schwårzəs und ə weißəs,
wånn's Marl / dər Puə nit schlåfn wüll,
kummt's schwårzi und peißt's / 'n.

1979 Maria Glatz – 80 J.–
Allgemein bekannt.[2] HÖHR (1903), Nr. 15, S. 2, deutsch[3].

B Nd: –

Ga: –

Gp: *Haio, pumpaio,*
I tuə dər schian singən.
Wånn i əwekgia,
wås wär' i dər pringən
ən schian ruatn Åpfəl,
ə wåksgölbi Pi:rn,
Haio, pumpaio,
i tuə di schian wiəng .

1979 Regine Wallner – 70 J.–
Bei den Älteren weit verbreitet. Belege auch von Maria

2 „Allgemein bekannt" bedeutet, daß der Vers / Reim usw. im jeweiligen Dorf einen hohen Bekanntheitsgrad hat (auch außerhalb des am Ende der Arbeit angegebenen Gewährspersonenkreises).

3 Mit „deutsch" ist die deutsche Schriftsprache gemeint, mit „sächsisch" das Siebenbürgisch-Sächsische.

Laßner, Maria Wagner, Katharina Kirschlager[4]. Den Kindern unbekannt.

2. WECKEN

A Nd: –

Ga: –

Gp: Auf! – spricht der Fuchs zum Hasen.
Hörst du nicht die Jäger blasen?

1979 Maria Herkel – 47 J.-
Allgemein bekannt.

B Nd: –

Ga: –

Gp: *Sepp, e:! Schlåfst, e:?*
– Wä:r, e:? I:, e:?
Jo:, e:, tu:, e:!
– I:, e:? Na:, e:!

1979 Maria Wagner – 57 J. –
Kein anderer Beleg bekannt.

3. KITZELN

A Nd: –

Ga: *Kimmt ə Meisil,*
suəcht ə Heisil,
wo soll's råstn?
pu də ... im Kåstn.
(Name des Kindes wird eingesetzt.)

1982 Eva Fuchshuber – 75 J. –

4 Siehe Liste der Gewährspersonen am Ende der Arbeit.

Gp: *Krabbəlt's Meisəl*
ibər's Heisəl.
Wo süll's råstn?
In dein kluan Kåstn.

1979 Katharina Kirschlager – 51 J. –
Allgemein bekannt. HÖHR (1903), Nr. 72, S. 9.
Angefangen vom Bauch werden abwechselnd Zeige- und Mittelfinger voreinandergestellt, bis man am Hals ankommt und das Kind an der Kehle kitzelt.

4. In der Handfläche reiben

Nd: –

Ga: *I riə, i riə i(n) tə Rein,*
tu-ə pissil Zuckə trein
und ən Teckl tråf.

1982 Susanne Engelhuber – 40 J. –

Gp: *Riəri, riəri in dər Rein,*
tuə ə pissəl Zuckər drein,
und ə pissəl Puttər dråf!
Deck zuə !
(erste Verzeile auch: *Ri:rum, ra:rum ...*)

1979 Regine Wallner – 70 J. –
Allgemein bekannt. HÖHR (1903), Nr. 65, S. 8.
Neben der landlerischen Fassung noch mehrere deutsche und siebenbürgisch-sächsische Varianten. Man führt in der Handfläche des Kindes kreisförmige Bewegungen durch, die dann mit einem Handschlag abgeschlossen werden.

5. Fingerzählen

A Nd: –

Ga: *Täi is in Wål:d gångə .*
Täi håt ən Hå:sn gfångə .

Täi bringt nə huam.
Täi brått nə .
Und täi sågt:
Gib mə ach ə pissili,
i bin jå nuə(r) ə kluas Wutzili.

1982 Elisabeth Fanea – 38 J. –

Gp: *Dä:r giat in Wå:ld.*
Dä:r schiəßt'n Hå:s.
Dä:r pringt'n huam.
Dä:r prått'n.
Und dä:r kluani Schpitzpuə
ißt å:ləs (alles) *gångz əlluan.*

1979 Maria Wagner – 57 J. –

B Nd: –

Ga: –

Gp: *Dås is dər Da:m.*
Dä:r schittəlt'n Pa:m.
Dä:r klaupt å:ləs zåmm.
Und där Kluani
ißt å:ləs əlluan.

1979 Maria Glatz – 80 J. –
Allgemein bekannt. HÖHR (1903), Nr. 78, S. 9. Auch sächsisch und deutsch. Angefangen vom Daumen werden die Finger einzeln ergriffen und „besprochen".
Worterklärungen: *Da:m* – Daumen
Pa:m – Baum

6. PATSCHHÄNDCHEN

A Nd: –

Ga: –

Gp: *Patschi, patschi Kigərli,*
dər Våtər schiəßt ə Vegərli,
Schiəßt's in På:ch (Bach),
Dåß əs kråcht.
Schiəßt's in Prunn,
Dåß əs plumpst.

1979 Regine Wallner – 70 J. –

B Nd: –

Ga: –

Gp: *Patsch Hantərli, patsch Hantərli,*
Wås süll dər Våtər pringən?
På:r schiani Schuə,
på:r ruati Schtrimpf,
drå kån's / ər guət schpringən.

(dritte Verszeile auch:
ungsərn Marəl / Bubi Pantschərlən)

1982 Katharina Klusch – 75 J. –
Allgemein bekannt. HÖHR (1903), Nr 53, S. 7.
Auch sächsisch und deutsch.
Man spricht dem Kind die Verse vor und begleitet sie mit rhythmischem Klatschen.
Worterklärungen: *Kigərli* – Kügelchen
Vegərli – Vögelchen
På:ch – Bach
Prunn – Brunnen

7. Handzwicken

Nd: –

Ga: *Au wäi, au wäi!*
– Was tuət də wäi?
's Meisil peißt mi!
– Hub's it Häi (Höhe)*!*

1982 Maria Greff – 45 J. –

Gp: *Åh we:, åh we:!*
– Wås tuət dər we:?
's Meisəl peißt mi!
– Tschupf in di He: (Höhe)!

1979 Katharina Kirschlager – 51 J. –

(Dritte und vierte Verszeile auch als Variante:
Məsa, pəsa,
Tschutschufä:!)

1979 Maria Glatz – 80 J. –
Allgemein bekannt. HALTRICH/WOLFF (1885), S. 197.
Zwei Kinder (bzw. Mutter und Kind) fassen mit den Fingerspitzen die übereinanderliegenden Hände. Es folgt der Dialog, den jener beginnt, dessen Hand die unterste ist.

8. Tanzenlernen

A. Nd: –

Ga: –

Gp: *Hopsa, Ma:rəl heb'n Fuəß,*
Wal i mit diər tångzn muəß!
Åber tu pist vül zə kluan,
ai, i tångz jå liəbər əlluan!

1979 Maria Glatz – 80 J. –
Sonst unbekannt.
Bei jeder Verszeile hebt das Kind abwechselnd je einen Fuß, auf dem es bis zu Zeilenausklang hüpft.

B Nd: –

Ga: –

Gp: *Dra: di, Ma:rəl,*
wiə ə Ra:rəl.

Kurtschi Fiəß
und dicki Wa:rəl.

1979 Johanna Kirschlager – 68 J. –
Nur noch teilweise bekannt (bei den meisten Befragten nur noch die beiden ersten Verszeilen; die Jüngsten kennen den Vers überhaupt nicht mehr).
Worterklärungen: *Ma:rl* – Mädchen
Ra:rl – Rädchen
Wa:rl – Waden

9. KNIEREITEN

A Nd: *Hi, mei Schimməl, hi, mei Praun!*
Moring solln mə Håvə 'npaun.
Wunn də Schimməl niamə måg,
schteck'n mə 'n in Håvəsåck,
schlå:n ən mit'n Peitschənschtock,
pis də Schimməl widə måg.

1982 Maria Köber – 77 J. –

Ab dritter Verszeile auch als Variante:

Wunn mei Schimməl niamə kå(n),
schpånnən mə 'n Oksn å(n),
pis də Schimməl widə kå(n)!

1982 Elisabeth Köber – 75 J. –

Ga: *Hopp, mei Schimməl, hopp, mei Praun!*
Moring få:rn mə(r)'n Hovə(r) 'npaun.
Wunn mei Schimməl niamə meg,
zuag i iam ən Peitschənschteck.
Hi, Schimməl, hi!

1982 Josef Schärtner – 82 J. –

Gp: *Hopp, mei Schimmərl, hopp, mei Prå:n,*
Måring få:rn mər Hobər på:n.

Wånn mei Schimmərl niamər wüll,
Schlåg i's mit'n Peitschnschtüll.

1979 Regine Wallner – 70 J. –
Allgemein bekannt; bei den Kindern vor allem die deutschen „Kniereiter".

B Nd: –

Ga: –

Gp: *Hopp, mei Schimmərl, hopp, hopp, hopp!*
Måring få:rn mər in di Schtådt,
zun dər Kråpfnpaiərin,
de ə Virtəl Kne:rl (Knödel) *frißt,*
legt sich af di Hobəlpånk,
sågt, si war vår Hungər kránk.
Kummt dər Våttər mit dər Peitsch,
af əmol wår si pun Fleisch.

1979 Regine Wallner – 70 J. –
In Gp allgemein bekannt.
Die Mutter hält das Kind mit dem Gesicht zu sich gewendet auf den Knien und schaukelt es.
Worterklärungen: *Virtəl* – altes Hohlmaß (20 l)
Kne:rl – Knödel

II. Wetter

1. Sonnerufen

Nd: *Mo(nd), Mo(nd), måch's Tiədl auf,*
Låß t liəb Su(n) əraus!

1982 Maria Köber – 77 J. –

Ga: *Himməlvådə , måch's Tiədl auf,*
Låß di liəv Su(n) həraus!

1982 Kathi Kastenhuber – 44 J. –

Gp: *Sunnəfrau, moch's Tiərl auf,*
Låß di liəbi Sunn əraus!

1979 Regine Wallner – 70 J. –
Allgemein bekannt.

2. WETTERVORHERSAGE

Nd: –

Ga: *Merznsu(n)*
sticht Kinnə(r)lən å(n).
Ach də Aprül
Jågt di no in't Hül.

1982 Maria Grieshober – 48 J. –

Gp: –

Sonst unbekannt
Die Kinder werden durch den Vers davor gewarnt, frühzeitig zu dünn angezogen herumzulaufen.
Worterklärung: *Hül* – „Hülle"

III. Tierwelt

1. SCHNECKENLOCKEN

Nd: –

Ga: –

Gp: *Schnickəlschneckəl,*
kumm əraus,
weis mər deini Hä:rnər,
sungst schmeiß i di in di Dä:rnər.

1979 Maria Glatz – 80 J. –
Allgemein bekannt. SCHUSTER (1865), S. 82.
Der Vers wird im Sington so lange vorgetragen, bis die Schnecke ihre Hörner zeigt.

2. Auffliegen von Marienkäfern

Nd: *Himməlkiədl, fliug in Himməl,*
bring mə Paluks und Milli (Milch).

1982 Maria Köber – 77 J. –

Ga: leicht abgeänderte Variante wie Nd.

Gp: *Himməlke:wərl, fliəg in Himməl,*
pring mər Paluks und Mülich.

1979 Maria Laßner – 72 J. –
Allgemein bekannt.
Worterklärung: *Paluks* – Maisbrei

3. Truthahnärgern

A Nd: –

Ga: –

Gp: *Plåb und grian*
is nit schian.
Grrr!

1979 Katharina Klusch – 72 J. –
Sonst unbekannt.
Worterklärungen: *plåp* – blau
grian – grün

B Nd: –

Ga: –

Gp: *Kartschunənkåkåsch, pudər di,*
und weis mər deini Grålln.

1979 Maria Glatz – 80 J. –
In dieser Form sonst unbekannt. Bei einigen der Befragten als Redewendung: *Hiətz pudərst tə di wiə ə Kartschunən-*

kåkåsch, wenn Kinder freche Antworten geben.
Worterklärung: *Kartschunənkåkåsch* – Truthahn

4. SCHMETTERLINGFANGEN

Nd: –

Ga: –

Gp: *Fluttər, pəketz di,*
pist dər ållərletzti.

1982 Katharina Klusch – 75 J. –
Sonst unbekannt.
Worterklärung: *(sich) pəketzən* – jemanden ärgern

5. KUCKUCKSSCHREI

Nd: –

Ga: –

Gp: *Kuckuck, liəbər,*
Leitpətriəgər,
såg mər, wiəvəl Jå:r i lep!

1979 Maria Glatz – 80 J. –
Allgemein bekannt. SCHUSTER (1865), S. 86.

IV. Pflanzenwelt

1. LÖWENZAHNBLASEN

Nd: –

Ga: –

Gp: *Hiətz gian mər in Köllər*
und plåsn die Låmpm aus.

1979 Regine Wallner – 70 J. –
Sonst unbekannt.

2. Blätterzupfen

A Nd: *Pliamə(r)l, nit liug,*
Pliamə(r)l, nit pətriug,
Pliamə(r)l, såg't Wå:rhuat!
Dåstl is mei Klårhuat:
I meg di vun He(r)zən,
mit Schmerzən,
ə pißtl,
udə gå: nit!

1982 Elisabeth Köber – 75 J. –

Ga: –

Gp: –

In Nd allgemein bekannt. In Ga und Gp hauptsächlich in deutscher Version und nur die letzten vier Zeilen. Bei den letzten vier Zeilen wird jeweils ein Blütenblatt abgezupft.

B Nd: –

Ga: *Äidlə, Päidlə, Bauə, Zimməmå(n), Soldåt.*

1982 Maria Greff – 45 J. –

Gp: –

Nur noch bei den Ältesten in Ga bekannt. Bei jeder Berufsbezeichnung wird ein Blättchen abgezupft. Worterklärung: Edelmann, Bettelmann, Bauer ...

V. Klangnachahmungen

Eisenbahn

Nd: –

Ga: –

Gp: *Di Eisnba:n sågt*
an Higrå:m: Hülf mər, hülf mər!
pun dər Eisərnən Pruckn: Ajută-maă!
am E:mən: Dånk schian, 's giat schuan,
Dånk schian, 's giaht schuan!

1979 Maria Glatz – 80 J. –
Sonst unbekannt.
Wegen seiner Lokalgebundenheit ist der Vers wahrscheinlich anderswo nicht anzutreffen. Der *Higrå:m* ist ein ziemlich steiler Hügel – dies wird in einem langezogenen, geflüsterten „Hilf-mir" wiedergegeben.
Bei der *Eisərnən Pruckn* (Eiserne Brücke) geht es schon etwas flotter – die Hauptbetonung liegt auf dem Zischlaut (rum. *ajută-mă!* = Hilf mir! Der Laut -j- wird wie im Französischen ausgesprochen). Auf gerader Strecke, dem *E:m(n)ən* (Ebenen) geht es schon ganz leicht und schnell – die beiden Verszeilen werden dementsprechend auch schnell gesagt.

VI. Zahlenreime

Von eins bis zwanzig

Nd: –

Ga: –

Gp: *Uans, zwua, ho,*
firi, firi, fo.
Təs sågt i kingt nit zwanzig zülln?
Si seind schuan åli do!

1979 Regine Wallner – 70 J. –
Nur in einigen Familien in Gp bekannt (z. B. Fam. Glatz, Fam. Wallner)[5]
Wenn die Silben entsprechend betont werden, kommt tatsächlich die Zahl 20 heraus.

5 Siehe Liste der Gewährsleute am Ende der Arbeit.

VII. Zungenübungen, Zungenbrecher

Nachahmung einer „fremden Sprache"

Nd: *Pumpruna:tzi*
Iəmåpa:tzi
Kimnatu:
Tassimipå:d.

In korrekter Aussprache:

Pum Prunn na:t si.
Iə Må(n) påd't si.
Kimm, na: tu,
Taß i mi påd!

1982 Elisabeth Köber – 75 J. –

Ga: –

Gp: *Punpruna:tzi.*
Inreschma:tzi.
Diflete:tzi.
Tetstua:?
Matråwa:?

In korrekter Aussprache:

Pun Prunn na:t si.
In Resch ma:t si.
Di Fle: te:t si.
Te:tst tu a:?
Ma:t dər Åff a:?

1979 Johanna Kirschlager – 68 J. –
Allgemein bekannt und sehr beliebt.
Die Verse werden schnell, ohne Pause zwischen den Wörtern vorgetragen, so daß ein Nichteingeweihter nichts versteht.
Übersetzt: Np: Beim Brunnen näht sie.
Ihr Mann badet (sich).
„Komm, näh' du ...,
Daß ich mich bade".

Gp: Beim Brunnen näht sie.
Im Resch mäht sie.
Die Flöhe tötet sie.
Tötest du auch?
Mäht der Affe auch?
Worterklärung: *Resch* ist ein Flurname.

VIII. Zauberreime

1. Für einen „steinernen", dauerhaften Zahn

Nd: *Meistl, gib mə ən stuanən Zånt,*
dəfiə gib i ən buanən Zånt.

1982 Elisabeth Krich – 37 J. –

Ga: –

Gp: –

Vor allem bei den Älteren in Nd bekannt.
Von den befragten Kindern kennt nur Mathias Köber den Vers. Der erste Milchzahn, den das Kind verliert, wird nach rückwärts geworfen; dabei sagt man den Vers.
Worterklärung: *buanən* – knöchern

2. Gegen Krankheit („Wirbelwind")

Nd: *Tråndlwind, schåm di,*
t'as heit, am … dåhe(r) kimmst.

– eingesetzt werden Wochentage: *Mondåg*
Eritåg
Middichə
Dunnərschdåg
Freidåg
Såmsdåg
Sundåg

1982 Elisabeth Krich – 37 J. –

Ga: –

Gp: –

Nur in der Familie der Gewährsperson bekannt.
Der „Trondlwind" ist ein Fieber, von dem Mädchen im Pubertätsalter befallen werden. Die Mutter spricht den Vers an einem dem Wind ausgesetzten Platz.

3. Alterserkundung

Nd: –

Ga: –

Gp: *Kuckuck, liəbər,*
Leitpətriəgər,
såg mər wå:r
wiəvəl Jå:r
lep i noch?

(letzte zwei Zeilen auch:
såg mər wå:r,
wånn i heirət.)

1982 Katharina Klusch – 75 J. –
Allgemein bekannt; HÖHR (1903), Nr. 17, S. 14.
Beim ersten Kuckucksschrei wird der Kuckuck „angesprochen". Nach Beendigung des Verses wird gezählt, wie oft er „antwortet".

4. Gästeorakel

Nd: *Kåtz wåscht si,*
Kåtz putzt si.
Kåtz, såg mə, we kimmt?
Kimmt ə Weib?
Kimmt ə Må(n)?
Schau mi å(n)! Mi:tz!

1982 Josef Köber – 82 J. –

Ga: –

Gp: –

Nur in der Familie der Gewährsperson bekannt.
Die sich „waschende" Katze wird befragt, wer – Mann oder Frau – ins Haus kommt. Hebt die Katze bei „Mietz"! den Kopf, ist der Gast eine Frau. Hebt die Katze den Kopf nicht, ist der Gast ein Mann.

IX. Spottreime

1. Namen

A. Andreas

Nd: *O:n – Kno:n,*
friß ə Viədl Kno:n.
Wunns't nit gnug håst,
schrei: I meg no:!

1982 Eva Nikolaus – 33 J. –

Ga: –

Gp: *André bringt Schnee,*
eine Schüssel voll Klee,
eine Schüssel voll Wanzen.
André muß tanzen!

1979 Regine Wallner – 70 J. –
Allgemein bekannt und sehr beliebt.
Weit verbreitet.
Worterklärungen: *O:n* – Abkürzung „Andreas"
Kno:n – Knödel

B. Elisabeth

Nd: *Listl – Tistl*
staig am Pa:m un fistl

's Astl pricht o:,
's Listl füllt in Po:!

1982 Eva Nikolaus – 33 J. –

Ga:. –

Gp: *Li:sl wiə 's Wi:sl,*
wiə di Wittəl – Kapitəl -
katolisches Li:sl!

1979 Maria Wagner – 57 J. –
Worterklärungen: *Tistl* – Distel
fistl – pfeife
Po: – Bach

C. Josef

Nd: *Säppl – Kläppl*
Jåg't Hund as'nə Po:
Weis ia əs Fingə(r)l / t Zung,
åm laufnt's dəno:!

1982 Eva Nikolaus – 33 J. –

Ga: *Säppl, nimm's Kläppl*
Jag'nə Hund as də Pou
Wunn's də nit foling wüll,
lauf iam nuər nou!

1982 Katharina Holzinger – 44 J. –

Gp: *Säppl – Kläppl – Oksnhå:rn!*
Måring schmeiß i di in På:rn!

1979 Maria Wagner – 57 J. –
Worterklärungen: *fo:ling* – gehorchen
På:rn – Krippe
Kläppl – Schlagstock, Büttel

D. Katharina

Nd: *Kådl – Prådl*
wåsch's Nudlpret o:!
Wånn's Hendl drauf kackəlt,
wåsch's widə schäi o:!

1982 Josef Köber – 82 J. –

Ga: *Kådl – Waschnådl*
wåsch's Nudlpret ou!
Wunn's Hendl trauf kackəlt,
wåsch's widə sche ou!

1982 Katharina Kastenhuber – 44 J. –

Gp: –

E. Mathias

Nd: –

Ga: *Hiəß – Griəß,*
in di Milli sperzt.

1982 Katharina Kastenhuber – 44 J. –

Gp: *Måtz – Krådərmåtz,*
ərwisch di Kåtz!
Fång ach'n Spåtz,
Måtz – Krådərmåtz!

1979 Maria Glatz – 80 J. –
Worterklärung: *Måtz* – sächsische Abkürzung für „Mathias"

F. Maria

Nd: –

Ga: –

Gp: *Mi:rl – Fli:rl,*
staig am Pa:m,
få:l ərungtər,
få:l in Ra:m,
gia in På:ch
und wåsch di åp,
krabbəl deinər Muəttər in Kittəlsåck!

1979 Katharina Kirschlager – 51 J. –
Worterklärung: *Kittəlsåck* – Tasche des Frauenrocks

G. Michael

Nd: –

Ga: *Michəl – Machəl,*
scheiß ins Kachəl (Nachttopf)
's Kachəl rinnt
und də Michəl trinkt.

1982 Susanne Engelhuber – 40 J. –

Gp: –

Worterklärung: *Kachəl* – Nachttopf

2. Charakterschwächen

Die Spottreime, verschiedene Fehler (z. B. 2. A. Faulheit) betreffend, erinnern eher an Schnaderhüpferl. Da die Gewährsperson jedoch auf einer bestimmten zielgerichteten Funktion bestand – nämlich Kindervers –, wurden die Reime hier entsprechend eingegliedert.

A. Faulheit

Nd: –

Ga: –

Gp. *Au weh, mei Fuəß,*
wånn i årbətn muəß!
Åbər wånn i am Tångz gia,
tuət mər dər Fuəß nit wia!

1979 Maria Wagner – 57 J. –

B. Trotz

Nd: –

Ga: *Bicka, bicka brumm, brumm, brumm,*
brummst di gånz Nåcht ərum!

Gp: *Trutzpeckəl, Holərsteckəl,*
Kaf dər Kåtz ə ruats Reckəl!
Wånn si's nit kånn trå:ng,
schmeiß'n mər's in Grå:(b)m /am Wå:ng.
Wånn si's nit kånn ziəng,
schmeiß əs in di Wiəng.

1979 Maria Herkel – 47 J. –
Worterklärungen: *Trutzpeckəl* – Trotzböckchen
Holər – Flieder

C. Verschämtheit, Schüchternheit

Nd: *Tå(r)l ummət am Perig, Kuku:,*
tå(r)l huckt ə kluans Wutz(ə)l wiə tu:.
Tu Wutz(ə)l, kimm oi zu miə,
i gib tə ən Wai und ə Piə !
– I prau jå kua Piə und kuan Wai,
wüll auk dei Wutz(ə)l nit sai.

1982 Elisabeth Krich – 37 J. –

Ga: *Kluas Wutzil, kimm oi zu miə,*
i gib də ən Wai und ə Piə !
– I brau kua Wai und kua Piə,
und kimm ach nit oi zu diə !

1982 Elisabeth Fanea – 38 J. –

Gp: –

D. Einnässen

Nd: –

Ga: *Tiənil i də ruan Pfuad*
håt sich in sei Taschə(r)l gsuacht.
's Taschə(r)l is hiətz wutschə(r)lnåß.
Pi, pi, pi!
Wås is tås?

1982 Maria Grieshober – 48 J. –

Gp: –

Worterklärungen: *Pfuad* – Hemd
suachn – Harn ablassen
wutschə(r)lnåß – klatschnaß

E. Jungen gegen Mädchen

Nd: *Rengə, Rengətropfn!*
Puəmə solln mə klopfn!
Tiəndln essn Uadlnschmålz
Puəmə essn Treck und Sålz!

1982 Maria Köber – 77 J. –

Ga: *Rengə, Rengətropfn!*
ət Buəmə soll əm klopfn!

ət Tïəndln schlåfn im Fedəpet
ət Buəmə schlåfn im He:nətreck!

1982 Maria Greff – 45 J. –

Gp: *Reng, Rengtropfn!*
Di Puəmər muəß mən klopfn!
'n Marəln gibt mən siəßn Wein,
'n Puəmərn schenkt mən sauərn ein.

1979 Maria Wagner – 57 J. –

Worterklärungen: Np: *Uadlnschmålz* – Rührei

F. Naschhaft sein

Nd: –

Ga: –

Gp: *Gåmmərkåtz,*
wüllst tə wås?

1979 Katharina Kirschlager – 51 J. –

Worterklärungen: *gåmmərn* – nach etwas gieren

X. Foppreime

1. An Kinder, die das Spiel stören und ständig drohen: „Jetzt geh' ich nach Hause".

Nd: –

Ga: *I ke: huam! I ke: huam!*
Zu də Kuasəmuam,
Zun Säpp-Vettə !
Mei O:r is dei Trumpetn !

1982 Susanne Liebhard – 68 J. –

Gp: –

Allgemein bekannt
Worterklärungen: *Kuasəmuam* – „Geisenmuhme"
O:r – Arsch

2. An Kinder, die wiederholt „Auch-ich" sagen:

Nd: –

Ga: *I ke: in Wå:ld.*
– Ach i:!
Hau mə ən Paum o:.
– Ach i:!
Måch mə ə Tregil traus.
– Ach i:!
Åm kack i eini.
– Ach i:!
Åm kemən ət Vegilən und freßn traus.
– Ach i:! Ou nou, i nit!

1982 Maria Greff – 45 J. –

Gp: –

Allgemein bekannt
Der Spielkamerad wird hereingelegt. Zuletzt merkt er es und lacht.
Worterklärung: *Tregil* – Tröglein

3. Wenn Spielkameraden z. B. schmutzig sind oder mit offenem „Hosentürl" herumlaufen.

Nd: –

Ga: *Esl wuaß nit, wås ə trågt,*
Leis udə Fle:,
Gruamət udə Kle:.

1982 Maria Greff – 45 J. –

Gp: *Wånn təs wås segt,*
nit sågt's!

(im Sington vorzutragen)

1979 Maria Laßner – 72 J. –
Allgemein bekannt.

4. Wenn Spielkameraden jede Wette eingehen wollen, um das von ihnen Behauptete zu bekräftigen

Nd: –

Ga: –

Gp: *Kumm, mər wettn,*
af ən Emər Lettn
I süll's meßn,
Tu süllst's freßn.

1979 Regine Wallner – 70 J. –
Allgemein bekannt.
Worterklärung: *Lettn* – Schlamm

XI. Abzählreime

1. „Pferdebeschlagen"

Nd: *Rostl, Rostl, pschlouə mə.*
Wiəvil Negln prauən mə.
Uans, zwoa, trai,
tu bist frai!

1982 Hans Reisenauer – 61 J. –

Ga: nur deutsch:
„Ein Reiter ließ sein Pferd beschlagen ..."

Gp: nur deutsch

In Nd allgemein bekannt.
In Gp sonst nur deutsch; die Gewährsperson bestand aber auf der landlerischen Variante.

2. „Eins – zwei – drei"

Nd: *Uans, zwua, trai,*
pickə, pockə, nai
pickə, pockə, Pesnschtül,
sitzt ə Mandl pu də Mül,
håt ə grias Hiədl auf
umən tum mit Fedə(r)n trauf.
's ersti fliəgt glai.
Tu bist frai.

1982 Josef Beer – 81 J. –

Ga: leicht abgeänderte Variante wie Nd

Gp: *Uans, zwua, drai,*
Tə pist ə Kotzəmai.
Uans, zwua, drai,
tu pist frai!

1979 Katharina Kirschlager – 51 J. –
Allgemein bekannt.
Alle Kinder strecken beide Fäuste vor; jedes Wort fällt auf eine Faust, bis nur noch eine übrig bleibt.

XII. Abweisende Antworten auf lästige Fragen

1. Fragen „was?", „wer?", „was hast du mir gebracht?"

A. Nd: *– Wås?*
– ən ålts Fåß.
Tå(r)l sitzn trai Weiwə trin
und wissən nit wås.

1982 Elisabeth Köber – 75 J -

Ga: *– Wås?*
– ən ålts Fåß.
Wunn's rengt, is' nåß;
wunn's schneibt, is' weiß;

ə Schißl voll Leis,
dås is dei besti Speis.

1982 Katharina Holzinger – 44 J. –

Gp: *– Wås?*
– ən ålts Fåß.
Wånns rengt, is əs nåß,
wånn's schneipt, is əs weiß,
wånn di Kuə eini scheißt,
is əs dei pesti Speis.

1982 Katharina Klusch – 75 J. –
Allgemein bekannt

B. Nd: –

Ga: –

Gp: *– Wä:r?*
'n Hä:r sei Pä:r!
(oder: *dər Hä:r und sei Pä:r*)

1979 Maria Herkel – 47 J. –
Allgemein bekannt.
HALTRICH/WOLFF (1885), S. 203: – *„Wiər?"*
„Gånk zəm pitər Biər."

C. Nd: –

Ga: –

Gp: *– Wås håst tə mər geprächt?*
ə goldichs Nixəl (Nichts)
mit ən sülbərnən Schwanzəl.

1979 Johanna Kirschlager – 68 J. –
Allgemein bekannt.
HALTRICH/WOLFF (1885), S. 203.

2. „Trösten"

A. Nd: *– I pin hummərig!*
– Läck Sålz, åm wiərst aug tirtig.

1982 Eva Nikolaus – 33 J.-

Ga: *– I pin humrig!*
– Läck Sålz, åm wiərst ach tirtig.

1982 Susanne Stieger – 33 J. –

Gp: *– I pin hungrich!*
– Leck Sålz, drå wärst tə ach durschtich!

1979 Katharina Kirschlager – 51 J. –
Allgemein bekannt.

B. Nd: –

Ga: *– 's is mə kålt!*
– Åm ke: in Wåld.

1982 Susanne Stieger – 33 J. –

Gp: —

Allgemein bekannt.

C. Nd: –

Ga: *Miə is zə wå:rəm!*
– Åm kim in På:rəm.

1982 Susanne Stieger – 33 J. –

Gp: –

Allgemein bekannt
Worterklärung: *Pårəm* – Krippe

XIII. Spielreime

1. Schweigespiel

Nd: –

Ga: –

Gp: *Hiətz härt's här! Hiətz härt's här!*
Wär's erschti redt,
is dər Gångsndreck am Fengstər!

1979 Maria Wagner – 57 J. –
Allgemein bekannt.
Die Kinder sitzen in einem Kreis, der *Gångsəndreck* wird vorerst durch einen Auszählreim bestimmt. Dieser steht am Fenster und soll jenen, der einen Laut von sich gegeben hat, erraten.

2. Hocken

Nd: –

Ga: –

Gp: *Tə wåkst niamər gruaß!*

1982 Katharina Kirschlager – 54 J. –
Bei den Kindern nicht mehr bekannt.
Über ein hockendes Kind wird vom Spielpartner überraschend ein Fuß geschwungen.

3. Bastlösereime

Nd: –

Ga: –

Gp: *Dra: di, Weidi,*
udər i schnei di!
Håck di, tschåk di,
udər i påck di!

1979 Johanna Kirschlager – 68 J. –
Nicht mehr bekannt, da auch Weidenpfeifchen kaum noch gemacht werden.
SCHULLERUS (1916), S. 134:

Tschak dich,
bak dich oder
nak dich.
Drêh dich oder
ich zerschlôn dich gônz.

Die zurechtgeschnittenen Weidenstäbchen werden mit dem Messergriff im Rhythmus des Reims geklopft.

4. FANGSPIELE

A. Nd: *D'E:dl und d'A:dl*
gehn Spankə(r)lən klau(b)m.
Åm nimmt d'E:dl ə Spankə(r)l
und schlecht d'A:dl af't Hau(b)m.
O: we:, E:dl, o: we:, E:dl,
tos tefst jo nit tuan,
sunst stiribt t'A:dl,
und tu pleibst əlluan.

1982 Josef Beer – 81 J. –

Ga: –

Gp: –

Nur die angegebene Gewährsperson und deren Tochter kennen dieses Gedicht.
Ein Kind wird als *E:dl* (Großvater), eines als *A:dl* (Großmutter) bestimmt. Die anderen Spielteilnehmer stehen im Kreis. Der „Großvater" läuft hinter der „Großmutter".

Fängt er sie, darf er sich eine andere suchen. Fängt er sie nicht, sucht sich die „Großmutter" einen anderen „Großvater".

B. Nd: *Fåschingtåg, Fåschingtåg,*
kimm nuə påld widə .
Hiuə pin i iwərigbliem,
af's Joh(r) g'schiəcht's widə .

1982 Elisabeth Köber – 75 J. –

Ga: –

Gp: –

Nur noch bei den Älteren bekannt.
SCHUSTER (1965), S. 103 (aus Bistritz stammender „Faschingsseufzer" der erwachsenen Mädchen). Das Spiel ist mit Mimen verbunden. Eine ungerade Zahl von Spielteilnehmern haschen einander bis sich, auf ein Zeichen hin, Paare bilden und nur noch einer übrigbleibt. Die gebildeten Paare mimen ein Tier oder eine gewünschte unbequeme und lustige Position, bis der Übriggebliebene das „Erlösungszeichen" gibt.

C. Nd: *– Krumpə Jagə , wo gä:st hi(n)?*
– I't Stådt!
– Wås sollst kaufn?
– Milli und Zugə(r)lən.
– Nimmst mi a mit?
– Jo, nuə(r) kuan Tuə(r)z nit låssn!

1982 Elisabeth Köber – 75 J. –

Ga: –

Gp: –

Allgemein bekannt.

Ein *Krumpə Jagə* sammelt mehr und mehr „Fahrgäste"; mit jedem wird der Dialog abgehalten. Wenn die Schlange lang genug ist, läßt ein Kind einen *Tuəz* fahren, und alle laufen weg. Jener, der vom *Krumpm Jagə* eingefangen wird, darf im nächsten Spielabschnitt selber Jäger sein.

5. Fingerspiel

Nd: – *Wo wont də Pfårə ?*
– *Weitə ummət* (oben).
– *Håtə ən pe:sn Hund?*
– *Na.*
– *Kå(n) i aige:?*
– *Jå.*

1982 Maria Köber – 77 J. –

Ga: –

Gp: – *Wo wångt dər Få:rər?*
– *ə Heisəl weitər.*
– *Håt ər ən Hungt?*
– *Jå.*
– *Peißt ər?*
– *Na.*
– *Tärf i eini?*
– *Jå.*

1982 Regine Wallner – 73 J. –
Allgemein bekannt, auch mit Variation in der letzten Zeile: „Hau, hau". Der „Frager" sitzt vor dem „Antworter". Letzterer hält die Handflächen aneinandergelegt und spreizt die Finger. Bei jedem Fingerpaar wird die Frage nach dem „Pfarrer" wiederholt, bis der „Frager" beim Daumen angelangt ist. Hier „fängt" ihn dann der „böse Hund" (d. h. die Hände werden geschlossen).

6. „Verbergen"

Nd: – *Kuckuck, Kuckuck, wo soll i mi hinvə(r)pering?*
– Hintə mi, åm find i di!
– Wiəvəl Schritt dəlaubst tu miə ?
– Uans, zwoa, trai, fiə, finf, seks, si(b)m.

1982 Maria Köber – 77 J. –

Ga: –

Gp: –

Allgemein bekannt.
Einer Reihe von Spielern steht ein „Kuckuck" gegenüber. Jeder Spieler muß den Kuckuck fragen, wieviele Schritte er ihm näher kommen darf. Der Kuckuck erlaubt, je nach Laune, einen bis sieben Schritte.

7. Reigenspiele

Nd: –

Ga: –

Gp: *– Ei, Pauər, wås kost' dei Hai?*
Ei, Pauər, wås kost' dei Hai?
Ei, Pauər, wås kost' dei Kirbəshai,
heißa, hopsa, Kirbəshai
Ei, Pauər, wås kost' dei Hai?
– Mei Hai se kost' ən Talər.
Mei Hai se kost' ən Talər.
Mei Hai se kost' ən Kirbəstalər,
heißa, hopsa, Kirbəstalər.
Mei Hai se kost' ən Talər.
– Ei, Pauər, se is zə taiər.
Ei, Pauər, se is zə taiər.
Ei, Pauər, se is zə kirbəstaiər,
heißa, hopsa, kirbəstaiər.
Ei, Pauər, se is zə taiər.

1982 Katharina Klusch – 75 J. –

In einigen Fällen nur je eine Strophe bekannt.
Ein „Bauer" geht innen im Reigen; zum Schluß wird er von den anderen Spielteilnehmern „gepufft", weil sein Heu zu teuer ist.

XIV. Rätsel

Nd: –

Ga: *– Långi, Krummi, woi gä:st hi(n)?*
– Tschuntni, Tscherdi, wås frågst mi?

(die Wiese fragt den Fluß,
der Fluß antwortet der Wiese)

1982 Maria Greff – 45 J. –

Gp: –

Allgemein bekannt.
HÖHR (1903), Nr. 122, S. 33 (sächsisch).

XV. Einschüchterungen

A. „Dachbodengrete" – Po:ngrerl

Nd: –
Ga: –
Gp: *Nit krabbəl am Po:n,*
's Po:ngrerl rumpəlt duət ərum!

Nit staig af di Luatər,
's Po:ngrerl ka:lt di ərungtər.

1979 Maria Glatz – 80 J. –

Worterklärung: *ka:ln* – stoßen

B. „Brunnenmännlein" – Prunnenmandl

Nd: –

Ga: –

Gp: *Nit spül pun Prun!*
Nit puck di eini!
Nit gia: duət ərum,
's Prunnənmandl ziəgt di eini!

1979 Maria Glatz – 80 J. –

C. Der „Roder" (Mann aus Rod, dem Nachbarort von Grosspold)

Nd: –

Ga: –

Gp: *Gia nuər in Wåld, gia!*
Dro kummt dər Ro:tər
und tuət dər wia!

1979 Maria Glatz – 80 J. –
A,B,C: Allgemein bekannt. In Nd und Ga zwar als „Personen" bekannt, treten aber nicht in festen Versformen auf. Da es auch in Gp als Reim sonst unbekannt ist, dürfte es sich evtl. um eine Eigenschöpfung der Gewährspersonen handeln. Der „Roder" (Bewohner eines benachbarten Gebirgsdorfes mit Namen „Rod") entspricht dem „Zigeuner" als Kinderschreck.

D. Scherzhaftes Drohen

Nd: –

Ga: *I nimm dein Kopf*
und steck nə zwischn'ət Äidln (Ohren)
und måch nə voll Hå:.

1979 Maria Greff – 42 J. –

Gp: *I måch dər'n Kopf voll Hå:r!*

1979 Katharina Kirschlager – 51 J. –
Allgemein bekannt.

XVI. Neujahrswünsche

A Nd: –

Ga: *I bin ə kluas Pinkil*
und stüll mi is Winkil.
Wunn i niks kå(n),
heb i ach niks å(n). (beginn ich auch nichts)

1982 Maria Greff – 45 J. –

Gp: –

B Nd: *I winsch..., i winsch...,*
i wuaß nit wås.
Greif ins Taschl
und gib mə wås.
Nit låß mi lång ste:(n)
i muəß ə Heistl weitə ge:(n).

1982 Maria Greff – 45 J. –

Ga: –

Gp: –

Allgemein bekannt.

XVII. Bauernregeln

Nd: –

Ga: *Setzt mi im Me(r)z,*
gfriust mə mai He(r)z.
Setzt mi im Åprül,
åm kim i, wunn i wüll.
Setzt mi im Mai,
åm kim i glei(ch).

1982 Susanne Engelhuber – 40 J. –

Gp: *Setzt tə mi in Aprül,*
kum i, wånn i wüll.
Setzt tə mi in Mai,
kumm i glai.

1979 Johanna Kirschlager – 68 J. –
Allgemein bekannt.

XVIII. Lebensweisheiten

Nd: –

Ga: *Wås bessə is wiə ə Laus,*
les's auf
und tråg's is Haus!

1982 Eva Fuchshuber – 75 J. –

Gp: *Wås gressər is wiə ə Laus,*
klåb's zåmm und tråg's ins Haus!

1979 Johanna Kirschlager – 68 J. –
Allgemein bekannt.

Abschließende Bemerkungen

Die Befragungen wurden im Sommer 1979, Frühjahr 1981 und Frühjahr 1982 vorgenommen.

Da keine älteren Aufnahmen aus den drei Landlergemeinden vorliegen, ließ sich

nicht feststellen, ob früher – auch viel früher – mehr landlerische Kinderreime vorhanden waren. Für die Gegenwart dürfte eine Tendenz zum Schwund dieses Volksgutes jedoch eindeutig sein, nachdem ein Teil der Reime der jüngeren Generation nicht mehr geläufig war. Daß in Zunkunft die landlerischen Kinderreime nur noch sporadisch auftreten werden, ist angesichts der jetzigen Situation in den drei Landlergemeinden wohl unausweichlich.

Inwieweit nun das aus dieser Befragung Greifbare aus der ursprünglichen Heimat mitgebracht wurde oder erst später in Siebenbürgen entstand, ist eine Frage, über die ich nur Vermutungen anstellen kann.

Als mitgebrachtes Gut könnten jene Reime angesehen werden, die weder in deutscher Sprache, noch in sächsischer Mundart existieren und auch keine Anpassungselemente aufweisen. Eines von den Wiegenliedern, nämlich „Haio, pumpaio ...“ (I 1 B) gehört meiner Meinung nach dazu. Die Kniereiter (I 9) haben ganz besondere, von den mir bekannten deutschen Typen abweichende Motive und könnten somit auch in diese Kategorie gehören; ebenso einige Namensspottreime (z. B. für Katharina – IX 1 D – und Maria – IX 1 F –).

Der Sprache nach könnte auch das Großeltern-Fangspiel (XIII 4) aus Österreich mitgebracht sein.

Was in Siebenbürgen entstanden ist, läßt sich leichter nachweisen, entweder durch Lokalspezifika oder aber durch die auffälligen Parallelen zum Sächsischen (wie z. B. das Wiegenlied I 1 A, Auffliegen von Marienkäferchen III 2). Ein Reim, von dem man mit Sicherheit annehmen kann, daß er in Großpold entstand, ist jener von der Eisenbahn (V) und die „Sprachimitation“ (VII).

In Neppendorf waren am stärksten die Spottverse, vor allem die Namensspottverse und die Fehlerbemängelung (insgesamt 8 Verse) sowie Spielreime (mit 5 Beispielen) vertreten. Ansonsten war auffällig, daß oft nur vereinzelte Beispiele zu einem Thema gefunden wurden (selbst im Themenbereich des Ammenverses).

In Großau waren dafür die Ammenverse mit 8 Beispielen umso besser vertreten: vom Wiegenlied über Kitzelreime bis zum Kniereiter und anderen Fortbewegungsreimen. Ebenso zahlreich sind in Großau die Spottreime. Von den vier Foppreimen (X) haben sich in Großau drei – zwei davon NUR in Großau – erhalten. Die abweisenden Antworten (XII) waren in zwei Fällen auch nur in Großau vorzufinden.

Die Großpolder Reime sind in jedem Themenbereich durch mindestens einen Beleg vertreten, ohne sich aber, wie in den beiden anderen Ortschaften, um einige Kernpunkte zu häufen.

Nur in Großpold belegte Reimtypen sind: Tanzenlernen (I 8 A, B), Truthahnärgern (III 3 A,B), Zahlenreim (VI), Bastlösereim (XIII 3), Einschüchterungen (XV A, B), drei der Spottreime (IX 1 F, 2 A, B).

Bei den meisten landlerischen Reimen und Spielen handelt es sich nicht um einzigartige Belege; für fast alle gibt es deutsche, sächsische oder rumänische Entsprechun-

gen. Trotzdem haben die mundartlichen Reime ihre Eigenheiten und werden als „echt landlerisch" empfunden.

Gewährspersonen

	Name und Anschrift	Geburtsjahr
Neppendorf	Josef Köber Str. Cimitirului 18	1900
	Maria Köber Str. Agîrbiceanu 26	1903
	Maria Köber, geb. Köber Str. Cimitirului 18 (Ehefrau des J. Köber)	1905
	Elisabeth Köber Str. Agîrbiceanu 26	1907
	Josef Beer Str. C.A.P. Zorile 103	1901
	Hans Reisenauer Piăta 6 Martie 11	1921
	Maria Reisenauer, geb. Holzinger Str. Agîrbiceanu 36	1939
	Elisabeth Krich, geb. Köber Str. Abatorului 110	1945
	Eva Nikolaus, geb. Liebhard Str. C.A.P. Zorile 192	1949
	Petra Holzinger Str. Abatorului	1971

	Hedda Reisenauer Str. Agîrbiceanu 36	1972	
	Mathias Köber Str. Cimitirului 18	1972	
Grossau	Josef Schärtner Str. X Nr. 51		1900
	Eva Fuchshuber, geb. Gromeier Str. IV Nr. 48	1907	
	Susanne Liebhard, geb. Lederhilger Str. XII Nr. 8	1914	
	Maria Grieshober, geb. Eckenreiter Str. XII Nr. 40	1934	
	Maria Greff, geb. Liebhard Str. XI Nr. 31	1937	
	Katharina Holzinger, geb. Stieger Str. VI Nr. 19		1938
	Katharina Kastenhuber, geb. Kufleitner Str. XII Nr. 29	1938	
	Susanne Engelhuber, geb. Schärtner Str. X Nr. 51	1942	
	Elisabeth Fanea, geb. Huber Str. XI Nr 31	1944	
	Susanne Stieger, geb. Huber Str. VII Nr 17	1949	
	Horst Zerbes Str. XII Nr 43	1970	

	Eva Fuchshuber Str. IV Nr. 48	1972
	Anneliese Stieger Str. VII Nr. 17	1972
Grosspold	Maria Glatz, geb. Grottendorfer Nr. 453	1899
	Katharina Klusch, geb. Sonnleitner Nr. 449	1905
	Maria Lassner, geb. Klusch Nr. 364	1907
	Regine Wallner, geb. Kramer Nr. 361	1909
	Johanna Kirschlager, geb. Glatz Nr. 147	1911
	Katharina Kirschlager, geb. Wallner Nr. 147	1928
	Maria Herkel, geb. Wallner Nr. 68	1932
	Maria Wagner, geb. Glatz Nr. 454	1922
	Liese Piringer Nr. 159	1970
	Eduard Eder Nr. 406	1971

Literatur

BAUSINGER, Hermann (1968): Formen der „Volkspoesie". Berlin.

BINDER, Stefan (1972): Formeln in der rumäniendeutschen Volksdichtung. In: Forschungen zur Volks- und Landeskunde, Bd. 15, Nr. 2, S. 13–74.

BUCHINGER, Erich (1980): Die „Landler" in Siebenbürgen. München.

CAPESIUS, Bernhard (1962): Die Landler in Siebenbürgen. Bukarest.

CAPESIUS, Roswith (1977): Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus. Bukarest.

HAIDIG, Karl und Sophie GAß (1980): Kinder- und Jugendspiele aus Niederösterreich. Wien.

HALTRICH, Josef und Johann WOLFF (1885): Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften von J. Haltrich in neuer Bearbeitung herausgegeben von J. Wolff. Wien.

HÖHR, Adolf (1903): Siebenbürgisch-sächsische Kinderreime und Kinderspiele. Beilage zum Programm des Bischof-Teutsch-Gymnasiums in Segesvár (Schäßburg) vom Schuljahr 1902/1903.

KLIMA, Hellmut (1943): Neppendorf. Die Geschichte eines deutschen Dorfes in Siebenbürgen. In: Deutsche Forschungen im Südosten 2, S. 118–146.

KRASSER, David (1870): Geschichte des sächsischen Dorfes Großpold. Hermannstadt.

SCHULLERUS, Pauline (1916; 1923): Pflanzen in Glaube und Brauch der Siebenbürger Sachsen. In: Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, 40, Heft 1 (1916), S. 78–188, Heft 3 (1923), S. 348–426.

SCHUSTER, Friedrich Wilhelm (1865): Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder, Räthsel, Zauberformeln und Kinder Dichtungen. Hermannstadt. (Reprint: Wiesbaden 1969).

TEUTSCH, Friedrich (1902): Zur Einwanderung im 18. Jahrhundert. In: Korrespondenzblatt des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde, Jahrgang 25, S. 77–80.

W(ITTSTOCK), (Heinrich) (1888): Zum Volksleben der Landler. In: Siebenbürgisch-deutsches Tageblatt, Jg. 4, Nr. 4486–4488.

Biographie und Schicksal

Inge Sift

Dr. Hellmut Klima (1915–1990), ein siebenbürgischer Pfarrer und Historiker

Versuch einer Annäherung an sein Leben und Werk

...Völker kamen und gingen ...
(A. Meschendörfer – „Siebenbürgische Elegie")

10. Oktober 1990
Das gelbe Laub der alten Kirchhofbäume leuchtet vor dem klaren blauen Himmel. Der Tag ist sonnig und warm, ein echter siebenbürgischer Herbsttag. Die Blätter fallen.

Die Kirche ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Feierlich klingt die Orgel, kräftig setzen die vielen Stimmen ein: „Ich bin ein Gast auf Erden ..."

Eine große Trauergemeinde nimmt ehrerbietig und ergriffen Abschied von einem Mann, der sich als Pfarrer und Historiker ganz in den Dienst der Gemeinde Neppendorf und der siebenbürgischen Heimat gestellt hat – Abschied von Dr. Hellmut Klima. Nach dem Gottesdienst tragen Männer aus der Nachbarschaft seinen Sarg durch dieselbe Tür hinaus, durch die er vor einem halben Jahrhundert die Kirche zum ersten Mal betrat. Der Trauerzug bewegt sich unter Glockengeläut und den Klängen der Blasmusik von der Kirche zum Friedhof auf dem flachen Hügel oberhalb des Dorfes. Der Zug ist so lang, daß immer noch Leute das Gotteshaus verlassen, während der reich bekränzte, von zwei Pferden gezogene Totenwagen schon den Friedhof erreicht hat. Am offenen Grab, das nahe der Friedhofskapelle liegt, spricht die Gemeinde das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser, dann schaufeln die Nachbarn nach alter Sitte den Grabhügel ihres Mitbruders und schmücken ihn mit Kränzen. Ein leiser Windhauch trägt die vertraute Melodie des „Trios" über die Gräber hinweg bis hinunter ins Dorf. Die würdige Beerdigungsfeier nach althergebrachter Ordnung vermittelt das Bild einer starken, tragfähigen Gemeinschaft.

Doch dieses Bild trügt. Nichts ist mehr, wie es einmal war. Die Menschen,die hier zusammen sind, haben im letzten Jahr schon oft Abschied nehmen müssen – nicht nur von Verstorbenen, sondern auch von den vielen, die ihre Heimat für immer verlassen haben. Sie empfinden schmerzlich, daß der Abschied von Dr. Hellmut Klima auch Abschied von einer ehemals festgefügten Welt bedeutet, deren Strukturen unaufhaltsam zerbröckeln.

1. Kindheit und Studienjahre

In Europa tobte der Erste Weltkrieg, als HELLMUT KLIMA am 13. Februar 1915 in Hermannstadt geboren wurde. Ein Jahr später war Siebenbürgen (damals Teil der k.u.k. Monarchie) selber Kampfschauplatz. Nach Kriegsende und dem Untergang der Monarchie wurde es an Rumänien angeschlossen – ein Ereignis, das für seine deutschsprachige Minderheit weittragende Folgen haben sollte.

Für den Vater Hellmut Klimas, den Militärintendanten AUGUST KLIMA, bedeutete es einen Wechsel zur rumänischen Heeresverwaltung. Wenige Jahre später starb er im Alter von nur 48 Jahren. Sein Tod war ein tiefer Einschnitt im Leben des siebenjährigen Sohnes. Dieser wuchs fortan in einem Frauenhaushalt auf, unter der liebevollängstlichen Fürsorge seiner Mutter AUGUSTE JOSEFINE geb. WEINDEL, deren jüngerer Schwester BERTA und seiner eigenen, um 11 Jahre älteren Schwester GERTA. Das Leben der kleinen Familie war von finanzieller Not bestimmt, weil die Mutter vom rumänischen Staat nur eine sehr niedrige Witwenrente erhielt.

Hellmut Klima hat sich selber immer wieder als schwächliches Kriegskind bezeichnet, das viele Krankheiten durchzustehen hatte. Da er körperlich weniger robust, geistig aber ungewöhnlich begabt und interessiert war, strebte er schon früh eine akademische Laufbahn an. Die Schwerpunkte seines Interesses kristallisierten sich bereits während seiner Gymnasialzeit heraus. Es galt einerseits allem, was mit Siebenbürgen und dessen Geschichte zusammenhing, und der historischen Bedingtheit des menschlichen Seins überhaupt. Er legte ein Tagebuch[1] an, in das er nicht nur Persönliches aufschrieb, sondern wo er auch den Alltag betreffende Dinge wie Einnahmen und Ausgaben der Mutter festhielt, kulturelle Ereignisse in Hermannstadt erwähnte und Statistiken, die Deutschen in Rumänien betreffend, eintrug. Andererseits war er ein eifriger Gottesdienstbesucher, der die Predigten aufmerksam anhörte und sich Aufzeichnungen darüber machte. Das Wort Gottes wurde ihm zur lebendigen Kraftquelle und blieb es sein ganzes Leben lang.

Er war der Mutter dankbar, daß sie ihm trotz ihrer geringen finanziellen Mittel ein Hochschulstudium ermöglichte. Es überrascht nicht, daß seine Wahl auf das Fach Geschichte fiel. 1932 ließ er sich an der Klausenburger Universität immatrikulieren und studierte dort bis 1936 Weltgeschichte, südosteuropäische und rumänische Geschichte – alles in rumänischer Sprache. Zugleich war er in Klausenburg außerordentlicher Hörer an der reformierten theologischen Fakultät und besuchte die Gottesdienste der Klausenburger deutschen evangelischen Kirchengemeinde. Wenn er daheim in Hermannstadt war, ging er weiterhin regelmäßig zum Gottesdienst.

---

1 Zitate daraus sind in der Arbeit mit T und der entsprechenden Jahreszahl gekennzeichnet.

Sein Studium fiel in eine bewegte Zeit. Seit dem 19. Jahrhundert war für die Siebenbürger Sachsen in ihrem Überlebenskampf als Minderheit eine nationale Einstellung selbstverständlich. Die „Woge aufschäumenden Nationalgefühls" (T 1933) im Dritten Reich ließ Siebenbürgen deshalb nicht unberührt. Im Rahmen der sogenannten „Erneuerungsbewegung" gründeten die Studenten Fachschaften, um „die Bemühungen der sächsischen Wissenschaft zu unterstützen, den geistigen Lebensraum [der Siebenbürger Sachsen] zu erhalten" (T 1935). Auch organisierten sie heimatkundliche Schulungswochen, Arbeitslager und Tanzwochen, um das Gemeinschaftsgefühl zu fördern.

Abb. 1: Hellmut Klima während seines Studiums in Klausenburg (etwa 1932–34)

Der Student Klima wurde Vorsitzender der Geschichtsfachschaft, half in mehreren sächsischen Gemeinden beim Ordnen von Büchereien, Einrichten von Ortsmuseen und beim Aufbau heimatkundlicher Ausstellungen. Er nahm auch an einem „Arbeitslager" in Budak teil. Bei Ausflügen in die Umgebung von Klausenburg traf er auf einige Dörfer, die schon während des Mittelalters ihr Deutschtum verloren hatten und in denen nur der Baustil der Häuser und manche Namen auf eine ehemals deutsche Bevölkerung hindeuteten. Der angehende Historiker sah am Beispiel dieser „entdeutschten Orte" (T 1933), wie Gewordenes zu Gewesenem wurde.

Mit den Zeitereignissen und dem Zeitgeist setzte er sich eingehend auseinander. In den Studentenbuden, die das eigentliche Zentrum des deutschen Studentenlebens in Klausenburg waren, gab es unzählige lebhafte Diskussionen mit den Kommilitonen – unter ihnen war übrigens auch der spätere Bischof Albert Klein. Ebenso verfolgte er aufmerksam die siebenbürgisch-sächsische *und* die rumänische Presse. Es war ihm wichtig, möglichst viele Standpunkte kennenzulernen und in sein Denken mit einzubeziehen. In seinem Tagebuch zitiert er neben Äußerungen weltlicher sächsischer Intellektueller und geistlicher Würdenträger auch Stellungnahmen aus der rumänischen Presse, z. B. jene des Gelehrten Nicolae Iorga, der es den Deutschen zugestand, „ihr Deutschtum in Liebe zu pflegen", sie aber davor warnte, „ihre Sympathie der gegenwärtigen Staatsform des Dritten Reiches zuzuwenden" (T 1933).

Am 18. Juni legte Hellmut Klima die erste Dienstprüfung für das höhere Lehramt im Fach Geschichte ab. Damit beendete er sein Studium in Klausenburg. Es folgten zwei Studienjahre in Wien und Leipzig, denn der damaligen Vorschrift entsprechend hatte jeder sächsische Kandidat für das höhere Lehramt oder das Pfarramt mindestens vier Semester evangelische Theologie zu belegen, und das war nur im Ausland möglich. An der Universität Wien hörte er viel Kirchen- und Religionsgeschichte als „Schwarzhörer", aber auch Vorlesungen bei einem „katholischen Dogmatiker" oder „bei den Magyaren" (T 1938). Er hatte Wien als Auslandsstudienort gewählt, weil er dort zusätzlich im Hofkammer- und im Kriegsarchiv arbeiten konnte, wo es reichlich Material zur siebenbürgischen Geschichte gab. Die Lebensläufe der Gouverneure von Siebenbürgen (d. h. der Statthalter der österreichischen Kaiser in Siebenbürgen von 1691–1867) boten sich als Dissertationsthema an. Er setzte sich mit der Zeitspanne 1774–1867 auseinander, sein Studienfreund Rolf Kutschera widmete sich dem davorliegenden Zeitabschnitt.

Wien, das zu vielen Streifzügen in die Vergangenheit einlud, war 1938 zugleich Schauplatz umwälzender politischer Ereignisse. Hellmut Klima erlebte aus nächster Nähe den Anschluß Österreichs ans Dritte Reich, die Eingliederung der österreichischen Studenten in die „Großdeutsche Studentenschaft" und den Besuch Hitlers in Wien. Befremdet über die „Anschlußhysterie" (T 1938) weiter Kreise, schrieb er am 18. März 1938 an seine Mutter: „Ich aber werde durch eine rätselhafte, unerklärbare Vorahnung bedrückt, daß dies alles in einer großen Katastrophe enden wird" (T 1938).

Während eines Studiensemesters in Leipzig (April–Juli 1938) erhielt er noch nachhaltigere Eindrücke vom Dritten Reich. Er mußte einen Ahnenpaß vorlegen, da Wert auf die arische Abstammung der Studenten gelegt wurde, oder Appelle mitmachen, bei denen es militärisch zuging und die er als „sinnlosen Leerlauf mit viel Wichtigtuerei" (T 1938) empfand. Anläßlich einer Tagung der „Deutschen Christen" wurde dem Theologiestudenten bewußt, wie sehr diese die Kirche der Politik auslieferten. Im Gegensatz dazu beeindruckte ihn bei einem Pfingstaufenthalt mit bekennenden Christen deren Grundsatz, daß die Kirche sich niemals der Politik unterordnen dürfe. Briefe seines Freundes Dr. Arnold Weingärtner, der in Berlin als Journalist arbeitete, „obwohl ihm der Nationalismus zuwider war" (T 1938), erlaubten ihm manchen Blick hinter die Kulissen, der anderen versagt blieb.

Mit gleicher Aufmerksamkeit verfolgte er die politische Entwicklung in Rumänien und besonders in der siebenbürgischen Heimat. „Ich lese Zeitungen aus der Heimat, und zwar solche beider Parteien aus unserem Volk", notierte er dazu im Tagebuch (T 1938). Die Errichtung einer Königsdiktatur in Rumänien ließ ihn Schlimmes befürchten, die „ungesunde Begeisterung für Deutschlands Aufstieg" (T 1938) unter Teilen der sächsischen Bevölkerung ebenso.

Während seines Aufenthalts im Ausland war er bestrebt, „viel zu erleben, zu erfah-

Abb. 2: Hellmut Klima in der Klausenburger Studentenbude im Gespräch mit den Kommilitonen (etwa 1934)

ren und zu sehen" (T 1938). Dabei nahm er finanzielle Nöte, knappe Mensaportionen und durchgelaufene Schuhe mit Humor hin. Nach Beendigung des Studiums machte er noch eine ausgedehnte Reise, teils mit dem Zug, teils mit dem Rad, die ihn nach Berlin und in andere deutsche Städte, aber auch nach Luxemburg und Frankreich, in die Schweiz, nach Liechtenstein und durch Österreich führte.

Aus dem obderennsischen[2] Waldneukirchen in der Pfarre Bad Hall waren 1755 die WEINDEL-Vorfahren seiner Mutter wegen ihres evangelischen Glaubens ins siebenbürgische Broos deportiert worden. Schon während seines Studiums in Klausenburg hatte er sich mit dem Stammbaum dieser Vorfahren beschäftigt, und nun suchte er in den Matrikeln der katholischen Kirche in der Pfarre Hall nach und fand, wie erwartet, die Namen der „Abgewanderten" (T 1938). Im westfälischen Haspe, von wo die MÖFERT-Vorfahren seiner Weindel-Großmutter stammten, forschte er ebenfalls in den alten Matrikeln, doch die Suche nach ihren Namen blieb ergebnislos.

2 Heute: oberösterreichischen

Am 1. Oktober 1938 kehrte Hellmut Klima nach Siebenbürgen zurück. Für ihn stand fest, daß er sich nach dem Studium im Ausland den Aufgaben in der Heimat stellen wollte. Wieder daheim, begann er mit der Ausarbeitung seiner Dissertation in rumänischer Sprache, wobei es manche Ausdrucksschwierigkeiten zu überwinden galt. In derselben Zeit machte er ein Praktikum als Theologe im Hermannstädter Diasporaheim und ein weiteres als Lehramtskandidat der Brukenthalschule. Am 30. März 1939 legte er eine theologische Teilprüfung ab, promovierte im Sommer mit der Arbeit „Guvernatorii Transilvaniei 1774–1867" zum Doktor der Philosophie im Fachgebiet Geschichte und bestand am 22. September die Pfarramtsprüfung. – Inzwischen war der Zweite Weltkrieg ausgebrochen.

2. Sein Wirkungskreis in den nächsten 40 Jahren

An einem eiskalten Sonntagmorgen im Januar 1940 wanderte der schmale, hochgewachsene Dr. Hellmut Klima auf der Neuen Landstraße von Hermannstadt in das angrenzende Neppendorf. Er trug einen neuen Hut, den er sich eigens für diesen Tag angeschafft hatte. In der Tasche seines abgetragenen Mantels steckte das Ernennungsdokument zum Pfarramtsverweser. Er sollte in der Gemeinde Neppendorf einige Monate Dienst tun, um die Zeit bis zum Amtsantritt des Pfarrers Hermann Gehann aus Berlin zu überbrücken.

Nach dem Gottesdienst stellte sich Dr. Hellmut Klima dem damaligen Kurator Josef Liebhart vor, und zwei Tage später traf er sich mit ihm und einem Kirchenvater vor dem Hermannstädter Bischofspalais, um die Themen für sein Ordinationskolloquium in Empfang zu nehmen. Später hat er noch manches Mal mit dem ihm eigenen liebevoll-verstehenden Humor erzählt, wie der „alte Kurator" auf der Treppe des Bischofshauses stehenblieb, ihn scharf ansah und sagte: „Hören Sie! Wir haben ja nichts gegen Ihre Person, aber wir möchten doch gerne einen richtigen, einen gestandenen Pfarrer haben!" Er konnte die Bedenken des alten Mannes verstehen, der ihm, dem erst 25jährigen, unerfahrenen Städter nicht zutraute, eine große und anspruchsvolle Gemeinde zu führen. So tröstete er ihn, daß es ja nur eine Übergangslösung sei.[3]

Neppendorf war mit 3.616 evangelischen Seelen damals die größte deutsche Landgemeinde Siebenbürgens (die Zahl der rumänischen Bewohner betrug zu der Zeit etwa 700). Seine deutschsprachige Bevölkerung setzte sich überdies aus zwei Gruppen un-

3 Diese Erlebnisse und Erfahrungen sind auch in Dr. Hellmut Klimas humoristischem Erlebnisbericht „Der alte Kurator" nachzulesen, der als Typoskript vorliegt. Auf Wunsch seiner Witwe ist der Bericht zur Erinnerung an den 80. Geburtstag ihres Mannes im Dezember 1994 in den „Neppendorfer Blättern" (Zeitung der HOG Neppendorf in der Bundesrepublik) veröffentlicht worden.

terschiedlicher Herkunft zusammen, die verschiedene Mundarten sprachen. Etwa ein Viertel bildeten die alteingesessenen Sachsen, rund drei Viertel waren Landler. Die Gemeinde galt als besonders schwierig, da es in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Spannungen zwischen Sachsen und Landlern gegeben hatte.

Doch der Mann aus der Stadt fand sich im bäuerlichen Lebenskreis überraschend schnell zurecht und schloß die urwüchsigen, lebensklugen Dorfmenschen schnell ins Herz. Auch sie lernten ihn schon in wenigen Monaten als „richtigen Pfarrer" schätzen, der zuverlässig seinen Dienst tat und ihnen offen und mit großem menschlichem Interesse begegnete.

Als Pfarrer Hermann Gehann seine Zusage, als Pfarrer nach Neppendorf zu kommen, unerwartet zurücknahm, wurde Dr. Hellmut Klima im April 1940 zum Pfarrer von Neppendorf gewählt, und am 13. Mai erfolgte seine Einholung nach altem Brauch. Das ganze Dorf war auf den Beinen. Eine Abordnung berittener Burschen begrüßte ihn an der Gemarkungsgrenze, die Blasmusik spielte, und Frauen standen in ihren schönen Festtagstrachten Spalier, als er in einer Kutsche zum Pfarrhaus gefahren wurde. Wenig später, am 23. Mai, setzte ihn der damalige Dechant des Hermannstädter Bezirks, August Schuster, in sein Amt ein. Er war nun der jüngste Pfarrer der ganzen Landeskirche und blieb es für ein weiteres Jahrzehnt.

Mit seinem Eintritt in den neuen Wirkungskreis begann auch privat ein neuer Lebensabschnitt für ihn. Er lernte seine spätere Frau, die damals 21jährige Lehrerin Maria Liebhart kennen, die aus der sächsischen Gemeinde Schorsten stammte und deren Vater ein Neppendorfer Landler war. Sie arbeitete 1940 als Supplentin in Neppendorf und sollte gerade zur definitiven Lehrerin gewählt werden. Später hat er noch oft schmunzelnd erzählt, wie er sie „wegen ihrer Papiere" möglichst oft in die Pfarrkanzlei kommen ließ, weil sie ihm so gut gefiel, und wie er den Kurator unter einem Vorwand beauftragte herauszufinden, ob sie verlobt sei.[4]

Am 29. Juni 1941 feierten die beiden unter Beteiligung der ganzen Gemeinde Hochzeit. Der „alte Kurator" Josef Liebhart vertrat bei dieser Gelegenheit mit Würde die Stelle von Dr. Hellmut Klimas früh verstorbenem Vater. Bischof Staedel, der die Trauung vollzog, gab den Brautleuten ein Bibelwort aus Offbg. 2,10 mit auf den gemeinsamen Lebensweg: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." (T 1941)

Der Beginn von Pfarrtätigkeit und Ehe fiel in eine unheilvolle Zeit. Rumänien hatte am Anfang des Zweiten Weltkriegs zwar seine Neutralität bewahrt, doch dann führte der Diktator Antonescu das Land in ein enges Bündnis mit dem Dritten Reich und in den Krieg gegen Rußland. Diese politischen Ereignisse wirkten auch in den Alltag

4 Vgl. auch Erlebnisbericht „Der alte Kurator".

Abb. 3: Das Pfarrehepaar nach Maria Klimas Rückkehr aus Rußland (Dez. 1949)

Neppendorfs hinein: Die Schule ging in die Hände der „Volksgruppe“[5] über, die an Macht und Einfluß gewonnen hatte, es gab Requirierungen für den Krieg, und viele Männer waren an der Front. 1943, nach dem Staatsvertrag zwischen Hitler und Antonescu, wurden alle deutschen Männer Siebenbürgens zwischen 18 und 35 Jahren zur deutschen Wehrmacht eingezogen. Bald war das Leben im Dorf ganz vom Kriegsgeschehen bestimmt. Luftangriffe versetzten die Menschen in Schrecken, ausbleibende Post von ihren Lieben an der Front in quälende Ungewißheit, Todesnachrichten in Trauer und Verzweiflung. Der junge Pfarrer nahm großen Anteil am Schicksal der Soldaten im Feld; im Tagebuch stehen immer wieder Gebete für sie.

Wie wesentlich war es in dieser Zeit, das Wort Gottes unverfälscht zu verkündigen, wie wichtig, daß es die Menschen auch wirklich erreichte! Dr. Hellmut Klima stellte hohe Anforderungen an seine Predigten und begann deshalb schon am Wochenanfang mit ihrer Vorbereitung. Am Freitag lag die Sonntagspredigt bereits, bis in die Einzelheiten ausgearbeitet, in geschriebener Form vor. Diese Art der Predigtvorbereitung

5 Die „Deutsche Volksgruppe in Rumänien“ war von 1939 bis 1944 die Volksorganisation der Rumäniendeutschen, welche den Status einer juristischen Person des öffentlichen Rechts hatte.

behielt er übrigens sein ganzes Leben über bei. Sein Ziel war eine deutliche Auslegung der Bibeltexte mit einfachen Worten und anschaulichen Beispielen.

Er setzte sich während des Krieges auch theoretisch mit der Verkündigung durch die Predigt auseinander. In einer Besprechung[6] von Friso Melzers Arbeit „Unsere Sprache im Dienst der Verkündigung"[7] schließt er sich dessen Auffassung an, daß das Predigen ein „Dienst der Liebe" sei. Der Pfarrer erfüllt ihn, wenn er das Wort Gottes den Menschen „übersetzt". Wie Melzer lehnt er eine Flucht hinter abstrakte Begriffe ebenso ab wie das Drücken auf die Tränendrüsen der Zuhörer.

Mit dem gleichen Verantwortungsbewußtsein, das seinen geistlichen Dienst auszeichnete, führte er die Gottesdienstprotokolle und Matrikeln. Er sammelte überdies alle Gottesdienstordnungen der von ihm gehaltenen Gottesdienste, ließ die Gottesdienstbesucher immer zählen, verfaßte am Ende jedes Kirchenjahres einen besonders ausführlichen und genauen Jahresbericht, der neben statistischen Angaben wichtige Ereignisse aus dem Gemeindeleben enthielt, und er war in jeder Beziehung bemüht, die Gegenwart umfassend zu dokumentieren. Von der Warte des Historikers sah er sie in dem Bewußtsein, daß sie im nächsten Augenblick schon Vergangenheit und damit Geschichte war.

Besonders gern stöberte und arbeitete er im umfangreichen Pfarrarchiv. Die manchmal schwer leserlichen Eintragungen seiner Amtsvorgänger öffneten ihm das Tor zum Gestern, er stellte aus trockenen Jahreszahlen und mitunter spärlichen Hinweisen ganze Ereignisketten in ihren Zusammenhängen wieder her. Was ihn fesselte, waren die Einblicke in das menschliche Wesen, die ihm seine Geschichtsstudien gewährten. „Die Geschichte ist ein Spiegel des menschlichen Wesens", schrieb er 1943 als Widmung in ein Büchlein, das wohl als Geschenk gedacht war; es fand sich in einer der Schachteln, in denen er Briefe, Glückwunschkarten, Zahlungsbescheide und ähnliches aufbewahrte.

Währenddessen gab es in der gelebten Gegenwart einen historischen Einschnitt: Rumänien verbündete sich im August 1944 mit den Gegnern des Dritten Reichs. Die Volksgruppenführer verschwanden nach dem Umsturz, und die Höfe wurden von russischem Militär besetzt. Auf dem Pfarrhof wurde ein russisches Spital eingerichtet, so daß die Pfarrfamilie in ein Zimmer des Hauses Nr. 84 in der Kirchgasse umziehen mußte. Die Gottesdienste und die alltägliche Arbeit auf den Feldern gingen jedoch ohne Unterbrechung weiter.

Im Januar 1945 bekam die deutsche Bevölkerung Rumäniens den geschichtlichen Einschnitt durch die Deportationen nach Rußland besonders schmerzlich zu spüren. Aus Neppendorf wurden über 600 Gemeindeglieder nach Rußland verschleppt, unter

6 1943 in den „Kirchlichen Blättern" Nr. 32 erschienen.

7 In „Pastoralblätter" 1942/43, Heft 1–4.

ihnen das Pfarrehepaar. Dem körperlich anfälligen Dr. Hellmut Klima machten die harten Bedingungen in den russischen Arbeitslagern sehr zu schaffen. Völlig unterernährt und krank wurde er im Oktober des gleichen Jahres mit dem ersten Rücktransport nach Hause geschickt.

In Siebenbürgen hatte unter dem neuen kommunistischen System die Enteignung von Grundbesitz und Höfen begonnen, im Dorf machten sich „Zigeuner und Pöbel" (T 1945) breit, und die Menschen wurden durch Gerüchte über eine bevorstehende Umsiedlung der deutschsprachigen Bevölkerung aus Siebenbürgen verunsichert.

Auch in diesen wirren Jahren verkündigte der Pfarrer unbeirrt Gottes Wort und lebte den Dienst am Mitmenschen vor, indem er fraglos-selbstverständlich das Nächstliegende und Notwendige tat. Da die Schule vorübergehend wieder zur Kirche gehörte und Lehrermangel herrschte, stellte er sich als Supplent ohne Gehalt zur Verfügung. Seine Schüler waren erstaunt darüber, wie gut er Rumänisch konnte und wie konsequent er in den Stunden, in denen er Rumänisch-Unterricht erteilte, darauf bestand, daß nur Rumänisch gesprochen wurde – vielleicht in der Voraussicht, daß sie diese Sprache unter den neuen Verhältnissen im Alltag dringend brauchen würden, wohl aber auch, weil er Mehrsprachigkeit grundsätzlich schätzte.

Als er ins Pfarrhaus zurückkehren konnte, weil es vom Militär geräumt worden war, nahm er dort nicht nur seine Mutter, seine Schwester und seine enteigneten Schwiegereltern auf, sondern auch mehrere enteignete Gemeindeglieder – insgesamt 25 Personen. Dr. Hellmut Klima nahm Anteil am Leben jedes einzelnen. Er ermunterte die Leute, nicht hochdeutsch mit ihm zu sprechen, sondern in ihrer Mundart. Sächsisch war ihm schon seit dem Studium geläufig, im täglichen Miteinander auf dem Pfarrhof lernte er in kürzester Zeit auch landlerisch.

Die Besonderheiten des Landlerdialekts weckten die Neugier des Wissenschaftlers. Er hörte aufmerksam hin und hakte bei Wörtern nach, für die es im Hochdeutschen keine Entsprechung gab. In geduldiger Kleinarbeit trug er den nichthochsprachlichen Sonderwortschatz dieser Mundart zusammen, darunter viele Ausdrücke, die nur noch die „Alten" kannten.[8]

Die Dorfbewohner schätzten es, daß er ihre Mundart sprach – es schaffte Nähe und Vertrautheit. Er kannte bald alle Leute der großen Gemeinde mit Namen und wußte Bescheid über ihre Verwandtschaftsverhältnisse. In den alten Kirchenbüchern und Matrikeln forschte er weiter dem geschichtlichen Werden der Dorfgemeinschaft nach und begann, Stammbäume der einzelnen Familien zusammenzustellen. Auch mit der Frühgeschichte des Ortes, der Einwanderung der Landler und dem kirchlichen Leben im Lauf der Jahrhunderte beschäftigte er sich eingehend.

---

8 Die Zusammenstellung „Eigenwortschatz der Landlermundart in Neppendorf" wurde 1959 in „Siebenbürgische Mundarten", Bd. 104, veröffentlicht.

Die ersten Nachkriegsjahre waren eine Zeit des Bangens um die Rußland-Deportierten und die Kriegsgefangenen. Hunger, Kälte und unmenschliche Arbeitsbedingungen hatten manches Todesopfer gefordert; die Rückkehr der Überlebenden gab den Menschen im Dorf neuen Lebensmut. 1949 durfte auch der Pfarrer die große Freude erleben, daß seine Frau nach fünf Jahren Zwangsarbeit mit einem der letzten Transporte aus Rußland heimkehrte.

Der Beschluß von 1956 über die Rückgabe der Höfe gab den Menschen ebenfalls Auftrieb, doch andererseits wanderten mehrere Neppendorfer zu ihren Angehörigen aus, die nach dem Krieg in Deutschland verblieben waren, und auch die Gerüchte über eine bevorstehende allgemeine Umsiedlung nach Deutschland wollten nicht verstummen.

Die Bedingungen für das kirchliche Leben änderten sich im Kommunismus grundlegend, da die neuen Machthaber ein atheistisches Weltbild propagierten. Das Recht auf freie Glaubensausübung war zwar gesetzlich verankert, doch sie entschieden willkürlich über gewährte Freiräume und scheuten vor keinerlei Schikanen zurück. Eine Kommission verfügte beispielsweise, daß das Pfarrhaus rot gestrichen werden sollte, und ein alter Weihnachtsbrauch, das Turmsingen und -blasen, wurde vorübergehend verboten. An den Pfarrversammlungen, die behördlich genehmigt werden mußten, nahmen Beauftragte des Kultusdepartements teil, und die Tätigkeit der Pfarrer wurde von der Geheimpolizei überwacht. Andererseits wurde nach dem Krieg an der Klausenburger theologischen Fakultät eine Abteilung für evangelische Theologie eingerichtet, und 1955 wurde die evangelische theologische Fakultät nach Hermannstadt ins Bischofsgebäude verlegt – ein Lichtblick für alle, die darauf hofften, daß die deutsche Minderheit in Rumänien Lebensmöglichkeiten behalten würde, obwohl ihr Dasein sich jetzt hinter dem Eisernen Vorhang abspielte.

Die Kommunisten erkannten, daß die Pfarrer auch weiterhin die eigentlichen Autoritätspersonen geblieben waren, denen die Menschen glaubten und vertrauten. Sie machten sich diese Autorität zunutze, indem sie den Pfarrern vorschrieben, behördliche Ankündigungen und Verordnungen in den Gottesdiensten bekanntzugeben bzw. die Dorfbewohner von Plänen wie der Kollektivierung der Landwirtschaft zu überzeugen. Dr. Hellmut Klima entwickelte ein feines Gespür für den Umgang mit dem neuen Regime. Wo er einsah, daß Auflehnung sinnlos war, fügte er sich im einzelnen selbst merkwürdigen Anordnungen, doch was er wichtig fand, setzte er beharrlich und zielstrebig durch, auch wenn er damit bei den Behörden Mißfallen erregte.

Schon 1945 hatte er damit begonnen, Bibelstunden abzuhalten, um das geistliche Leben der Gemeinde zu vertiefen. Sie fanden mit einer einzigen Unterbrechung (1950/51) die nächsten Jahrzehnte über regelmäßig statt.

Ebenso baute er einen beispielhaft geordneten Religions- und Konfirmandenun-

terricht auf, obwohl einzelne Schulleiter der inzwischen verstaatlichten Schulen diesen zu hintertreiben versuchten. Die Kinder gingen gerne „in die Religion", denn der Pfarrer wußte die biblischen Geschichten spannend und eindrucksvoll zu erzählen. Den Konfirmanden übermittelte er klar und übersichtlich grundlegendes Wissen über den evangelischen Glauben und das kirchliche Leben, bevor sie im Palmsonntagsgottesdienst vor der Gemeinde geprüft wurden.

Er war ein guter Pädagoge, der die Kinder und Jugendlichen förderte, indem er sie forderte. Während der 50er und Anfang der 60er Jahre ließ er z. B. konfirmierte Mädchen als Katechesehelferinnen Religionsstunden bei den jüngeren Kindern abhalten. In diese Rolle verwiesen, entdeckten die Mädchen laut eigener Berichte in sich unvermutete Fähigkeiten. Immer wieder versuchte er Jugendliche dafür zu gewinnen, daß sie Schreibmaschine schreiben oder Klavier und Orgel spielen lernten; sogar das eigene Klavier stellte er zur Verfügung, damit sie üben konnten. Jedes geistige Interesse förderte er, vor allem aber warb er für die Auseinandersetzung mit der Geschichte und Kultur des eigenen Lebensraumes.

Während der 50er Jahre verlor Neppendorf innerhalb einer kurzen Zeit sein bäuerliches Gepräge. Zwar waren mehrere ältere Bauern der Kollektivwirtschaft beigetreten, doch die Enteignung des Grundbesitzes hatte ihnen die eigentliche Existenzgrundlage entzogen. So suchten immer mehr Menschen Arbeit in der Stadt, vor allem, als 1958 eine Busverbindung nach Hermannstadt eingerichtet wurde. Eine der Folgen dieser Entwicklung war, daß die jüngere Generation städtische Kleidung zu tragen begann und allmählich auch die Sonntagstracht ablegte. Der Pfarrer bedauerte diesen Werteverlust und versuchte gegenzusteuern, doch vorerst ohne Erfolg. Erst ab Mitte der 70er Jahre zogen Mädchen zur Konfirmation zunehmend wieder die Tracht an.
Es fiel ihm in jeder Beziehung schwer, sich schnellen Veränderungen zu öffnen. Er begegnete dem Althergebrachten, in Jahrhunderten Gewachsenen und Bewährten mit Ehrfurcht und war bestrebt, es zu erhalten. So hielt er über die Jahrzehnte an der alten Gottesdienstordnung fest, dergemäß im Hauptgottesdienst auch eine Vorpredigt gehalten wurde. Sie war in der gesamten evangelischen Kirche abgekommen, ist jedoch dank ihm in Neppendorf erhalten geblieben. Es war ihm auch sehr wichtig, daß die alten Bräuche und Ordnungen im kirchlichen und nachbarschaftlichen Leben weitergingen, denn in allen Lebenslagen gaben solche verläßliche Ordnungen Halt und Geborgenheit. Wenn Dr. Hellmut Klima in vollem Ornat, die Bibel in der linken Hand vor der Brust tragend, pünktlich mit dem letzten Schlag der Turmuhr zur vollen Stunde den Hof eines Trauerhauses betrat, mit lauter, fester Stimme ein Gebet sprach und dann im Trauerzug zwischen der Blaskapelle und dem Totenwagen schritt, wirkte allein schon seine hohe, würdige Gestalt wie ein Sinnbild dieser Ordnung.

Er empfand schmerzlich, daß in der schnellebigen Zeit, die angebrochen war, viele Lebensformen und Werte unwiederbringlich verlorengingen. Um so eifriger ging er

ans Sammeln und Aufzeichnen. Selbst seine Urlaube nutzte er für historische und volkskundliche Forschungen. Er besuchte viele sächsische Gemeinden der näheren und weiteren Umgebung, weil er sie kennenlernen und in ihren Archiven forschen wollte. Zuweilen bot sich ihm in kleinen, abgelegenen Dörfern ein trauriges Bild: Manche evangelische Gemeinde kämpfte ums Überleben, und nur die Größe der Kirche und der Häuser ließ auf eine Gemeinschaft schließen, die einst stark gewesen war.

Abb. 4: Vor dem Gottesdienst (August 1974)

Die Gemeinde Neppendorf hatte dank ihrer Nähe zu Hermannstadt beste Entfaltungsmöglichkeiten. Sie erfuhr einen ungebremsten Aufstieg und erreichte im Jahr 1972 mit 4.219 evangelischen Gemeindegliedern die höchste Seelenzahl ihrer vielhundertjährigen Geschichte. So gab es auch viele Anlässe, bei denen der Pfarrer mit Alt und Jung zusammenkam. Hochzeiten und Tauffeste waren ihm eine genauso willkommene Gelegenheit wie Begegnungen im Alltag, um Gespräche zu führen. Er ging in seiner einfachen, natürlichen Art auf die Menschen zu. Alle interessierten ihn, er stellte sich ganz auf seine Gesprächspartner ein und nahm jeden ernst. Wenn er dann seinerseits ins Erzählen kam, Familiengeschichten aufrollte und Zusammenhänge herstellte, lauschten die Zuhörer gebannt.Es war längst selbstverständlich geworden, daß er mit allen Gemeindegliedern in ihrer Mundart sprach – landlerisch oder sächsisch. Wahrscheinlich hat er durch diese Haltung wesentlich dazu beigetragen, daß die Konflikte zwischen Sachsen und Landlern, die in seiner ersten Neppendorfer Zeit noch unterschwellig vorhanden waren und sogar noch einmal zum Ausbruch kamen, allmählich entschärft und beendet wurden.

Genauso selbstverständlich unterhielt er sich mit den rumänischen Dorfbewohnern in ihrer Sprache. Die neuen Verhältnisse nach dem Krieg begünstigten Mischehen. Bei Trauungen mit einem rumänischen Partner richtete Dr. Hellmut Klima auch einige Worte in rumänischer Sprache an die Hochzeitsgäste. Im Tagebuch 1959 findet sich eine Notiz, daß er neben dem orthodoxen Pfarrer im Trauerzug mitging und auf dem orthodoxen Friedhof ein Vaterunser betete, als eine Neppendorferin beerdigt wurde, deren Ehepartner Rumäne war. Er sprach nicht viel über Ökumene, er lebte sie.

Die Betreuung der großen Gemeinde bedeutete einen hohen Arbeitsaufwand, die nebenher betriebenen geschichtlichen Studien ebenso. Er hatte sich eine strenge Arbeitsdisziplin auferlegt: Sein Tag war bis ins kleinste eingeteilt und geregelt, er hielt sich genau an den Terminkalender, den er zum Jahresende für das darauffolgende Jahr anlegte, und er schob Arbeiten nie auf. Seine Frau Maria stellte sich ganz auf seinen Tagesablauf ein, schuf ihm die besten Bedingungen und den geeigneten Rahmen für die Erfüllung seiner vielfältigen Aufgaben. Sie war ihm eine verständnisvolle Partnerin, die mit- und oft vorausdachte. „Was wäre ich ohne dich?", pflegte er liebevoll zu sagen, wenn sie ein praktisches Problem schon gelöst hatte, bevor es ihn zu beschäftigen begann. Seine Schwester Gerta, die unverheiratet war und mit im Haushalt lebte, half ihm oft dabei, das historische Material, das er zusammengetragen hatte, sowie sein Tagebuch zu tippen. Das war für ihn äußerst wichtig, denn einer seiner Grundsätze lautete: Was ordentlich aufgeschrieben ist, möglichst mit Schreibmaschine, damit es nicht erst mühevoll entziffert zu werden braucht, ist dem Vergessen entrissen.

1965 wurde Pfarrer Heinz Galter zum zweiten Pfarrer von Neppendorf gewählt. Das bedeutete eine Entlastung, doch widmete sich Dr. Hellmut Klima ab diesem Zeitpunkt verstärkt seiner Arbeit innerhalb des Bezirks und der Landeskirche. Schon 1954–1958 war er als geistliches Mitglied des Bezirkskonsistoriums tätig gewesen, 1966–1969 übernahm er erneut diese Aufgabe. 1967–1971 führte er den Vorsitz des Hilfsfonds kirchlicher Angestellter, 1970–1978 war er Mitglied des Landeskonsistoriums und stellvertretender Bischofsvikar. Sein scharfer Verstand ermöglichte es ihm, ein Problem sofort zu erfassen und es mit all seinen Auswirkungen zu durchdenken. Er ging an jede Arbeit mit unbestechlicher Sachlichkeit heran, die von seinen Mitarbeitern ebenso geschätzt wurde wie die Ruhe und Besonnenheit, die er ausstrahlte.

Seine wohl wichtigste übergemeindliche Tätigkeit war jene als Dechant des Bezirks Hermannstadt (1969–1978). Er erfüllte die Visitationsaufgaben verantwortungsbewußt und besuchte jede der 50 Landgemeinden seines Bezirks zweimal. Dabei nahm er die Visitationen immer auch als Gelegenheit für historische und volkskundliche Forschungen wahr.

In den 60er und 70er Jahren hatte sich die augenscheinliche Überwachung des kirchlichen Lebens durch den Staat etwas gelockert, doch die Kontrolle der Pfarrer durch die Geheimpolizei ging unvermindert weiter. Die Verhöre, die Dr. Hellmut Klima als Mann in führender Stellung über sich ergehen lassen mußte, kosteten ihn viel Kraft. Trotzdem konnte er sich eine bestimmte Gelassenheit bewahren: sie kam aus der Überzeugung, daß er allein Gott zu gehorchen hatte und nicht irgendwelchen Mächten, die die Geschichte hervorgebracht hatte und die auch wieder untergehen würden.

Ungleich mehr als solche Schwierigkeiten belastete ihn die zunehmende Gleichgültigkeit vieler Menschen, vor allem Jugendlicher, der Kirche gegenüber und die ver-

Abb. 5: Gruppenbild mit den Konfirmanden des Geburtsjahrganges 1960 (März 1975)

stärkte Abwanderung in die Bundesrepublik, die in den 70er Jahren einsetzte. Jahrelang war die Zahl der Auswanderer durch Geburten und Neuzuzüge ausgeglichen worden, doch 1979 sank die Seelenzahl Neppendorfs unter die 4.000-Grenze.

Es war trotzdem noch eine starke, lebendige Gemeinde, als der „alte Pfarrer" – so wurde er schon seit der Zeit genannt, als der „junge Pfarrer" Heinz Galter nach Neppendorf gekommen war – am 1. Februar 1980 in den Ruhestand trat. Er konnte auf eine 40jährige Dienstzeit im selben Ort zurückschauen. Mit Ausnahme von Pfarrer Michael Bidner, unter dem wahrscheinlich in Neppendorf die Reformation durchgeführt worden ist, hat kein anderer der 32 evangelischen Pfarrer eine so lange Dienstzeit erreicht. Während der vier Jahrzehnte hatte er eigenen Angaben zufolge 2.626 Verkündigungsgottesdienste abgehalten, 2.405 Jugendliche konfirmiert, 1.244 Kinder getauft, 830 Paare getraut und 920 Menschen beerdigt. Ohne eine einzige Unterbrechung hatte er an jedem ersten Christtag die Predigt gehalten. Als er am ersten Christtag 1979 zum 40. Mal auf der Kanzel stand, verabschiedete er sich feierlich von der Gemeinde.

3. Der Lebensabend

Hinter dem Pfarrgarten steht auf einer kleinen Anhöhe die riesige gemauerte Pfarrscheune. Die Gemeinde baute den Teil, der der Kirche zugewandt ist, zu einer Alterswohnung für Dr. Hellmut Klima und seine Familie um. Es war ein Zeichen der Liebe und Dankbarkeit. Für ihn ging damit der große Wunsch in Erfüllung, seinen Lebensabend in und mit der Gemeinde zu verbringen, die ihm zur Heimat geworden war.
Er empfand die neue und doch altvertraute Umgebung wie eine schöne, stille Insel. Wie liebte er den Blick auf die Kirche, den Schlag der Turmuhr und das Glockenläuten! Wie tief erlebte er das Blühen im Garten vor dem Haus, die Spaziergänge im Kirchenpark, die vielen Gesichter der Natur im Wandel der Jahreszeiten!
Aus dieser kleinen Welt trat er in seinen letzten Lebensjahren kaum noch heraus, doch er war weiterhin bei fast jedem Gottesdienst dabei. An allem, was „draußen" geschah, nahm er regen Anteil. Er bezog mehrere inländische Zeitungen, verfolgte die Neuerscheinungen im Buchhandel, war dankbar für Zeitungen und Bücher aus dem Ausland. Jeder Besuch war ihm willkommen, doch besonders freute er sich, wenn junge Menschen zu ihm kamen und ihn um Rat fragten oder ihn um Hilfe bei wissenschaftlichen Arbeiten baten, denn er hatte während seines Lebens Unmengen von Material über Siebenbürgen zusammengetragen, und er stellte es gerne zur Verfügung.

Den Ruhestand nutzte er vor allem dazu, seine umfangreiche Sammlung wissenschaftlicher „Zettel", die im Laufe der Zeit auf über 80.000 angewachsen war, zu ordnen und sie in eine Form zu bringen, die sie der Nachwelt besser zugänglich machen sollte. Er arbeitete täglich mehrere Stunden im „Turmzimmer" im ersten Stock, von wo der Blick auf die Kirche besonders schön war, und war dankbar für jede Hilfe beim Ordnen und Tippen des Materials. Es war Dr. Hellmut Klima gelungen, alle 237 sächsischen Gemeinden Siebenbürgens zu besuchen – nun erstellte er für jede von ihnen eine Ortschronik.

Im Rahmen der Bibelstunden hielt er immer wieder Vorträge zu Themen aus der Geschichte Neppendorfs. In den „Kirchlichen Blättern" oder der weltlichen deutschsprachigen Presse Rumäniens veröffentlichte er regelmäßig Beiträge über das kirchliche Leben im Lauf der Jahrhunderte, historische Persönlichkeiten, interessante Begebenheiten aus der Vergangenheit vieler Dörfer. Themen aus der rumänischen Geschichte waren ebenso vertreten wie Beiträge über Slawen, Russen, Bulgaren und andere Minderheiten, die in Siebenbürgen lebten oder gelebt hatten.

Verglichen mit der großen Menge des gesammelten Materials sind die Auswertungen relativ gering. Es ist anzunehmen, daß er dem Zusammentragen und Ordnen den Vorrang vor dem Auswerten gab, weil er möglichst viel vor dem Vergessenwerden und Verlorengehen retten wollte. Für vieles, was er gesammelt hat, wäre es wenig später schon zu spät gewesen.

Denn für die deutschsprachige Minderheit Siebenbürgens war eine „Endzeit" angebrochen. Der verschärfte diktatorische Kurs des Staatsführers Ceauşescu in den 80er Jahren, seine aberwitzigen Verordnungen und die sich steigernde Versorgungskrise nahmen den Menschen Mut und Hoffnung, die verstärkte Abwanderungsbewegung ließ eine Zukunft der Deutschen in Rumänien illusorisch erscheinen. Die evangelische Bevölkerung Neppendorfs ging während eines knappen Jahrzehnts um 1.000 Seelen zurück. Dr. Hellmut Klima, der sich so oft über die Spuren des Gewesenen gebeugt hatte, konnte nicht damit fertig werden, daß diese ihm lieb gewordene Welt, die er mitgeprägt hatte, nun ebenfalls im Zerfall begriffen war. Vor allem hatte er kein Verständnis dafür, daß die Menschen sie – aus seiner Sicht – freiwillig aufgaben. Systemverdrossenheit oder die Hoffnung auf eine bessere Zukunft im Westen erkannte er, weil alle gesellschaftlichen Verhältnisse sich verändern, nicht als Ausreisegrund an. Er war der Meinung, daß niemand durch solche Entscheidungen die eigene Zukunft und die seiner Kinder sichern könne und befürwortete ein vertrauensvolles Ausharren auf dem Platz, wo man von Gott hingestellt war.

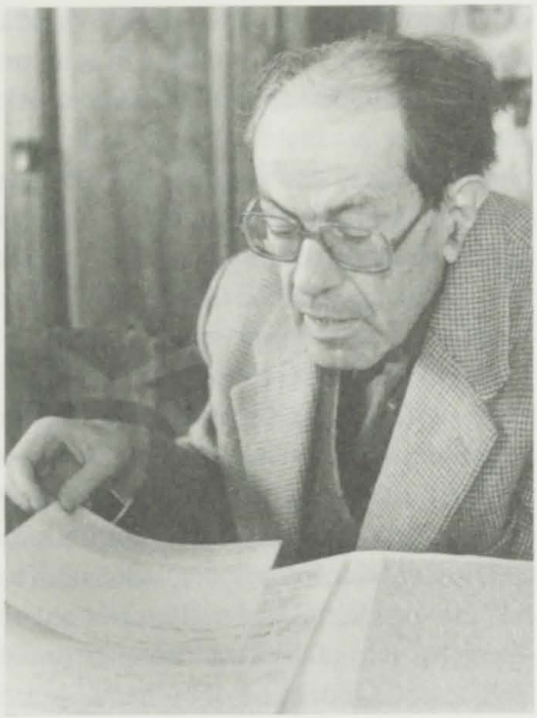


Abb. 6: Über die Spuren des Gewesenen gebeugt (Juni 1986)

Im September 1984 erlebte er andererseits eine große Freude. In Neppendorf wurde zum 250. Jahrestag der Ansiedlung von Landlern ein Gemeindefest gefeiert, zu dem auch zahlreiche Gäste aus dem oberösterreichischen Salzkammergut geladen waren. Er konnte als „Landlerspezialist" während der Vorbereitungen viele gute Ratschläge geben und genoß es, daß auch die jüngere Generation die Tracht bei diesem Fest wieder aus den Truhen holte. Seine Festschrift über die Ursachen und Umstände der Deportation der Landler und ihre Ansiedlung in Neppendorf konnte unter den damaligen politischen Verhältnissen nicht publiziert werden, wurde dafür aber an mehreren aufeinanderfolgenden Sonntagen der Gemeinde nach dem Hauptgottesdienst vorgelesen.

Als wenige Jahre darauf die Dezemberrevolution von 1989 die kommunistische Ära beendete, glaubte er noch einmal an einen Neubeginn. Doch die Menschen nutzten

den unerwartet gewonnenen Entscheidungsspielraum anders: Eine große Ausreisewelle setzte ein, und er mußte in seinem letzten Lebensjahr erleben, wie die Seelenzahl der Gemeinde auf etwa 1.000 zurückging.

Nur draußen in der Natur war alles wie immer. Die Störche waren im Frühling zurückgekehrt und klapperten in ihrem Nest auf dem ehemaligen Kanzleigebäude gegenüber der Kirche, und im Garten blühten die Frühlingsblumen schöner denn je. Dr. Hellmut Klima spürte indes schon sein nahendes Ende. Er konnte im Sommer 1990 das Haus kaum noch verlassen, und in den Morgenstunden des 7. Oktober starb er nach einigen Wochen schweren Leidens. Seine Frau hatte ihn aufopferungsvoll gepflegt und auch viel Hilfe von Gemeindegliedern erfahren dürfen, die ihnen beiden verbunden waren. Er wurde seinem Wunsch entsprechend auf dem Neppendorfer Friedhof im Grab Stefan Adolf Bergleiters beigesetzt, der 1862–1863 Pfarrer von Neppendorf gewesen war und den er sehr verehrt hatte.

Die Zahl der Gemeindeglieder sank innerhalb des nächsten Jahres, 1991, noch einmal um die Hälfte. In der alten Heimat blieben vor allem ältere und alte Leute zurück, die nicht mehr in die Fremde gehen und dort neu anfangen wollten oder konnten. Das Fehlen der Kinder und der jungen Menschen machte sich schmerzlich bemerkbar. Dr. Hellmut Klima war diese letzte Entwicklung erspart geblieben. Seine Witwe nahm sich weiter seiner schwer pflegebedürftigen Schwester Gerta an, die ihn um ein Jahr überlebte. Nach Übergabe seines Nachlasses an das Museum Gundelsheim (Baden-Württemberg) übersiedelte sie im Herbst 1993 in die Bundesrepublik.

4. Ein Leben hat sich erfüllt

Nur eines bleibt,
das allen Wandel überdauert:
was dienende Menschen stifteten
durch Hingabe an andere.
(H. Gilhaus)

Dr. Hellmut Klima hat zusehen müssen, wie seine Heimatwelt zerbröckelte und zerfiel, zurückgelassen und aufgegeben wurde. Doch gleichzeitig hat er erfahren dürfen, wie sehr er ganze Generationen mitgeformt hat. Seine schlichte, eindringliche Evangeliumsverkündigung hat den Weg zu den Herzen der Menschen gefunden, das Beispiel seiner eigenen Lebensführung hat überzeugt und wirkt über den Verfall des Althergebrachten hinaus weiter. Viele Menschen hat er gefördert und durch wichtige Anregungen weitergebracht.

Von den schönen Erinnerungen an das Neppendorf von einst sind mehrere mit ihm

verknüpft. Die Menschen zehren davon in der alten *und* in der neuen Heimat. Er-innern heißt Aufheben des Gewesenen im Innern.

Aufheben des Gewesenen durch Aufzeichnen hat sich der Historiker Dr. Hellmut Klima zur Lebensaufgabe gemacht. Er war ein stiller Sammler, nicht auf vordergründige Erfolge aus. Die Auswertung des ungewöhnlich umfangreichen geschichtlichen, geistes- und kulturgeschichtlichen Materials, das er zusammengetragen hat, wird noch viele Wissenschaftler beschäftigen, die Bedeutung seines Beitrags zur siebenbürgischen Geschichtsschreibung erst nach und nach in ihrem vollen Umfang erkannt werden.

Er hat überdies ein (fast) lückenloses Tagebuch der Zeitspanne 1933–1990 hinterlassen (abgesehen von den Monaten der Zwangsarbeit in Rußland), das als Typoskript vorliegt. Schon als Gymnasiast hatte er begonnen, eigene Erlebnisse und bedeutsame Ereignisse aus seinem engeren Lebenskreis festzuhalten, und mit Beginn des Studiums wurde die tägliche Tagebuchführung zum festen Bestandteil seines Lebens. Er schrieb nicht nur Persönliches und Familiäres auf, sondern war bewußt darum bemüht, den Zeithintergrund mit hineinzunehmen, indem er Gespräche mit Freunden und Bekannten wiedergab, Briefausschnitte einfügte, aus Reden von Politikern oder geistlichen Würdenträgern zitierte, Berichte und Kommentare aus Zeitungen und Zeitschriften heranzog. Durch diese Art der Tagebuchführung bettete er die einzelnen Ereignisse in einen größeren historischen Zusammenhang ein, erfaßte den Zeitgeist und zeigte auf, wie sich geschichtliche Abläufe im Leben jedes einzelnen auswirken. Da war ein hellwacher Zeitgenosse und unbestechlicher Beobachter am Werk, dessen Tagebuch zur Zeitchronik mit hohem dokumentarischen Wert wird.

Man kann Dr. Hellmut Klima als Chronist einer begrenzten, überschaubaren Welt bezeichnen, deren wechselvoller Geschichte im Lauf der Jahrhunderte er nachgespürt und deren Entwicklung während seiner eigenen Lebenszeit er aufmerksam verfolgt und dokumentiert hat.

In seinen letzten Lebensjahren hat er immer mehr junge Leute für eine Auseinandersetzung mit der Geschichte und Kultur des eigenen Lebensraumes gewinnen können, die die Spurensicherung weiterführen.

Wilfried Schabus

Vorbemerkung zu den Zeitzeugenberichten

Selten wird eine Gruppe von Menschen in einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne unter so vielen wichtigen Aspekten ihres Daseins beschrieben, wie das in bezug auf die Landler seit 1990 in dankenswerter Weise geschehen ist und sich auch in dem hier vorliegenden umfangreichen Werk eindrucksvoll manifestiert. Ein Vorhaben, das sich die Erschließung der sozialen Wirklichkeit einer bestimmten Volksgruppe zum Ziel gesetzt hat, wäre aber schlecht beraten, würde es sich nur als ein Forum verstehen, das einem Kreis von nach wissenschaftlicher Objektivität strebenden Sprach- und Sozialwissenschaftlern die Möglichkeit geben möchte, seine diversen mehr oder weniger abstrakt formulierten Forschungsergebnisse zu präsentieren und nicht auch die Repräsentanten des Forschungs-„Gegenstandes" selbst zu Wort kommen ließe. Die Herausgeber der vorliegenden Landler-Dokumentation betrachten es als einen ganz besonderen Glücksfall, daß sich einige Landlerinnen und Landler – so manche erst nach langem Zögern – entschlossen haben, ihre ganz persönlichen und für ihr Schicksal besonders bedeutsamen Erlebnisse eigenhändig niederzuschreiben, um dieses Vermächtnis ihrer Lebenserfahrungen für einen teilnehmenden Leser nachvollziehbar zu machen. Der Leser möge Verständnis dafür aufbringen, daß eine der Autorinnen ihren Namen nicht nennen wollte.

Dabei sind die Verfasser dieser Vermächtnisse nicht etwa nur ältere Menschen mit ihren Berichten über die bitteren Jahre in russischen Arbeitslagern zwischen 1945 und 1949, sondern auch ganz junge Leute, die ihre Erfahrungen mit einem Regime schildern, mit dem sie sich nie identifizieren konnten und dem sie verzweifelt zu entfliehen trachteten. Dann sind da auch die Erinnerungen einer 1939 in Neppendorf geborenen Frau, aus denen die Haltung einer die jüngere geschichtliche Entwicklung überschauenden Zeitzeugin spricht, die uns rückblickend wie in einem Zeitraffer eine Schilderung des letzten halben Jahrhunderts der Siebenbürger Landler bietet. Einige wichtige Inhalte dieser Schilderung sollen nun, gleichsam als Rückbesinnung auf unseren oben zitierten Forschungsgegenstand und in Vertretung einer „wissenschaftlichen" Zusammenfassung hier wiedergegeben werden:[1] Wie die Autorin als Siebenjährige erleben

1 Eine kritische Reflexion über die Authentizität narrativer Texte im allgemeinen sowie eine sozialwissenschaftliche Bearbeitung des Deportationsthemas leistet der Beitrag von Georg und Renate Weber in dieser Publikation.

mußte, dass man ihrer Mutter die „Arbeit aus der Hand genommen hat", denn so empfand diese die Grundenteignung der landlerischen Bauern im März 1946. Wie dann auch noch ihr Elternhaus fremden Menschen „zugeteilt" und erst zehn Jahre später wieder zurückgegeben wird, und wie sie sich erinnert, daß die Generation ihrer Eltern diese Erniedrigungen nie ganz verwinden konnte. Trotz aller Bitterkeit stellt unsere Autorin aber auch mit einer gewissen Dankbarkeit fest, daß für sie, die in diesen schlimmen Jahren herangewachsen ist, „die deutsche Schule immer funktioniert hat", und daß man auch den Pfarrer Wege finden ließ, trotz offiziellen Verbots den Religionsunterricht aufrechtzuerhalten. Versuche staatlicherseits, auf der Basis der Schule Landler und Rumänen einander näher zu bringen, waren hingegen nicht sehr erfolgreich. Im Schulhof spielten „deutsche und rumänische Kinder ... niemals miteinander, sie spielten nebeneinander".

Wohl hörte man damals immer wieder von dem oder jenem evangelischen Pfarrer, Arzt oder Lehrer, dem von den Behörden die Auswanderung ermöglicht worden war, doch die Neppenorfer Landler blickten in den sechziger Jahren wieder etwas optimistischer in die Zukunft, und die rege Bautätigkeit zeigte, daß von ihnen wohl keiner ans Auswandern dachte, während in den sächsischen Nachbargemeinden nun auch schon Bauern und Handwerker sich gedrängt sahen, das Land zu verlassen. Doch der immer unerträglichere Formen annehmende Personenkult um den „Conducator" oder die Umbenennung von Orten wie Hermannstadt und Kronstadt in Sibiu und Braşov zu Anfang der siebziger Jahre waren ebenso wie die offizielle Vereinnahmung der sächsischen Kirchenburgen als rumänische Baudenkmäler auch für viele Neppendorfer eine neue schmerzliche Erfahrung. Damit „waren wir unserer Auswanderung wieder einen Schritt näher", erinnert sich unsere Autorin resigniert.

Doch erst als ab 1981 ein qualifizierter deutscher Schulunterricht in Frage gestellt schien, suchten plötzlich auch immer mehr Landler konkret nach Fluchtwegen, entweder über „die grüne Grenze im Banat" oder „die Donau nachts schwimmend nach Jugoslawien zu überqueren."

Als in Neppendorf das erste Mal eine Mutter ausreiste und ihre Kinder zurückließ, sahen ältere Landler in dieser Entwicklung eine gespenstische Parallele zu der Geschichte ihrer Vorfahren, von denen sich viele um der Freiheit ihres Glaubens willen auch dann deportieren ließen, wenn die damalige Obrigkeit ihre Kinder zurückbehielt. Und während für die älteren Landler das Streben nach politischer Freiheit im Rumänien der achtziger Jahre im Vergleich zu der bedrohten Glaubens- und Gewissensfreiheit ihrer österreichischen Ahnen 250 Jahre zuvor nicht als ein gleichwertig zu schützendes Gut erschien, empfanden die jungen Landler „eine aufgezwungene Ideologie" sehr wohl als eine „Beschneidung der Freiheit", die man nicht mehr länger kampflos erdulden durfte. Und so setzten viel Junge auch diesmal alles auf eine Karte. Manche wurden an der Grenze erschossen oder aber abgefangen und halb tot geprügelt wie Hermann Huber, der dann im Gefängnis sah, daß es „überfüllt war mit meinesglei-

chen" und feststellte: „Ich war nicht der erste und werde auch nicht der letzte sein, denn jedes Jahr versuchen Tausende, in die Freiheit zu gelangen." Das gelingt noch vor der Revolution dem jungen WERNER REISENAUER, der am 31. März 1989 eine sich bietende Gelegenheit zur illegalen Ausreise spontan ergreift und nicht einmal seiner schwangeren Frau etwas davon sagt. „Mein Freund", schreibt Werner Reisenauer über seinen Fluchtgefährten, „ging nach Deutschland und ich verliebte mich in meine Urheimat Bad Goisern, woher meine Vorfahren stammten." Die wenige Monate später stattfindenden politischen Umwälzungen in Rumänien ermöglichten es seiner Frau und seinem kleinen Sohn TOBIAS bald nachzukommen.[2] Heute leben auch Werners Eltern in Bad Goisern.

2 S. dazu den Bericht von SCHABUS, Wilfried (1992): Tobias Reisenauer kehrt zurück. Heimat suchen: Die österreichischen „Landler", einst nach Siebenbürgen deportiert, packen die Koffer. In: Die Presse v. 4./5. 1. 1992, Spectrum S. 1f.

Authentische Berichte aus dem Leben einiger Landlerinnen und Landler*

GESAMMELT VON LORE-LOTTE HASSFURTHER

Inhaltsangabe

Zwangsarbeit in Rußland:

Maria Gromeier, Großau
Maria Klima, Neppendorf
Anonym, Großau
Hans Rieger, Großpold

Nachkriegszeit in Großpold und Neppendorf

Elisabeth Bacher, Großpold
Eva Hoffmann, Neppendorf

Fluchtversuch und Flucht aus dem kommunistischen Rumänien

Hermann Huber, Großau
Josef Huber, Großau
Maria Rechert, Großpold
Werner Reisenauer, Neppendorf

---

* Anmerkung der Herausgeber: Die Berichte wurden im Original teils handschriftlich, teils maschinschriftlich verfaßt. Bei ihrer Digitalisierung wurden die Texte hinsichtlich Orthographie, Interpunktion oder Syntax nicht wesentlich vervändert. Zum Inhalt gab es von seiten der Herausgeber überhaupt keine Eingriffe. Die Berichte geben allein die persönliche Meinung ihrer Autorinnen und Autoren wieder.

Maria Gromeier

Meine Erinnerungen an die Zeit der Zwangsarbeit in Russland vom 13. Januar 1945 bis 18. Juni 1948

Es sind nun schon 48 Jahre seit diesem verhängnisvollen Tag, an dem ich mit vielen anderen nach Rußland verschleppt wurde, und doch vergeht kein 13. Januar, an dem ich nicht daran denke.

Als sich am 23. August 1944 Rumänien von seinen deutschen Verbündeten löste, mit denen es drei Jahre lang gemeinsam gegen Rußland gekämpft hatte und nun an der Seite der Russen gegen die Deutschen kämpfte, mußten sich die Rumänen verpflichten, Arbeitskräfte zum Wiederaufbau nach Rußland zu schicken.

Von all dem haben wir nichts gewußt, weil gleich nachdem sich Rumänien gedreht hatte, man uns Deutschen alle Rundfunkgeräte abgenommen hatte, und so wußten wir nichts mehr, was in der Welt vor sich geht.

Nach ungefähr 10 Tagen nach dem Umsturz hatten die Russen Rumänien überflutet und in unserem Dorf wollten sie ihre Kommandantur einrichten. Für diesen Zweck hatten sie die sämtlichen Einwohner von Großau auf die umliegenden Ortschaften evakuiert.

Unsere Familie, Vater, Mutter, eine Schwester mit drei Kindern, eine andere Schwester und ich kamen nach Kleinscheuern, einem Dorf 8–10 km von Großau entfernt, zu einem Freund meines Vaters. In der zweiten Oktoberhälfte konnten wir wieder nach Hause zurückkehren. Wie wir unser Haus und Hof vorfanden, kann man sich vorstellen. Auf dem Feld war noch vieles einzuernten wie: Kartoffeln, Rüben, Mais und Trauben, natürlich das, was noch übrig geblieben ist. Auch mußte der Weizen für das kommende Jahr gesät werden und zu all diesem hatten wir nur noch zwei Pferde von drei Familien, die anderen hat man uns requiriert. Mit viel Fleiß und Anwendung unserer aller Kräfte hatten wir bis kurz vor Weihnachten alles geschafft, aber zum sich ausruhen von dieser vielen Arbeit ist es nicht mehr gekommen. Am 13. Januar 1945 in der Früh um 6 Uhr hatte man meinen Vater ins Rathaus geholt und hatte ihn beauftragt, in unserer Nachbarschaft alle Frauen von 18–30 Jahren und die Männer von 17– 45 Jahren zu verständigen, sie sollten sich von 12–14 Uhr im Rathaus melden, mit Arbeitskleidern und mit Lebensmitteln für zwei Wochen, es geht nach Rußland auf Arbeit. Befreit sind nur Frauen, die ein Kind unter einem Jahr hatten. So kam aus unserer Familie nur ich in Frage, meine Schwestern waren über dreißig und der älteste Sohn meiner Schwester war sechzehn. Es wurde nun angefangen, Kleider und Lebensmittel vorzubereiten und zu packen, es sollte allerhand mitgenommen werden, aber es sollte auch nicht zu schwer sein, damit ich es auch tragen konnte, so wurde es ein Koffer und ein Rucksack. Als es dann Zeit war und ich mich von meinen An-

gehörigen verabschiedet hatte, ging ich zum Rathaus. In den Hof des Rathauses mußten nun alle hineingehen, nachdem sie sich bei der Kommission, die vor dem Tor des Hofes an einem Tisch saß, angemeldet hatten. Man hatte verständigt, daß die, die auf der Liste sind, sich zum Abtransport melden müssen, wenn nicht, so nimmt man ein anderes Familienmitglied, Vater oder Mutter, aber wer wollte das schon und so sind wir alle ganz gewissenhaft gegangen und haben uns gemeldet.

Aus einem Buch, welches unser Herr Pfarrer Weingärtner geschrieben hat, entnehme ich, daß damals 348 Gemeindemitglieder von Großau nach Rußland verschleppt wurden.

Also wir waren im Hof des Rathauses, als es 16 Uhr wurde, hieß es, wir sollten uns alle zu viert aufstellen, das Tor wurde geöffnet und wir marschierten hinaus. Es war ein langer Zug, vor uns und neben uns waren russische Soldaten mit Maschinenpistolen, so als ob wir Schwerverbrecher wären. Draußen standen unsere Angehörigen, schrien, weinten und winkten. Wir gingen ohne Gepäck zu Fuß bis nach Neppendorf, eine Nebengemeinde, 8–9 Kilometer von Großau entfernt. Dort trieb man uns alle in den großen Neppendorfer Saal, in dem auch die zur Arbeit auserkorenen von Neppendorf waren, so war dieser Saal stickvoll. Am Abend kam dann noch mein Vater und brachte das Gepäck, er hatte den Wagen voll geladen, mit dem Gepäck aus der ganzen Nachbarschaft. Noch bevor mein Vater kam, ging ein Flüstern von einem zum andern, wir sollten nicht Angst haben, die Russen würden uns nicht fortschaffen können, das würden unsere Männer, die man 1943 zur Waffen-SS geholt hat, nicht zulassen, die würden schon etwas erfinden, um unseren Abtransport zu verhindern. So haben wir gehofft. Dieses sagte ich meinem Vater, als er am Abend in den Saal kam und mir mein Gepäck übergab, er sah mich an und die Tränen kollerten über seine Wangen, da wußte ich, daß wir fahren würden. In der Nacht vom 14. auf 15. Januar wurden wir in Viehwaggons verladen, das war ein beklemmendes Gefühl als man uns da hinein schob und hinter uns die Türe verriegelte. Es war ganz dunkel, da zündete jemand eine Kerze an und wir konnten unsere Umgebung wahrnehmen. Da war eine Pritsche und von der entdeckten wir vergitterte Fenster, die man öffnen konnte und etwas Licht kam herein. Wir konnten nun sehen, daß in der Mitte des Waggons ein eiserner Ofen, etwas Brennholz und unter der Pritsche Stroh war, welches wahrscheinlich liebe Menschen aus Neppendorf dorthin gebracht hatten.

Am 14. Januar hatte ich meinen 22. Geburtstag, meine Schwester reichte mir eine Schachtel mit Kuchen durch das Fenster in den Saal und gratulierte mir.

Am 15. Januar Nachmittag fuhren wir dann aus dem Neppendorfer Bahnhof ab. Diese Fahrt hat sehr lange gedauert, da hatten wir auch schon Bekanntschaft mit Läusen gemacht, bis dann hatte ich noch nie eine Laus gesehen. Am 29. Januar gegen Abend hatten wir dann endlich unser Ziel erreicht, Dnjepropetrowsk. Vom Bahnhof ging es dann zu Fuß mit unserem Gepäck 3–4 km, bis wir dann ganz erschöpft in einen Raum hineingetrieben wurden, wo wir uns gleich auf den Fußboden setzten, unseren

Kopf auf den Rucksack legten und bis am Morgen schliefen. Am Morgen hat man dann alle Frauen in ein Haus geführt, welches nun unsere Unterkunft sein sollte. Früher sollte es angeblich ein Spital gewesen sein, jetzt war zu keinem Raum mehr eine Türe, die meisten Fenster waren zugemauert, wahrscheinlich aus Mangel an Glas, und die Zentralheizung war auch kaputt. In dem Raum, in welchem auch ich nun wohnen sollte, waren 40 Eisenbetten, Stockbetten, unten waren Fliesen und in der Mitte ein eiserner runder Ofen, die Ofenröhre führte durch die Wand ins Freie. Am ersten Tag war dieser Ofen warm, aber nachher konnten wie kein Feuer mehr machen, es war zwar ein Eimer mit Kohlenstaub da, aber da mußte man das Feuer zuerst mit Holz anmachen und solches war keines da. Die Eisenbetten waren ohne Matratze, Kissen und Decke, wie schläft man nun in diesen Betten, schon bei deren Anblick hat man gefroren. Wir schliefen dann immer zu zweit zusammen im oberen Bett, jede von uns hatte eine Decke mitgebracht, so legten wir eine Decke auf das Eisengitter und mit der anderen deckten wir uns zu. Nebeneinander schlafen konnten wir nicht, die Betten waren zu eng, so schlief jede an einem Ende, aber ganz angezogen, weil es viel zu kalt war. In diesem Haus waren 200 Frauen untergebracht, dann waren noch 100 Männer, die waren in einem anderen Haus untergebracht, dort war auch die Küche und der Stab, also das Büro von unseren Offizieren, die für uns verantwortlich waren. Das Werk wo wir arbeiten sollten, war eine Koksfabrik, die teilweise vom Krieg zerstört war und der nun diese 300 Arbeitskräfte zugeteilt wurden.

Nach der ersten Nacht in unserem neuen Heim sollten wir ein warmes Essen bekommen, auf das wir uns sehr gefreut hatten, denn in den zwei Wochen unserer Herfahrt haben wir nur kaltes gegessen. Bis zur Küche mußten wir ungefähr 1 km gehen und zwar wieder zu viert aufgestellt und von Posten begleitet. Wir kamen in einen größeren Raum, welcher der Speisesaal sein sollte. Da waren einige lange Tische aufgestellt, aus ungehobelten Brettern zusammengeschlagen und nebenan war die Küche, da wurde uns durch ein Fenster unser Essen in einem Blechnapf heraus gereicht. Wir stellten uns an den Tisch, Sitzgelegenheiten gab es vorerst nicht und fingen an zu essen. Den Löffel mußte sich jeder mitbringen, denn solche gab es nicht. Geschmeckt hat dieses Essen nicht, es war Sauerkraut in Wasser gekocht, aber wir haben es gegessen, es war etwas Warmes. Das Stückchen Brot, welches wir dazu bekommen haben, war schwarz wie die Erde, wir hatten es auf dem Tisch liegen lassen, denn vorläufig hatten wir noch welches von zu Hause und auch noch Speck, Fleisch und Wurst und konnten uns auch noch nicht vorstellen, wie das ist, wenn man von dem leben muß, was man von dort bekommt. Unser Dolmetscher hatte uns gesagt, wir sollten das Brot nicht auf dem Tisch liegenlassen, denn später wären wir an dieses angewiesen. Wir nahmen es dann mit und gaben es den russischen Kindern, die draußen standen und die sich über dieses Brot freuten. Allzu lange hat dieses nicht gedauert, denn alles nimmt einmal ein Ende, auch unsere Vorräte von zu Hause.

Nach drei Tagen fingen wir an zu arbeiten, wir gingen in der Früh halb acht Uhr, wieder zu viert aufgestellt, von Posten begleitet bis zur Mitte des Werkes, dort wurden wir immer so 15–20 Frauen einem Russen zugeteilt, welcher uns angewiesen hat, was wir arbeiten mußten, der für uns haften mußte und uns am Abend wieder ins Lager zurückbringen mußte. Unsere erste Arbeit war, die noch vorhandenen Schützengräben mit überall herumliegenden Müll auszufüllen. Nachher dann den Schutt von zusammengefallenen Gebäuden aufzuhacken und mit einer Trage auf einen Waggon zu verladen. Dieses war eine schwere Arbeit, weil alles so gefroren war und man viel Kraft brauchte, um diesen Schutt mit einer Spitzhacke aufzuhacken. Dazu kam dann noch diese Kälte von 30–35°, an die wir nicht gewöhnt waren und für die auch unsere Kleidung nicht entsprochen hat. Auch wenn es manchmal nicht so kalt war, bloß 10–20° minus, so ist es doch hart, acht Stunden draußen zu arbeiten, wir haben viel geweint. Dazu kam dann noch, daß es auch im Lager kalt war, weil wir kein Feuer machen konnten, an den Wänden war 2fingerdicker Reif.

So hatte unsere Arbeit in Rußland begonnen, solange wir noch einen Eßvorrat von zu Hause hatten, ging es irgendwie, nachher kam dann neben das Frieren noch das Hungern, da ist bestimmt kein Brot mehr auf dem Tisch liegen geblieben, es hat uns sogar gut geschmeckt, aber leider war es viel zu wenig. Zum Frieren und zum Hungern kam dann noch das Heimweh, wir Frauen waren bis jetzt noch nie längere Zeit von zu Hause weg.

In einer Nacht waren 41° Kälte und in dieser Nacht mußten wir nach unserer Arbeit am Tag noch einen Waggon mit Salz ausladen und hatten dann den nächsten Tag einen halben Tag frei.

Erst Mitte März wurde es dann etwas wärmer, der Schnee fing an zu schmelzen, für uns eine große Freude.

Wir hatten uns auch schon an das gewöhnt, daß wir ständig bewacht wurden. Unser Lager war mit Stacheldraht umzäunt, am Eingang war ein Postenhäuschen, da drinnen saß der Posten, da konnten wir nur geschlossen hinaus, zur Arbeit oder zum Essen. Jeden Abend mußten wir zum Appell antreten, da wurden wir abgezählt und da hatte der Kommissar auch immer etwas zu verkünden.

Unsere Posten waren ältere Frauen, bei deren Anblick wir gleich nach unserer Ankunft gelächelt hatten. Sie trugen alte Wattehosen, alte Wattejacken, Filzstiefel und hatten ein altes Gewehr umgehängt, welches statt einem Riemen einen Strick hatte. Als wir dann in die Arbeit gingen und so stark frieren mußten, hätten wir auch gerne solche Wattesachen gehabt wie unsere Postenfrauen, da hatten wir sie um diese beneidet.

Dieser erste Winter in Rußland war sehr schwer für uns, wir dachten, er nimmt überhaupt kein Ende. Der Frühling ist schon gekommen und auch der 9. Mai, an dem der Krieg aus war. Die Russen haben gejubelt und gefeiert, auch wir mußten nicht zur Arbeit und haben uns über diesen freien Tag gefreut und haben gehofft, daß wir nun

bald nach Hause fahren werden. Daß wir aber fünf Jahre in Rußland bleiben sollten hat niemand geahnt, sonst hätten viele auf irgendeine Art ihrem Leben ein Ende gemacht, einige haben es auch getan.

Ungefähr Mitte Juni kam der Befehl, wir sollten unsere Sachen packen, den nächsten Tag würden wir wegfahren. Wir freuten uns, weil wir dachten, wir würden nach Hause fahren, aber da haben wir uns getäuscht, man brachte uns auf den Kolchos, der 25 km von Dnjepropetrowsk entfernt war und zu unserem Werk gehörte. Da begann nun wieder ein ganz anderes Leben. Wir wurden in einem Getreidespeicher untergebracht, die Eisenbetten waren nebeneinander aufgestellt, wir bekamen einen Strohsack, den wir uns dort mit Stroh füllten, auch ein Kopfkissen, auch mit Stroh gefüllt, aber schlafen konnte man gut darauf. Leider war zum Schlafen nicht viel Zeit, wenn der Tag anfing zu grauen, wurden wir vom Posten geweckt und das war im Sommer kurz nach 4 Uhr. Wir zogen uns rasch an, machten unsere Betten, kämmten uns, denn zum Waschen mußten wir keine Zeit verschwenden, es war kein Wasser da. Es gab zwar einen Brunnen, der war ungefähr 100 m von unserer Unterkunft entfernt, aber dahin durften wir nicht gehen, wir mußten wieder schön zu viert aufgestellt, vom Posten begleitet zur Küche gehen, um unser Frühstück zu erhalten. Dieses haben wir aber nicht in einem Speisesaal bekommen, sondern draußen vor dem Gebäude der Kolchosverwaltung, wo auch die Küche war. Um diese Zeit war aber noch niemand da, so setzten wir uns auf den Rasen und dösten dahin, bis endlich das kleine Fensterchen geöffnet wurde und man uns in einem Napf eine Wassersuppe herausreichte und ½ kg Brot, welches die Zuteilung für den ganzen Tag war. Nachgewogen hat dieses Brot niemand, da fehlte bestimmt ein gutes Stück davon, aber die Russen hatten ja auch nichts und diesen konnten die Brotausteiler gewiß nicht weniger Brot geben, die konnten sich ihr Recht suchen, wir nicht. Hier draußen war ein langer Tisch, aus grobem Holz zusammengeschlagen, an dem verzehrten wir unser Frühstück. Auf diesem Tisch haben vor uns auch Hühner nach einem Krümmchen Brot gesucht, den Hühnerkot hat niemand abgewischt und dennoch schmeckte uns das Essen, vor allem das Brot, welches wir bis aufs letzte aufgegessen hatten, obwohl es ja auch für die anderen zwei Mahlzeiten des Tages reichen sollte, aber wer konnte schon aufhören zu essen, wenn noch etwas da war.

Nach diesem Frühstück bekamen wir eine Haue und dann marschierten wir aufs Feld hinaus, zuerst zum Kartoffeln hacken. Es war ein riesiges Stück Land nur mit Kartoffeln bepflanzt, da bekamen wir vom Brigadier jede eine Reihe mit Kartoffeln zugeteilt, dann begann das Hacken. Diese Arbeit hatten wir ganz gewissenhaft gemacht, wie zu Hause, nur hatte das den Nachteil, daß die Russen, die auch bei dieser Arbeit waren, uns immer ein Stück voraus waren und der Brigadier uns immer mehr antrieb und uns immer zeigte, wie viel mehr die Russen schaffen als wir. Dazu kam dann noch, daß am Abend beim Appell der Offizier uns zusammenschimpfte, weil wir uns die Norm, das Soll, nicht erfüllt hätten. Als das nun jeden Tag so ging, wir am

Abend todmüde zum Appell antreten mußten und immer wieder hören mußten, daß wir nicht genug gearbeitet hätten, so wollten wir uns selbst überzeugen, wieviel wir gehackt haben, und in der Mittagspause nahm eine von uns sich das Meßgerät vom Brigadier und hatte das Stück abgemessen, welches wir bis Mittag gehackt hatten, da waren es 700 m und die Norm für einen Tag war 1000 m. Dann gingen wir auch quer durch die Reihen und sahen uns die Arbeit von den Russen an, die uns immer zum Vorbild dargestellt wurden, aber da war ein gewaltiger Unterschied zwischen ihrer und unserer Arbeit. Am Abend sagten wie dieses dann dem Offizier beim Appell, da hatten wir nachher wenigstens in dieser Hinsicht vor ihm Ruhe. Nur der Brigadier sagte dann später, die Norm sei nicht mehr 1000 m, sondern 1500 m.

Unser Mittagessen brachte man uns hinaus aufs Feld, aber leider wieder viel zu wenig, nach dem Essen war es viel schlechter als vorher, es hatte uns den Hunger nur noch mehr angeregt. Zu Mittag gab es dann eine Arbeitspause, wir setzten uns gleich hin um auszuruhen, aber bis wir unser Essen in Empfang genommen hatten, zum Essen brauchte man nicht viel Zeit, bis wir uns die Läuse in unserem Hemd gesucht hatten, war die Pause auch schon um und die Arbeit ging wieder los. Wenn am Abend dann die Sonne untergegangen war, war unser Arbeitstag zu Ende und wir kehrten zum Kolchosgebäude zurück, wo wir unser Abendessen bekamen. Vor dem Gebäude waren Wasserbehälter aufgestellt, wo man sich waschen konnte, aber bis wir kamen, war kein Wasser mehr drin, das hatten die Russen schon aufgebraucht, die waren vor uns da. So mußten wir ungewaschen, verstaubt und verschwitzt ins Bett gehen. Es war immer schon ganz dunkel, bis wir zu unserem Getreidespeicher und zur Ruhe kamen. Da drinnen hatten wir kein Licht, wir mußten unser Bett tastend suchen, haben es aber immer gefunden und haben gut geschlafen.

So ging das nun Tag für Tag weiter, wir bekamen dann auch andere Arbeiten zugeteilt, die Weizenernte begann und ich wurde noch mit einigen anderen Frauen zu dieser Arbeit beordnet. Hier hatte es mir sehr gut gefallen, wir fuhren am Morgen mit den Traktoristen hinaus zu diesem großen Weizenfeld, welches so 8–10 km von unserem Kolchoszentrum entfernt war. Unsere Arbeit bestand darin, daß wir hinter dem Traktor, der eine Schwade gemäht hatte, diese auf ein Häufchen weggeräumt hatten, so daß der nächste Traktor fahren konnte. Wir Frauen waren immer so 500 m voneinander aufgeteilt und die Traktoren fuhren nacheinander und mähten. Wenn wir dann hinter einem Traktor alles weggeräumt hatten und der nächste war noch nicht da, konnten wir uns gleich ein wenig hinsetzen und ausruhen. Diese Arbeit hatte den Vorteil, daß kein Brigadier hinter uns her war, der uns auf die Nerven ging und daß wir früher Feierabend machten. Der Nachteil war der, daß wir auch Sonntags arbeiten mußten. Als ich an einem Sonntag wieder einmal saß und auf den nächsten Traktor wartete, trug der Wind vom Nachbarkolchos Akkordeonklänge herüber, da bekam ich riesiges Heimweh und es gab wieder Tränen.

An einem Montag morgen, es war der 7. August 1945, auch diesen Tag werde ich

nie in meinem Leben vergessen, fuhren wir wieder hinaus zur Weizenernte. Auf dem Lastauto, mit dem wir fuhren, waren ungefähr 50 Menschen, die alle nebeneinander standen, zum Sitzen war kein Platz. Ich stand mit einer jungen Frau als Stolzenburg neben der rechten Seitenwand, wo wir uns festhalten konnten. Der Fahrer dieses Lasters muß vom Sonntag her noch nicht ganz nüchtern gewesen sein, er fuhr sehr schnell und hatte auch bei einer Biegung des Weges nicht abgebremst und so hatte es alle auf diese Seite geschleudert, wo wir gestanden sind, die Seite brach ab und wir stürzten hinunter. Die Frau aus Stolzenburg, die neben mir stand, war tot und ich schwer verletzt. Ich war bewußtlos und kam erst zu mir, als ich in meinem Bett im Getreidespeicher lag. Ich wußte erst gar nicht, was mit mir los war, ich sah nur, daß mein Hemd und Jacke zerrissen und voll Blut waren, auch konnte ich mich nicht rühren, ich hatte überall schreckliche Schmerzen. Wie gerne hätte ich einen Schluck Wasser getrunken, aber es war niemand da, der mir es geben konnte. Als dann am Abend die anderen vom Feld nach Hause kamen, sagten sie mir, daß ich am nächsten Tag in die Stadt zum Arzt gefahren werde. Sie zündeten eine Kerze an und packten meine Sachen, am nächsten Tag mußten sie schon wieder früh zur Arbeit. Diese Fahrt bis in die Stadt war ganz schrecklich. Ein Laster sollte Gurken in die Stadt bringen, er war voll beladen mit Gurken, hinter der Kabine war eine Schütte Stroh und auf dieses hatte man mich drauf gelegt. Da hinauf haben mich die Männer gehoben, ich habe immer geschrien, denn überall, wo sie mich angefaßt hatten, hat es wahnsinnig geschmerzt. Jetzt kam die Fahrt von 25 km auf einem Landweg bis in die Stadt und nachher wieder das Herunterheben vom Laster, als ich dann endlich im Lager im Bett lag, war es erträglicher. Am Abend nach er Arbeit kamen meine Landsleute zu mir ins Krankenzimmer und das hat mir gut getan, es war wie Balsam auf meinen wehen Körper. Was ich mir eigentlich verletzt hatte, wußte ich nicht, weil es überall weh getan hat. Mit der Zunge fühlte ich eine Lücke bei den unteren Zähnen und war der Ansicht, daß mir zwei Zähne fehlten, erst nach einiger Zeit entdeckte ich, daß diese Zähne unter der Zunge umgekippt lagen. Ich hatte sie dann mit dem Finger aufgestellt und wie durch ein Wunder, sie sind wieder angewachsen, natürlich erst später, vorerst lag ich noch im Krankenzimmer und wußte nicht, was ich hatte. Am nächsten Tag wurde ich ins Krankenhaus gebracht, dies war der dritte Tag nach meinem Unfall, aber auch hier blieb die erwartete Hilfe aus. Ein Arzt untersuchte mich, sagte der Krankenschwester etwas, was ich nicht verstanden hatte und dann wurde ich in ein Zimmer gebracht, wo kein Bett frei war, ich mußte auf der Trage übernachten. Vorher brachte mir die Schwester noch eine Schüssel mit einem roten Desinfektionsmittel, ich solle meinen rechten Fuß darin baden, wo der Knöchel angeschwollen war und arg weh tat. Dieses war auch die ganze Behandlung, die ich im Krankenhaus bekommen hatte, es gab keine Tablette oder Spritze gegen die Schmerzen. Mein ganzer Brustkorb schmerzte, ich hatte das Gefühl, daß alle meine Rippen gebrochen wären, beim Sturz vom Auto sind auch noch andere auf mich gefallen, ich wurde breitgedrückt.

Zwei Tage nach meiner Einlieferung ins Krankenhaus brachte man mich zu einer Ärztin, die etwas deutsch konnte. Diese fragte mich, ob ich auch schon vor dem Sturz ein schiefes Gesicht gehabt hätte, ich sagte nein und fing auch schon wieder an zu weinen. Mein Gott, wie sah ich denn aus? Die Ärztin meinte, ich solle nicht weinen, man würde mich operieren und den gebrochenen Kiefer wieder gerade richten. Dieses war aber kein Trost für mich, ich sah mich schon mit einer Schnittwunde im Gesicht. Als mich am nächsten Tag eine Krankenschwester aus unserem Lager besuchte, sagte ich ihr von dieser Operation, die ging dann zu dieser Ärztin und fragte sie und die sagte dann, man würde mir das Gesicht nicht aufschneiden, nur den Kiefer schienen, damit er gerade heilt. Dieses war nur ein wenig Trost für mich, gemacht hat man mir es aber nicht.

Das Bett, das man mir hier in diesem Zimmer, wo ich zuerst auf der Trage lag, aufgestellt hatte, war sehr schlecht, durch die dünne Matratze drückten die Eisenstäbe und meine Rippen schmerzten. Mit diesem schlechten Bett und den Schmerzen war aber nicht genug, dazu kam noch der Hunger. Auch hier im Krankenhaus war das Essen sehr schlecht und ungenügend. Das Stückchen Brot, welches wir zu dieser Wassersuppe bekommen hatten, konnte ich wegen meinem gebrochenen Kiefer nicht essen. Ich hatte mir dann nach dem Essen von diesem Brot immer ein Krümmchen abgebrochen, mit dem Finger bis zum Hals gedrückt und hinuntergeschluckt. Es war eine mühevolle Arbeit und satt bin ich dabei nicht geworden. Wie hätte ich da eine kräftige Suppe und eine andere weiche Mahlzeit benötigt, aber leider hat es so etwas in Rußland nicht gegeben, es war ja auch kurz nach dem Krieg.

Wenn am Sonntag und Donnerstag die Russen ihre Angehörigen im Krankenhaus besuchten, so brachten sie ihnen Bratkartoffeln und zwei Tomaten mit, wenn sie vom Land kamen, auch zwei bis drei Äpfel oder ein Stückchen Melone, mehr oder etwas anderes hatten auch sie nicht, Bratkartoffeln war bei ihnen eine Delikatesse.

An diesen Besuchstagen war es für mich immer ganz schrecklich, zu jedem Bett kam jemand, nur zu mir kam niemand. Einmal ist eine ältere Frau zu mir gekommen und brachte mir zwei kleine Tomaten und zwei kleine Äpfel, wahrscheinlich konnte das Mädchen, zu dem sie kam, nicht essen, es war ihr sehr schlecht. Diese Frau redete freundlich mit mir, aber ich habe sie nicht verstanden, zu der Zeit konnte ich nicht russisch. Diese Freundlichkeit hat wie Balsam auf meinen kranken Leib und Seele gewirkt und dann noch die Freude über ihr Geschenk. Wie gerne hätte ich diese Äpfel und Tomaten gleich aufgegessen, aber ich konnte ja nicht, ich hatte auch kein Messer, mir diese zu zerkleinern und wieder ungekaut in den Hals zu schieben, was ich konnte, war nur wieder weinen.

An einem Tag schleppte ich mich irgendwie bis zum Fenster, ich wollte in der Fensterscheibe sehen, wie mein Gesicht aussieht, Spiegel gab es keinen. Bei meinem Anblick war ich erschrocken, mein Gesicht war voll Schürfwunden und dick geschwollen. Ich sah zum Fenster hinaus, ich war im zweiten Stock, da kam mir der Gedanke, wenn

ich von hier hinunter springen würde, könnte ich meinem Leben ein Ende machen und müßte diese Schmerzen und Qual nicht mehr aushalten. Nach längerem Nachdenken war ich fest dazu entschlossen. Da gab es aber einen Haken, ich konnte nicht aufs Fensterbrett steigen, es war kein Stuhl oder sonst etwas da, wo man hinaufsteigen konnte und auf eine andere Art ging es ja nicht und so ging ich eben wieder zu meinem Bett zurück und die tägliche Plage ging weiter.

Ende August wurde ich aus dem Krankenhaus entlassen und kam zurück ins Lager. Das war eine große Freude, fast so, als ob ich nach Hause gekommen wäre, denn da im Lager hatte ich meine Landsleute um mich, mit denen konnte ich sprechen, wenn dieses auch noch schwer ging, ich konnte den Mund nicht aufmachen, aber verstehen konnte man mich schon. Aus der Küche hatte man mir auch etwas mehr Essen zugeschickt und das Leben war hier erträglicher. Dazu kam dann noch die Nachricht, daß im September ein Krankentransport nach Hause fahren würde und ich wäre auch dabei. Dieses war nun eine Freude in allem Leide, aber leider wurde nichts daraus, dieser Krankentransport wurde bis Ende Oktober verschoben und bis dahin wurde ich wieder arbeitsfähig geschrieben und mußte in die Arbeit gehen, obwohl ich noch nicht ganz ausgeheilt war. Mein Knöchel war noch geschwollen und tat noch weh, ich konnte nur auf den Zehen gehen, dann das andere, was noch weh getan hat, hatte man ja nicht gesehen und deshalb auch nicht geglaubt. Ich hatte Glück, daß an der Arbeitsstelle, der ich zugeteilt wurde, lauter Frauen aus Großau waren und die hatten Rücksicht mit mir und hatten mir geholfen wo sie nur konnten.

Im November kam ich dann wieder auf den Kolchos, da war noch viel Arbeit. Der zweite Winter in Rußland hatte mit großer Kälte begonnen. Bei dieser Kälte waren wir im Dezember beim Maisbrechen. Wenn wir am Morgen aus dem Lager hinaustraten und ein eisiger Wind blies, daß man dachte, er reißt einem die Nase aus dem Gesicht weg, sagten wir: „heute können uns diese bei dieser Kälte doch nicht hinaus treiben", aber sie konnten es und wir mußten es aushalten. Das Mittagessen brachte man uns wieder hinaus aufs Feld, da mußten wir uns mit unserem Napf mit dem Rücken gegen den Wind stellen, sonst hat er uns die Suppe aus dem Löffel weggeblasen und es war um jeden Tropfen schade. Die letzten Löffel Suppe konnten wir sowieso nicht mehr essen, weil sie schon gefroren waren.

Nach einiger Zeit war mein großer Zeh gefroren, er war fast bis zur Hälfte schwarz und hat furchtbar geschmerzt, wenn er im Bett warm wurde. Da war an einem Tag ein Arzt da und wer etwas hatte, konnte zu ihm gehen. Ich ging auch und als er meinen Zeh sah, wurde ich auch zurück ins Lager in die Stadt geschickt. Das Lagerleben in der Stadt war doch viel menschlicher als hier auf dem Kolchos und ich freute mich, daß ich wieder dorthin kam.

Unser Lager, wo wir zuerst waren, wurde inzwischen in ein anderes Gebäude verlegt, da war nun alles, die Küche, die Lagerverwaltung und auch die Männer. Es waren kleinere Zimmer, wo 14–18 Personen untergebracht waren, in jedem Zimmer war

ein gemauerter Ofen und elektrisches Licht. Auf dem Korridor hatten wir fließendes Wasser, konnten uns am Morgen und am Abend, wenn wir aus der Arbeit kamen, waschen und das konnte man schätzen, wenn man vom Kolchos kam. Dort waren wir in einem nicht allzu großen Raum 80 Personen untergebracht, wenn wir aus der Arbeit kamen, mußte jede auf ihr Bett steigen, sonst konnte man sich nicht bewegen. Auch war kein Licht da, eine Konservendose, in der Öl war und ein Docht, der mit einem Ende im Öl war und am anderen Ende brannte, hat als Beleuchtung für den ganzen Raum reichen müssen. Bei diesem spärlichen Licht haben wir uns der Reihe nach die Läuse gesucht, dies war unsere Arbeit nach Feierabend. Auch hatten wir kein Wasser, um uns zu waschen, nur am Sonntag konnten wir uns die Hände und das Gesicht waschen, aber auch da mußten sich immer ihrer fünf in einer Waschschüssel Wasser waschen.

Also ich war nun wieder hier in der Stadt im Lager, kam in ein Zimmer mit 14 Betten, der Offizier hatte mir ein Paar Schuhe gegeben, eine alte Wattehose und eine alte, schon zerrissene Wattejacke. Diese Sachen waren nicht schön zum Ansehen, aber sie hielten wärmer als meine eigenen Sachen. Am nächsten Tag ging ich schon in die Arbeit. Mein gefrorener Zeh ist von allein geheilt. Diese Schuhe, die ich bekommen hatte, hatten eine Holzsohle und statt Leder eine Zeltleinwand. Man konnte ein wenig schlecht in ihnen gehen, aber sie waren groß, ich konnte mir Lumpen um die Füße wickeln und war wärmer drin als in meinen Schuhen.

Hier in der Stadt war das Lager besser als das vom Kolchos, aber die Arbeit war gar nicht schön. Ein Tag bei der Kälte hat ewig gedauert. Dazu kam dann noch, daß wir von zu Hause gar nichts wußten. Jeder machte sich Sorgen um seine Angehörigen, überhaupt die Frauen, die Kinder zu Hause hatten. Auch wurde der Hunger immer größer und wir immer schwächer. Als dann endlich das Frühjahr kam, war es etwas besser, weil wir nicht mehr frieren mußten. Den zweiten Winter in Rußland hatten wir auch hinter uns.

Im ersten Jahr hatten wir noch Kalender von zu Hause und wußten, wann Ostern und Pfingsten war, aber im zweiten Jahr wußten wir es nicht, bei den Russen gab es diese Feiertage nicht. Nach dem Vollmond im Frühling konnten wir uns auch nicht richten, weil es in der Woche immer bewölkt war und wir wußten nicht, war nun Vollmond oder nicht. So konnte es nun diesen oder den anderen Sonntag Ostern sein und so kamen für Pfingsten auch zwei Tage in Frage. Durch einen Zufall sollten wir dieses nun erfahren. An dem Sonntag, der nun für Pfingsten als erster in Frage kam, mußten 20 Frauen in die Arbeit und ich war auch dabei. Natürlich hat uns das gar nicht gepaßt, denn auf den Sonntag hatten wir uns immer gefreut. Man hatte uns auch nicht gesagt, was wir arbeiten sollten. Mit einem Laster fuhren wir ungefähr 10 km, eine andere Seite von Dnepropetrofsk, dann hieß es aussteigen. Wir standen vor einem großen Tor, über welchem in deutscher Sprache stand: „Gefangener, willst du früher nach Hause fahren, so erfülle deine Norm." Das Tor wurde geöffnet und wir gingen hinein. Da

drinnen war ein großer angefangener Bau, es war niemand da, aber wir ahnten, daß an diesem Bau deutsche Gefangene arbeiteten. Wir bekamen jede eine Schaufel und mußten Erde umschaufeln. Es hat nicht lange gedauert, das Tor wurde wieder geöffnet und gefangene deutsche Soldaten marschierten herein. Ihr Anführer, auch ein Deutscher, ließ sie bei uns halten und sagte: „Als Pfingstgeschenk dürft ihr euch 15 Minuten mit deutschen Frauen unterhalten", also war doch an diesem Sonntag Pfingsten. Die Gefangenen waren natürlich sehr erstaunt, daß auch deutsche Frauen hier arbeiten mußten, leider waren diese 15 Minuten viel zu kurz, bis man gefragt hat, woher man kam, wie es im Lager ist, was man zu essen bekommt, war die Zeit schon um, die Gefangenen gingen zu dem Bau arbeiten und wir schaufelten unsere Erde weiter. Bis Mittag waren wir mit unserer Arbeit fertig und man brachte uns zurück ins Lager. Den Nachmittag hatten wir frei, wir wußten nun, daß Pfingsten war, wir konnten uns ausruhen und an die Pfingsttage von zu Hause denken.

Das Jahr 1946 war ein sehr trockenes Jahr, es hatte nicht geregnet, auf dem Feld ist alles vertrocknet und das hatte zur Folge, daß Hungersnot war. Jetzt bekamen wir noch weniger zu essen als vorher und die Leute fingen an, krank zu werden.

In diesem Jahr fuhr noch ein Krankentransport nach Hause, auch aus unserem Lager waren welche dabei. Erst viel später erfuhren wir, daß man sie nicht nach Hause, sondern in die DDR gebracht hat.

In diesem Jahr 1946 hatten wir 2–3 Postkarten bekommen, die wir nach Hause schreiben durften, aber nur 25 Wörter, und im Herbst kamen einige Karten von zu Hause im Lager an. Das war eine Freude, endlich einmal etwas von zu Hause zu hören, aber auch von dort waren die Karten nur mit wenigen Worten beschrieben. Diejenigen, die eine Karte bekommen haben, wußten wenigstens, daß ihre Angehörigen noch am Leben waren. Ich hatte meine erste Karte am 30. Januar 1947 bekommen, genau nach 2 Jahren, auch diesen Tag werde ich nie vergessen. Ich war glücklich, daß meine Leute noch am Leben waren, diese Karte hatte ich jeden Abend gelesen, bevor ich ins Bett ging. Es kamen aber nicht nur gute Nachrichten. Viele mußten erfahren, daß ihr Mann oder Bruder nicht mehr aus dem Krieg zurückkehren wird.

Der Winter 1946 auf 1947 war für uns der dritte Winter in Rußland, unsere Körper waren sehr schwach und die Arbeit fiel uns schwer, es wurden immer mehr Leute krank. Im Frühjahr 1947 fuhr dann noch ein Krankentransport nach Hause und zwei Wochen später noch einer. Auch diese zwei Krankentransporte hat man in die D.D.R. gebracht und nicht nach Hause. Ich war auch beim zweiten Transport nicht dabei, obwohl ich sehr schwach war, aber seit meinem Unfall im ersten Jahr war ich nie mehr im Krankenzimmer, denn krank geschrieben wurde nur der, der Fieber hatte und solches hatte ich nicht, obwohl es mir oft sehr schlecht war, daß ich kaum noch auf den Füßen stehen konnte, aber zur Arbeit mußte ich. Nach diesem zweiten Transport hieß es, daß nach zwei Wochen noch ein Transport mit Kranken nach Hause fährt, da wäre ich bestimmt dabei. Ich sagte, „zwei Wochen kann ich es nicht mehr aushalten". Dieser

Transport ist nicht mehr gefahren und ich fing nun an, krank zu werden. Zuerst bekam ich die Ruhr, dieses hatte mir noch gefehlt, ich hatte auch Fieber und wurde krank geschrieben. Medikamente gab es keine, nur die Ruhe war unser Arzneimittel. Nach 4 Tagen ging es mir etwas besser und ich mußte auch schon wieder in die Arbeit gehen. Ich hatte damals auf einer Straße gearbeitet, die gepflastert wurde, russische Männer hatten gepflastert und wir hatten ihnen die Pflastersteine und den Sand mit einem Schubkarren zugeführt. Mir war dieser Karren schwer, wenn auch nichts drin war, und doch mußte es gehen. Meine Füße waren dick geschwollen und die Sonne hatte mir lauter dicke Wasserblasen gezogen. An einem Abend war die Ärztin im Lager, ich ging zu ihr, sie sah mich an und sagte, was solle sie machen, was ich brauche, kann sie mir nicht geben, krank schreiben konnte sie mich nicht, weil ich kein Fieber hatte und mehr zu essen konnte sie mir auch nicht geben. Also schleppte ich mich weiter in die Arbeit. Nach einigen Tagen bekam ich Fieber und wurde krank geschrieben. Im Krankenzimmer erholte ich mich zwei Tage, dann war das Fieber weg und ich mußte wieder zur Arbeit. Dieses wiederholte sich nun öfter, wenn ich eine Woche gearbeitet hatte, war das Fieber wieder da und wenn ich zwei Tage im Krankenzimmer war, war das Fieber wieder weg. So hatte es sich ergeben, daß ich den ersten und zweiten Weihnachtstag wieder im Krankenzimmer lag, am Christsamstag konnte ich kaum noch aus der Arbeit bis ins Lager kommen. Es war Weihnachten 1947. Die Russen hatten Weihnachten nicht gefeiert, es wurde gearbeitet wie an jedem anderen Tag.

Dieses Mal war ich drei Tage im Krankenzimmer, dann mußte ich wieder in die Arbeit. Nach zwei Tagen war Sonntag, da hatten wir frei, mir war es an diesem Sonntag morgen sehr schlecht, ich hatte 40° Fieber. Die Lagerschwester holte mich ins Krankenzimmer, dort lag ich im Bett und konnte mich gar nicht mehr rühren, ich hatte das Gefühl, daß es aus ist mit mir, so muß es sein, wenn man stirbt. Am Abend war es mir etwas leichter, das Fieber war unter 39° gefallen und am Montag Morgen etwas unter 38°. Die Ärztin kam ins Lager und untersuchte mich, konnte nichts finden und schickte mich zum Röntgen. Dort konnte man an der Lunge nichts finden, von was kam dann das Fieber? Dieses ging nie mehr ganz weg und so konnte mich die Ärztin auch nicht zur Arbeit schicken. An einem Tag ist sie neben meinem Bett gesessen, bis ich Fieber gemessen hatte. Wahrscheinlich dachte sie, daß ich irgendwie schwindle und als sie sah, daß es stimmte, was die Lagerschwester eingetragen hatte, wurde ich in Ruhe gelassen und blieb im Krankenzimmer, denn das Fieber ging nie mehr ganz weg.

So verbrachte ich den vierten Winter in Rußland zu einem guten Teil im Krankenzimmer. Arbeiten und draußen frieren mußte ich nun nicht mehr, nur noch hungern. In einem Sprichwort heißt es, „Hunger tut weh!". Dieses kann niemand glauben, der es nicht selber erlebt hat, wir konnten es ja früher auch nicht. Erst jetzt konnten wir die Bitte im Vaterunser verstehen „Unser täglich Brot gib uns heute".

So verging der Januar, Februar und ein Teil vom März 1948, da hatte ich an einem Tag unter 37° Fieber und am nächsten Tag mußte ich in die Arbeit. Ich wurde mit

noch 3 Frauen zum Kartoffelnauslesen in einen Keller geschickt. Dieses konnten wir sitzend machen und es war mir nicht zu schwer und hatte noch den Vorteil, daß wir am Abend 2–3 Kartoffeln mit nach Hause nehmen konnten. Die hatte ich mir gekocht und gierig alle aufgegessen, sie hatten herrlich geschmeckt. Ganz guten Muts ging ich am nächsten Tag wieder in die Arbeit, obwohl es mir schlecht war, aber auf diese Kartoffeln wollte ich nicht verzichten. Am Abend hatte ich mir heimlich Fieber gemessen, es waren 38,7°, ich hatte aber zu niemandem etwas gesagt und ging weiter in die Arbeit. Nach 4–5 Tagen wurde ich zu einer anderen Arbeit zugeteilt. Ich war sehr erschrocken, aber ich war am Morgen zur Arbeit angetreten und mußte mit einer Brigade von 30 Leuten hinausmarschieren, wir sollten einen Schanz ausheben, wo eine Leitung gelegt werden sollte. Als wir dort ankamen, sagte der Brigadier, er würde jedem ein Stück ausmessen, was er ausheben müßte, als ich das hörte, war ich noch mehr erschrocken, ich konnte es ja nicht. Er ging in einen Geräteschuppen und brachte das Werkzeug heraus. Bei einer günstigen Gelegenheit schlüpfte ich in diesen Geräteschuppen und versteckte mich, es hatte niemand gemerkt, daß jemand fehlt. Eine andere Lösung hätte es für mich nicht gegeben, dieser Tag mußte auf diese Art vergehen. Nach der Arbeitszeit gelang es mir wieder unbemerkt von dort herauszukommen, ich konnte kaum noch bis ins Lager gehen. Wie lange mir dieser Tag dort draußen im kalten Schuppen gedauert hatte, wußte nur ich. Ich ging dann gleich zur Lagerschwester und hatte 39° Fieber und am Morgen immer noch 38°. Sie telefonierte mit der Ärztin im Werk und die sagte, sie solle mich zu ihr schicken, damit sie mich untersucht. Als ich dort ankam, stand der Krankenwagen vor dem Gebäude, wo die Ärztin ihr Kabinett hatte und sie kam gerade mit einem russischen Mann heraus, der ins Krankenhaus gefahren werden sollte. Als sie mich sah, sagte sie dem Fahrer, er solle ein wenig warten, sie hätte da eine Deutsche, die sie auch gleich mitschicken würde. Als ich das hörte, war ich zutiefst erschrocken, denn ins Krankenhaus wollte niemand. Auch hatte mir eine Frau im Lager gesagt, ich hätte Basedow, weil ich am Hals unten, gleich über dem Brustbein, eine Verdickung hatte, die nur in letzter Zeit gewachsen war und sehr schmerzte, die war jetzt so groß wie eine kleine Nuß. Sie meinte, man könne das operieren, aber es sei lebensgefährlich. Jetzt wollte mich die Ärztin ins Krankenhaus schicken, ich hatte Angst, und als sie mir das Thermometer gab, hielt ich es so unter dem Arm, daß es nicht gestiegen war. Sie sah mich an und sagte, wieso hast du kein Fieber, und im Lager hattest du über 38°. Ich sagte ja, ich hatte aber jetzt habe ich keines mehr. Ich mußte mich ausziehen und sie fing an, mich zu untersuchen und berührte unbewußt diese Verdickung am Hals und ich zuckte zusammen. Sie sah dann diesen Knoten am Hals und untersuchte ihn genauer und sagte: „Du warst so lange krank und wir wußten nicht, von wo dieses Fieber kommt, erst jetzt haben wir die Ursache des Fiebers gefunden, dies ist ein Abszeß, ein Geschwulst, du gehst jetzt ins Krankenhaus, dort wird man dich operieren und du wirst wieder gesund." Ich fing an zu weinen und sagte, ich will nicht

ins Krankenhaus, ich gehe schon wieder zur Arbeit. Da setzte sich die Ärztin neben mich und redete schön auf mich ein, sie sagte, ich sei doch noch so jung und wolle bestimmt wieder nach Hause fahren, dieses sei doch eine ganz leichte Operation, nachher wäre ich wieder ganz gesund. Was blieb mir da noch übrig, als mich in mein Schicksal zu fügen.

Im Krankenhaus hatte ich es diesmal viel besser getroffen als zum vorigen Mal. Ich kam in ein Zimmer wo noch fünf russische Frauen lagen, die waren alle freundlich mit mir und die Krankenschwestern auch. Meine Geschwulst hatte zwar geschmerzt, aber ich konnte mich bewegen, mußte nicht im Bett liegen und ich konnte mich mit diesen Frauen unterhalten, weil ich inzwischen russisch gelernt hatte. Die waren ganz erstaunt, als ich ihnen erzählte, wie unser Leben zu Hause war, daß das, wo wir gearbeitet hatten, unser Eigentum war, daß es da keinen Natschalnik, Brigadier oder eine Norm gab. Daß wir uns das Brot im Backofen selbst gebacken haben, daß es keine Zuteilung von Lebensmitteln gab, wir hatten ja alles. Sie kamen aus dem Staunen nicht heraus und wollten immer mehr wissen. Diese Frauen gaben mir auch immer ihr Essen, wenn sie es nach einer Operation nicht essen konnten und ich war froh und ertrug meine Schmerzen gerne.

Ich hatte im Lager eine Häkelnadel und weißen Zwirn, als mich die Lagerschwester einmal besuchte, sagte ich ihr, sie solle mir diese Sachen einmal mitbringen, damit ich etwas tue und die Zeit schneller vergeht. Sie brachte sie mir und ich fing an, mir ein Taschentuch zu umhäkeln. Als das die Schwester sah, fragte sie mich, ob ich ihr nicht auch etwas häkle, sie brauche einen Einsatz für einen Vorhang. Ich sagte zu und war froh, daß ich eine Arbeit hatte. Diese Spitze, die ich dann häkelte, hat alle erstaunt, und die Schwestern kamen alle und fragten mich, ob ich ihnen auch eine solche Spitze häkle, ich hatte plötzlich viele Aufträge und war sehr froh darüber, und am Abend kam immer eine dieser Schwestern und brachte mir ein Stückchen Brot, manchmal auch ein wenig Butter oder Zucker.

So hätte es nun immer weitergehen können, aber meine Geschwulst wurde immer dicker und immer schmerzhafter, es hatte nun schon die Größe von einer Faust. Ich mußte nun jeden Tag zum Bestrahlen gehen und es färbte sich rot, das Fieber stieg immer höher und die Schmerzen wurden immer ärger.

An einem Morgen kam der Arzt mit etlichen Studenten zu meinem Bett und redete mit ihnen über meinen Fall und beauftragte einen von den Studenten, er solle mich untersuchen, aber vorsichtig, es wäre schmerzhaft. Er zeigte ihnen die Fiebertafel und sagte, an diesem Morgen würden sie mich operieren. Als mich dann die Schwester in den Operationssaal brachte, stand dieser Arzt am Operationstisch, der vorher bei mir war und zu dem ich Vertrauen hatte, auch die Studenten waren alle da, ich hatte keine Angst. Ich hatte aber auch nicht geahnt, daß man mir diese Operation ohne ein Betäubungsmittel machen würde, und als das nun geschah, schrie ich, was mir nur zum Hals herauskam. Nachher war ich so erledigt, daß ich mich einen Tag und eine Nacht gar

nicht rühren konnte. Ich war in einem Zimmer, wo nur noch ein frisch operiertes Kind von 4–5 Jahren lag. Ich bat dann die Schwester, sie solle mich doch wieder in das Zimmer bringen, wo ich schon war und wo ich meine Sachen hatte, nachdem sie mit dem Arzt gesprochen hatte, brachte sie mich hin.

Die Frauen, die noch dort im Zimmer lagen, fragten mich gleich, wie es mir ergangen wäre und als ich ihnen erzählte, daß ich kein Betäubungsmittel bekommen hätte, waren sie sehr aufgebracht und eine ältere Frau neben mir sagte, sie würde gleich zum Arzt gehen und ihn fragen, warum sie das gemacht hätten, nur deshalb, weil ich eine Deutsche wäre. Als sie von dort zurückkam, war sie beruhigter, sie sagte, der Arzt hätte ihr gesagt, daß bei dem Eiter eine Spritze nichts genützt hätte und daß man eine solche Operation bei allen so machen würde, nicht nur bei mir.

Nach einigen Tagen flauten die Schmerzen ab, ich fühlte mich gut und konnte wieder häkeln. Mußte aber jeden zweiten Tag zum Verbinden gehen und das war sehr schmerzhaft, der Verband war immer voll Eiter. Nachher hatte ich mich gut gefühlt und es hatte mir nichts ausgemacht, daß ich im Krankenhaus war.

Ende April wurde ich aus dem Krankenhaus entlassen und kam ins Lager zurück, wo ich dann wieder unter meinen Leuten war. Ich kam wieder ins Krankenzimmer, weil ich noch immer ein leichtes Fieber hatte und weil aus der Schnittwunde noch immer viel Eiter floß. Sonst fühlte ich mich aber gut, ich hatte mich im Krankenhaus körperlich auch ein wenig erholt, weil ich zusätzlich noch Essen bekam. Nach ungefähr 3 Wochen bekam ich am Brustbein unterhalb der ersten Geschwulst, wieder Schmerzen und es bildete sich wieder eine Verdickung, die rasch größer wurde. Ich war zutiefst erschrocken, wenn ich dachte, ich müßte die Schmerzen wie bei der ersten Geschwulst noch einmal aushalten, das konnte ich doch gar nicht mehr. Aber was kann der Mensch nicht alles.

Die Ärztin verordnete mir, warme Sandsäckchen aufzulegen und in kurzer Zeit war dieses Geschwulst auch schon faustgroß und schmerzte, fast nicht zum Aushalten. Als es dann auch ganz rot war, schickte mich die Ärztin mit der Lagerschwester in die Poliklinik man solle es mir auch aufschneiden. Die Poliklinik war auch so eine Art Krankenhaus, wo man behandelt wurde und wieder nach Hause ging. Ich war verzweifelt, wenn dieses nun auch so war wie beim erstenmal, da konnte ich doch unmöglich nachher zu Fuß bis zum Lager gehen, es waren 3,5 km. Die Lagerschwester konnte dieses zwar verstehen, aber sie sagte, wenn die Ärztin dieses so verordnet hätte, müßten wir gehen, vielleicht würde man mich von dort wieder ins Krankenhaus schicken. Also marschierten wir am nächsten Morgen los.

Der Arzt, der mich dann in der Poliklinik untersuchte, sagte, daß man diese Geschwulst gar nicht aufschneiden dürfe, wenn man die obere nicht ausgeschnitten hätte, wäre die untere nicht mehr geworden. Er schickte mich zum Röntgen und dort stellte man fest, daß mein Brustbein oben voll Eiter wäre, Diagnose Knochentuberkulose. Dieses hatte er auch angenommen. Von jetzt an mußte ich jeden zweiten Tag in die Po-

liklinik zum Bestrahlen gehen, was mir sehr schwer war. Dieser weite Weg und die immer größer werdenden Schmerzen waren fast nicht mehr zu ertragen.

Als ich an einem Sonnabend mit der Lagerschwester wieder vom Bestrahlen kam, war ich so erledigt, erschöpft, kraftlos und mutlos, ich konnte nur noch weinen. In der Nacht konnte ich vor Schmerzen und wegen der Wanzen nicht schlafen, ich stand auf, ging zum Fenster und dachte: lieber Gott, ich wollte nicht in Rußland sterben, aber jetzt kann ich nicht mehr, ich kann diese Schmerzen nicht mehr aushalten, sei so gut und erlöse mich, jetzt will ich sterben.

Der nächste Tag war Sonntag und an diesem Sonntag Nachmittag kam Besuch in unser Lager. Es waren Leute aus einem anderen Lager, deren Offizier sie in unser Lager brachte, damit sie sich mit unseren Leuten unterhalten konnten. Ich konnte nicht hinausgehen, weil es mir schlecht war, aber die anderen aus dem Krankenzimmer sind alle in den Hof des Lagers gegangen. Nach einiger Zeit kam ein Mädchen aus Heltau zu mir herein, die war auch Stammgast im Krankenzimmer, sie brachte mir eine gute Nachricht. Mit der Köchin aus dem anderen Lager war sie einmal zusammen im Krankenhaus und die hatte ihr gesagt, daß sie sich mit ihrem Offizier gut versteht und der hätte ihr gesagt, daß in allernächster Zeit ein Krankentransport nach Hause fahren würde, vielleicht schon in der kommenden Woche. Diese Nachricht hat auf mich gewirkt wie ein Windstoß, der ein erlöschendes Feuerchen wieder entfacht. In der Nacht hatte ich mit meinem Leben abgeschlossen, aber diese Nachricht brachte mir ein wenig frischen Lebensmut. In der darauffolgenden Nacht hatte ich nun über etwas anderes nachzudenken. Wenn dieses nun wahr wird, dann komme ich vielleicht doch noch einmal nach Hause, oder ist es für mich schon zu spät?

Am nächsten Morgen merkte man auch in unserem Lager schon, daß irgend etwas los war. Die Offiziere und Posten liefen erregt durchs Lager und unsere Lagerschwester wurde zum Stab ins Büro beordert, wo sie ziemlich lange blieb. Als sie dann zurückkam, sagte sie uns, daß wir in den nächsten Tagen nach Hause fahren würden. Also wurde es dieses Mal wahr! Beim Stab wurde schon an den Krankenlisten geschrieben und am Abend kam eine Kommission, die die Kranken untersuchte. Zum Glück hatte uns die Lagerschwester vorher gesagt, wir sollten das Thermometer so halten, daß es nicht steigt, denn Kranke mit Fieber dürften nicht mit, die müßten ins Krankenhaus. Mir sagte sie noch, ich solle mein unteres Geschwulst verdecken und nur das obere zeigen und das war gut so, ich hatte die Untersuchung gut überstanden. In den nächsten Tagen wurde allerhand für diesen Transport vorbereitet, man brachte Kleider ins Lager, ich bekam ein Hemd, eine Hose und ein Paar Schuhe. Am Freitag war es dann soweit, am Vormittag brachte man uns zum Bahnhof. Es war der 18. Juni 1948. Am Morgen kamen noch alle meine Landsleute zu mir ins Krankenzimmer und verabschiedeten sich von mir und jede sagte mir, was ich ihren Angehörigen zu Hause sagen sollte.

Auf einem Abstellgleis standen mehrere Güterwaggons, in die wir dann verladen wurden. Ich kam in den Krankenwaggon, da waren auf der Pritsche Matratzen und

Kissen, in den anderen Waggons waren keine. Wir waren auch nur 12 Personen und hatten eine Frau, die uns bediente, wie Essen holen, Wasser holen usw.

Die ganze Zeit über, die wir in Rußland waren, haben wir diesen Augenblick herbeigesehnt, wo wir in solchen Güterwaggons sitzen und heimwärts fahren würden, jetzt war es soweit, bei mir trübten diese Freude die fast unerträglichen Schmerzen und der Gedanke, ob ich meine Heimat überhaupt erreichen werde.

Aus Dnepropetrofsk fuhren wir los, hielten aber noch in mehreren Städten, wo noch solche Waggons mit Kranken an unseren Zug angekuppelt wurden. Mir war sehr schlecht, meine Geschwulst wurde so lilarot, mit gelben Flecken, die dann schwarz wurden, die Schmerzen waren nicht mehr zum Aushalten, da dachte ich, dieses ist nun das Ende und jetzt sogar auf dem Heimweg. Diese Qual dauerte 2 Tage, da spürte ich an einem Morgen etwas die Brust hinunter rinnen, ich drückte mit der Hand das Hemd unten am Brustkorb fest, es floß eine Unmenge Eiter aus meiner Geschwulst. Bei der nächsten Haltestelle holte die Frau, die uns bediente, den Transportarzt, der mir dann die Wunde reinigte und verband. Ich war so erleichtert, legte mich hin und schlief, denn richtig geschlafen hatte ich schon lange nicht mehr.

Nachher fühlte ich mich gut, ich konnte mich nun auch auf mein Zuhause freuen und konnte diese Heimfahrt genießen. Der Transportarzt war sehr besorgt um uns Kranke, er ließ uns Essen zukommen, wie viel wir nur wollten, und so habe ich mich schnell erholt.

Im Rumänien, in der Stadt Focşani, übergaben uns die Russen den Rumänen, wir wurden in Baracken untergebracht, die noch vom deutschen Heer übriggeblieben waren. Wir aus dem Krankenwaggon kamen in ein Zimmer mit Betten. Hier wurden wir gut verpflegt und man wollte uns hier behalten, bis wir gesund würden. Den zweiten Tag fuhren die aus den Baracken weg, da hatten wir keine Ruhe mehr und baten unsere Betreuer, sie sollten uns auch fahren lassen, zu Hause würden wir schon gesund und so wurden auch wir, einen Tag nach den anderen, entlassen. Wir bekamen jede 200 Lei und einen Schein, mit dem wir mit dem Zug unentgeltlich bis nach Hause fahren konnten.

Am 28. Juni um 4 Uhr in der Früh bin ich zu Hause angekommen, genau 10 Tage war ich unterwegs. Ich habe meine Angehörigen alle gesund vorgefunden, die Freude war groß, ich war glücklich, nicht einmal die achtköpfige Zigeunerfamilie, die bei uns auf dem Hof wohnte, hatte mich gestört.

Aus der Öffnung von meiner Geschwulst ist noch ein ganzes Jahr lang Eiter geflossen, ich hatte auch mehrere Rippenfellentzündungen, aber nach 2 Jahren war ich gesund und konnte bis zu meiner Pensionierung arbeiten.

Die anderen, die noch in Rußland zurückgeblieben sind, sind nur 1½ Jahre nach uns nach Hause gekommen, im Oktober und November 1949, die waren weniger 2 Monate nicht 5 volle Jahre in Rußland.

Ich möchte noch hinzufügen, daß meine Schwestern damals bei unserer Aushebung über 30 waren und nicht mitkommen mußten, aber nachher, als die Summe nicht voll war, die die Rumänen den Russen liefern mußten, nahmen sie auch Frauen bis 32 und eine meiner Schwestern, Susanna, war damals knapp über 30 und mußte sich auch im Rathaus melden. Sie war aber gerade sehr erkältet und hustete ununterbrochen, so daß sie von der Kommission nach Hause geschickt wurde.

Herbrechtingen, 19. Feb. 1993 Maria Gromeier

geboren am 14. Jänner 1923 in Großau, Rumänien

Lange Str. 11
D-89542 Herbrechtingen

Maria Klima

Deportation nach Russland, Dnjepropetrovsk, Lager 1416

Immer wenn ich an die Deportation nach Rußland denke, höre ich das schrille Pfeifen der Lokomotive, das uns zwei Wochen lang auf dem Weg begleitet hat. Dieses Pfeifen hat mich noch jahrelang, schon wieder zu Hause, verfolgt.

Schon in den ersten Tagen des neuen Jahres 1945 tauchte das Gerücht auf, man würde Deutsche aus Rumänien in großer Zahl zu Aufbauarbeiten in die Sowjetunion schaffen. Das Land war von Sowjettruppen besetzt. Die Rumänen kämpften auf russischer Seite gegen die Deutschen. Der Krieg war noch nicht zu Ende, die Gerüchte schienen durchaus glaubhaft zu sein. Wir waren aus dem Pfarrhaus evakuiert und wohnten in der Kirchgasse Nr. 84. Hin konnten wir nur das Notwendigste mitnehmen, alles andere war bei verschiedenen Dorfbewohnern untergestellt.

Am 13. Januar 1945 wurde bekanntgegeben, daß kein Bewohner das Dorf verlassen dürfte und daß sich alle deutschen männlichen Bewohner zwischen dem 18. und 45. Lebensjahr im Gemeindeamt zu melden hätten und alle weiblichen Personen zwischen dem 19. und dem 32. Lebensjahr und sich Bekleidung und Lebensmittel einpacken sollten. Nach und nach füllte sich der Saal und man wußte, daß es nach Rußland gehen sollte. Mein Mann wurde ins Gemeindeamt geschafft. Ich packte sodann für ihn und auch für mich die Koffer und begab mich auch hin. Hunderte von Menschen füllten den Saal, auch die Bewohner von Großau wurden hingebracht, man sang, „Eine feste Burg ist unser Gott", und am 15. Januar nachts fuhren Lastwagen zum Saal heran, wir mußten aufsteigen und wurden zum Neppendorfer Bahnhof geschafft. Wir wurden sodann in Viehwaggons geladen, einige Stunden standen wir noch auf dem Neppendorfer Bahnhof, die Angehörigen konnten uns noch ein paar Worte sagen, etwas mitgeben und dann ging es weiter nach Hermannstadt, wo die Bewachung durch russische Soldaten strenger wurde. Es formierte sich ein langer Zug mit Bewohnern umliegender Orte.

In Rîmnic-Sarat, wo wir auf das russische Bahngleis umgestellt wurden, konnte ich in den Waggon, wo mein Mann sich befand, umsteigen. Jetzt fuhren wir gemeinsam weiter.

Am 30. Januar wurden wir in Dnjepropetrowsk ausgeladen. Jetzt erst sah man, welch große Menschenmenge in dem Zug drinnen gewesen ist. In langen Kolonnen gingen wir mit unserem Gepäck über einen Viadukt zur Entlausung. Nach unserer Entlausung brachte man uns endlich in ein Lager. Es waren Baracken mit Holzpritschen, ein Teil für die Männer und ein Teil für die Frauen. Am Morgen teilte man uns zur Arbeit ein. Ich kam in die Abteilung des Eisenwerks, und zwar mußten wir Aufräumungsarbeiten durchführen. Täglich machten wir denselben langen Weg, vom La-

ger ins Werk, über den riesengroßen Viadukt, mit Hunderten von Treppen. Wir mußten uns nicht nur an die ungewohnt schwere Arbeit gewöhnen, sondern auch an das fremde Klima, da hier niedrige Temperaturen herrschten.

Am 1. April wurde ich mit anderen Frauen, meist verheiratete, auf den 3. Kolchos geschafft, der zur Fabrik gehörte. Hier wurden wir in zwei gegenüberliegenden Zelten untergebracht, zwischen denen ein großer hölzerner Eßtisch stand. Alles war mit Stacheldraht umgeben und ein Posten bewachte uns. Auf diesem Kolchos waren Obstplantagen und zwischen den Bäumen wurde Gemüse angebaut.

Unsere erste Arbeit war das Graben einer Grube, die dann als WC verwendet wurde. Hier begann nun die Normarbeit. Als erstes mußten wir die von dem Militär zwischen den Bäumen ausgehobenen Schützengräben zuschaufeln. Dann folgte der Gemüseanbau mit Kartoffeln, Bohnen, Kraut, Möhren, Zwiebeln und anderem Gemüse und später folgten dann die Hackarbeiten. In der Obstplantage, nicht weit von unseren Zelten, gab es eine primitive Waschanlage, wo wir uns jeden Sonntag reinigen konnten. Hier auf dem 3. Kolchos bekamen wir fast alle die Malaria. Wir wurden jedoch mit Chininpräparaten behandelt. Die Luft und das Obst haben zu unserer Genesung beigetragen. Im Sommer kam dann die große Hitzeplage. Im Spätherbst, nach den Erntearbeiten, mußten wir wieder in die Fabrik zurück.

Meine schwerste Arbeit in der Fabrik war das Befördern von Kohle in Waggonetteln, die man selbst zu den Hochöfen anschieben mußte. Zwischendurch plagten mich immer wieder die Malariaanfälle. Am Morgen hatte ich immer Untertemperatur und mußte zur Arbeit gehen, am Vormittag hatte ich dann immer hohes Fieber, bis zu 40 Grad. Ich durfte mich dann niedersetzen, mußte warten, bis die Arbeit zu Ende war, damit mich die anderen Frauen ins Lager mitnehmen konnten. Am 28. September wurde ich der Malaria wegen ins Krankenhaus gebracht. Ich konnte meinen Mann verständigen und er ließ sich zu einer Arbeit in der Nähe des Krankenhauses einteilen, so daß wir in der Arbeitspause miteinander sprechen konnten. Dies war das letzte Gespräch, das ich mit meinem Mann hatte, denn am 4. Oktober wurde er mit anderen Deportierten, wegen Krankheit und Schwäche, in die Heimat zurückgeschickt.

Über Winter 1946/1947, als die Hungersnot da war, hatte ich das große Glück, in der Küche arbeiten zu dürfen. Hier konnte ich mich satt essen. Der Hunger war jetzt unser schlimmster Begleiter. Im Lager liefen die Ratten herum, man mußte sich das Brot in Säcken aufhängen, damit diese Tiere nicht dazukommen konnten. Unsere tägliche Brotration hielt uns am Leben. In dieser großen Hungersnot kam es zu menschlichen Schwächen, so daß manche Lagerinsassen zu stehlen anfingen, betteln gingen, ja sogar Katzen und Hunde schlachteten. Dieses mußte ich persönlich nie mitmachen.

Die Ratten liefen in der Nacht über uns und im Schlaf wurden wir durch ihre Berührungen und Bisse aufgeweckt. Mein größtes Glück war, daß ich 3 Sommer hindurch auf dem 3. Kolchos arbeiten durfte, da war mir die Umgebung vertraut, man konnte Obst und Gemüse essen und man kannte die Leute schon.

Allmählich hatten wir uns an die Arbeit und an die extremen Temperaturen gewöhnt. Die Bevölkerung war uns nicht mehr so feindlich gesinnt, besonders die ältere Generation war verständlich, im Gegensatz zu den Jungen, deren Spott wir oft ausgesetzt waren. Auch die Bewachung war nicht mehr so streng, wir konnten uns frei bewegen. Wir mußten auch nicht mehr in Zelten wohnen, es gab jetzt bessere Wohngelegenheiten. Wir versuchten uns auch selbst den Aufenthalt angenehmer zu gestalten. An einem Sonntag auf dem 3. Kolchos machten wir ein „Wunschkonzert", wobei sich jede ein Lied wünschen durfte, dieses sangen wir dann gemeinsam. Der Tisch wurde, soweit es möglich war, schön gedeckt. Vom Basar wurden die Zutaten für Speisen und Kuchen eingekauft, die wir dann gemeinsam verzehrten.

Einen Sommer mußte ich auf dem 4. Kolchos arbeiten, dieser gehörte auch zur Fabrik. Hier wurden Hackfrüchte und Getreide angebaut. Die Reihen waren sehr lang, erst in der Mitte angelangt konnte man den Anfang und das Ende sehen. Weit und breit gab es keinen Schatten, wir waren der heißen Sonne ausgesetzt und die Normen waren kaum zu schaffen. Wir waren in Kuhställen untergebracht und mußten am Boden auf Stroh schlafen.

Die russischen Offiziere haben ihre Lagerinsassen, soweit sie konnten, vertreten. Zum Beispiel bei einem Unfall, den ich miterlebte. Einer Heltauerin wurden beide Beine durch eine fahrende Lokomotive abgetrennt. Ich durfte sie, auf ihren Wunsch hin, ins Lager zur „Erste-Hilfe-Station" begleiten und eine Zeitlang bei ihr bleiben. Dieses war eines meiner beeindruckendsten und schwersten Erlebnisse in Rußland, das jedoch zeigte, daß die Offiziere sich um die Verunglückte kümmerten. Sie bekam Prothesen, es wurde für sie innerhalb der Baracke ein kleiner Raum abgeteilt und sie bekam allerhand Annehmlichkeiten (z. B. einen elektrischen Kocher). Hier habe ich sie soweit ich konnte betreut und als wir wieder in der Heimat waren, hielten wir gute Freundschaft bis an ihr Lebensende.

Unsere Lagerleitung wollte, wir sollten uns gut fühlen, deshalb wurde in den letzten Jahren auch eine Kulturgruppe gegründet, die dann Theaterstücke aufführte. Das Lager besaß auch eine Musikkapelle, die Sonntag zum Tanz aufspielte. In der Kulturgruppe war ich auch aktiv dabei und deshalb durfte ich im letzten Sommer in der Fabrik bleiben und bekam eine leichte Arbeit zugeteilt.

In diesem letzten Sommer tauchte immer das Gerücht auf, daß wir bald nach Hause fahren würden. Wir glaubten aber nicht daran, da wir dieses oft schon gehört hatten. Und doch wurde es wahr!

Anfang Oktober 1949 war es dann soweit. Am 18. Oktober war ich nun wieder in der Heimat und wieder mit meinem Mann vereint.

Bei der Verabschiedung sagte unser Brigadier folgendes: „Wir hätten im fremden Land oft besser gearbeitet als die Einheimischen."

In unserem Lager waren die Gemeinden Heltau, Großau, Großpold, Reußmarkt, Urwegen, Neppendorf und noch andere kleinere Gemeinden vertreten. Die Menschen

dieser Gemeinden lernte ich in ihrer eigenen Wesensart gut kennen. Heltau und Neppendorf waren zahlenmäßig am stärksten vertreten.

Wenn ich mich jetzt im Rückblick frage, wie konnte man diese Deportation überleben, so kann ich folgendes sagen: Die Hoffnung auf eine Heimkehr gab uns immer wieder neue Kraft zum Weiterleben und unser aller Schicksal in dieser großen Notgemeinschaft ließ uns Hunger, Kälte und Krankheit ertragen. Viele stärkte auch der Glaube und das Gebet.

Kirkel, 7. März 1996 Maria Klima

Mozartstr. 49
66459 Kirkel 1 – Limbach-Saar
Deutschland

Frühere Anschrift:
Neppendorf, Zorile 62, Rumänien
(jetzt Str. E. A. Biebz 62)

Anonym

Die Internierung in Russland

Es war Anfang Januar 1945, die Russen waren bereits seit Monaten in Rumänien einmarschiert und somit auch unsere Heimat Großau in Siebenbürgen besetzt. Das Gerücht ging um, daß alle Volksdeutschen aus Rumänien, die im arbeitsfähigen Alter waren, nach Rußland müßten, um das, was von Deutschen im Krieg zerstört wurde, wieder aufbauen zu helfen.

Tatsächlich, am 11. Januar wurde bekanntgegeben, daß sich alle Frauen von 19–31 und Männer von 17–45 Jahren im Rathaus melden mußten. Mitzubringen war Arbeitskleidung und für einige Tage Verpflegung. Ich war gerade im 20sten Lebensjahr, mein Bruder im 18ten und unser Vater im 43sten. Er war zu der Zeit in den Ölgebieten staatlich angestellt, wo er mit dem Aufbau der Öltürme beschäftigt war, aber im Januar seinen Urlaub programmiert hatte. Am 7. Januar wurde er plötzlich zurückberufen. Später hatte er erfahren, warum. Er hätte sonst auch mit nach Rußland müssen. Nur die Frauen, die kleine Kinder unter einem Jahr hatten oder schwanger waren, durften daheim bleiben. Einige haben sich auch versteckt und haben sich nicht gemeldet, die wurden nach einigen Tagen oder Wochen nachts aus dem Bett geholt und mußten weg. Es gab Familien, die 3–4 kleine Kinder hatten und wo der Mann noch im Krieg war und trotzdem mußte die Mutter fort. Es wurde nicht gefragt, wo die Kinder bleiben und wer sich um sie kümmert. Meist haben sich dann die Großeltern und Verwandten ihrer angenommen.

Nachdem sich am 12. Januar 1945 der größte Teil gemeldet hatte und im Rathaushof mit dem Gepäck versammelt war, mußten wir bei klirrender Kälte von Großau bis Neppendorf etwa 9 km zu Fuß zurücklegen. Einige Pferdewagen hatten das Gepäck aufgeladen und die Leute mußten sich zu viert in der Reihe aufstellen. Von russischen Wachposten begleitet, bewegte sich der lange Zug bis in den Gemeindesaal von Neppendorf, das war die Sammelstelle für die umliegenden Gemeinden. Die Nacht wurde im Sitzen auf dem Gepäck verbracht und viele Gerüchte kamen in Umlauf. Am 13. Januar wurden wir in Viehwaggons einwaggoniert, wo auch provisorische Doppelstockbetten waren, und ab ging der Zug, wohin, wußte niemand.

Der lange Zug bewegte sich in Richtung russische Grenze. Dort angekommen, mußten wir umsteigen in russische Viehwaggons, wo nur Bretter zum Sitzen waren, aber so dicht nebeneinander, daß man die Beine nicht ausstrecken konnte, denn unter die Bretter mußten wir auch unser Gepäck verstauen. In der Mitte stand ein kleiner halb verrosteter Eisenofen, aber dazu fehlte meistens das Brennmaterial. 35–40 Personen waren jeweils in einem Waggon, Frauen auf der einen Seite und die Männer auf der anderen. Wo diese Fahrt endet, konnte nur gerätselt werden. Es wurde hauptsäch-

lich nachts gefahren. Zweimal täglich wurden die sonst verriegelten Türen geöffnet für die Notdurft und das meistens auf freiem Feld, damit die Posten eine bessere Übersicht hatten und keiner entfliehen konnte. Ab und zu gab es eine spärliche Suppe, die in Eimern in den Waggon kam und aufgeteilt wurde oder getrocknetes Fleisch, aber wo sollte man dieses kochen?

Nach 3 Wochen Fahrt durften wir den Zug endlich verlassen. Wo wir uns befanden, war uns inzwischen klargeworden, denn man hörte nur noch russisch sprechen. Es war in Rußland in Dnjeprodserschinsk. Etliche Waggons wurden hier entleert, einige fuhren noch weiter in andere Städte und Lager. Wir kamen in ein Barackenlager, mit etwa 3000 Personen, wo immer mehrere zusammen in einem Raum untergebracht waren, Männer und Frauen getrennt. Zum Schlafen hatten wir Doppelstockbetten aus Eisen. Die erste Nacht war unvergeßlich, weil man sich nach so langer Zeit wieder mal richtig ausstrecken konnte.

Von der langen Fahrt durften wir uns ein paar Tage erholen, danach wurden wir in Gruppen eingeteilt für die Arbeit, die hauptsächlich im Freien stattfand. Meine Gruppe z. B. wurde auf einem Berg beschäftigt, um dort eine durch Bomben zusammengeschmolzene und völlig zerstörte Fabrik abzubauen. Mit Pickel und Schaufel mußte Stück für Stück abgehackt werden und mit einer Trage ein Stück weiter den Berg runter gekippt werden. Eine russische Person von der jeweiligen Arbeitsstelle holte uns morgens an der Pforte des Lagers ab und jedesmal wurde die Gruppe abgezählt und die gleiche Zahl mußte abends wieder übergeben werden. Die Arbeitszeit war in der Fabrik 8 Stunden und im Sommer auf der Kolchose bis zu 16 Stunden, nur Sonntags war frei. Morgens gab es einen Teller voll Kartoffelsuppe, aber mehr als 3–4 Kartoffelstückchen waren in dem klaren Wasser nicht drin, zur Abwechslung gab es anstatt Suppe 2 Eßlöffel voll rohes Sauerkraut, das mußte anhalten bis abends nach der Arbeit, da gab es meistens einen Teller mit Sauerkrautsuppe, die auch recht dünnflüssig war. An Brot waren uns 500 gr. zugeteilt, aber dieses war so schwer, so daß nie mehr als 2 Scheiben raus kamen, es wurde meistens am Abend mit aufgegessen. Das schlimmste war die Kälte, der wir ausgesetzt waren, denn oft waren es im Winter minus 25–30 Grad, wo wir den ganzen Tag draußen gearbeitet haben. Wir hatten uns alles angezogen, was wir an Kleidung mit hatten. Am Abend mußte das Zimmer erstmal angeheizt werden, damit man sich ein wenig aufwärmen konnte. In der Baracke durfte nur derjenige bleiben, der hohes Fieber hatte, andere Krankheiten wurden nicht akzeptiert. Irgendwelche Belästigungen durch die Bevölkerung gab es nicht. Alle 10–14 Tage mußten wir gruppenweise zum Duschen gehen. Und zwar immer nachts, um keine Arbeitszeit zu verlieren, manchmal war es um eins oder zwei oder gegen Morgen, da hieß es aufstehen, baden gehen. Da die Badeanstalt auswärts war, mußten wir immer erstmal den Weg dorthin zurücklegen, später wurde im Lager eine eingerichtet. Die ersten 2 Jahre gab es keinen Lohn für die geleistete Arbeit, erst später wurden einige Rubel ausbezahlt. Kontakt zu den Angehörigen in der Heimat gab es keinen.

Im Herbst 1945 hat eine Kommission die Kranken aufgeschrieben und die durften dann auch bald die Heimreise antreten.

Im darauffolgenden Sommer sind einige Gruppen auf die Kolchose verlegt worden. Auch in Baracken untergebracht, allerdings bestand jede Baracke nur aus einem Raum, in dem doppelstöckige Eisenbetten – etwa 40–50 Stück – untergebracht waren. Das Essen war hier um eine Idee besser, vor allem konnte man sich in der Ernte ab und zu ein paar Kartoffeln oder sonst ein Gemüse erhaschen. Die Feldarbeit war abwechslungsreicher als in der Fabrik, obwohl man auch jedem Wind und Wetter ausgesetzt war. Im 2. Winter kamen wir auch wieder in eine Fabrik, und zwar wurden dort Schamottsteine hergestellt und der Vorteil war, daß man dort nicht mehr in der Kälte arbeiten mußte, sondern es war recht warm, da die Steine trocknen mußten. Jeder hatte eine Norm, die er erfüllen mußte.

Im 2. Herbst wurden von einer Kommission die Kranken und Unterernährten aufgeschrieben, Gott sei Dank war ich da auch mit dabei, denn ich hatte inzwischen nur mehr etwa 43 kg und hätte den bevorstehenden Winter vielleicht nicht mehr überlebt. Nach 20 Monaten, am 3. Oktober 1946 ging der Krankentransport ab, viele haben ihn nicht überlebt und sind unterwegs gestorben, jedesmal wenn der Zug gehalten hatte, wurden sie dann abtransportiert. Leider kamen wir aber nicht wie erhofft in unserer Heimat an, sondern kamen in die ehemalige DDR in Quarantäne und dann weiter in die Nähe von Dessau, nachher blieb jeder sich selbst überlassen.

Man könnte ein ganzes Buch über diese Zeit schreiben, denn sie bleibt unvergeßlich.

Großau, 1992 Anonym

Hans Rieger

Erinnerungen an den 2ten Weltkrieg

Mein Name ist Hans Rieger. Ich wurde am 20. 7. 1926 in Großpold Kreis Hermannstadt als einziger Sohn der Eheleute Johann Rieger und der Katharina geb. Glatz geboren. Soviel über meine Identität und Herkunft.

Ende Juni des Jahres 1943 wurde ich kaum 17jährig in die deutsche Wehrmacht eingezogen, zusammen mit meinen Schulfreunden der zweiten deutschen Handelsschulklasse von Hermannstadt. Ich war an verschiedenen Fronten, zuerst in Griechenland, dann an der Ostfront. Dieses schreibe ich hier als Einleitung zu dem Bericht über meine Gefangennahme und Gefangenschaft in Rußland.

Am 17. August des Jahres 1944 kehrte ich erstmal nach Großpold zurück, und zwar zu einem Genesungsurlaub von 14 Tagen. Nach ein paar schönen Urlaubstagen in Großpold und in Hermannstadt kam dann der 23. August 1944, der Tag der Kapitulation Rumäniens. Wie es auf meinem Urlaubsschein geschrieben stand, meldete ich mich bei der nächsten deutschen Einheit, und zwar in Großpold, bei einer Nachrichten-Kompanie. Wären wir doch auf eigene Verantwortung sofort abgereist, wäre mir und den anderen Kameraden, die noch im Urlaub zu Hause waren, vieles erspart geblieben, aber wer weiß schon, was richtig damals war. Die Einheit, der wir uns angeschlossen hatten, mußte mit deutscher Genauigkeit alles zusammen verpacken und alle persönlichen Verpflichtungen erfüllen, dann aber war unser Abzug aus Großpold um einen Tag verspätet, wir kamen nicht mehr über die Grenze. Am 26. August Nachmittag um 4 Uhr war es dort soweit. Wir wurden beim Eingang von Karlsburg von rumänischen Einheiten abgefangen und entwaffnet. Und jetzt begann erst der richtige Leidensweg, der 6 Jahre, 8 Monate und 14 Tage dauerte.

Als erstes kamen wie in ein Sammellager, und zwar nach Broos in den deutschen Saal. Als aber dann die Russen im Anmarsch waren, verlegte man uns ins Lager nach Rîmnicul-Vîlcea. Dort waren wir in etlichen Tagen schon mehrere hundert deutsche Soldaten. Uns aber, die wir aus Rumänien stammten, sagte man immer wieder, daß wir nie an die Russen ausgeliefert würden. Bis Anfang Dezember blieben wir dann dort, wurden aber dann nach Maia-Ilfor verlegt, und zwar alle Rumänendeutschen und das waren über 200. Dies aber war für uns alle schon eine Vorahnung, daß die Rumänen sich nicht am Wort halten würden. Es kam dann auch so, kurz nach Weihnachten wurden wir den Russen übergeben, und die brachten uns nach Focşani in ein Lager, und zwar in die ausgebrannte Vlad-Ţepeş-Kaserne. Man möge sich vorstellen, 20 Mann kamen wir in eine Pferdebox, und Dach über dem Pferdestall war keines mehr, und das alles mitten im Winter. Es kommt noch dazu, daß bei 12.000 Gefangenen eine einzige Wasserleitung war und bis zu dieser Leitung vorzudringen, das war ein Problem und

dabei gab es Hiebe jede Menge. Da wir aber auch schon voll Ungeziefer waren, kamen auch schon die ersten Fälle von Typhus vor.

Am 6. Januar 1945 ging es dann ab nach Rußland. Am ersten Tag mußten wir erfahren, was Gefangenschaft bei den Russen war. Essen bekamen wir täglich nur einmal, Wasser nicht jeden Tag. Holz zum Feuermachen gab es nur einmal und das in 10 Tagen, dafür aber von den Posten öfter Hiebe. Im Viehwaggon waren wir 60 Personen, man möge sich vorstellen, wieviel Platz für jeden war. In Rußland angekommen, waren wir so schwach, daß viele von uns vom Bahnhof Lubimovka bis zum Lager zusammenbrachen und vielen das Gesicht von der schneidenden Kälte gefror.

Im Lager dann kamen wir erst einmal einen Monat in Quarantäne. In dieser Zeit wurden wir von Ungeziefer gereinigt und unsere Kranken nach Möglichkeit gepflegt. Eines aber muß man den Russen lassen, warm hatten wir es in den Zimmern, aber das war auch alles, es war ja noch Krieg. Nach einem Monat ging es dann erst mal zur Arbeit, und zwar in ein Kohlenbergwerk, in ein Totenloch. Schacht 54, ohne jede technische Einrichtung, einzig die Wasserpumpen funktionierten. Die Kohleschicht war nicht dicker wie 80 cm, und aus diesem Stollen mußten wir die Kohle herausholen nach der Dynamitsprengung und mit den Schaufeln. Den Weg von 3 km gingen wir dann bis zum Lager, die meisten von uns in nasser Kleidung, und das bei über minus 30°. Es gab eine Zeit, wo von 1200 Gefangenen nur noch 30 arbeitsfähig waren und die wurden dann zur Beerdigung unserer Toten eingesetzt. Im Frühjahr 1945 waren wir noch 450 Mann, der Rest war tot oder in Spitälern. Es ist mir unmöglich, alle Grausamkeiten hier aufzuzählen, aber eine Erinnerung aus dieser Zeit möchte ich noch erzählen. Wir waren auf dem Heimweg von der Mine zum Lager. Es war Anfang April, ich war müde, naß und ich fror unheimlich. Da zu allem Unglück verlor ich die Sohle von meinem rechten Schuh, ich bückte mich danach, aber da bekam ich einen Kolbenhieb in die Nieren, so daß ich zusammensackte. Zum Glück faßten zwei Kameraden zu, sie schleiften mich mit. Barfuß bei 30°, ich glaube, es wäre das Ende gewesen ohne ihre Hilfe! Es wäre nicht der erste Fall in unserem Lager gewesen, ich möchte nur den Fall Peter Baumgärtner nennen, der angeblich fliehen wollte, und brutal zusammengeschossen wurde. Das war Lager 256/8 Lubimovka. Hier arbeitete ich bis August 1948. Eine Begebenheit möchte ich noch schildern. Im Sommer 1946 wurde ich nach einem Arbeitsunfall herzkrank und war dann eine Zeitlang arbeitsunfähig geschrieben. In dieser Zeit ging ein Krankentransport in die Heimat, ich sollte auch mitfahren. Fertig angezogen wurde ich als Kriegsverbrecher zurückgestellt, weil ich angeblich als 17jähriger führend beteiligt hätte sein können.

Also im August wurden wir dann alle, die Spezialeinheiten angehörten, Deutsche, Ungarn und Rumänen in das Schweigelager 256/7 überführt. Hier wurden wir nochmals von den W.K.W.D. Offizieren vernommen, und hier war ich bis Mai 1949. Von hier ging es ab ins Lager Brianka, wo ein Transport zur Heimreise zusammengestellt wurde. Nach etwa 3 Tagen ging es Richtung Heimat. Aber auch dieses Mal sollte

es nicht sein. In Nikolaief war Endstation und nächsten Tag mußten wir zur Arbeit. Nach einem Arbeitsunfall kam ich nach Odessa, wo ich bis zur endgültigen Heimreise am 21.12.1950 blieb. In Odessa leitete ich die ganze Zeit die deutsche Kulturgruppe unserer Deutschen aus Rumänien im Lager 4.

Auf der Heimreise durch Rußland war es nicht schlecht, da wir nur eine kleine Wachmannschaft von Russen hatten, die sich aber kaum um uns kümmerten.

In Rumänien kamen wir am 24. 12. 1950 an und wurden wie die Schwerstverbrecher behandelt. Schon am selben Tag, also am Heiligen Abend, wurden wir nach Bukarest überführt. Dort fingen dann von neuem die Verhöre an, und das Essen war auch schlechter als die letzten Jahre in Rußland.

Am 10. Mai 1951 war es dann so weit, daß ich nach fast 7 Jahren meine geliebte Heimat Großpold wiedersah. Aber welches Großpold? Aus den Häusern sahen Zigeuner raus, alles war enteignet und unser Volk zutiefst gedemütigt.

Hinzufügen möchte ich noch, daß erst im Jahre 1947 ich erfuhr, daß unsere Leute nach Rußland verschleppt wurden, und in diesem Jahre bekam ich auch die erste Nachricht von meiner Mutter.

Augsburg, 20. 01. 1991 Hans Rieger

Elisabeth Bacher

Erinnerungen an die Nachkriegszeit in Grosspold

Nach dem Frontwechsel Rumäniens am 23. August 1944 zogen ab Mitte September die ersten russischen Truppen in Rumänien ein.

Aus Angst vor Plünderung mußten wir uns verstecken. Da die russischen Soldaten außerdem Jagd auf Wein und Frauen machten, wurden Tür und Tore verriegelt, so daß die Straßen abends wie ausgestorben waren.

Vom 13.–15. Januar 1945 begannen die Deportationen von Deutschen nach Rußland. Rumänische Gendarmen gingen von Haus zu Haus, um nach arbeitsfähigen Deutschen zu suchen, die für die Zwangsarbeit in Rußland geeignet waren. Kinder und Großeltern blieben dabei oft alleine zurück. Die ausgewählten Deutschen versammelten sich im Gemeindesaal und wurden am 15. Januar 1945 unter Glockenläuten verabschiedet. Viele Deutsche konnten sich den Deportationen entziehen, da sie sich versteckten, mußten dann aber längere Zeit in Angst und Bangen leben.

Im Herbst kamen einige kranke Verschleppte zurück, viele, viele kamen gar nicht mehr. Ein ähnliches Schicksal widerfuhr vielen deutschen Soldaten, die beim rumänischen Militär waren. Mein eigener Mann befand sich zu dieser Zeit auch beim Militär, von wo aus er ebenfalls nach Rußland deportiert wurde. Als er im Winter 1945 an Lungenentzündung erkrankte und nach Hause kommen sollte, starb er am 1. 1. 1946 auf dem Heimweg in Focşani. Es war uns damals nicht möglich gewesen, ihm Medikamente zu schicken. Bis heute konnte ich außerdem nicht sein Grab besuchen, da er in einem unbekannten Massengrab beigesetzt worden war.

Seine 4. Tochter, die am 25.04.1945 geboren wurde, konnte er nie sehen. Ab März 1945 begann die Enteignung der deutschen Bauern, Höfe, auch Äcker wurden Rumänen und Zigeunern zugeteilt, welche die Felder oft 2–3mal an die enteigneten Deutschen verpachteten. In diesem Frühjahr begann die „Zigeunerzeit". Mit Gewalt drangen sie in die Häuser der Deutschen und ließen sich dort nieder. Die Deutschen mußten sie bedienen und mit Essen sowie Kleidern versorgen.

1947 mußten auch wir das eigene Haus räumen und zu den Eltern ziehen, wo wir bis 1948 blieben. Als dann auch die Eltern das Haus verlassen sollten, gab der Vater dem Zigeuner Dumitru 10.000 Lei, damit er sich seine „Colibă" wieder instandsetzen konnte. So zogen wir wieder nach Hause, und die Eltern lebten dort bis zum Tod des Vaters 1953. In dieser Zeit waren alle politischen Ämter in den Händen der Zigeuner, die auf jede Art und Weise die Leute erpreßten. Jeden Tag mußte eine Familie ein „gutes Essen" für diese hohen Beamten zubereiten, und wehe, wenn nicht der beste Wein auf dem Tisch stand! Schrecklich waren diese Nächte! Lärmend zogen sie durch die Gassen, zerrten Lehrer aus dem Haus und schlugen sie. Als sich unser Onkel dar-

über empörte, wurde er mit der Axt erschlagen. Als auch auf den „Richter" der Zigeuner ein Anschlag verübt wurde – der bis heute nicht aufgeklärt wurde – mußten wieder Deutsche ins Gefängnis gehen.

Trotz der in dieser „Zigeunerzeit" durchgeführten Enteignung haben wir jedoch nie ernstlich gehungert. Das Essen war einfach und wenig abwechslungsreich. Da kein Zucker vorhanden war, süßten wir mit Zuckerrübensaft. Als Kuchen gab es „Malei", ein Maismehlkuchen. Wir kauften Ziegen, um Milch für die Kinder zu haben. Unsere Kinder gingen zur Schule, wo sie von Rumänen und Zigeunern verspottet und verprügelt wurden.

Das deutsche Schulwesen wurde im August 1948 romanisiert, Rumänen und Zigeuner zogen in die deutsche Schule auf dem Marktplatz ein. Theater und Bälle gab es auch ab und zu, welche aber immer von den politischen Vertretern kontrolliert und gestört wurden.

Was wir an Ängsten und Demütigungen in dieser Zeit erlebt haben, verfolgt uns heute noch.

München, 28. 3. 1991

Elisabeth Bacher
geb. 17. 10. 1909

Gräfelfingerstr. 50
D-8000 München 70

Eva Hoffmann

Verlorene Identität, verlorene Heimat

(Ich gehe bei meinem Bericht nur von Erlebnissen aus, die in meiner Erinnerung wachgeblieben sind und die Periode der vierziger bis späten achtziger Jahre umschließen)

A) Neppendorf – mein Heimatort

Neppendorf, mein Heimatort, liegt bei Hermannstadt in Siebenbürgen.

Bis zum Zweiten Weltkrieg lebten in Neppendorf zum größten Teil Deutsche, Landler und Sachsen, sowie einige Rumänen und Zigeuner.

Die Landler wohnten im unteren und mittleren Teil Neppendorfs wie z. B. Auf der Alten Straße, In der Kirchgasse, Im Königsgäßchen, Am Krautgarten, Hinter den Gärten und In der Neugasse, während die Sachsen im oberen Teil Neppendorfs ansässig waren, z. B. In der Weingasse. Die Rumänen durften sich nur am Rande von Neppendorf ansiedeln, und zwar oberhalb der Mühle und der Staatsschule, d. h. der rumänischen Schule. In diesem rumänischen Viertel wohnten bis zum Zweiten Weltkrieg außer den Rumänen noch drei Zigeunerfamilien. Dabei handelte es sich nicht um Wanderzigeuner, sondern um dort ansässige.

Dieses feste Gefüge änderte sich jedoch radikal nach dem Zweiten Weltkrieg, als die Deutschen Haus, Hof, Grund und Boden verloren haben.

Die Lage der Deutschen in Rumänien wurde schon seit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges nachhaltig von der außenpolitischen Entwicklung beeinflußt. 1941 war Rumänien an der Seite des Deutschen Reiches in den Krieg gegen die Sowjetunion eingetreten. Bis 1943 mußten deutsche wehrfähige Soldaten und Offiziere in der rumänischen Armee dienen. Im Frühjahr desselben Jahres kam es zwischen Berlin und Bukarest zu einer Vereinbarung, nach der rumänische Staatsbürger volksdeutscher Zugehörigkeit sich in die deutsche Wehrmacht-SS einreihen lassen konnten. Von Bedeutung war die Zusicherung der rumänischen Regierung, daß die Freiwilligen die rumänische Staatsbürgerschaft behalten könnten, und nach dem Krieg daraus keine negativen Folgen zu tragen hätten. Diese Zusicherung sollte eine Garantie für die Heimkehr nach dem Krieg sein; sie wurde jedoch nach dem Frontwechsel, im August 1944, nicht eingehalten.

In jener Zeit gab es noch Hoffnung, daß man aus Siebenbürgen, das damals schon eine blühende Landschaft war, nach Kriegsende ein noch blühenderes Siebenbürgen bzw. Rumänien machen kann.

Diese Hoffnung wurde jedoch zerstört und es kam alles ganz anders. Der Anfang unseres Unterganges, d. h. der Grundstein für die allmähliche Auswanderung wurde nach dem Zweiten Weltkrieg gelegt. Das Schicksal nahm seinen Lauf, als ein Teil un-

serer Landsleute zur Wiederaufbauarbeit in die Sowjetunion deportiert wurden. Am 13. Januar 1945 fuhren sie mit Viehwaggons vom Hermannstädter Bahnhof Richtung Sowjetunion.

B) Agrarreform – 05. 03. 1946

Für die deutsche Bevölkerung bedeutete dieser Tag die Enteignung ihres Besitzes, d. h. Haus, Grund und Boden.

Ich kann mich noch erinnern – ich war damals 7 Jahre alt –, als an einem Sonntag Vormittag eine Kommission von Rumänen aus Neppendorf von Haus zu Haus ging und die landwirtschaftlichen Geräte, das Vieh und was ein Bauer sonst für seine Existenz braucht, beschlagnahmten. Da blieben u. a. einzelne Frauen, die ihren Ehemann im Krieg verloren hatten, ohne jegliche Existenzgrundlage zurück. An dieses Geschehen kann ich mich noch genau erinnern, da eine Tante von mir unmittelbar davon betroffen war. Da blieb diese Mutter mit zwei kleinen Kindern ohne jegliche Möglichkeit für ein Einkommen zurück. Dies ist jedoch nur ein Einzelschicksal in meinem Bekanntenkreis. In Neppendorf gab es sehr viele Betroffene.

Nachdem man den Bauern ‚ihre Arbeit aus der Hand genommen hatte', wie meine Mutter das nannte, folgte dann der nächste Schritt: die Enteignung der Häuser. Davon betroffen waren vor allem die Besitzer, die selbst oder deren Angehörige für die Deutsche Wehrmacht gekämpft hatten. Diese Familien wurden einfach auf die Straße gesetzt ohne zu fragen, wo sie unterkommen sollten, sie mußten einfach aus den Häusern raus. Die Häuser wurden jedoch nicht einheimischen Rumänen sondern sog. ‚Kolonisten' zugeteilt. Wer waren diese Menschen? Woher kamen sie?

Sie kamen aus den umliegenden rumänischen Gebirgsdörfern wie z. B. aus Poplaca, Gura Riului und Sacel. Es handelte sich dabei um Menschen, die in ihren Heimatorten nichts zu verlieren hatten, da sie dort keine Besitztümer hatten und daher auch keine Erfahrung, wie intensiv ein Bauernhof bewirtschaftet werden muß, um Erträge abzuwerfen. Beweise dafür wurden uns leider auch geliefert durch die Art und Weise, wie sie es geschafft haben, die ihnen zugeteilten deutschen Häuser und Höfe in kürzester Zeit verkommen zu lassen. Die Gartenzäune wurden abgerissen und verfeuert, dann wurden die Dielen der Häuser als Brennholz im Winter verfeuert usw.

Die aus ihren Häusern Vertriebenen mußten nun auf engstem Raum (7–8 Personen pro Zimmer) bei Bekannten und Verwandten überleben und mit ansehen, wie mit ihrem hart erarbeiteten Eigentum verfahren wurde.

Nach dem Zweiten Weltkrieg, also nach der Agrarreform 1946, nachdem man den Deutschen den Grund und Boden weggenommen hatte, nahm man ihnen auch die im Dorf liegenden Hofparzellen weg. Auf den Bauplätzen durften nun die Rumänen ihre Häuser bauen. Das bedeutete, daß die althergebrachte Ordnung durchbrochen wurde

und die Deutschen mit den Rumänen zusammenleben sollten. Doch bis zu unserer Auswanderung in den achtziger Jahren gab es kein Miteinander, sondern nur ein Nebeneinander zwischen den beiden Volksgruppen.

Nachdem auch offiziellen Stellen nicht mehr verborgen bleiben konnte, was diese Menschen aus unseren Häusern gemacht hatten, bekamen die Deutschen ihre verwüsteten Häuser im Jahre 1956 wieder zurück und jeder ging daran, sie wieder bewohnbar zu machen. Damals gingen wir davon aus, daß die Nachkriegszeit und damit unsere Verfolgung als Deutsche nun überwunden sei und blickten zuversichtlicher in die Zukunft. Leider sollten wir mit der Zeit noch eines Besseren belehrt werden.

Während man auf dem Land das Bauerntum systematisch kaputt machte, begann man in der Stadt mit der Verstaatlichung der Betriebe. Die Enteignung der Fabrikbesitzer begann nach 1948. Doch die deutschen Besitzer der Hermannstädter Betriebe (z. B. das bekannte Rieger-Werk) hatten nach wie vor das Sagen, da es noch keine geeigneten ausgebildeten rumänischen Fachkräfte gab, die auch schon die ‚richtige' politische Einstellung hatten und die alten Besitzer hätten ersetzen können. Daher lief noch alles nach dem Willen der ehemaligen Besitzer, was die neuen Machthaber nicht dulden konnten. Es mußte etwas unternommen werden und daher ging man systematisch gegen die Intellektualität der Sachsen und Landler in Siebenbürgen vor. Einen Teil dieser Menschen warf man ganz einfach ins Gefängnis – irgendein Vorwand wurde dafür immer gefunden.

Einen literarischen Niederschlag findet dieses Kapitel unserer Geschichte in Marin Predas Roman ‚Cel mai iubit dintre paminteni' (‚Der geliebteste unter den Erdenbürgern'). Hier beschreibt er die Ohnmacht der neuen Machthaber gegenüber den ehemaligen Fabriksbesitzern und die Art und Weise, wie brutal man gegen diese Menschen vorging. Er beschreibt, wie Gheorghe Gheorghiu-Dej, der damalige Regierungschef (1946–1964) nach Moskau zu seinem Freund und Mentor Josef Stalin fuhr, um sich in dieser Angelegenheit Rat zu holen (Anfang der fünfziger Jahre).

Er berichtete ihm, daß, obwohl sonst alles nach dem neuen Programm vonstatten ginge, er nicht wisse, wie er gegen diese Menschen, die sich keines Vergehens schuldig gemacht hatten, aber immer noch die Zügel in der Hand hätten, vorgehen solle.

Vor einer Landkarte von Rumänien stehend, antwortete ihm Stalin, er solle einen Kanal von der Donau bis zum Schwarzen Meer bauen lassen und zeigte ihm auf der Landkarte, wo das zu geschehen habe. Auf die verwunderte Frage Dejs, wieso gerade einen Kanal, antwortete Stalin, alle ehemaligen Besitzer, alle Intellektuellen, die sich nicht in die neue Ordnung fügen und unterordnen können und wollen, solle er wie üblich über Nacht zu diesem Donaukanal bringen lassen. Das verschlug sogar Gheorghiu-Dej die Sprache. Sein Einwand, er habe keine Maschinen für den Kanalbau, nutzte nichts, denn Stalin erklärte ihm, daß er dafür keine Maschinen brauche, sondern nur die Hände derer, die nicht für ihn, sondern gegen ihn seien.

Dieses Gespräch der beiden Regierungschefs bedeutete das Ende des sächsischen

Bürgertums, da es über Nacht gleichzeitig kriminalisiert und zu Proletariern gemacht wurde. Und das war einmal mehr eine Beschneidung der Identität unserer deutschen Gemeinschaft in Siebenbürgen. Diejenigen, die diese Zeit am Donaukanal überlebten, waren die ersten, die nach ihrer Rückkehr auswanderten.

Gleichzeitig zu dieser Aktion der Verschleppung an den Donaukanal lief im Banat eine andere Aktion, die mir aus erster Hand von meiner Schwiegermutter und meinem Ehemann geschildert wurde, da sie davon auch direkt betroffen waren.

Im Jahr 1951 wurden die sog. Großgrundbesitzer über Nacht aus ihren Häusern vertrieben mit einem Pferdewagen voller Hausrat. Jede Familie durfte den Wagen mit Nahrungsmitteln und Kleidung beladen, und dann mußten sie innerhalb von 12 Stunden abfahrtbereit sein, um einer ungewissen Zukunft entgegen zu fahren. Die Banater Schwaben wurden im Juni 1951 bei einer Nacht- und Nebel Aktion in die Rumänische Baragan-Steppe verschleppt.

Hierbei handelte es sich nicht um die Intellektualität, sondern um die Bauernschaft, die im Banat das Sagen hatte. Diese Bauernschaft mußte enthauptet werden, und dazu war den neuen Machthabern jedes Mittel recht. Durch diese Aktion entriß man dem Bauerntum die Grundlage und machte die Bauern zu „landwirtschaftlichen Arbeitern", die besser in das neue politische System paßten.

In der Baragan-Steppe angekommen, wurden sie unter freiem Himmel auf dem Feld ausgesetzt. Es wurde ihnen nur mitgeteilt, daß sie die nächsten Jahre hier ihr Dasein fristen müssen. Keiner von ihnen konnte oder wollte das glauben, denn weit und breit war kein Haus zu sehen. Die ersten Wochen (Juni und Juli) lebten sie unter dem Wagen, sie gruben Sandlöcher als Unterschlupf in die Erde und schliefen auf freiem Feld. Als sie einsehen mußten, daß man ihnen bei ihrer Ankunft die Wahrheit gesagt hatte, fingen sie an, ‚Häuser' zu bauen. Es wurde jeder Familie ein Bauplatz und einige Bretter zur Verfügung gestellt, und mit diesen einfachen Mitteln stampften sie sich im wahrsten Sinne des Wortes eine Behausung aus dem Boden. Die Wände wurden aus Stroh und Morast gestampft, die Dächer wurden mit Schilf von der Donau gedeckt, und so hausten die Banater Schwaben 5 Jahre lang bis 1956 in der Baragan-Tiefebene, bis sie wieder nach Hause zurückkehren durften.

Dies ist vielleicht auch ein Grund mehr, daß die Schwaben schon in den sechziger und siebziger Jahren auswanderten. Die Auswanderung der Schwaben war in den achtziger Jahren abgeschlossen. Nach der Revolution von 1989 gab es im Banat nur noch eine verschwindend geringe Anzahl von Schwaben im Vergleich zu den Sachsen und Landlern in Siebenbürgen, wo dann 1990 der Rest der Neppendörfer auswanderte.

C) Schule

Was mich persönlich immer beeindruckt hat, war, daß trotz aller Widrigkeiten in der Nachkriegszeit die deutsche Schule immer funktioniert hat.

Während des Zweiten Weltkrieges waren die Gebäude der deutschen Schule in Neppendorf vom Militär besetzt. Damit aber die schulpflichtigen Kinder weiter den Unterricht besuchen konnten, wurden die verschiedenen Klassen in Privathäusern untergebracht. Da haben großmütige Menschen ihre ‚vorderen Stuben' zur Verfügung gestellt, um die Kinder unterzubringen. Auf diesem Wege möchte ich diesen Menschen heute noch einmal dafür danken. Im Gegenzug stellte die Kirche die Lehrer zur Verfügung.

Um den Lehrbetrieb auch im Winter aufrechterhalten zu können, brachte jedes Schulkind täglich ein Stück Holz mit, um im Warmen sitzen zu können. Die Lehrerin sammelte mit dem diensthabenden Schüler das Stück Holz jeden Morgen selbst ein, damit keiner ohne sein Stück Holz die Klasse betreten konnte.

Wie schon erwähnt, waren diese Klassen in den „vorderen Stuben" der Privathäuser untergebracht, die einen besonderen Stellenwert in jedem Haus hatten. Es handelte sich hier nicht um Wohnstuben im eigentlichen Sinn, denn in diesem Raum stand nur ein sog. „Himmelbett", ein „Schubladkasten" (Kommode), in dem die Kirchentracht aufbewahrt wurde, und ein Tisch mit Stühlen. In dieser vorderen Stube wurden Taufen, Konfirmationen und Hochzeiten gefeiert und die Toten des Hauses bis zu ihrem Begräbnis aufgebahrt.

Während der Zeit der Besetzung der Schule durch das rumänische und russische Militär wurden die Klassenzimmer verwüstet, die Schulbänke verfeuert und ein großer Teil der Schulmatrikel vernichtet.

In diesem Zusammenhang möchte ich den damaligen Rektor der Großauer Schule lobend erwähnen, der die Kataloge und Matrikel im Backofen eines Bauernhauses einmauern ließ und somit wertvolle Unterlagen vor unbefugtem Zugriff rettete.

Nach der Schulreform 1948 durften die Deutschen wieder das Schulgebäude benutzen. In Neppendorf gab es bis 1959 zwei Schulen: eine für die deutschen und eine für die rumänischen Kinder. Bis zum Jahr 1959 waren diese beiden Schulen völlig voneinander getrennt.

Ab 1948 gab es von der Regierung verordnete Aktionen, die die Verbrüderung der Rumänen mit den Deutschen zum Ziel hatten. Einmal wöchentlich besuchten sich die deutschen und rumänischen Parallelklassen, um sich näher kennenzulernen und verschiedene Aktivitäten gemeinsam durchzuführen. Diese Aktionen haben meiner Meinung nach kaum zur gewünschten engeren Verständigung beigetragen. Dafür waren die Menschen und ihre Anschauungen sowie ihre Erziehung und Vergangenheit zu unterschiedlich. Unsere sächsischen Mitbewohner hatten nun schon 800 Jahre hier gelebt – zusammen oder besser gesagt neben den Rumänen in einem Ort –, sind aber immer unter sich geblieben. Und das sollte bis zu unserer Auswanderung auch weiter so bleiben.

Ab 1959 gab es dann nur noch eine Schule mit einer deutschen und einer rumänischen Abteilung.

In Neppendorf gab es vor- und nachmittags Schulbetrieb, die Klassen I–IV am Vormittag und V–VIII am Nachmittag. Durch Anordnung vom Schulinspektorat, das seine Anweisungen vom Ministerium bekam, organisierte man die Klassen ab 1959 so, daß je ein Klassenzimmer für zwei Schulklassen zur Verfügung stand, für je eine deutsche und eine rumänische Klasse. Damit wurde die strikte Trennung der Nationalitäten in den beiden Schulen in Neppendorf aufgehoben.

Die Art und Weise der Ausstattung der Klassenräume wurden von den jeweiligen Klassenlehrern miteinander abgestimmt, doch den gewünschten Kontakt zwischen den deutschen und rumänischen Kindern gab es nicht.

Der Neppendörfer Schulhof ist wunderschön und großräumig, so daß sich die Schulkinder in den Pausen frei bewegen und spielen konnten. Doch eines fiel dabei immer wieder auf: Die Schüler der beiden Abteilungen spielten niemals miteinander, sie spielten nebeneinander, genauso wie die Erwachsenen – ihre Eltern – nebeneinander lebten.

Obwohl der Versuch der Verbrüderung somit fehlgeschlagen war und unsere vollständige Integration nicht stattgefunden hat, durften wir weiter unsere deutschen Schulen betreiben.

Damit drängt sich die Frage auf, wieso durften wir unsere deutschen Schulen und unsere deutsche Kirche behalten, wo doch in ganz Osteuropa, wie z. B. in Polen, der Tschechoslowakei und der Sowjetunion, das Deutschtum verboten wurde? Das ist für mich bis heute eine offene Frage. Ich möchte gerne wissen, wem wir diese Tatsache zu verdanken haben. War es politisches Kalkül oder war es die Kirche, die diese bevorzugte Behandlung für uns ausgehandelt hat oder war es vielleicht einfach ein glücklicher Zufall – wie so manch andere Erscheinung im sozialistischen Rumänien? Rückblickend muß daher gesagt werden, daß diese glückliche Fügung es uns ermöglicht hat, unsere Sprache und unsere Kultur zu bewahren.

D) Kirche / Religionsunterricht nach 1948

Gleichzeitig mit der Trennung der Schule von der Kirche 1948 wurde der Religionsunterricht in der Schule verboten. Die Kirche ihrerseits hat es jedoch immer wieder geschafft, den Unterricht aufrechtzuerhalten und somit den Glauben an die Kinder weiterzugeben.

Der leitende Pfarrer der Kirchengemeinde mußte sich etwas einfallen lassen, um den Religionsunterricht weiter durchführen zu können. Und da hatte Neppendorf sehr großes Glück, daß sich Herr Dr. Hellmuth Klima, seit 1940 Pfarrer der Neppendörfer Kirchengemeinde, dieser Sache angenommen hat.

Der Religionsunterricht wurde Samstag nachmittags angesetzt und das nach Rücksprache mit dem Direktor der Schule (Herr Lehrer Walter Bretz von 1960 bis 1976).

Die Schule achtete darauf, daß der Stundenplan der Schulkinder einen freien Samstag Nachmittag vorsah, damit sie den Religionsunterricht besuchen konnten. Wie schon erwähnt, fand der Unterricht in der Neppendörfer Schule vormittags und nachmittags statt. Hier kam jedoch die Schule der Kirche entgegen und setzte den Unterricht der deutschen Klassen nur vormittags an oder spätestens bis 15–16 Uhr, damit sie ab 17:00 Uhr dem Religionsunterricht beiwohnen konnten. Wenn es unumgänglich war und am Nachmittag Unterricht abgehalten werden mußte, verlegte die Kirche den Religionsunterricht auf den Samstag Vormittag. Dieser Unterricht fand in einem Seitenraum der Kirche statt.

Der Religionsunterricht fand klassenweise statt. Jede Klasse hatte eine Stunde pro Woche Religionsunterricht. Wichtig ist diese Tatsache, weil die rumänischen Klassen keinen Religionsunterricht haben durften, da es gesetzlich verboten war. Da wirft sich die Frage auf, wieso durften wir unseren Religionsunterricht haben? Was wurde damit bezweckt? Wieso wurden wir bevorzugt behandelt? Das ist die nächste offene Frage!

Der Pfarrer der Gemeinde bezog sein Gehalt zwar vom rumänischen Staat und die Kirche wurde teilweise auch vom Staat subventioniert, doch ein großer Teil des Geldes, das für die Instandhaltung der Kirche und des Friedhofes benötigt wurde, kam von den Mitgliedern der Kirchengemeinde. Jeder zahlte Kirchensteuer. Die Kirchensteuer wurde vom Altnachbarn von jedem Mitglied der Nachbarschaft einbezogen.

Da es offiziell keinen Religionsunterricht gab, wurden diese Stunden auch nicht durch das Gehalt des Pfarrers abgedeckt. Herr Dr. Hellmuth Klima hat dafür seine Freizeit geopfert.

Damit der Pfarrer die große Anzahl der anfallenden Stunden schaffen konnte, hatte Herr Dr. Klima in den fünfziger Jahren ein System von Katechisationshelferinnen aufgebaut, d. h. die 14jährigen Konfirmandinnen, die bereit waren, ihre Freizeit am Samstag Nachmittag zu opfern, halfen ihm bei den jüngeren Kindern, die Religionsstunden abzuhalten. Und da gab es kaum eine Konfirmandin, die nein sagen konnte. Heute würde man das Hilfe zur Selbsthilfe nennen.

Anfang der sechziger Jahre konnte der Pfarrer dann auf diese Helferinnen verzichten, da Neppendorf zahlenmäßig immer größer wurde und der Gemeinde somit ein Vikar zugeteilt wurde, der dann diese Arbeit übernahm.

E) Auswanderung

Anfang der fünfziger Jahre – 1951 bis 1953 – wanderten die ersten Familien nach Österreich aus. Dabei handelte es sich um die Frauen und Kinder, deren Männer in Österreich lebten, da sie nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren durften und sich deshalb in Österreich angesiedelt hatten.

Die Nachkriegsjahre gingen ins Land und jeder versuchte sich auf seine Art und Weise mit der neuen politischen Situation abzufinden. Da es jetzt keine selbständigen deutschen Bauern mehr gab und 1949 die erste Landwirtschaftliche Kollektivwirtschaft in Neppendorf gegründet worden war, traten die alten Bauern, die kein anderes Handwerk erlernt hatten, in die Kollektivwirtschaft ein. Der Rest der Bevölkerung versuchte, in der Stadt eine Arbeit zu finden.

Aus den einstigen Waldarbeitern, die 1734 nach Siebenbürgen gekommen waren, waren inzwischen sehr begabte Handwerker, wie Maurer, Zimmerleute und Tischler geworden, die in ganz Rumänien durch ihren Fleiß und ihr Können auf den Baustellen bekannt und anerkannt waren. Dabei möchte ich die Neppendörfer und Großauer besonders hervorheben.

Die Männer gingen somit ihrem Beruf nach und die Frauen wurden nach und nach zu Arbeiterinnen in den verschiedensten Fabriken Hermannstadts. Viele von ihnen bearbeiteten nach Feierabend noch ihren Garten, um ihr Einkommen aufzubessern und die Stadt mit Frischgemüse wie Zwiebel, Rettich, Salat, Spinat und Kartoffeln zu beliefern. Erwähnung verdienen hier auch die vielen Blumen, die von unseren Frauen auf dem Zibinsmarkt verkauft wurden. Hermannstadt ist inzwischen um einiges ärmer geworden, seit unsere Landsleute aus dem Stadtbild verschwunden sind.

Die älteren Frauen arbeiteten als Tagelöhner bei den neuen rumänischen ‚Bauern', da diese nun im Besitz unseres Grund und Bodens waren. Die einstigen Besitzer ‚durften' nun für einen Hungerlohn ihre ehemaligen Felder bearbeiten. Das war die schlimmste Erniedrigung für die Generation meiner Eltern und die Verbitterung darüber konnten sie nie verwinden. Dies trug zu einem weiteren Verlust unserer Identität bei und wir kamen unserer bevorstehenden Auswanderung wieder einen Schritt näher.

Ich frage mich heute, wie kann man all diese Zustände verkraften – Verschleppung der Menschen nach Rußland, Vertreibung aus den eigenen Häusern, Enteignung von Grund und Boden und dazu noch die Arbeit als Tagelöhner auf deinem eigenen Boden? Die Antwort mag Resignation sein, wenn einem die Wurzeln systematisch entzogen werden und man letztendlich alles im Stich läßt und geht – in eine ungewisse Zukunft.

Je mehr ich darüber nachdenke, wie unsere Vertreibung vonstatten ging, verstärkt sich der Eindruck, daß alles systematisch von der rumänischen Regierung vorbereitet wurde, da seinerzeit (1978) ein Abkommen mit der Bundesrepublik Deutschland, dem damaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt, über den ‚Verkauf' unserer Landsleute, unterzeichnet worden war.

Nachdem sich in den sechziger Jahren die wirtschaftliche Lage immer mehr besserte und man wieder Hoffnung schöpfen konnte, begann die schleichende Auswanderung der Intellektuellen, was den Anfang des endgültigen Niederganges unserer Gemeinschaft in Siebenbürgen bedeutete.

Die Auswanderung der Intellektuellen, d. h. der Ärzte, Lehrer, Professoren und Pfarrer, ging im Stillen vonstatten. Man erfuhr meistens nur nachträglich, daß wieder ein bekannter Lehrer oder Arzt das Land verlassen hat.

In den sechziger Jahren verschwendeten wir in Neppendorf jedoch keinen Gedanken an Auswanderung. In den siebziger Jahren gab es noch einen regelrechten Bauboom, es wurden neue Häuser gebaut, neue und größere Anschaffungen gemacht, die ersten PKWs kamen nach Neppendorf. Die wirtschaftliche Lage des einzelnen hatte sich also zusehends gebessert und somit hat damals auch kaum jemand in Neppendorf in Erwägung gezogen auszuwandern. Man hätte sich damals nicht träumen lassen, daß Neppendorf einmal so verlassen aussehen würde, wie es heute aussieht.

In den sechziger Jahren hatte sich Neppendorf auch zahlenmäßig wieder erholt, d. h. die Anzahl der schulpflichtigen Kinder stieg stetig an. Im Schuljahr 1967/68 gab es drei achte Klassen, d. h. es gab über 100 Kinder, die in dem Jahr konfirmiert wurden. Über 800 deutsche Kinder besuchten damals die Schule. Wir waren die größte deutsche Schule in ganz Rumänien. Und das mag auch der Grund dafür sein, daß der Direktor der Schule ein Deutscher war und sein Stellvertreter ein Rumäne. So etwas gab es sonst nirgends.

Wie schon erwähnt, lief in Neppendorf alles besser und den Menschen ging es auch materiell besser. Sie waren zufriedener und die Politik nahm anscheinend liberalere Züge an (Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre). Nicolae Ceauşescu gab sich den Anschein, sich zu einem freizügigeren Regierungschef zu entwickeln, nachdem er 1965 nach dem mysteriösen Tod seines Vorgängers, Gheorghe Gheorghiu-Dej, an die Macht gekommen war. Die Wirtschaft erholte sich und somit stiegen auch die persönlichen Einkünfte, man konnte sich die nötigen Dinge zum Leben wieder kaufen, die es damals noch gab.

Doch dann kam der 26. 01. 1969, der 50ste Geburtstag Ceauşescus, als das erstemal im rumänischen Fernsehen seine Geburtstagsfeier life übertragen und er als Übermensch gefeiert wurde mit Ovationen, Händeklatschen und Hochrufen. Dieses ‚Ereignis' ließ eine kommende Änderung erahnen und nahm dann 1971 konkretere Formen an, nachdem Ceauşescu China einen Staatsbesuch abgestattet hatte und von dort Ideen der Kulturrevolution Maos importierte. Man merkte die ersten negativen Einflüsse schon einige Monate nach seiner Rückkehr, und zwar waren die ersten Anzeichen im Kulturprogramm des rumänischen Fernsehens zu bemerken. Es ging soweit, daß der Personenkult solche Formen annahm, die man von einem europäischen Staatsführer nicht gewohnt war. Meiner Meinung nach war das auch mit ein Grund dafür, daß man anfing, dieses politische System abzulehnen. Der rumänische Nationalismus fing an, immer konkretere Formen anzunehmen. Gab es bis dahin noch die Städte-Bezeichnungen ‚Hermannstadt, Kronstadt, Klausenburg' usw., hießen sie Anfang der siebziger Jahre dann plötzlich ‚Sibiu, Braşov, Cluj' usw. Weiterhin wurden die 800 Jahre alten sächsischen Burgen in Siebenbürgen plötzlich als rumänische Bau-

denkmäler hingestellt. Damit ging nochmals ein Stück unserer Identität verloren und wir waren unserer Auswanderung noch einen Schritt näher.

In den siebziger Jahren, als in Neppendorf noch immer keiner von Auswanderung sprach, wanderten aus den umliegenden sächsischen Gemeinden jetzt auch die Arbeiter und Bauern aus. Ich glaube, dies war wieder typisch für uns Landler und somit für Neppendorf – wir stellten ja den größeren Teil der Bevölkerung – unser Konservativsein. Wir wollten nicht aufgeben. Wir dachten immer noch, es sei noch etwas zu retten. Wir wollten praktisch nicht sehen, was um uns passiert. Von den Banater Schwaben ganz zu schweigen, die ja schon fast zu 80 % Ende der siebziger Jahre ausgewandert waren, dachten wir in Neppendorf immer noch: wir bleiben ruhig, wie man das so nannte. Wir lebten da in Neppendorf noch in einer heilen Welt, die wir uns selbst vorgaukelten.

Anfang der achtziger Jahre schlug das politische System bzw. die Partei gnadenlos zu. Alle Lehrkräfte, die ‚eingereicht' hatten – d. h. diejenigen, die die Ausreise beantragt hatten – wurden im Oktober 1981 vor eine Kommission zitiert (bestehend aus Vertretern des Schulinspektorats, der Kommunistischen Partei sowie der Stadtverwaltung) und mußten sich hier öffentlich zu ihrem Ausreiseantrag bekennen, was den sofortigen Verlust des Arbeitsplatzes bedeutete, da sie moralisch nicht mehr geeignet waren, Kinder zu erziehen oder sie mußten den Antrag widerrufen, was jedoch bedeutet hätte, daß sie nie wieder hätten ausreisen dürfen.

Da es im kommunistischen Rumänien offiziell keine Arbeitslosen gab bzw. geben durfte, bot man den aus dem Schuldienst entlassenen Lehrkräften als Alternative eine minderwertige Arbeitsstelle in einem der Hermannstädter Betriebe an; aber keiner von ihnen hat diese Stelle angenommen und alle wurden sie ab 01.11.81 fristlos entlassen. Da ich in dieser Zeit Sekretärin in der Schule in Neppendorf war, weiß ich genau, mit welchen Problemen die Schule plötzlich konfrontiert wurde. Für das Unterrichtsfach Deutsch gab es nun keine Lehrkraft mehr sowie für die verschiedenen Grundschulklassen hatten wir auch keine qualifizierten Lehrer mehr. Aus diesem Grund wurden Absolventen der Mittelschule, also diejenigen, die einen Abitur-Abschluß hatten, als unqualifizierte Lehrkräfte eingestellt. Der Unterricht lief somit zwar weiter, doch unter der Bevölkerung brach Panik aus. Was tun? Bleiben wir da oder wandern wir aus? Das war nun das wichtigste Gesprächsthema in jeder Familie. Bei jeder Zusammenkunft war die Auswanderung das Hauptthema. So einfach ging das aber nicht. Man durfte zwar „einreichen", d. h. die Ausreise beantragen, wenn ein Angehöriger ersten Grades schon in der Bundesrepublik Deutschland lebte, doch das implizierte nicht, daß man auch die Genehmigung zur Ausreise bekam. Da versuchte man, auf allen Wegen wegzukommen, ob legal oder illegal.

Es gab Fälle, da überquerten Menschen die grüne Grenze im Banat nach Jugoslawien. Hier gab es ein Auffanglanger, wo sie dann 21 Tage in Gewahrsam genommen und dann von Vertretern der Deutschen Botschaft in Belgrad abgeholt und nach Deutschland geschickt wurden. Das war ein Weg.

Eine weitere Möglichkeit war, die Donau nachts schwimmend nach Jugoslawien zu überqueren. Viele kamen bei diesem Versuch ums Leben oder wurden bei Entdeckung von den Grenzsoldaten einfach erschossen. Es gibt Fälle, darunter auch ein Neppendörfer, der nach dem Verhör durch die Grenzsoldaten, nachdem man ihn beim Versuch, illegal die Grenze zu überqueren gefaßt hatte, seinen Verletzungen erlegen ist.

Dann gab es noch den halbwegs legalen Weg – den Besuchspaß. Da verreiste der Ehemann oder die Ehefrau während des Urlaubs in die Bundesrepublik Deutschland, um Verwandte zu besuchen, und kam nicht wieder zurück. Dadurch konnte man aber die Ausreise der Angehörigen nicht sofort erzwingen. Das Genehmigungsverfahren konnte einige Jahre dauern, bei manchen bis zu 4 Jahren. Aber der Stein war ins Rollen geraten und den konnte nun niemand mehr aufhalten.

Als die erste Mutter zweier Kinder aus Neppendorf dann wegblieb, war man im Dorf entsetzt – erinnerte dieses doch an unsere Emigration aus Österreich, als man unseren Urahnen die Kinder wegnahm und diese trotzdem ihren Weg ins Unbekannte und in die Freiheit antraten.

Vor allem die älteren Menschen im Dorf waren entsetzt darüber, und wenn man versuchte, ihnen klarzumachen, daß unsere Vorfahren schon einmal aus ihrer Heimat weggezogen sind, nur weil sie frei sein wollten in der Ausübung ihres Glaubens, war die Antwort immer dieselbe: heute geht keiner seines Glaubens wegen weg – da hatten sie bestimmt Recht, doch ist eine aufgezwungene Ideologie und die damit verbundene Art zu leben nicht auch eine Beschneidung der Freiheit? Ob das jedoch Grund genug dafür war, alles zurückzulassen und zu gehen? Diese Art zu leben entsprach nicht unserer Vorstellung und Identität, wir wollten einfach frei sein und deshalb kehrten wir unserer Heimat den Rücken und brachen auf in eine neue ungewisse Zukunft. Dabei ließen wir alles zurück, was wir besaßen und wanderten aus. Mit 3–4 Kisten voller Hausrat kamen wir dann in der neuen Heimat an.

Damit drängt sich mir eine Parallele aus meiner Kindheit auf, die ich kurz umreißen möchte. Nach dem Zweiten Weltkrieg, also 1945/1946, kamen die ersten vertriebenen Rumänen aus Bessarabien, die vor den Russen geflüchtet waren. Diese Flüchtlinge aus Bessarabien, die vor dem sowjetischen Heer und damit vor einer kommunistischen Zukunft – somit auch vor einer Ideologie – geflohen waren, wurden in Neppendorf in den Häusern untergebracht, deren Bewohner Angehörige bei der deutschen Wehrmacht hatten. Die letzteren waren die ersten Opfer der „rumänischen Siege". Sie mußten ihre Häuser verlassen und wurden somit schon vor der Agrarreform von 1946 enteignet und dadurch entwurzelt und heimatlos in der eigenen Heimat.

Dazu gehörten auch meine Großeltern, deren beide Söhne für die Deutsche Armee kämpften. D. h. meine Großmutter mußte ihr Haus und den Hof verlassen und die aus Bessarabien geflüchteten Rumänen wurden hier einquartiert. Sie kamen auf einem Pferdewagen an, auf dem sie ihre paar geretteten Habseligkeiten verstaut hatten. Bei

ihrer Ankunft ließ die alte Frau auf dem Wagen ihrer Verzweiflung freien Lauf und sagte weinend: ‚Was ist nur aus uns geworden, wir mußten all unser Hab und Gut zurücklassen und jetzt stehen wir da als Bettler und Heimatlose.'

Meine Mutter, die das damals nicht verstehen konnte, meinte daraufhin, daß ‚ein Mensch, der Haus und Hof und eine Bleibe hat, nicht wegläuft, im Gegenteil er versucht, sein Hab und Gut zu verteidigen und standhaft zu bleiben'.

An diesen Satz mußte ich nach unserer Auswanderung noch oft denken. Wie werden wir hier in unserer neuen Heimat aufgenommen und angesehen? Ob uns jemand glaubt, daß wir eine Heimat haben oder hatten, ob uns jemand glaubt, daß wir auch einmal ein Haus hatten, das uns gehörte? Ich bin der Meinung, daß diese Menschen, unsere neuen Mitmenschen, uns das ganz einfach nicht glauben, weil sie genauso denken, wie meine Mutter einst dachte, weil sie es genauso nicht verstehen können, wie es meine Mutter damals nicht verstanden hat. Und doch gibt es sie die Menschen, die alles liegenlassen und gehen, vor einer Ideologie flüchten, einer Ideologie, die versucht, ihnen alles wegzunehmen.

Somit war das Schicksal der Landler und natürlich der Sachsen in Neppendorf besiegelt. Ihre Existenz dauerte genau 260 Jahre. In Neppendorf leben zur Zeit nur noch einige wenige deutsche Familien. Die Mehrheit der Landler leben in der Bundesrepublik Deutschland. Sie versuchen hier im Westen das Beste aus ihrem Leben zu machen.

F) Neppendorf / Landler: damals und heute

Ein weiteres Verdienst von Dr. Hellmuth Klima war, daß er nach seiner Pensionierung die Urahnen der Neppendörfer Landler in unserer österreichischen Heimat ausfindig gemacht hat. Somit ist heute jede Landlerfamilie aus Neppendorf in der Lage, ihren Ursprung nachzuvollziehen. Er hat den Ort, von wo unsere Ahnen kamen, festgehalten und dokumentiert. Durch ihn wurde Frau Hassfurther vom Museum für Volkskunde in Wien aufmerksam auf eine kleine Volksgruppe, die aus Österreich stammt und vom österreichischen Staat bisher vergessen wurde. Das war der Anlaß für Frau Hassfurther, sich der Sache der Landler anzunehmen. Sie fing 1980 an, sich für diesen vergessenen Volksstamm zu interessieren, im Archiv nachzulesen und immer wieder nach Siebenbürgen zu den Landlern zu fahren. Dank ihrer Fürsprache bei der österreichischen Regierung kam das Landlermuseum in Bad Goisern zustande und dafür sei ihr Dank gesagt.

Beim ersten Landlertreffen in Bad Goisern (Juli 1995) habe ich mich mit zwei Familien, die noch in Neppendorf leben, über ihre zwiespältige Lage unterhalten. Sie sind zwischen der alten Heimat oder der alten Welt, in der sie leben, und der neuen Welt, die sie inzwischen kennengelernt haben, hin- und hergerissen. Retten können sie wohl nichts mehr daheim und deshalb sollten sie sich selbst retten und letztendlich auch aus-

wandern. Wir sind bisher nicht untergegangen und werden auch in Zukunft nicht untergehen und sie werden es auch nicht tun, denn unser Volksstamm hat sich in Siebenbürgen behauptet und etwas aufgebaut, was leider jetzt dem Zerfall und Verfall preisgegeben ist, aber die Menschen, die von da kommen, die können auch hier in der neuen Welt arbeiten und sich eine Existenz aufbauen und das ist wohl das wichtigste. Trotz der hohen Arbeitslosigkeit in Deutschland und in Österreich, kann ich sagen, daß unsere Leute zu 90–95 % berufstätig sind. Es wird wohl nicht jeder den Arbeitsplatz gefunden haben, den er gerne hätte, aber er geht einer Beschäftigung nach, und das ist die Hauptsache, er tut etwas für sich und für die Gemeinschaft. Er fällt dem Staat nicht zur Last und da bin ich überzeugt, daß auch diese Menschen, die heute noch in unserer alten Heimat leben, wenn sie den Schritt wagen und sich eine neue Bleibe suchen, auch nicht untergehen werden. Sie werden genau wie wir ihren Weg in Würde gehen und ihr Leben nach unserer Art und Weise meistern. Davon bin ich überzeugt.

Es ist nur schade, daß der österreichische Staat an diesen paar Menschen, die er vor 260 Jahren vertrieben hat, nicht imstande ist, etwas gutzumachen. Denn wie mir bekannt ist, möchten sich einige Familien, die noch in Neppendorf leben, in der Ur-Heimat niederlassen. Ich frage mich, ob das nicht möglich wäre?

G) Neppendorf heute

Zur Zeit (1995) leben noch etwa 200 Sachsen und Landler in Neppendorf. Die deutsche Abteilung der Neppendorfer Schule wurde im Herbst 1994 geschlossen, da es nur noch 7 schulpflichtige deutsche Kinder gab. Nach all den Jahren ist die deutsche Schule in Neppendorf heute nicht mehr funktionsfähig. Es mag die Ironie des Schicksals gewesen sein, daß gerade in dem Moment (Herbst 1994), als in den beiden Gebäuden der einstigen deutschen Schule die erste Zentralheizung, gestiftet vom österreichischen Staat, angelaufen ist, das Ende einer 800 bzw. 260 Jahre alten Kultur besiegelt wird.

Da bleibt uns nur noch die Möglichkeit, die alte Heimat hin und wieder zu besuchen und uns die Frage zu stellen:

> Also dieses ist die Kirche, von der die Mutter mir erzählt,
> wo einst vor vielen Jahren sie mit dem Vater sich vermählt?

Die Heimat haben wir zwar verloren, denn die gibt es bekanntlich nur einmal im Leben, aber dafür haben wir ein neues Zuhause gefunden, in dem wir unsere Identität wieder neu pflegen können.

Abschließend möchte ich meine Genugtuung zum Ausdruck bringen, die mir das Landlermuseum in Bad Goisern gibt. Dieses Museum dokumentiert unsere Wurzeln und hält in beeindruckender Weise unsere Identität fest.

Eva Hoffmann

Hermann Huber

Ein Fluchtversuch aus Rumänien

An einem Montag bin ich von zu Hause weggefahren, ohne jemandem etwas davon zu sagen, weil die Gefahr des Verrates bestand. Wir sind zuerst eine halbe Nacht mit dem Zug gefahren, dann noch einige Kilometer mit dem Bus bis ins Gebirge. Von da an gings zu Fuß. Wir hatten gut 40 km zu gehen, ohne von jemandem gesehen zu werden. Wir mußten auf dieser Strecke alle Ortschaften, Hütten, Schafherden usw. umgehen, weil es da schon gefährlich ist, als Fremder aufzutauchen. Wir sind 4 Tage lang durch gebirgiges Land gegangen, dabei mußten wir einen Fluß dreimal durchwaten, weil die Gefahr bestand gesehen zu werden. Gegangen wurde nur bei Nacht, am Tag wurde geschlafen und gegessen und ganz kurze Strecken zurückgelegt. Die erste Nacht mußten wir schlafen, weil wir müde und ausgefroren waren, und zwar auf nacktem Fels, nur eine Nylonfolie unter uns. Wir hatten keine andere Möglichkeit, weil rechts der Fluß war und links eine Felswand. Im Morgengrauen des dritten Tages wollten wir eine Schafherde umgehen, sind einen Berg hinaufgestiegen und dabei in eine andere Schafherde geraten. Da kamen gleich Hunde, die uns einkreisten, und später auch der Schäfer. Dem haben wir erklärt, was wir vorhatten und daß wir nicht da sind, um ihm die Schafe zu stehlen. Er hätte uns der Polizei aus dem nächsten Ort übergeben können, hat es aber nicht gemacht, weil wir ehrlich zu ihm waren. Am Tag haben wir uns zwischen Büschen und Sträuchern versteckt, um zu schlafen. Da waren aber am Fluß Kinder, die baden wollten. Wir haben sie rechtzeitig gehört und sind ungesehen davongelaufen. In der Nacht darauf haben wir Rucksack, Klamotten und das restlich Essen weggeworfen, um uns frei bewegen zu können. Ich hatte nur noch meinen Personalausweis und die Taschenlampe bei mir. Mitternacht waren wir 1 km von der Grenze entfernt. Dort haben wir noch 3 Stunden gewartet, weil wir wußten, daß die Grenzer in den Morgenstunden nicht so wie gewöhnlich aufpassen. Wir sind bis zum Stacheldrahtzaun gekommen, die letzten 300 m sind wir auf dem Bauch gekrochen. Da wir keinen Grenzposten, keinen Soldaten, gesehen haben, wollten wir aufspringen und die letzten 10 m und den Zaun bis zur „Freiheit" schaffen. Nach 5 m Sprint hat uns ein Soldat gehört, der im Gras geschlafen hat und somit von uns nicht gesehen wurde. Er hat gleich angefangen zu schießen. Wir hatten Glück nicht erschossen zu werden, weil wir uns bei seiner ersten Bewegung niedergeworfen haben und gebrüllt haben: „Wir ergeben uns." Die Angst vor den Kugeln, die über uns dahinflogen, hat uns sozusagen am Boden festgenagelt. Danach sind mehrere Soldaten gekommen, die hatten auch einen Hund dabei, den haben sie auf uns gehetzt. Als er mich am Hals biß, haben sie gelacht. Dann haben sie uns die Hände auf dem Rücken zusammengebunden und uns mit den Füßen getreten. Nachher wurde Kontrolle nach ausländischer Währung und Messer

gemacht. Weil wir keines von beiden hatten, haben sie uns noch einmal geschlagen. Nach all dem hat man uns zu ihrer Kaserne geschafft. Dort haben sie uns befohlen, deutsche Lieder zu singen. Weil sie nichts verstehen konnten, haben sie gesagt, wir beschimpfen sie, und haben wieder geschlagen. Mich hat der Offizier gefragt, wohin ich will. Ich sagte BRD. Da hat ein Soldat mit dem Fuß zugeschlagen und ich bin eine Treppe mit 10 Stufen hinuntergefallen. Im ersten Moment dachte ich, die Hand sei gebrochen, sie ist in wenigen Minuten auf das Doppelte angeschwollen. Danach hat man uns in ein Zimmer gebracht. Da haben 20 Soldaten einen Kreis gemacht und wir waren mitten drin. Der Offizier hat Befehl gegeben, sie sollen uns fertig machen. Da haben sie sich von allen Seiten wie Wölfe auf uns gestürzt und mit Gewehrkolben und Stiefeln angegriffen. Wir hatten keine Chance, waren gefesselt und konnten nicht davonlaufen. Mich haben sie in den Bauch und Magen geschlagen, bis ich den letzten Mageninhalt erbrochen habe. Ich habe heute noch Magenbeschwerden, an Kopf und Hals blaue Flecken und die Spuren der Hundebisse. Darauf ist der Kommandant des Stützpunktes, ein Leutnant, gekommen und hat uns befohlen, gerade zu stehen. Ich konnte aber nicht mehr, und da hat er den Befehl wiederholt. Als ich ihm sagte: „Die haben mich kaputtgeschlagen und ich kann nicht gerade stehen", hat er gesagt: „Was glaubst du, du bist zu einer Spazierfahrt gekommen?" und er hat selbst noch einmal mit einem Knüppel ca. 10 Minuten auf mich eingeschlagen. Die ganze Tortur dauerte ungefähr 2 Stunden. Dabei hatte ich wahnsinnig Glück: Sie haben nämlich erst vor kurzem diesen Knüppel bekommen, etwa 60 cm lang, der innen hohl ist, da gehen 4 Batterien hinein. Der sendet durch zwei Spitzen am Ende Elektroschockwellen aus. Wenn der Soldat auf den Knopf gedrückt hätte, wäre ich durch den Stromschlag zusammengebrochen, allerdings nicht tödlich. Der Offizier sagte, es wäre schade, daß sie keine Batterien haben, sie hätten ihn gerne ausprobiert. Diese Gefangennahme war das Ärgste von unserem ganzen Unternehmen. Es gibt viele, die gehen von dort als Krüppel fort oder überleben es gar nicht: gebrochene Hände, Rippen, Kopf, Schürfungen, Beschädigung an Magen, Leber und anderen Organen.

Nachher kommt man ins Gefängnis. Dort wartet man auf den Prozeß. Das dauert zwischen einem und anderthalb Monate. Wenn man jemanden hat, der draußen herumläuft, verspricht und unmögliche Summen schmiert, wird man mit milden Strafen frei oder bekommt eine minimale Strafe, abarbeiten der Strafe am Arbeitsplatz. Die anderen, die nichts schmieren, bekommen bis zu 18 Monate Gefängnis. Das Schmiergeld beträgt zwischen 5.000 und 25.000 Lei oder Wertsachen wie Gold, Kaffee usw. Die Lebensbedingungen im Gefängnis sind primitiv. Das Essen ist vergleichbar mit dem, das wir zu Hause den Schweinen geben. Die Arbeit dagegen ist vergleichbar mit Sklavenarbeit. 10 Stunden arbeitet man mit Schaufel und Spitzhacke, Beton zerschlagen und graben. Ich war nicht der einzige, den sie so erwischt und behandelt haben. Das Gefängnis war überfüllt mit meinesgleichen. Ich war nicht der erste und werde auch nicht der letzte sein, denn jedes Jahr versuchen Tausende ihr Glück, in die Freiheit zu

gelangen. Es sind nicht nur Jugendliche, sondern auch Ärzte, Ingenieure, Frauen und Kinder, Alte und Junge. Viele von denen lassen ihr Leben beim Stacheldraht für die Freiheit. Das alles wird wegen Freiheit und Gerechtigkeit gemacht. Viele in der Welt, die das alles besitzen und gut leben, wissen wahrscheinlich sowas nicht zu schätzen. Es ist eine Schande, daß man in unserer Zeit für so etwas kämpfen und sogar sterben muß, aber es ist der einzige Ausweg zu einem besseren Leben. Diese illegale Emigration wird jedes Jahr zunehmen, trotz allen Maßnahmen vom Staat. Dieses Jahr hat man ungefähr 24.000 Flüchtlinge von Januar bis Juli nur an der jugoslawischen Grenze erwischt. Wie viele sind das in einem ganzen Jahr, an der gesamten Grenze des Staates?

Großau, 1988 Hermann Huber, jun.

Josef Huber
(Vater von Hermann Huber)

Wir hatten 1984 die Ausreise aus Rumänien beantragt, doch leider immer wieder die Ablehnung erhalten. Einmal im Jahr hatten wir das Recht auf eine Sprechstunde bei dem Paßamt in Hermannstadt, doch mußte man schon Monate früher ein Gesuch schreiben, um dann die Genehmigung für eine sogenannte Sprechstunde zu erhalten. Bei diesen Sprechstunden warteten immer über hundert Personen, die innerhalb von 3–4 Stunden abgefertigt wurden. Die Fragen waren kurz und mit der Antwort „geht nach Hause und wartet auf Bescheid der Kommission", wurde man hinausgebeten, ohne überhaupt die eigene Meinung zu sagen und damit war für das Jahr die Sache auch schon beendet. Das alles hat natürlich Jahr für Jahr immer wieder den Ärger und den Zorn gegen den Kommunismus vergrößert.

Somit hat sich unser Sohn geheim entschlossen, mit noch zwei Freunden schwarz die Grenze nach Jugoslawien zu überschreiten und wäre es gelungen, dann hätten wir als Eltern schneller die Ausreise erhalten, weil Eltern zu Kindern oder umgekehrt, Vorrang hatten. Leider wurden sie neben dem Drahtzaun an der Grenze erwischt und auf die nächstgelegene Kaserne gebracht, wo sie mehrere Stunden von allen anwesenden Soldaten nach Belieben geschlagen und mißhandelt wurden. Das übrige bis zur totalen Erschöpfung haben dann die Offiziere geleistet. Von dort wurden sie in die Grenzstadt Orawiza gebracht in ein Übergangsgefängnis, von wo uns zu Hause dann eine Rechtsanwältin durch eine Postkarte mitteilte, daß unser Sohn wegen Fluchtversuch dort verhaftet sei. Ich bin natürlich in derselben Nacht mit meinem Auto losgefahren und war in den frühen Morgenstunden dort. Vor dem Polizeigebäude warteten schon eine Menge Leute, die vom Vortag oder in der Nacht mit der Eisenbahn aus allen Richtungen des Landes gekommen waren, um nach ihren Angehörigen zu sehen. Nach mehreren Stunden Warten konnten wir dann einzeln in ein Zimmer gehen, wo man sich erkundigen konnte, ob der Angehörige noch dort war oder schon nach Temeschwar überführt wurde. Da unser Sohn noch dort war, mußte ich eine Erklärung schreiben mit allen Teilen einzeln, die ich unserem Sohn schicken wollte, also Unterwäsche, Zahnbürste, Seife, Zigaretten und etwas zum Essen, das alles mußte jedoch später von einem höheren Polizeioffizier genehmigt werden. Nach nochmals Stunden des Wartens wurde dann draußen vor der Tür vorgelesen, was der Herr Offizier genehmigt hat und was nicht, je nachdem, wie er in der vergangenen Nacht geschlafen hatte. Die einzelnen Artikel mußte ich dann vor den Augen eines Polizisten in eine Tüte stecken, die dann ein anderer Polizist in das Gefängnis brachte. Mir ging es hauptsächlich darum, um unserm Sohn zu zeigen, daß wir Bescheid wissen, wo er ist und uns um ihn kümmern werden, denn sehen durften wir uns nicht. Nachdem dieses alles erledigt war, suchte ich im gegenüberliegenden Gerichtsgebäude die Rechtsan-

wältin, die uns benachrichtigt hatte, um mit ihr das Weitere zu besprechen. Erstmals mußte ich die Anwältin legal mit einer gewissen Summe bezahlen, damit sie sich weiter um unseren Sohn kümmert und bei der Gerichtsverhandlung vertritt. Nach einigen Tagen wurde unser Sohn nach Temeschwar in ein riesig großes Gefängnis überführt, wo sie bei schlechtem Essen schwer arbeiten mußten. An dem ersten Tag, den ich in der Stadt vor der Polizei verbracht hatte, wurden mehrmals von verschiedenen Grenzkasernen zusammengefesselte Personen, die von den Grenzsoldaten in der vergangen Nacht erwischt wurden, bei der Polizei abgegeben. Nach Aussagen der dortigen Einwohner war das ein alltägliches Bild. Nach etwa 4 Wochen wurden wir von der Anwältin zu einem Gespräch eingeladen, und dabei wollte sie uns nur unter vier Augen beibringen, was sie und ihre Mitarbeiter so noch brauchen, damit die Strafe unseres Sohnes so klein wie möglich erreicht wird. Das Päckchen sollte im Wert von 5–6000 Lei sein und nur Westwaren enthalten, also Kaffee, Zigaretten, Seifen, Spray, Strumpfhosen und ähnliches mehr. Das Päckchen mußte innerhalb einer Woche auf eine gewisse Anschrift abgeschickt werden. Wir haben natürlich alles mögliche gemacht und die Sachen beschafft, von wo wir wußten und konnten. Nach etwa 7 Wochen seit der Festnahme sollte die Gerichtsverhandlung stattfinden, und zwar in der Stadt, wo man sie erwischt hat, also Orawiza. Die Rechtsanwältin hatte versprochen, daß alle Angehörigen bei der Gerichtsverhandlung teilnehmen dürfen. Wir fuhren schon am Vorabend, um in der Früh noch einen Platz im Gerichtssaal zu erwischen, denn der reichte bei weitem nicht für alle Leute. Nach langem Warten erschienen 2 große Busse vollgestopft mit kahl geschorenen Sträflingen, die alle an dem Tag verhört werden sollten. Aber es kam anders als man uns versprochen hatte. Zwei Polizeioffiziere forderten alle im Gerichtssaal Anwesenden auf, das Gebäude zu verlassen, sonst würden sie Gewalt anwenden. Nachdem das Gebäude geräumt war, machten die bewaffneten Polizisten mit ihren Hunden zwei Reihen von den Bussen bis zum Eingang und dann wurden die Bustüren geöffnet und die Sträflinge mußten in einer Reihe hintereinander bis in das Gebäude rennen, ohne nach links oder rechts zu sehen. In dem Augenblick kam es zwischen Polizei und Bevölkerung zu einem Handgemenge, alle schrien und schimpften auf die Polizisten los wie bei einer Revolution, dann hetzten sie die Hunde auf die Leute und hielten den Gang frei, bis beide Busse leer waren. Nachher wurde die Eingangstür von innen abgesperrt. Viele verzweifelte Frauen schlugen mit den Fäusten gegen die Türe und schrien und beschimpften die Polizei wegen der Ungerechtigkeit, aber das juckte niemanden. Wir warteten dann noch etwa bis 15 Uhr, in der Hoffnung, wir könnten unseren Sohn noch einmal sehen, wenn sie in den Bus steigen, aber es war keine baldige Aussicht und so sind wir dann weggefahren, denn wir hatten noch einen langen Weg bis nach Hause. Das Urteil war dann mit Dank des Päckchens etwas milder, und nach zwei Monaten Haft war unser Sohn dann abgemagert wieder zu Hause und mußte noch 6 Monate Strafe auf dem Arbeitsplatz machen. Es war für ihn wie auch für uns eine schwere Zeit, aber Gott sei Dank hat sich alles zum Guten geändert,

die Wunden sind verheilt, nur noch ein schlechter Nachgeschmack des Kommunismus ist geblieben. Heute haben wir alle unseren Arbeitsplatz, eine schöne Wohnung und können reisen wohin wir wollen. Unter das, was unsere Eltern und Vorfahren mit Mühe aufgebaut haben, mussten wir zwar mit schwerem Herzen einen Strich ziehen, denn es gehört alles der Vergangenheit und sehen heute hoffnungsvoll in die Zukunft.

Rosenheim, 1992 Josef Huber

Enzenspergerstr. 6
D-8200 Rosenheim

Maria Rechert

Die Flucht aus Rumänien

Wenn ich mich jetzt nach mehr als einem Jahr zurückerinnere, so frage ich mich immer wieder, woher wir den Mut für so einen Schritt hatten. Wir wollten ja schon so lange weg, wir hatten die Ungerechtigkeiten, Bestechungen und die ganzen Schweinereien so satt, daß wir nur noch weg wollten.

Die Eltern wollten uns den Hof überschreiben, aber wir wollten ihn nicht haben, wir wollten nur weg.

Dann bot sich plötzlich eine Gelegenheit zur Flucht über die rumänisch-jugoslawische Grenze.

Wir hatten erfahren, daß drei Frauen mit ihren drei Kindern in einer Woche schwarz über die Grenze geführt werden sollten und wir baten sie, uns mitzunehmen.

Aber als wir hörten, daß wir mitgehen könnten, da fing erst das Nachdenken an. Wir haben drei Kinder von 8, 7 und 2 Jahren. Wie konnten wir so kleine Kinder alleine lassen und weglaufen?

Wir haben überlegt und überlegt, wir konnten nicht mehr schlafen und nicht mehr essen. Wenn ich die Kinder angeschaut habe, mußte ich weinen. Dann haben wir unsere Eltern in unseren Plan eingeweiht. Unsere Eltern waren verzweifelt, wir berieten hin und her, sie warnten uns, aber als sie sahen, dass wir zu gehen entschlossen waren, erklärten sie sich bereit, die Kinder zu betreuen.

Dann am letzten Abend zuhause verließ mich der Mut, als ich die Kinder ins Bett bringen sollte, mußte ich weinen. Wie konnte ich meine Kinder alleine lassen? Ich wußte, sie bleiben in guten Händen, aber was sind so kleine Kinder ohne Mutter und Vater?

Ich weiß noch, als dann meine Schwiegereltern dazukamen und sahen, wie verzweifelt ich war, da sagte mein Schwiegervater: „Ja, ihr habt einen schweren Entschluß gefaßt, nun müßt ihr nach vorne blicken, aushalten und nicht zurückschauen."

An diese Worte mußte ich noch so oft denken in der nachfolgenden schweren Zeit.

Am 16. Oktober 1989 fuhren wir nachmittags mit zwei Autos bis nahe an die rumänisch-jugoslawische Grenze, wo wir 21.30 Uhr ankamen. Wir hatten jeder einen Rucksack mit Wäsche und etwas zum essen und trinken dabei. Wir verließen die Autos und krochen gleich neben der Landstraße in einen Graben, um erst einmal ringsrum zu schauen. Zu allem Unglück (oder Glück) hatte der Mann, der uns über die Grenze führen sollte, in letzter Minute abgesagt und uns bloß den Weg beschrieben.

So lagen wir nun im Graben, vier Frauen, drei Kinder und mein Mann, vor uns war stockfinstere Nacht, wir wußten nicht was auf uns wartet, wir wußten nicht mal, wo ge-

nau die Grenze lag. Auf dem Feld vor uns weideten ein paar Schafe, die wir vorbeiziehen lassen wollten und dann losgehen. Ja, aber bei der Schafherde waren Hunde, die uns gewittert haben. Die Hunde standen am Grabenrand und bellten auf uns los. Wir lagen ganz still, aber nun dachten wir, daß die Grenzsoldaten auf das Bellen der Hunde reagieren würden und uns stellen. Was dann mit uns passiert wäre, daran möchte ich lieber nicht denken.

Aber wir hatten Glück, die Schafherde zog vorbei, der Schäfer rief seine Hunde und wir gingen los. Inzwischen schien der Mond, man konnte meilenweit sehen, aber wir riskierten alles und haben gewonnen.

Wir gingen über abgeerntete Maisfelder, durch Wassergräben, über Bohnen und Erbsenfelder, immer den Boden nach Signaldrähten absuchend. Wir selbst haben keine Drähte gefunden. Laut Plan sollten es bloß drei Kilometer bis zur Grenze sein, aber wir gingen und gingen und sahen keine Grenze.

Später dann gegen drei Uhr morgens trafen wir wieder eine Schafherde mit ihrem Schäfer, der uns nach vielem guten Zureden sagte, daß wir kurz vor der eigentlichen Grenze stünden, und noch ca. eine halbe Stunde zu gehen hätten. Wir wollten dem Mann Geld geben, aber er nahm es und warf es weg. Da dachten wir gleich, nun sind wir verraten. Aber wir gingen weiter, was hätten wir auch anderes tun können?

So gegen fünf Uhr morgens kamen wir dann in ein Maisfeld, wo der Mais ca. 2 m hoch stand und kein Unkraut drinnen stand, später kamen wir an einem Rübenfeld vorbei, wo bloß die Blätter abgeschnitten waren und die Rüben noch in der Erde staken. Da glaubten wir, daß wir es nun geschafft hätten, da in Rumänien andere Erntemethoden angewandt wurden.

Wir sammelten jedes Papier von der Erde auf um zu sehen, ob darauf rumänisch oder jugoslawisch geschrieben stand. Dann kamen wir an eine Landstraße, die mit weißen Strichen getrennt war, da wußten wir, daß wir nun in Jugoslawien waren, denn die Straßen in Rumänien sind mit gelben Strichen gezeichnet.

Wir sangen und lachten und waren froh, es geschafft zu haben. In Jugoslawien wurden wir von den Männern der anderen drei Frauen mit einem Bus erwartet und die Freude war groß, als die Frauen nach fast einem Jahr ihre Männer und die Kinder ihre Väter wiedersahen. So fuhren wir bis Belgrad, von wo aus wir unsere Eltern zuhause anriefen und ihnen mitteilten, daß wir gesund in Jugoslawien angekommen sind. Von Belgrad fuhren wir an die österreichische Grenze, um von da aus die jugoslawisch-österreichische Grenze zu überwinden und nach Deutschland zu kommen. Abends kamen wir an der Grenze an und sollten beim Loibel-Paß die Grenze überschreiten. Aber das wäre zu schön gewesen. Die ganze Nacht krochen wir im Gebirge herum und konnten keinen Aufstieg finden. Am Morgen gingen wir zur Wache vom Loibel-Paß und stellten uns der Polizei. Die schickte uns dann zurück nach Belgrad zur Deutschen Botschaft. Die dritte Nacht verbrachten wir in Belgrad in einem öffentlichen Park, wo wir auf einer Bank auf den Morgen warteten. Von der Deutschen Botschaft wurden

wir zur UNO geschickt und von da aus zur Polizei, die uns verhaftete und wegen illegalem Grenzübertritt zu 15 Tagen Haft verurteilte.

Ich wurde von meinem Mann getrennt, man verpaßte uns Sträflingskleider und steckte uns mit den jugoslawischen Häftlingen zusammen ins Gefängnis. Der Unterschied zwischen uns und den jugoslawischen Häftlingen war der, daß sie den ganzen Tag im Bett lagen, während wir schwer arbeiten mußten. Meinen Mann sah ich diese ganze Zeit bloß ein einziges Mal aus der Ferne, aber ich durfte ihm nicht einmal zuwinken.

Es waren zwei lange Wochen, aber auch das war einmal vorbei. Nun kamen wir ins UNO-Lager. Hier sah ich auch meinen Mann wieder. Im UNO-Lager war es am allerschlimmsten. Ich wurde in einem Zimmer, da ca. 3 x 5 m^2 hatte, mit 50 anderen Frauen untergebracht. Ein Teil des Zimmers war abgeteilt, da war das WC und ein Waschbecken. Jeder mußte sich einen Platz zum Schlafen suchen, denn es waren bloß 10 Betten im Zimmer. In den wenigen Betten, die hier standen schliefen die Rumänen und die Zigeuner, die auch hier wieder das Vorrecht hatten. Zum Essen durften wir aus dem Zimmer raus und da sahen wir dann auch unsere Männer wieder.

Nach einer Woche wurden wir aus dem UNO-Lager entlassen und bekamen eine Adresse, wo wir bis zur Ausreise aus Jugoslawien bleiben konnten. Spät am Abend fanden wir dann das „Hotel", das sich als Campingplatz entpuppte, der in einem Wäldchen am Rande von Belgrad lag. Es war inzwischen November und es war kalt und regnete. In dem Holzhaus, in dem wir untergebracht waren, tropfte das Wasser von der Decke, die Matratzen waren feucht, aber wir hatten wenigstens ein Bett zum Schlafen.

Tagsüber waren wir dann bei der Deutschen Botschaft, oder gingen von Laden zu Laden um uns aufzuwärmen, denn kaufen konnten wir nichts, denn wir hatten ja nur rumänisches Geld und dafür gab es keine Interessenten. Dann kam der Tag an dem wir den Reisepaß von der Deutschen Botschaft erhielten und Jugoslawien verlassen konnten.

Am 15. November 1989 kamen wir in Nürnberg im Durchgangslager an und hatten den Eindruck im siebenten Himmel zu sein. Vielleicht konnten wir auch alles besser schätzen als manche andere, die so etwas nicht erlebt haben. Nachher haben wir dann noch manche Aussiedler getroffen, die mit sich und der Welt nicht zufrieden waren. Dann meinten wir immer: „Vielleicht hätte denen ein Aufenthalt in Jugoslawien nicht geschadet". Jetzt haben wir eine schöne Wohnung, mein Mann hat einen guten Arbeitsplatz, unsere Kinder sind Anfang Februar 1990 nachgekommen und haben sich schon gut eingelebt. Wir haben noch niemals unseren Entschluß zur Flucht aus Rumänien bereut und würden es auch wieder versuchen.

Großpold, 1991 Maria Rechert

Werner Reisenauer

Bericht über meine Flucht

Es war den 31. März 1989 als mein Freund zu mir kam und mich fragte, ob ich bereit sei zu flüchten. Ich hatte das schon immer im Sinn, bloß noch niemals eine gute Gelegenheit. Als sich diese Gelegenheit nun ergab, sagte ich natürlich zu. Das war noch vor der Revolution und Flüchten war damals eine sehr gefährliche Sache. Viele mußten dabei das Leben lassen, einige kamen ins Gefängnis und wurden mißhandelt. Nur wenigen ist es gelungen, durchzukommen und Gott hat gewollt, daß wir zu diesen gehören sollten. Darum kann ich dem lieben Gott nicht genug danken, daß er uns geholfen und beschützt hat. Ich bin ein Mensch wie jeder andere und damals habe ich auch große Angst gehabt um mein Leben. Dennoch habe ich es gewagt, denn meine liebe Frau war schwanger und der Gedanke an mein Kind gab mir die nötige Kraft und Mut zur Flucht. Ich wußte, dieses Kind braucht eine Zukunft, weil es aber für die deutsche Minderheit in Rumänien keine Zukunft mehr gab, mußte ich es wagen.

Mein Freund, mit welchem ich geflüchtet bin, der hat in der Nähe vom Neppendorfer Bahnhof gewohnt und von da konnte er immer beobachten, wie die Sachen laufen. Da kam er plötzlich am 31. März 1989 zu mir und sagte, daß am Bahnhof 3 Waggons verladen werden, die angeblich nach Hamburg gebracht werden sollten. Wir müßten schauen, daß wir da reinkommen. Ich packte mir die Sachen und ohne viele Worte ging ich mit. Niemand von meinen Lieben hatte gewußt, was wir im Sinn hatten und wegen der Gefährlichkeit des Unternehmens durfte es auch niemand wissen. Es war 22 Uhr 30, als wir uns so nahe an die Waggons herangeschlichen hatten, daß wir alles genau beobachten konnten. Die Zöllner waren immer noch nicht da und wir mußten warten, daß der Zoll gemacht werde und die Waggons versiegelt würden. Es mochte etwa 23 Uhr gewesen sein, als die Zöllner kamen, von der Aufladerampe direkt in die Waggons gingen und alles absuchten. Als sie herauskamen, versiegelten sie diese Waggontüre und gingen zum nächsten. Wir öffneten schnell die Türe von der anderen Seite zu diesen ersten Waggons und stiegen ein. Daraufhin zogen wir die Türe leise hinter uns zu. Nachdem die Zöllner die 3 Waggons alle durchsucht und auf der einen Seite versiegelt hatten, kamen sie auf die andere Seite. Zu unserem Glück versiegelten sie diese Türen, ohne noch einmal in die Waggons zu schauen. Nun waren wir also drinnen. Zur Vorsorge hatten wir 2 Kanister mit, einen mit 12 l Wasser und einen anderen leeren, für die Notdurft. Das Schlimme aber war, daß der Kanister mit Wasser, welchen mein Freund in der Hand trug, gegen das Bahngleise prallte, als wir uns angeschlichen hatten und wir mußten ihn noch schnell umschütten, weil er zu rinnen begonnen hatte. Weil wir uns beeilt hatten und auch aufgeregt waren, ging fast die Hälfte des Wassers daneben. Das war schon arg, aber da wir hofften, bald am Ziel zu sein, machten wir uns nicht zu große Sorgen darum. Hauptsache, wir waren im Waggon und nun Gott mit uns.

Anfangs war die Reise ziemlich trostlos. Wir bewegten uns nur kurze Strecken und blieben oft stundenlang stehen (5–7 Stunden). Am spannendsten war es an der rumänisch-jugoslawischen Grenze. Da sind wir über 24 Stunden lang gestanden. Grenzsoldaten öffneten den Waggon, um noch einmal nachzusehen. Wir waren aber schlauerweise gut unter den Gütern versteckt. 24 Stunden lang lagen wir unbewegt unter den Schachteln.

Es waren die schwersten Stunden meines Lebens. Solche Angst wie damals hatte ich noch nie und zu allem Übel quälten mich noch menschliche Bedürfnisse. Es war grausam. Als sich der Zug nach 24 Stunden wieder in Bewegung setzte und wir beim nächsten Halt nicht mehr Rumänisch sprechen hörten, waren wir so froh, daß wir unter den Schachteln hervorkrochen, uns umarmten und vor Freude weinten. Meine ersten Worte waren: „Lieber Gott, Du hast uns geholfen, wie können wir dir danken?" Wir sind dann 6 Tage lang gefahren. In Jugoslawien sind wir ohne Wasser geblieben, weil wir wenig mithatten. Wir gönnten uns immer nur morgens zwei Schluck, mittags 2 Schluck und abends wieder 2 Schluck. Das reichte bis am Abend des 6. Tages. Dabei hatten wir gar nichts gegessen, da wir anfangs schlechte Erfahrung mit dem Essen gemacht hatten. Wenn wir gegessen hätten, hätten wir um so mehr Wasser gebraucht. Unter diesen schweren Bedingungen wollte die Reise kein Ende nehmen. Am siebenten Tage hörten wir dann plötzlich auf einem Bahnhof österreichisch reden und erschöpft vor Durst und Hunger wagten wir es, an die Waggontüre zu klopfen.

Wir hätten es auch weiter nicht mehr geschafft. Der Mund war uns ganz ausgetrocknet, Alpträume quälten uns von Seen, Quellen, Milch usw.

Unser Klopfen wurde von einem Bahnangestellten gehört. Er kam näher, wir baten ihn, uns die Türe zu öffnen. Das konnte er aber nicht ohne weiteres tun. Er mußte den Vorfall erst melden und nachdem der Zug auf ein totes Geleise gebracht war, holte uns die Gendarmerie heraus. Wir waren in Leibnitz. Hier bekamen wir erstmal zu essen und durften uns auch richtig satt trinken. Noch nie hat mir das Wasser so gut geschmeckt.

Wir mußten aber weiter in das Flüchtlingslager in Traiskirchen, wo wir 10 Tage verbrachten. Mein Freund ging von hier nach Deutschland und ich verliebte mich in meine Urheimat Bad Goisern, woher meine Vorfahren stammten. Ich habe meine Frau und mein Kind hergeholt und meine Geschwister samt ihren Familien sind auch hergekommen. Bloß mit meinen Eltern weiß ich nicht, wie es weitergehen soll. Ich hoffe aber sehr, daß der liebe Gott auch dieses Problem lösen wird und daß wir einmal auch wieder alle zusammen sind, weil wir zusammen gehören. Das ist unser aller größter Wunsch.

Bad Goisern Werner Reisenauer

P.S.: Die Eltern Werner Reisenauers, Sepp und Kathi, haben seit Februar 1996 die österreichische Staatsbürgerschaft. Auch sie leben heute in Bad Goisern, wo sich die Familie ein Haus gebaut hat.

Begegnung und Bewahrung

Lore-Lotte Hassfurther

Reisen zu den Landlern 1982–1992

ANREGUNGEN ZUR LANDLERFORSCHUNG

Es ist nicht möglich,
die Vergangenheit zu schildern,
ohne ihr die Färbung
unserer eigenen Gefühle zu geben.
(Heinrich Heine)

1. Die Reisen

Zu Ostern 1982 unternahmen wir unsere erste Reise nach Siebenbürgen. Land und Leute zogen uns sofort in ihren Bann, so daß bis 1992 etwa 30 Fahrten folgten. Bei den meisten Reisen waren wir mit dem Bus unterwegs, viele Tausende Kilometer, auch die acht Fahrten im privaten PKW ergaben allein schon rund 19.000 km.

Wie war es zu dieser regen Reisetätigkeit gekommen? Über Bekannte wurden wir auf die Bemühungen und Initiativen von Frau BÄRBEL SCHÖFNAGEL aufmerksam gemacht und um Spenden für die „Stille Hilfe Siebenbürgen" gebeten. Frau Schöfnagel suchte außerdem hilfsbereite Fahrtenteilnehmer, um Sachspenden – getarnt als Reiseproviant, Reisebekleidung und Touristenapotheke – in den Osten zu schaffen. In Erinnerung an Berichte über frühere Wandervogelfahrten[1], entschlossen wir uns leicht und gerne zu diesen Busreisen.

Unsere damals noch recht abenteuerlichen Exkursionen nach Siebenbürgen erforderten bestimmte Verhaltensweisen. Die Teilnehmer mußten für acht bis zehn Tage bereit sein, ihre gewohnten Ansprüche zu reduzieren. Tatsächlich entwickelten die meisten ein feines Gefühl für die Tücken des Kommunismus. Manche aber haben es nicht so gut gelernt und traten gelegentlich ins „Fettnäpfchen".

Bei der ersten Busfahrt, zu nachtschlafender Zeit von Wien weg, zählten wir etwa 30 hilfswillige „Touristen", großteils Österreicher, sowie alle vier Kinder von Bärbel Schöfnagel.

Von den mitgeführten Hilfsgütern lagerten wir die mit Mehl, Zucker und Margarine gefüllten Schachteln unter unseren Sitzen, das übrige war in Koffern und Taschen verstaut, die wir in Gepäcksnetze und auf rückwärtige Sitze pferchten. Die vier Kinder, vom Säugling bis zum Volksschüler, waren angeblich die Verbraucher der drin-

1 BONFERT (1931), S. 210–212, 219, 229.

gend benötigten Kindernahrung im Osten. Medikamente, Zigaretten, Kaffee und auch Bibeln wurden in unser spärliches Privatgepäck verteilt.

Während der Reisen, schon durch Ungarn – wo diese Transitfahrten nicht gerne gesehen wurden –, spätestens aber nach den rumänischen Grenzformalitäten, waren wir meist bereits zu einer festen Gruppe zusammengewachsen. Zu ihr gehörten die Schwestern Algatzy aus Ried, Erika Obermayer aus Wels und nicht zuletzt unser Fahrer Hans Lingner, am Attersee lebend. Ihre über die Lautsprecher des Busses erzählten Jugenderinnerungen, in der typischen sprachlichen Färbung der in Österreich lebenden siebenbürgischen Teilnehmer, haben viel zu unserer Information über Siebenbürgen beigetragen.

So näherten wir uns nach etwa 600 km Fahrt am Palmsamstag 1982 dem rumänischen Grenzübergang Nadlac. Erst kam die sogenannte „Unterwäsche" für den Bus, wobei eine Mulde unserer Fahrspur mit angeblich desinfizierender Flüssigkeit durchfahren werden mußte. Bei späteren Reisen fiel diese Prozedur weg.

Sodann spielte sich die Zoll-, Paß- und Visakontrolle ab: unerklärlich langsam, gelegentlich schikanös, anscheinend mit kleinen Bosheiten durchsetzt und fast wortlos, mit unbewegten Gesichtern, über Stunden verteilt! Dabei waren wir der einzige Bus am geschlossenen Schlagbaum.

Nach längerer Wartezeit wurden uns die Pässe abgenommen, nach einer weiteren Pause kam die Anordnung, den Bus zu verlassen. Dann mußten wir unsere Koffer, worin ja kaum private Dinge verpackt waren, selbst aus dem Bauch des Busses herauszerren, um sie zur Kontrolle in den schlecht beleuchteten, ungeheizten Abfertigungsraum zu schleppen. Auch der Bus wurde genauest durchsucht. Einmal wurde verlangt, die Uhr im Passagierteil herauszuschrauben, ein andermal eine Verkleidungsplatte im Gepäckteil des Busses. Auch wurde unser persönliches Gepäck sehr genau nach Waffen, Bibeln und Pornographieheften durchsucht. Nach Rauschgift fragte man erst nach 1989. Manchmal gelang es einigen vifen Mitstreitern, dem Zoll Spendenkoffer als bereits überprüft unauffällig zu entziehen. Zum Zollzahlen kam es auch gelegentlich, was man in rumänischen Lei, frisch umgewechselt, zähneknirschend abwickelte. Es war für rumänische Staatsbürger verboten, Westwährung zu besitzen und für uns Reisende, Lei einzuführen. Einmal erlebten wir, daß zwei jungen, mit uns reisenden deutschen Staatsbürgern, geboren in Siebenbürgen, mit gültigem Visum, von der rumänischen Paßkontrolle die Einreise verweigert wurde. Nach stundenlangen Verhandlungen, Telefonaten und letztlich erfolgreichen Geschenkversuchen durften die beiden 16- und 18jährigen Burschen doch einreisen. Andernfalls wäre unser Bus mit ihnen wieder zurückgefahren. Etwa in den Jahren 1987 und 1988 mußten dann tatsächlich andere Busse aus Österreich wieder umkehren.

Diese Grenzkontrollen über Jahre hinweg waren für uns alle nervenaufreibend und erniedrigend, obwohl man entschlossen war, alles unverdrossen über sich ergehen zu lassen. Manche Teilnehmer beschlossen aber: Nie wieder! Was wir ihnen nicht verdenken konnten.

Abb. 1: Südkarpaten (1984)

Wie wir heute rückblickend wissen, waren die Methoden der rumänischen Geheimpolizei (Securitate) sehr effizient. Sie überwachte auch peinlichst genau die sehr restriktiven Reisebestimmungen für Ausländer.

Wir hielten uns an die folgenden Ratschläge: „Sie müssen hier in Rumänien umlernen. Bitte sagen Sie nicht, ‚der Sowieso hat mir gesagt', sondern ‚ich habe gehört', nicht ‚der XY hat mir gegeben', sondern ‚ich habe bekommen'."[2] „Kleiden Sie sich unauffällig, verwenden Sie keine kräftigen Farben und keine Aufschriften aus dem Westen. Halten Sie sich an die Bestimmungen der Fremdenpolizei und seien Sie sich bewußt, Sie können im Hotelzimmer abgehört werden und Ihr rumäniendeutscher Gesprächspartner wird, wenn Sie wieder weg sind, anschließend befragt, was Sie gesprochen haben. Telefongespräche werden abgehört, der Bus oder Ihr Auto wird beobachtet, und auch bei der Ausreise aus diesem Land wird Ihr Fahrzeug und Gepäck durchsucht. Sie als Touristen fahren nach einer Woche wieder weg in den ‚goldenen Westen', die Menschen, mit denen Sie Kontakt hatten, bleiben in einer zwielichtigen Verlegenheit zurück, und um eine Zeit' sind sie bei der Securitate auf der Liste."[3]

2 Markel Hanni: mündlich, etwa 1986.

3 Schöfnagel Bärbel: mündlich im Bus auf der ersten Fahrt nach Siebenbürgen, 1982.

Abb. 2: Kommunistische Propaganda. Die Übersetzung lautet: Unsere Ehre und unser Stolz [ist] Ceauşescu [und mit ihm] Rumänien! (1987)

Abb. 3: Mit dem Bus unterwegs (1982)

Abb. 4: Großpold. Kommunistische Parolen in Deutsch (1982)

Damals gab es viel Mißtrauen und Verdächtigungen; wenn drei Menschen beisammen standen, befürchtete man, einer sei ein Spitzel. Manche waren genötigt, der Securitate die Mitarbeit zuzusagen, ließen aber ihrem Lippenbekenntnis keine Taten folgen. Es gab die „gewitzten" Menschen und die „von Treu und Glauben". Es gab ununterbrochene Vorsicht und Abschottung auch uns gegenüber. Manche von uns sind dann offenbar auch auf diese Liste gekommen.

Auch die längste Grenzkontrolle hat einmal ein Ende, und man fuhr, erleichtert oder verärgert, ins Land hinein. Auf der E 64 kam man auf manchen Streckenabschnitten flott weiter, wenn nicht gerade ein *Koberwagen* mit ungleichem Gespann, an der Hinterachse ein trottender Hund angebunden, zu überholen war und wenn die tiefen Löcher im Asphalt es zuließen. Es ging an verrostet wirkenden, stark rauchenden Industrieanlagen vorbei, an Stallungen der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften und an Feldern der staatlichen Landwirtschaftsbetriebe, auf denen große Gruppen von Schülern gebückt nebeneinander arbeiteten. Sie waren hier als Erntehelfer eingesetzt. Die ländlichen Straßen wurden von langen Baumreihen gesäumt, der träge Mieresch-Fluß und die Bahnstrecke begleiteten uns, und große Schafherden mit Hirt und Hund, die mittrottenden Esel mit den ganz jungen Lämmern in den Satteltaschen forderten zum Fotografieren heraus.

2. Begegnung mit den Landlern

Die Siedlungen der Siebenbürger Sachsen und Landler sind von anderen Ortschaften leicht zu unterscheiden. Die heute berüchtigte, schwer belastete E 64 geht durch viele Orte mitten durch, so auch durch das saubere, an Sonntagen damals fast autolose Großpold mit seinen hellen, gepflegten Häuserzeilen und den ummauerten Toreinfahrten. An diesem Palmsonntagmorgen waren, wie immer an Sonntagen, die Gehsteige frisch gekehrt, die Kirchenglocken läuteten gerade, und unser Bus blieb in der Nähe der Schule stehen. Der Platz um die Kirche ist höher als das Straßenniveau, wir konnten voller Erwartung den frühzeitigen, langsamen Zugang der festlich gekleideten Menschen beobachten. Zuerst die älteren Frauen in ihrer schwarzen Tracht mit dem knapp gebundenen weißen Kopftuch, später die älteren Männer, auch in Tracht, darunter die Kirchenväter und der Kurator, und dann mit rascheren Schritten die Kirchenbesucher mittleren Alters, auch sie teilweise in Tracht. Die Konfirmanden, Burschen und Mädchen in Tracht, kamen gemeinsam und stellten sich scheu und verlegen den Fotografen. Damals war die von den Mädchen am Konfirmationstag getragene Tracht, entsprechend der *Osterfast*, während der die Konfirmationen immer stattfanden, ganz schwarz, was die Frau vom Pfarrer Feder (Abb. 5) in den nächsten Jahren bei Schürzen und Tüchern ändern ließ.

Abb. 5: Pfarrer Feder und seine Kirchenväter (1982)

Bemerkenswert bei dieser und vielen weiteren Begegnungen vor den evangelischen Kirchen, innerhalb der schützenden Mauern der Kirchenburgen oder Kirchhöfe, war für uns folgende Beobachtung: Wir waren damals fast die einzigen ausländischen Gäste, von unseren Besuchen wußte vorher höchstens der Pfarrer, und trotzdem haben wir keinerlei erkennbare Unruhe oder Erstaunen in die zur Kirche strömenden Menschen gebracht. Auch nicht bei den Jugendlichen. Der gemessene Gang der festlich gestimmten Kirchenbesucher, die freundlich abschätzenden Blicke der älteren Menschen, die uns gleich einstuften in ihre auch für uns erkennbaren Altersgruppen und damit in die strenge Sitzordnung ihres Gotteshauses und die in herbem Hochdeutsch ausgesprochene Einladung, mit ihnen in ihre Kirche zu kommen, wird uns unvergeßlich bleiben. Dieser Gottesdienst und viele weitere, mit den anschließenden Mittagsbesuchen bei Sachsen und Landlern, waren der Beginn von vielen Kontakten, die bis heute anhalten. Bei den stundenlangen Gesprächen wurden wir vom Beobachter zum Beteiligten. Unser Kirchgang in der Gemeinschaft der Dorfbewohner war ein Einfügen in ihre jahrhundertealte Ordnung, ein Anpassen an ihre festen Regeln. Mit dem Mitbeten des Glaubensbekenntnisses gehörten wir plötzlich zu ihnen.

Abb. 6: Die Ehepaare Piringer und Glatz mit Herrn Hassfurther (1984)

An diesem Sonntag lernten wir über Herrn Pfarrer Feder das Ehepaar SAMUEL und ELISE PIRINGER sen. (Abb. 6) kennen, das uns in ihre Welt einführte. Wir hatten am Familiennamen Piringer die österreichische Herkunft erraten. Anschließend an den Gottesdienst wurden wir zum Mittagessen eingeladen, hatten aber dazwischen noch Gelegenheit, unsere vorbereiteten Lebensmittel-Gastgeschenke aus dem Bus zu holen. (In die Kirche geht man nicht mit einer schweren Tasche, als Frau nur mit Handtasche und Gesangbuch.) Wir waren keine Forscher und kein Aufnahmeteam, man war Gast und fragte, wie es geht.

Das Ehepaar Piringer sen. war für uns der „Schlüssel" zu Großpold und den Landlern. Er, großgewachsen, damals etwa im 60. Lebensjahr und noch beruflich auf der landwirtschaftlichen Staatsfarm tätig, und sie, dunkelhaarig, schlank und mittelgroß, waren bei diesem Gottesdienst nicht in Tracht. Auf dem Weg durch das ebenmäßige Erscheinungsbild des Dorfes mit seinen einheitlichen Giebelfassaden zum Piringer-Haus Nr. 292 erklärte uns unser Gastgeber in einem Hochdeutsch, dem man die landlerische Herkunft anhörte, die stattlichen, einstöckigen Wohngebäude und ihre Besitzer. Die

sauberen, von zwei bis drei Fenstern unterbrochenen Hausfronten hatten keine Blumenkästen und oft geschlossene Läden. Als wir durch die damals allgemein unversperrte Gassentür traten, erkannten wir im gepflegten Hof den Fleiß und die „grüne Hand" der Hausleute. Weinstöcke waren an den Hauswänden bis rückwärts zum Schuppen gezogen. Neben dem Ziehbrunnen im mittleren Teil des Hofes befand sich eine ebenfalls von Wein umwachsene Sitzlaube. Zu den im Halbstock gelegenen Wohnräumen führten ein paar Holzstufen, auf denen ovale Schuhabstreifer lagen, Hausschuhe und grüne Topfpflanzen daneben.

Die Gestaltung und Nutzung der Höfe und Häuser mit den angrenzenden Gärten war fast in allen deutschen Häusern ähnlich, nur einmal entdeckten wir in einem Hof einen seltenen, gemauerten Taubenschlag. Auch der Platz der Sitzlaube neben dem Ziehbrunnen war oft der gleiche. Auf einen sorgfältigen Umgang mit dem guten, klaren Brunnenwasser wurde großer Wert gelegt, und Kübel und Schöpfer waren stets sauber.

Das vorbereitete Mittagessen in der vorderen, infolge der offenen Fensterläden hellen Stube bestand aus schmackhafter Suppe, zartem *Hendel*, Bratwurst und reichlichen Zuspeisen von Kraut, Kartoffeln, roten Rüben und Salzgurken. Unsere Zurückhaltung war dann bei den vertrauten *Buchteln* verflogen. Den kühlen Wein hatte der Hausherr vorher mit Hilfe des Weinhebers im Keller in eine Karaffe gefüllt.

Unsere interessierten Fragen nach landlerischer Herkunft, Mundart und Tracht wurden überall bereitwillig beantwortet, man spürte aber eine leichte Befangenheit, die zwischen Selbstbewußtsein und Bitternis, zwischen aufrichtiger Gastfreundschaft und zurückhaltender leichter Scham lag, Unzulänglichkeit der augenblicklichen Lebenslage beim Überreichen unserer Gastgeschenke. Man hatte den Eindruck, daß sie zu uns wie zu Vertrauten redeten und Dinge aussprachen, die man in der Öffentlichkeit lieber verschwieg. Die immer wiederkehrende Frage des Auswanderns oder Rückwanderns wurde in jeder Familie und bei jedem Besuch diskutiert.

Wir als Außenstehende konnten und *wollten* nicht raten, obwohl wir oft nach unserer Meinung gefragt wurden. Insgeheim aber hofften wir, daß unsere jahrelangen Fahrten der „Stillen Hilfe Siebenbürgen" die Menschen zum Bleiben bewegen würden.

Andererseits hat uns der Rückwanderungswunsch dieser Altösterreicher in ihr Herkunftsland so sehr beschäftigt, daß wir in Wien über Jahre hinweg immer wieder bei Mitgliedern der Regierung vorstellig wurden, um eine sozial abgesicherte Aufnahme der Landler in Österreich zu erwirken. Leider ohne Erfolg!

Die ersten Besuche waren als Schlüsselerlebnisse ausschlaggebend für die 30 Fahrten in den folgenden zehn Jahren zu den Landlern und Sachsen, für die Herausgabe des Landler-Trachtenbuches, für die Gründung des Landlermuseums und für unser Engagement bei dem Projekt „Spurensicherung und Lebenslinien der Landler".

Bei den Visiten der ersten Jahre waren die Stunden bei den Landlerfamilien zeitlich begrenzt, man mußte pünktlich wieder beim Bus sein, um mit der Gruppe gemeinsam nach Hause zu fahren.

Später, ab Sommer 1984, als wir auch Reisen mit dem eigenen, gut bestückten Auto in Selbstversorger-Manier mit viel Dieselreserve unternahmen, hielten wir es für notwendig, rasch von der Hauptstraße zu verschwinden und, wenn möglich, unbeobachtet in vertraute, sich uns öffnende große Tore einzufahren. Im Laufe der Zeit lernten wir die Handhabung der Verschlußmechanismen. Man fühlte sich geborgen, wenn das Tor hinter einem geschlossen wurde, und die Stunden waren nicht so knapp bemessen. Allerdings mußten wir jeden Abend zurück in das Hotel.

Bemerkenswert war auch, daß unser behutsames Anklopfen meist erfolgreich war – irgendwer war immer zu Hause. Oft wurden wir auch „weitergereicht", wenn es um besondere Themen unseres Interesses ging. Auf diese Art erlebten wir den Freundeskreis von Familie Piringer und damit das Ehepaar Glatz auf Nr. 214 in Großpold, dessen *Nachbarmoam* und Familie Rohrsdorfer. Die Familien Dietrich/Bottesch und Verwandtschaft waren sichere Gewährsleute weit über unsere ursprünglichen Fragen hinaus. Beim Besprechen und Herzeigen der Tracht nahm man die einzelnen Stücke aus der Schubladkommode heraus: Dabei hatten wir den Eindruck, die Aufbewahrungsanordnung war in allen Häusern gleich, auch der *Spanglettkittal* und der schafwollene, gefaltete weibliche Rock lagen, eng umwickelt mit einem Band, immer in der untersten Lade. „Um eine Zeit" wußten wir, daß die Besitzerinnen der schönen, großen Seidentücher diese aus Familientradition auch datieren konnten, wer noch das weiße Organzakopftuch für junge Frauen über der Haube zu binden verstand und wer gestickte Pölster aufliegen hatte, diese Zeugnisse des Hausfleißes von Generationen von Frauen, und auch, welcher Wein uns am besten schmeckte.

Wir haben viel fotografiert – die Photothek aus diesen Jahren ist beachtlich – und sehr viel notiert. Quelle dieses Beitrages ist heute noch das nur 10 x 4 cm große rote Notizbuch mit herausnehmbaren Blättern. Bei Grenzübertritten erfindungsreich versteckt, bei fast allen Gesprächen und Beobachtungen zu oft abgekürzten Schlagworten hervorgeholt, erinnert es uns u. a., daß der Wert des rumänischen Lei im Land damals für öS 100,– 75 Lei war! Und heute?[4]

Die Reisespesen haben wir in all den Jahren selbst getragen und in den ersten Jahren auch alle Spendenkosten. Etwa ab 1985 hat die Österreichische Landsmannschaft mit Hilfe von Geldaufrufen eine Landlerhilfe eingerichtet. Davon wurden fast alle notwendigen, hochwillkommenen Hilfsgüter gekauft, die dann in Siebenbürgen über die evangelischen Pfarrämter nach einem gut durchdachten Schema verteilt oder von uns

4 Juli 1998: ÖS 100,– fast 70.000 Lei!

direkt unseren Gesprächspartnern gegeben wurden. Es ging um ganz gezielt mitgebrachte Lebensmittel und vorbestimmte Kindernahrung sowie notwendige Medikamente.

Die Spenden und Hilfsgüter lösten bei fast allen Empfängern Gegengaben aus, in vereinzelten Fällen hatten wir beinahe den Eindruck, sie schenkten uns mehr als wir ihnen. Denn die bereitwillig angebotenen Präsente ihres eigenen Lebensbereiches waren uns so wertvoll, daß wir Österreicher die Beschenkten waren, und nach der Rückkehr erfüllte uns ein Gefühl der Dankbarkeit diesen siebenbürgischen Menschen gegenüber.

Ganz besondere Freude lösten bei den Landlern die gespendeten Buchinger-Bücher aus. In jeder Ortschaft gab es ab dem Jahr 1985 ein Exemplar dieses wichtigen Werkes über die Landler. Es ging von Hand zu Hand und wurde gründlich studiert.[5]

Oft bekamen wir Güter anvertraut, die wir dann von Österreich aus weiterleiten sollten. Es waren Dokumente, Familienbilder von historischem Wert und Gegenstände, die per Post nicht gesandt werden konnten, meist bestimmt für Familienangehörige in Deutschland.

3. Als Besucher in Hermannstadt

Das „Bulevard" in Hermannstadt, ein Dreisternehotel der unteren Grenze und billiger als das neue „Continental", stammt noch aus der k.u.k.-Vergangenheit, ebenso wie der über Jahre hinweg umgebaute „Römische Kaiser". Es war im Ceauşescu-Rumänien verboten, bei Privatpersonen zu wohnen, außer bei nahen Verwandten. In Wien beim Reisebüro kaufte man Hotelgutscheine und Benzingutscheine. Der Empfang im Hotel war bei der Rezeption äußerst freundlich und höflich – die Rumänen sind charmante Menschen. Man wußte dort sehr bald von unserer karitativen Tätigkeit, die vom rumänischen Staat unter dem Motto: ‚Wir haben alles, wir brauchen nichts!' gar nicht gern gesehen wurde. Mit Hilfe von Kaffee, Schokolade, Zigaretten, Nylonstrumpfhosen und sogar Blaupapier entstand ein gewisses Nahverhältnis, von unserer Seite mit etwas Mißtrauen vermengt. So waren wir gern gesehene Gäste, im Unterschied zu den häufigen russischen Reisegruppen. Im Frühstücksraum und Speisesaal wurden wir, den Umständen entsprechend, bestens bedient, wobei ein Packerl „Kent"-Zigaretten willkommen war; nur die sogenannte Butter war fast ungenießbar, der chinesische schwarze Tee aber schmackhaft, Kaffee gab es kaum.

Bemerkenswert gut war die leider nur selten beim Frühstück servierte Salami, die zwar in Hermannstadt erzeugt wurde, aber nicht in den Handel kam, bestenfalls in den sogenannten Shop, wo sie nur gegen Westwährung verkauft wurde. Mit Hilfe der Wa-

5 BUCHINGER (1980).

ren im Shop haben wir Mengen von Lebensmitteln und Zigaretten erwerben und verschenken können. Es lebten in Hermannstadt und Umgebung ältere, oft schon gebrechliche Frauen, Witwen nach ehemaligen deutschen Soldaten, die von der Bundesrepublik Deutschland eine kleine Rente in DM-Gutscheinen durch eine rumänische Bank ausgehändigt bekamen. Mit diesen Gutscheinen warteten sie oft lange, bis der Shop endlich wieder Ware zugeteilt bekam. Dr. Maria Klein, Bischofsgattin – damals schon über 70 Jahre alt – und wir transportierten einmal gemeinsam auf einem Handwagen schwere Säcke Mehl durch die Stadt für die Kantine der Evangelisch-Theologischen Fakultät. Es war immer wieder erstaunlich, wie rasch Nachrichten weiterverbreitet wurden, manches Mal waren wir selbst die Überbringer. Am Telefon war es angezeigt – auch in breiter Mundart, der wir mit „gespitzten" Ohren lauschten –, nur Unverfängliches mitzuteilen, wenn es zum Beispiel um unsere Besuchsvereinbarung ging, denn man vermutete, daß abgehört wurde. Nur die äußerst spärlichen Telefonautomaten schienen sicher zu sein.

Der Betrieb in den Speisesälen des Hotels war bemerkenswert. Während des Abendessens spielte eine Salonmusikgruppe laut und gefühlvoll auf, für uns oft Walzer und Wienerlieder und für die sehr disziplinierten russischen Reisegruppen, die geschlossen im Gänsemarsch hereinspazierten, Balaleika-Musik. In den verbeulten, trockenen Blechkübeln auf Beinen, neben den Tischen, wartete das Mineralwasser, viel zu warm. *Ciorba*, die gesäuerte Suppe, gab es manches Mal sogar mit einem *Gupf* Rahm drauf und als Hauptspeise gebratene Wurst mit *Palukes*, einem schmackhaften Maisbrei, bei dem auch fallweise sehr kleine, zähe Stücke Fleisch oder Huhn dabei waren. Aber mit Murfatlar, Mädchentraube oder Riesling konnte man, aus pompösen Kristallgläsern getrunken, nachspülen, soferne Wein zu haben war.

Der Palatschinken-Nachtisch, genannt *Kletiten*, picksüß, heiß und sehr beliebt, schloß viele Mahlzeiten ab. Neben unserem Hotel, unter unseren Zimmerfenstern, gab es auch bei kühlem Wetter einen Biergarten mit lebhaften, lauten Männern und auch ein paar Frauen, die das Getränk, stundenlang vor einer Flasche sitzend, sehr genossen. Doch Punkt 10 Uhr abends trat schlagartig Ruhe ein – die Ordnung des Polizeistaates.

Von diesen Hotelfenstern aus haben wir in der Silvesternacht 1985/86 das Heulen der Fabrikssirenen und das festliche Geläute aller Kirchenglocken vernommen und mit einer gewissen Genugtuung bemerkt: Die Glocken läuten anhaltender als Sirenen heulen können. Ob in den zugeteilten Zimmern Abhörgeräte installiert waren? Wir waren – so meinen wir – immer vorsichtig. „Verdächtige" Besprechungen führten wir im Badezimmer bei rauschender Wasserleitung.

Mit unseren billigen Lei, schon in Wien besorgt und immer sehr einfallsreich in den verschiedensten Varianten gut versteckt über die Grenze gebracht, waren wir schein-

bar Kapitalisten. Bei der Ausreise wollten wir die mühsam eingeführten, nicht ausgegebenen Scheine nicht mitnehmen und deponierten diese beträchtlichen Summen bei vertrauten Menschen bis zu unserer nächsten Einreise. Am Markt von Hermannstadt kauften wir oft Mengen von Blumen bei den Landlerinnen, um sie dann der Kirche zu schenken. Töpferware und Handstickereien, Bücher und Kristallglas, alles sehr billig besorgt, verkauften wir in Wien, um mit dem Erlös wieder Hilfsgüter zu beschaffen.

4. Zensur und Selbstbehauptung

Eine besondere Freude war der Bücherkauf in der deutschen Abteilung der „Dacia Traiana"-Buchhandlung am „Großen Ring" in Hermannstadt beim immer freundlichen Herrn Erich Pitters. Mit seiner Hilfe haben wir deutschsprachige Neuerscheinungen und Neuauflagen der Verlage „Kriterion" in Bukarest, „Dacia" in Klausenburg, „Albatros" und „Ion Creangă" erwerben können. Bisweilen waren die Bücher schnell vergriffen, daher mußte die Zeit genützt werden.

Die Lektüre der Veröffentlichungen bot willkommene Einblicke in den literarischen Schatz des rumäniendeutschen Schrifttums und brachte eine bedeutende Bereicherung unserer Kenntnis über Land und Leute. Viele Bücher bekamen wir von unseren siebenbürgischen Freunden geschenkt, und es entstand eine beachtliche Bibliothek in Wien. Bei der Lektüre trafen wir hier auf „den Schriftsteller, der sich zähneknirschend der Zensur beugte, den Forscher, der nach vorgegebenen Richtlinien und Plänen arbeiten mußte, den Lehrer, der seine Schüler mit halben Wahrheiten abspeiste und den Geistlichen, der auf weltliche Gebote hören mußte."[6]

Auch den deutschsprachigen Journalisten galt unsere Hochachtung. Die zwei viel gelesenen deutschen Wochenzeitungen „Karpatenrundschau" (Kronstadt) und „Die Woche" (Hermannstadt) ließen wir uns nach Wien schicken, die Tageszeitung „Neuer Weg" lag sogar im Hotel auf. Den „Neuen Weg"-Kalender kauften wir jedes Jahr. Die Leistungen der verschiedenen Autoren in allen Sparten der Zeitungsliteratur halten ein Stück Zeitgeschichte der Deutschen in Rumänien fest. Wenn man die kommunistische Tagespolitik der ersten zwei Seiten überblätterte, erfuhr man fast alles Wichtige, man lernte aber auch, zwischen den Zeilen zu lesen.

Bei der Nachricht über das Atomkraftunglück in Tschernobyl am 9. 5. 1986 stand nur folgendes in der Zeitung „Die Woche" Nr. 960: „In der Nacht vom 30. April bis 1. Mai wurde eine Erhöhung der Radioaktivität festgestellt. Zur Koordinierung aller im Zusammenhang mit dieser Lage notwendigen Maßnahmen ist am 1. Mai eine Partei- und Staatskommission eingesetzt worden." Ein paar Empfehlungen folgten …

6 MARKEL, Michael (1993): Siebenbürgische Zeitung, 12. November.

Das Verbot, die deutschen Ortsnamen in rumäniendeutschen Veröffentlichungen zu gebrauchen, machte erfinderisch – wenn das Thema nicht so bitter gewesen wäre, könnte man schmunzeln. Ein geschickter Winkelzug, um die deutschen Namen zu erhalten, war folgender: Die „Zibinsstadt" war Hermannstadt und Kronstadt war „die Stadt unter der Zinne" – ein Fluß und ein Berg halfen.

Ein sehr wesentlicher Teil waren die Ankündigungen der Veranstaltungen, auch in den drei Landlerorten, als Lebensäußerungen ihrer Dorfgemeinschaften. In den Rubriken „Kulturspiegel", „Kaleidoskop" und „Umschau" wurde erwähnt, was wir wissen wollten.

In der Zeitschrift „Neue Literatur" vom September 1985 entdeckten wir eine Kurzgeschichte des landlerischen Schriftstellers Hans Liebhardt aus Großpold/Bukarest: „Ein Zelt am Meer". Die Wirklichkeitsnähe seiner Schilderungen und die für uns Österreicher so vertraut klingende Wortwahl seiner Kindheitserinnerungen machen ihn zu einem unserer Lieblingsschriftsteller. In Zeitungen, Büchern und Zeitschriften, die 1.000 km weiter östlich erscheinen, die Worte „Es ist zum katholisch werden ...", „alte Fratschlerin" oder die österreichischen Begriffe Zwetschken, Karfiol und Funzel zu lesen, ist ein besonderer Genuß!

5. Beim Bischof und den Neppendorfer Blumenfrauen

Unsere jahreszeitlich und familiär bestimmten Reisetermine erlaubten uns nicht, an einem Weihnachtsabend einem siebenbürgischen Gottesdienst beizuwohnen. Zu Silvester aber war uns das schon möglich – eindrucksvoll und unvergeßlich! Zu Ostern waren wir oft am Zibin und beobachteten, daß eine Anzahl von berufstätigen Menschen absichtlich an Sonn- oder Feiertagen an den Arbeitsplatz in Fabrik oder Werkstatt beordert wurde. Sie fehlten an diesen Tagen der Kirchengemeinschaft.

Für die protestantischen Gemeinden Siebenbürgens und somit auch für die Landler-Dörfer stellte der damalige Sachsen-Bischof Dr. Albert Klein (Abb. 7) fest: [Es] „tragen noch die überlieferten Strukturen, und die Übersichtlichkeit der Gemeinde gewährleistet den personalen Charakter des kirchlichen Dienstes. Noch gilt die traditionelle Gemeindeordnung und bewährt sich als wirksamer Halt für die Glaubensgenossen, besonders in Fragen des Gemeinschaftslebens und der Erziehung. Der Kirchenbesuch ist so gut, daß das gottesdienstliche Leben einen starken Einfluß auf die Gemeinde ausüben kann [...]. Zwar arbeitet ein großer Teil der mittleren Generation in der nahen Stadt und in der Industrie – ein Pendelverkehr hilft – aber der Zuschnitt des Lebens ist der bäuerliche, denn die älteren Familienmitglieder und ein Teil der Frauen arbeiten im Ort, sind in Landwirtschaft, mit Blumenzucht und Heimarbeit beschäftigt. Die Kinder, die die deutsche Abteilung der staatlichen Schule besuchen,

Abb. 7: Dr. Maria und Bischof Dr. Albert Klein (um 1984)

können an den kirchlichen Unterweisungen teilnehmen und später den zweijährigen Konfirmandenunterricht besuchen. Die Jugendlichen haben noch einen Rückhalt an überliefertem kirchlichem Brauchtum, das auch in den Familien gepflegt wird. Sonntägliche Gottesdienste, Bibelstunden, Advent- und Passionsandachten werden regelmäßig abgehalten und Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung werden nach altem Brauch vorbereitet und nach überlieferten Ordnungen begangen."[7]

Im gepflegten Hause des Bischofs lernten wir nicht nur Bücher über Siebenbürgen kennen, sondern auch seine vornehme Kultiviertheit im Gespräch schätzen. Von Frau Bischof Dr. MARIA KLEIN, Germanistin, erhielten wir viele Hinweise auf Persönlich-

7 KLEIN (1977), S. 20 und 21.

Abb. 8: Landlerin mit ihrem typischen Marktwagerl auf dem Marktplatz in Hermannstadt (1984)

keiten unter den Landlern, auch in Hermannstadt. Wir suchten ja den Dialog auf verschiedenen Ebenen.

Die Haushaltshilfe, eine Landlerin aus Neppendorf, wurde während der häuslichen Tätigkeiten – ich durfte nicht helfen, aber in der Küche gemütlich sitzen – über landlerische Lebensweise mit all ihren Erscheinungsformen befragt, wobei gewisse österreichische Eigenheiten der Wortwahl ihrem siebenbürgischen Hochdeutsch ein liebenswertes Kolorit gaben.

So erfuhren wir unter anderem von der traditionellen Blumenzucht der Neppendorfer, welche Sorten sie veredelten, welche sie aus Samen zogen und welche sie kreuzten. Nur Rosen züchteten sie nicht, das fiel uns auf. Die wurden am Markt von Hermannstadt von anderen Frauen verkauft. Am Zibinsmarkt, zwischen den Blumenstandeln der Neppendörferinnen, zu erkennen an den meist blauen Kopftüchern über der darunter bemerkbaren *Gretlfrisur*, hörten wir bei einem lauten Zuruf über Kübel mit Narzissen und dem grünen Marktwagerl hinweg, wie sich die Frauen durch den Gebrauch ihrer landlerischen Mundart recht selbstbewußt von der rumänischen Umgebung abhoben. In unseren Gesprächen mit ihnen wurde uns klar, daß für diese Frauen und ihre Familien die „Stille Hilfe Siebenbürgen" nicht nur eine materielle Unterstützung darstellte, sondern daß unsere Besuche für sie auch einen seelischen Beistand aus Österreich bedeuteten. Öfters hörten wir: „Sind Sie so weit gekommen zu uns ..."

Dr. Albert Klein, dieser hochgewachsene, achtunggebietende Sachsenbischof, hat mit viel Geduld all unsere laienhaften Fragen beantwortet und verwies uns auch an Pfarrer Dr. Hellmut Klima in Neppendorf. Der Besuch bei Pfarrer Klima im April 1984 war dann auch ein Schlüsselerlebnis für uns. Er war bestimmend für all unsere weiteren Tätigkeiten.

6. Die Neppendorfer Landler und ihr Chronist Pfarrer Dr. Hellmut Klima

Nach unserem Besuch erreichte mich in Wien folgender Brief:

Neppendorf, am 20. April 1984

Sehr geehrte Frau Prof. Hassfurther!
Ich stehe noch unter dem freudigen Eindruck Ihres freundlichen, leider nur kurzen Besuches bei uns. Seit 1940 – seit meinem Dienstantritt als ev. Pfarrer von Neppendorf – also seit mehr als 44 Jahren, beschäftige ich mich mit der Geschichte meiner Gemeinde und mit der Geschichte der ‚Landler', die ihres Glaubens wegen im 18. Jahrhundert nach Siebenbürgen deportiert wurden. Ich mußte die Feststellung machen, daß kein österreichischer Forscher und keine österreichische Kulturvereinigung je Interesse gezeigt hätte für die Vergangenheit und die Mundart der Landler. Eher konnte ich lesen, daß

österreichische Forschergruppen im Orient oder außereuropäische Länder Studien gemacht haben, aber um das noch lebende Zweiglein des eigenen Volkes in Siebenbürgen hat man sich nicht gekümmert. Wenn es nun ein ‚österreichisches Sprachinselmuseum' gibt, so ist zu hoffen, daß sich eine Wendung anbahnt. Zweifellos sind die in Siebenbürgen noch lebenden Landler eine Sprachgruppe, die man als ‚österreichische Sprachinsel' bezeichnen kann. Nie aber ist ein österreichischer Sprachforscher hier gewesen, um die Mundart zu studieren. Diese Mundart lebt noch heute und trägt noch starke gemeinschaftsbildende Kraft in sich …[8]

Dieser Vorwurf ging unter die Haut! Von jenem denkwürdigen Zusammensein an besuchten wir bei allen folgenden Rumänienreisen jedes Mal, auch unangemeldet, Pfarrer Dr. Klima und seine Frau Maria in ihrem gemütlichen Haus. Hier erhielten wir in stundenlangen Gesprächen wertvolle Informationen über die Landler.

Die ersten handbestickten „Halstücherln" wurden mir hier im Namen der Neppendorfer Frauen geschenkt, nicht ohne detaillierte Hinweise, in welchem Alter, zu welcher Gelegenheit welche Tücher von den Landlerinnen getragen werden.

In meinem Buch „Vergessene altösterreichische Tracht in Siebenbürgen" hat dies, zusammen mit Pfarrer Dr. Klimas Beschreibungen der Landlertracht in Neppendorf, seinen Niederschlag gefunden[9].

Auf unsere Bitte ließ er Mundartsprecher kommen und auf Kassette aufnehmen, wobei ihm Renate Liebhart behilflich war. Auch Liedaufnahmen existieren aus dieser Zeit. Der Pfarrer sang selbst. Er war es auch, der uns deutlich vor Augen führte, daß die Landler eine österreichische Sprachinsel innerhalb der bereits bestehenden siebenbürgisch-sächsischen Sprachinsel sind, und machte uns die Eigenständigkeit der Landler klar. Daß er selbst umfangreiche Studien über Tracht, Mundart und Lebensweise der Landler betrieb und veröffentlichte, wird an anderer Stelle gewürdigt (s. Beitrag I. Sift).

Die differenzierten Regeln beim Tragen der Tracht in Neppendorf hatten wir rasch begriffen, und die mundartlichen Bezeichnungen ließen wir uns erklären und notierten sie. Erstaunlich für uns war der Wechsel von Tracht und Mundart beim Einheiraten in anderssprachliche Familien und Ortschaften. Auch das Anpassen der Mundart an den jeweiligen Gesprächspartner, nach Alter und Ansehen jeweils wechselnd, war für uns neu, besonders bemerkenswert und auch belehrend.

Im August 1989 erlebten wir, gezeichnet durch den frühen Tod unserer Tochter, dankbar in Neppendorf die berührenden Hochzeitsfeierlichkeiten von Renate Liebhart

8 Klima Hellmut: Brief an die Verfasserin.

9 HASSFURTHER (1989).

mit dem Oberösterreicher Fritz Bauinger. Die Braut wurde auch vom Pfarrehepaar Dr. Klima aus der Heimat verabschiedet.

Mit tiefer Trauer hörten wir die Nachricht über den Tod von Dr. Hellmut Klima. Er verstarb am 7. Oktober 1990 in seinem 76. Lebensjahr in Neppendorf. Zu unserem allergrößten Bedauern hat er die Eröffnung des Landlermuseums in Bad Goisern (Abb. 13) am 27. Juni 1992 nicht mehr erlebt, von der Planung aber wußte er schon.

7. Auf der Suche nach weiteren Altösterreichern in Rumänien

1984 entschlossen wir uns zu einer großen, dreiwöchigen Rundreise mit unserem Privatauto. Ein Empfehlungsschreiben der Abteilung für kulturelle Auslandsbeziehungen, ein rumänischer Schulatlas, zweisprachige Landkarten, neuerworbene Rumänischkenntnisse und Anleitungen von Frau Prof. Dr. Maria Hornung für Mundartaufnahmen sorgten für gezielte Tätigkeiten.

Das große Erlebnis dieser Reise war Stadt und Kirche Bistritz mit dem Pfarrehepaar Stieger (Abb. 9), Landler aus Großau, und ihren Mundartgesprächen, die wir auf Kassetten festhielten. Durch die gemeinsame Arbeit entwickelten sich zwischenmenschliche Beziehungen, die heute noch bestehen. Die pflichtbewußte Tätigkeit dieses Pfarrehepaars in der Diaspora Nord-Siebenbürgens war bewundernswert. Die Kassetten mit Texten in Großauer Landlermundart mit eingestreuten Liedern und kleinen Schilderungen sind unsere kostbarste Dokumentation aus dieser Zeit.

Abb. 9: Pfarrerehepaar Stieger in Landlertracht (1984)

In Reschitz und Steierdorf einerseits und oben im Banater Bergland, in Wolfsberg (rum. Garina), andererseits ließen wir die vertrauensvoll plaudernden Menschen in unser kleines, diskretes Aufnahmegerät erzählen. In Wolfsberg hat uns damals der dortige Pfarrer seine schwerwiegende Kritik nicht vorenthalten. Bis zu jenem Zeit-

punkt, also Sommer 1984, trugen alle weiblichen Dorfbewohner der beiden entlegenen deutschen Orte (Wolfsberg und Weidental) noch ihre Tracht. Kurz vor unseren Mundartaufnahmen war erstmalig ein Hilfsgüterbus mit Lebensmitteln und Bekleidungsspenden im Dorf gewesen; seitdem tragen die Mädchen Blue jeans, sagte er. Und wir maßen uns an, Spenden zu bringen!

Es sei noch erwähnt, daß wir auch den Ort Tirol im Banat, im stark bewachten Grenzgebiet gegen das damalige Jugoslawien, besuchten und uns vom uralten Pfarrer Tribus die Geschichte seines Dorfes erzählen ließen.

8. Erfolge in der Mundartforschung

Bald hatten wir den Wunsch, das für uns neu entdeckte Landlerdasein in seinen vielfältigen Ausprägungen auch wissenschaftlich festzuhalten. Dr. Maria Klein war es, die uns zu Anneliese Thudt, der Leiterin des „Siebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuchs" in Hermannstadt brachte, wo sich die erste Möglichkeit einer Zusammenarbeit abzeichnete. Johanna Bottesch, Germanistin, auf die uns Pfarrer Samuel Piringer hinwies, hatte ihre Diplomarbeit über den Großpolder landlerischen Wortschatz teilweise beim Wörterbuch erarbeitet und war grundsätzlich bereit, neben ihrer beruflichen Tätigkeit, neben Familie und Haus, ihr Forschungsthema auszuweiten. Jedoch, wie wollte man mit dem Ausland auf Dauer „verkehren", ohne die Aufmerksamkeit der „Obrigkeit" auf sich zu ziehen? Anneliese Thudt übernahm es, die sprachwissenschaftliche Zusammenarbeit auf siebenbürgischer Seite zu organisieren. Für die offiziell-rechtliche Klärung des Forschungsunternehmens stellte sich das Wiener Sprachinselmuseum in der Person von Univ.-Prof. Dr. Maria Hornung zur Verfügung, schließlich sollte die Arbeit ja in Österreich gedruckt werden. Da die drei ersten Eingaben an das Consiliul Culturii si Educatiei Socialiste (Juli 1985, Januar 1986 und April 1986 auch in rumänischer Fassung) keine Reaktion gezeigt hatten, ging der nächste Antrag zwecks Kontaktaufnahme an die Rumänische Akademie der Wissenschaften in Bukarest (April 1987). Im Oktober desselben Jahres kam die ausweichende Antwort, daß den Wiener Wissenschaftlern in Bukarest alle gewünschten Unterlagen zur Verfügung stünden und sie dort – aber nicht in den Landlerdörfern – jederzeit gern gesehen wären. Man war also unerwünscht. Das Arbeitsvorhaben schritt trotzdem voran, man war sich bald einig, ein Wörterbuch der Großpolder Landlermundart zu erstellen, das sich in seiner Anlage weitgehend nach dem des Siebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuchs richten sollte. Das Ehepaar Johanna und Martin Bottesch übernahm das Projekt mit großem Engagement, Anneliese Thudt stand ihm jahrelang zur Seite, in Wien wurden weitere linguistische und drucktechnische Fragen erörtert und 1992 legten die Autoren die zweibändige Monographie – das Wörterbuch und eine Grammatik – im Rahmen eines Festaktes in Wien vor. Die Landler-Bibliographie und die

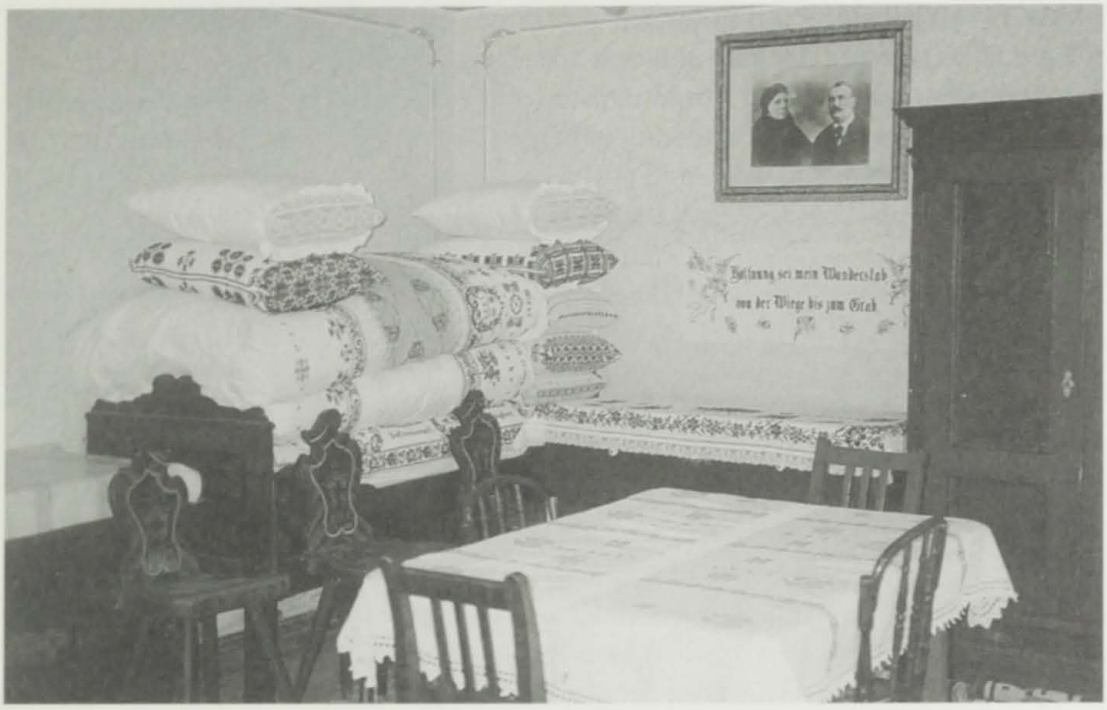


Abb. 10: Frau Gromeiers Stube in Großau (1986)

österreichische Mundartforschung haben damit eine unschätzbare Bereicherung erfahren.[10] Es hatte sich gelohnt durchzuhalten!

9. Weitere Kontakte, Verschlechterung der Lebensbedingungen in Siebenbürgen

Bei den Bandaufnahmen über Tracht und Weinbau in Großpold half uns Pfarrer Samuel Piringer jun. sehr. Zur Ergänzung sind in Großpold auf von uns beigestelltem Filmmaterial sozusagen anonym hervorragend gute Fotos und Dias entstanden, die wir dann in Wien in unsere oft gehaltenen Diavorträge über die Landler einfügten, untermalt mit unseren eigenen Kassetten mit Mundartproben und Liedern.

In Großau waren unsere Gesprächspartner das Ehepaar Erna und Sepp Huber, Elise Liebhardt und ihre Familie sowie die Schwestern Gromeier (Abb. 10) und Fuchshuber. Sie waren immer bereit – selbst wenn sie soeben vom Teppichschwemmen im Zibin kamen – uns in jeder Hinsicht zu unterstützen. Mit ihrer Hilfe gelang es uns auch endlich nach vielen vergeblichen Versuchen, in das Großauer Dorfmuseum

10 BOTTESCH (1992).

(Abb. 11) zu gelangen. Zu erkennen war dieses hübsche alte, damals leider ungepflegte Haus an einer der ganz seltenen zweisprachigen Hinweistafeln. Der Schlüssel war beim kommunistischen Bürgermeister, und die Ausfolgung wurde dann endlich durch den geflüsterten – und sofort erfüllten – Wunsch der Frau Bürgermeister beschleunigt, den strahlend weißen Kunstfaser-Sommerhut aus unserem Auto zu besitzen. Das Dorfmuseum existiert heute noch.

Ein bäuerliches Theaterstück im Großauer Kulturhaus, in siebenbürgisch-sächsischer Mundart sehr lebhaft aufgeführt, veranlaßte eine hinter uns in der Zuschauerreihe sitzende Landlerin, uns ihre Version der Sprache ins Ohr zu sagen, halb landlerisch, halb hochdeutsch – ein praktisches Beispiel der sprachlichen Vielfalt. Hingegen wissen wir, daß so manche Landlerin der älteren Generation kaum rumänisch konnte, und wenn sie ihre Kirschen am Fabrikstor den vorbeieilenden Arbeiterinnen anbot, so reichten ihre Sprachkenntnisse nur knapp. (Elise Liebhardt)

Die Darbietung der Musikanten und Sänger an demselben Abend veranlaßte uns zu der Frage, woher das Notenmaterial stammte. Es sei aus Österreich und Deutschland gekommen, weiters würden sie auch gerne übernehmen, was sie vom einzigen gut „empfangbaren" österreichischen Sender, dem Ö 3, hörten.

Erschütternd war die Schilderung des mißlungenen Fluchtversuches von Hermann Huber jun. Wir erlebten die furchtbare Angst der Eltern, als sie die Abwesenheit des Sohnes bemerkten und die ohnmächtige, zähneknirschende Wut des Vaters über die tierischen Mißhandlungen an seinem gefangenen Junior, der dann, schwer verletzt, mit einer sehr hohen Geldsumme freigekauft werden konnte, zu der das halbe Dorf beitrug (s. Authentische Berichte). Wir wissen von Fluchtversuchen, die tödlich endeten, aber auch von erfolgreichen. Im Mai 1989 ist Werner Reisenauer, jetzt Bad Goisern, in vier Tagen in einem Viehwaggon abenteuerlich nach Österreich geflüchtet. Damals schrieben wir an Amnesty International, haben aber nie eine Antwort bekommen. Verschiedene Male hörten wir von aufgebrachten Landlern und Sachsen Aussagen wie: „Wenn sie uns wenigstens erlauben würden, alle zwei Jahre eine Reise ins [westliche] Ausland zu machen."

Die jahrelange, immer noch bestehende Freundschaft mit Anneliese Thudt, Hermannstadt, und dem Ehepaar Irmgard und Werner Sedler, heute Ludwigsburg, bereicherte mit viel Geben und Nehmen unsere mit Dankbarkeit aufgenommenen Erkenntnisse und Einsichten über Land und Leute.

Die Österreichische Landsmannschaft förderte durch eine finanzielle Zuwendung die Forschungs- und Dokumentationsarbeit des Ehepaares Sedler. Werner Sedler schreibt in seinem Dankbrief:

[...] *Es geht uns, meiner Frau Irmgard Sedler (Volkskundler am Brukenthalmuseum) und dem Unterfertigten darum, das geistige und materielle Kulturerbe der Siebenbürger Sachsen und ‚Landler' so, wie es jetzt noch vorhanden ist, zu dokumentieren und zu er-*

Abb. 11: Museum Großauer Haus (1986)

forschen. In sehr vielen Bereichen (z.B. Tracht – evolutiv, nicht deskriptiv betrachtet –, Brauchtum, Fachwortschatz der siebenbürgisch-sächsischen Handwerker) gilt es, noch in letzter Minute verschwindende (zeit- und wirtschaftlich bedingte) Sachverhalte aufzuzeichnen. Wir sehen in dieser Arbeit einen Lebenszweck und versuchen, durch Veröffentlichungen in rumäniendeutschen Zeitungen und Zeitschriften (aber auch in ausländischen) die kulturellen Leistungen der Siebenbürger Sachsen ins Bewußtsein der Leser zu rücken. Die Unterstützung der ÖLM kommt dementsprechend nicht nur uns zugute, sondern ist auch ein Dienst an der Sache selbst.

[...] Die in den westlichen Medien z. Z. hochgespielte ‚Hungersnot' der Rumäniendeutschen entspricht, wenn auch von Fall zu Fall verschieden unter- oder übertrieben, der Wahrheit, daß aber kulturelle Förderung und Konservierung geistiger Güter nottut, das sehen die wenigsten."[...][11]

11 Sedler Werner (1987): Dankschreiben an die Österreichische Landsmannschaft in Wien.

10. Das Landler-Trachtenbuch

Es muß hier daran erinnert werden, daß das Buch „Vergessene altösterreichische Tracht in Siebenbürgen" im Mai 1989 erschien. Die Herausgeberin war bemüht, den Text so abzufassen, daß das Buch in das kommunistische Rumänien eingeführt werden konnte und verbreitet werden durfte. Aus Rücksicht auf die damaligen Mitarbeiter und auf Pfarrer Dr. Hellmut Klima konnte man damals keine Namen nennen, was ich hiermit nachholen möchte.

Die genaue, ausführliche Trachtenbeschreibung von Großpold haben Johanna und Martin Bottesch zusammengestellt. Da geistiges Eigentum aus Rumänien nicht ausgeführt werden durfte und Schreibmaschinen registriert waren – von jeder Schreibmaschine lag bei der Securitate ein Probetext auf –, schmuggelte man ihre beschriebenen Blätter zwischen den Seiten der Straßenkarten in der Autotüre über die rumänisch-ungarische Grenze.

Ähnlich ging es mit den Aufzeichnungen der Neppendorfer Tracht von Renate Bauinger-Liebhart, die mit Hilfe von Pfarrer Dr. Klima sogar die mundartlichen Beschreibungen auf Kassetten sprach, die dann, mit Wiener Walzertakten getarnt, auch bis Wien kamen.

Renate Liebhart fuhr nach Arbeitsschluß mit dem Fahrrad die abends manchmal recht einsame Landstraße nach Großau, um von den dortigen Gewährsfrauen die speziellen Feinheiten ihrer Tracht und deren Mundartbezeichnungen zu erfahren. Auch sehr detaillierte Fragebögen mit aufschlußreichen Antworten über die Aussteuer von landlerischen Brautleuten aus Neppendorf und Großau erarbeitete Frau Liebhart in dieser Zeit; sie warten noch auf eine Auswertung.

Erstaunlich war die rasche mündliche Information über das Erscheinen des Trachtenbuches bei den Landlern. Ende Mai 1989 kamen mit Hilfe von Dr. Gerta Lawton aus Wien vier Exemplare nach Rumänien, und in etwa drei Tagen wußte ganz Hermannstadt und Umgebung von diesen Büchern.

Die Freude von Pfarrer Dr. Hellmut Klima war sehr groß. Er sparte aber auch nicht mit einer berechtigten Kritik, die bei einer eventuellen Neuauflage berücksichtigt werden soll. Bischof Dr. Albert Klein und seine Frau waren begeistert von der ausgezeichneten Farbwiedergabe der Fotos, und die Landler selbst waren sehr stolz! In Oberösterreich konnte ich erleben, wie der Trachtenfachmann Univ.-Prof. Dr. Franz C. Lipp das Buch erstmalig in die Hand bekam und strahlte!

11. Versuche, die Spätaussiedlung einzudämmen

Als Ende Dezember 1989 über Radio und Fernsehen die Nachricht kam: „Bürgerkrieg in Rumänien", packte uns große Angst um die uns vertrauten Menschen in Sieben-

bürgen. Aber das Schicksal hatte es gnädig gemeint mit unseren Freunden, was wir von BÄRBEL SCHÖFNAGEL, die blitzartig in großem Stil in Rumänien half, umgehend erfuhren.

Anfang Februar 1990 fuhren auch wir wieder, wie jetzt viele andere auch, mit Hilfsgütern nach Hermannstadt, wo Schuß- und Brandspuren der Revolutionstage deutlich zu sehen waren und öffentlich Kerzen für die Opfer brannten.

Der alte Sachsenbischof Dr. ALBERT KLEIN starb friedlich im Kreise seiner Familie am 8. Februar 1990, und die Beerdigung ein paar Tage später vereinte viele Siebenbürger in traditioneller Weise hinter dem Sarg.

Noch Ende Jänner hatte der deutsche Außenminister HANS DIETRICH GENSCHER in Hermannstadt eine geschliffene Rede in einem übervollen Saal des „Römischen Kaiser" gehalten, in der er aber leider nicht die rumäniendeutsche Bevölkerung zum Bleiben aufforderte.

Bei unserer oben erwähnten Fahrt waren wir mit dem folgenden Flugzettelaufruf in die Landlerorte gekommen, wobei wir feststellten, daß nur je ein Blatt in jedem Ort notwendig gewesen wäre, neben der Kirche angeschlagen, wie es die Kirchenbesucher gewohnt waren.

ÖSTERREICHISCHE
Landsmannschaft

A-1060 Wien, Fallmerayergasse 14a

Jänner 1990

BITTE BLEIBT!

Heimat ist unersetzbar!!!

Die Österreichische Landsmannschaft führt seit Jahren eine "Stille Hilfe" für Siebenbürgen durch, besonders die Aktionen von Frau Bärbel Schöfnagel haben viele Gemeinden erreicht. Seit nun Rumänien von der Zwangsherrschaft befreit ist, ist die Hilfsbereitschaft in Österreich bei vielen Stellen groß. Viele Vereinigungen beteiligen sich an Maßnahmen, durch die Spitäler, Kindergärten und darüber hinaus die gesamte Öffentlichkeit Rumäniens unterstützt werden. Besonders bemerkenswert sind die Aktionen unserer Österreichischen Bundesregierung, die Saatgut und Viehfutter, Wirtschaftskontakte, Kinderferienplätze, Schulpatenschaften, Ausbildungsmöglichkeiten usw. zur Verfügung stellen wird, sodaß etwa ab der neuen Ernte eine spürbare Verbesserung der Lebensbedingungen zu erwarten ist.

Dabei darf man neben der Hoffnung auf wirtschaftliche Erleichterungen nicht vergessen, daß wohl jeder seine Heimat, sein Vaterhaus, sein Dorf und sein Land liebt und dafür gerne arbeiten wird.

So werdet Ihr Euch in der vertrauten Umgebung geborgen fühlen, statt im Westen als Zuwanderer in fremder, anonymer Masse unterzutauchen. Die westdeutsche Regierung hat aufgrund des starken Zuzugs aus Osten die Fördermittel drastisch eingeschränkt. Ein Grund mehr, in der angestammten Heimat einen Neubeginn zu versuchen.

ÖSTERREICHISCHE LANDSMANNSCHAFT

Die Reaktion auf diesen Flugzettel blieb nicht aus. Aus den Landler-Dörfern trafen mehrere Briefe ein.

Großau 9. Feb. 1990

BITTE NEHMT UNS AN !!

Unsere URHEIMAT IST UNERSETZBAR !!!!

Liebe Freunde in Österreich

Liebe Landsleute

Wir rechnen es Ihnen hoch an,daß Sie den Gemeinden in Siebenbürgen so viel Hilfe zukommen haben lassen. Wir kennen Frau Schöfnagel, denn sie war jedesmal auch in unserer Gemeinde Großau. Wir danken ihr und Ihnen allen für diese Hilfe. Wir merken, daß Ihr uns jetzt, nach der Befreiung Rumäniens von der Zwangsherrschaft noch mehr unterstützen möchtet. Wir danken Euch allen, auch der österreichischen Bundesregierung für diese Bereitschaft. Leider aber müssen wir diese Hilfe als "zu spät" und zwecklos ansehen.

Vor etwa 2 Jahren meldete der Österreichische Rundfunk, daß die österreichische Regierung beschuldigt wird, weil sie sich nicht um die Landler in Siebenbürgen kümmert. Die Beschuldigung ging von Großau aus. Wir haben es einem Universitätsprofessor, namens Huber, aus Wien gesagt und er hat es offenbar zu unserer Zufriedenheit an den Ö. Rundfunk weitergeleitet. Wir haben aber die Behörden aus Wien nicht darum beschuldigt, weil sie uns keine Hilfe schicken. Hilfe ist genug, fast zu viel gekommen und kommt auch noch.

Wir haben sie beschuldigt, weil sie uns nicht erlauben, unter denselben Bedingungen wie in die B. R. D., nach Österreich in unsere Urheimat zurückzukehren. Ein Teil von uns will nicht in die B.R.D. um dort in, wie Sie schreiben, anonymer Masse unterzugehen. Wir möchten nach Österreich kommen in die Heimat unserer Urväter, das ist ein Menschenrecht und das muß respektiert werden.

Wir Großauer Landler haben in dieser Hinsicht schon etliche Briefe geschrieben, auch wie diese noch streng unter die Zensur kamen. Hatten sie immer so formuliert, daß man uns nichts vorwerfen konnte. So gingen die Briefe an den Herrn Bürgermeister von Bad Goisern, an andere Landsleute in Oberösterreich, an Herrn Landeshauptmann Ratzenböck und nicht zuletzt an Herrn Außenminister H.D.Genscher bei seinem Besuch in Hermannstadt. Herrn Genscher baten wir dem Herrn Außenminister A. Mock unser Anliegen mitzuteilen. Es scheint als ob er es auch getan hat, denn wir haben gehört, daß Verhandlungen aufgenommen worden sind. Ob es auf unser Ansuchen war oder nicht, das wissen wir nicht.

Ihr Lieben ! Nehmt uns das alles nicht für Übel. Im Laufe der

Geschichte haben unsere Väter hier oft schwer Tribut zahlen müssen. Jetzt scheint es ja als ob es uns wieder besser gehen würde. Es stellt sich nur die Frage, wie Lange ? Derjenige der möchte wir sollen dableiben, sollte mal mit uns tauschen, ich glaube in ein paar Monaten - vielleicht auch Wochen - wäre er anderer Meinung.

Das Ganze hat schließlich auch ein bißchen materiellen Charakter das geben wir zu. Nehme mich persönlich als Beispiel. Bin von Beruf Elektromonteur. Habe 18 Jahre lang auf verschiedenen Baustellen im Land gearbeitet. Wir haben ganze Komandosäle montiert und installiert, haben Transformatoren von 200 - 400 MVA montiert, die in Rumänien nach österreichischer Lizenz - nach ELIN - gebaut wurden. Aus Gesundheitsgründen ging ich dann in eine Fabrik als Betriebselektriker und zur Zeit nach 31 Arbeitsjahren bekomme ich ein Monatsgehalt von 3157 Lei oder 15 Lei pro Stunde. 1 kg Zucker kostet 15 Lei und 1 l Benzin 9 Lei. Ehrliche Arbeit ist schlecht bezahlt. Meine Mutter (75) kriegt nur die Hälfte von Vaters Rente (838 Lei), während sie für ihre über 20 Jahre als L.P.G.-Bäuerin geleistete Arbeit fast nichts erhält. Darum möchten und müssen wir von hier weg. Die Zigeuner haben uns überflügelt. Vor allem ist es die Jugend, die weg will. Sie heiraten nicht mehr, es kommen wenige Kinder zur Welt. Also muß ein jeder verstehen, daß wir uns so auf lange Sicht hier nicht mehr halten können. Und sollte es mir gelingen, mit der Familie nach Österreich oder in die B.R.D. zu kommen, dann schwöre ich vor Gott, nie mehr irgendwohin zu ziehen, wo ich zu einer nationalen Minderheit gehöre. Es ist gewiß um alles schade, was wir da hinterlassen, aber wenn wir zum Friedhof getragen werden, lassen wir auch alles. BITTE VERSTEHT UNS !! BITTE NEHMT UNS AN!!!

Abs. Michael Liebhart
2453 Cristian str. VI. Nr. 16
jud. Sibiu
R o m a n i a

EINGEL... 13. FEB. 1990

am 08.02.1990

An die österreichische Landsmannschaft

Bitte versteht uns!!!
Uns haben Ihre Blätter auch erreicht,wo Sie uns bitten zu bleiben. Hat sich einer aber die Frage gestellt ob es für's Bleiben nicht zu spät ist?
Wäre diese Wende vor mehr als 10 Jahren gekommen,hätte es für die Siebenbürger Landler und Sachsen noch ein Bleiben gegeben,aber jetzt gibt's kein Zurück mehr,wo allein in Grossau 81% den Antrag zum Auswandern gestellt haben.Mit welchen Kindern soll die deutsche Schule noch bestehen,wenn das junge Volk alles weg? Fragt sich da niemand was mit uns geschieht?Als Minderheit mussten wir schon immer leiden und wird auch nie aufhören.Es sind ja nicht nur die Lebensmittel die uns fehlen,uns geht einfach alles verloren.Sollen wir unter den Rumänen und Zigeunern untergehen? Uns stimmt eines traurig.Wir hören im Rundfunk oft,dass Österreich auch Türken,Jugoslaven und sonst noch andere Nationalitäten aufnimmt,die kein einziges Wort deutsch sprechen,mit denen Sie auch noch viel Mühe haben.
Wir dagegen sprechen deutsch,die Landler(noch etwa 3000 in drei Gemeinden)sprechen auch noch fast Ihren Dialekt und sind tüchtige Handwerker und Hausfrauen und doch haben Sie Bedenken uns aufzunehmen.Wir wollen nur angenommen werden,die Arbeit scheun wir nicht und sind auch nicht anspruchsvoll.Wir wollen uns aus eigener Kraft hocharbeiten,nicht immer auf fremde Hilfe angewiesen sein,das haben wir von unseren Vorfahren geerbt,die ja von Österreich stammen und von dort vertrieben wurden wegen des Glaubens. Wir stellen uns verzweifelt die Frage:"Warum will man uns nicht haben?"

Im Namen mehrerer Landler aus Grossau.

P.S.Wir danken Ihnen Allen recht herzlich für die grosse Hilfe für unser Land.

Erna Fluter, Str. X, Nr. 46, 2453 Chiftien /Sibiu

Im April 1990 erging eine Einladung der Österreichischen Bundesregierung an etwa 90 Landler aus allen drei Ortschaften in die Herkunftsländer ihrer Vorfahren. In zwei großen Autobussen fuhren sie erwartungsvoll unter dem Motto „Bitte, nehmt uns an!" durch Österreich. Landeshauptmann Ratzenböck in Linz, L.H. Krainer in Graz und L.H. Haider in Klagenfurt empfingen sie, aber ähnliche Aufnahmebedingungen wie jene in der Bundesrepublik Deutschland wurden nicht in Aussicht gestellt. Vor allem die älteren Menschen erkannten, daß für sie die Aussiedlung nach Österreich nicht in Frage kam, weil ihnen der österreichische Staat keine Sozialleistungen (Arbeitslosengeld, Rente) gewähren würde. Die von den Landeshauptleuten versprochene Hilfe bei der Aufnahme und die Aussicht auf beschleunigte Einbürgerung konnte bloß für junge Menschen von Interesse sein, doch auch von diesen siedelten schließlich nur wenige nach Österreich aus. Primär war es das Bestreben der österreichischen Politiker, jenen Landlern, die in Siebenbürgen bleiben wollten, Hilfe angedeihen zu lassen.

12. Ein Dokumentations-Videofilm entsteht

In den darauffolgenden Wochen, Monaten und Jahren erlebten wir staunend die drängenden „Auswanderer", die am Wiener Westbahnhof aus dem Orientexpreß herausquollen, manche ältere Frauen noch in Landlertracht, und mit unserer Hilfe den Zug nach Nürnberg bestiegen, um dort im sogenannten Durchgangslager auf die Abwicklung ihrer Neuansiedlung in der Bundesrepublik Deutschland zu warten. Oft und oft hörten wir den Vorwurf: „Warum nehmt Ihr Österreicher uns nicht auf?"

Auf unsere bange Frage, wie viele Deutsche noch in den Dörfern und Städten geblieben seien, wurde etwa im März 1991 geantwortet: „In den Landlerorten werden die letzten Jugendlichen heuer am Palmsonntag konfirmiert." Darauf entschlossen wir uns rasch zu einer neuerlichen Siebenbürgenreise zum Zweck der Erstellung eines Videofilmes über die Aussiedlung der Landler und das Brauchtum der Konfirmation. Um den in Rumänien verbliebenen Deutschen die Chance zu einem Verdienst in Westwährung zu geben, ließen wir uns das Videostudio Corona GmbH. aus Kronstadt vermitteln.

In den Tagen vom 22. 3. bis 29. 3. 1991 entstand vor allem auch mit Hilfe des Ehepaares Sedler und Harald Sift ein Video-Rohmaterial von fast 5 Stunden. Sie arbeiteten preiswert, aber leider fanden wir keine Geldgeber dafür. Bei den Aufnahmen mußten wir ständig daran denken: Geschieht dies zum letzten Male, was hier gefilmt wird?

Nach Abschluß der Video-Dokumentationsarbeiten in Hermannstadt und in den drei Landlerorten fuhren wir – mit dem Pfarrerssohn Joachim Feder als helfendem Fahrer – zurück nach Wien, wählten Musikkassetten für die Untermalung und Dias zur Ergänzung des Videofilms aus, irgend jemand nahm alles umgehend in den Osten mit, und in Hermannstadt entstand in beinharter Schnitt- und Montagearbeit durch Harald Sift und das Ehepaar Sedler ein 50-Minuten-Streifen.

Es ist den beteiligten Gestaltern gelungen, die Kultur der damals noch dort lebenden Menschen „einzufangen". Andererseits erkennt man auch die offenen Wunden der verunsicherten Bewohner der Landlerorte, ungeachtet ihrer Nationalität. *Wir* aber empfanden die Indiskretion einer Kamera bei der Aufzeichnung von Brauchtum in Haus und Kirche als sehr unangenehm. Es war uns fast peinlich, als Störfaktor dabeisein zu müssen bei Szenen zwischen dem Konfirmanden und seinen Eltern in der guten Stube des Hauses Rohrsdorfer in Großpold. Auch im Gottesdienst störten Scheinwerfer und Kamera die uns vertraute Feierlichkeit in der Großpolder Kirche und die ergreifenden Worte von Pfarrer Feder, der sich aber nicht aus der Ruhe bringen ließ. In dem Videofilm erkennt man sehr deutlich, daß auch die Kirchenbesucher und die Konfirmanden überhaupt keine Notiz von der Störung nahmen und keinerlei erkennbare Unruhe oder Erstaunen zeigten. Sehr eindrucksvoll ist auch die in Großpold selten gesprochene siebenbürgisch-sächsische Mundart, die man beim Ostergruß hört.

Wir glauben, daß dieser Videofilm ein wichtiges Dokument über eine untergehende Kultur ist.

13. Das Landlermuseum

Immer mehr wurde uns bewußt, daß die Gründung eines LandlerMuseums dringend notwendig wäre. Die Geschenke an Tracht und Haustextilien betrachteten wir von Anfang an nicht als Privatbesitz, sondern als kulturelles Vermächtnis der Landler an uns Österreicher. Etwa 1986 versuchten wir, bei Frau Univ.-Prof. Dr. Maria Hornung in ihrem Sprachinselmuseum Platz zu bekommen, doch reichte er leider nur für eine Frauentracht und eine Männertracht aus. 1987 besuchten wir das reichhaltige siebenbürgisch-sächsische Museum in Gundelsheim, um dort die musealen Pläne zu erkunden. Vom November 1987 existiert ein Briefwechsel mit Dir. Pramesberger in Bad Goisern über Landler-Museumspläne und die Sammeltätigkeit von Exponaten. Im März 1989 wurde bei Dr. Fritz Frank, dem Obmann der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Österreich, schriftlich angeregt, landlerisches Kulturerbe zu sammeln. Das Museum der Heimatvertriebenen in Vöcklabruck ersuchte um eine Tracht, die es am 7. April 1989 auch geschenkt bekam.

Bei der erwähnten Reise im Februar 1990 beeindruckte uns die aufgeregte Mitteilung von Frau Maria Gromeier aus Großau sehr, als sie sagte, die österreichischen Rot-Kreuz-Helfer kaufen um ein paar Mark Landlerantiquitäten und schaffen sie nach dem Westen. Wohl auch unter dieser Wahrnehmung schenkte Maria Gromeier bei diesem Gespräch dem öfters erwähnten zukünftigen Landlermuseum ihr prächtig bemaltes Bett und den Ausziehtisch mit dem seltenen Blumendekor auf Platte und Sessel.

Abb. 12: Tischplatte (1992)

Bei diesem Gespräch wurde uns endgültig klar: Jetzt *brauchen* wir ein Landlermuseum in Österreich. Das ist eine österreichische Verpflichtung.

Auswahlkriterien für den Standort

Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, wenn man aufzählen wollte, auf welchen verschlungenen, vielfältigen und ungewöhnlichen Wegen die einzelnen Exponate von Rumänien nach Bad Goisern kamen. Viele Menschen waren behilflich. Die prompt eingetroffene erste Subvention des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung unter Minister Dr. Erhard Busek, der sich für Museum und Forschung sehr einsetzte, gab uns die Möglichkeit, den Spendern Geld anzubieten, was sie teilweise gar nicht annehmen wollten, und um Exponate zu kaufen.

Bemerkenswert ist beispielsweise der Weg der Schubladkommode der Familie Sepp Reisenauer aus Neppendorf: Frau Mag. Irmgard Sedler übernahm das schöne Stück in Hermannstadt, ließ die fehlenden Schubladgriffe sehr preiswert nachbilden, und dann ging es mit einem rumänischen Lastauto in den Westen. Der Fahrer bemerkte

Abb. 13: Im Landlermuseum in Bad Goisern (Foto: Singer, 1992)

erst beim Entladen anderer Güter in der Schweiz, daß die Kommode nach Österreich gehörte. Hier kannte der rumänische Fahrer nur den Pfarrer Mag. MICHAEL SEIWERT in Bruck an der Leitha. Dieser mußte dann an der Autobahn stundenlang auf das zurückfahrende Lastauto warten – und das im Winter! In Goisern stellten wir dann fest, daß die Kommode abermals neue Schubladgriffe braucht.

Die erworbenen Bekleidungsstücke und Haustextilien wurden bei einer ersten Inventarisierung in unserer Privatwohnung sortiert und aufgelistet. Dazu war die Museologin IRMGARD SEDLER extra aus Hermannstadt angereist, und wir stellten fest: Einzelne Trachtenstücke haben Generationen von Männern und Frauen gedient, ohne daß sie unansehnlich geworden wären. Wenn man sie in die Hand bekommt, erkennt man Änderungen, Erweiterungen, Anpassungen an unterschiedliche Körpergröße und Körperumfang. Jedes Kleidungsstück hat seine eigene Geschichte.

Ich hoffe, daß ich mit meinem langjährigen Einsatz für die Landler, mit meinem Buch, der Museumsgründung in Bad Goisern und der Anregung zum Projekt „Spurensicherung und Lebenslinien der Landler" dazu beitragen konnte, daß diese zu Ende gehende Kultur der einst aus unserem Land Transmigrierten stärker in das Bewußtsein Österreichs gerückt wurde und nicht der Vergessenheit anheimfällt.

Literatur

BONFERT, Albrecht (1931): Siebenbürgen. Bundesfahrt des österreichischen Wandervogels nach Rumänien 1931. In: Österreichischer Wandervogel, Folge 10/11.

BOTTESCH, Johanna und Martin (1992): Die bairisch-österreichische Mundart der Landler von Großpold (Apoldu de Sus) in Siebenbürgen (Rumänien). Wien.

BUCHINGER, Erich (1980): Die „Landler" in Siebenbürgen. Vorgeschichte, Durchführung und Ergebnis einer Zwangsumsiedlung im 18. Jahrhundert. München.

HASSFURTHER, Lore-Lotte (Hrsg.)(1989): Vergessene altösterreichische Tracht in Siebenbürgen – Landler. Thaur bei Innsbruck.

KLEIN, Albert (1977): Siebenbürgen, Land des Segens. München.

Anhang

Wilfried Schabus

Hinweise für den Leser

1. Erläuterungen zur phonetischen Transkription

Lautschriftliche Formen werden immer *kursiv* gesetzt. In den vorliegenden zwei Bänden kommen zwei Transkriptionssysteme zur Anwendung: Erstens ein differenzierteres bzw. genaueres, bei dem eine Reihe von Sonderzeichen verwendet wird, zweitens ein weiteres, mit einem geringeren Grad an qualitativer Differenzierung, das sich mehr an die schriftsprachlichen Konventionen anlehnt. Da das engere System außer im Flurnamen-Beitrag nur noch im Beitrag „Die siebenbürgischen Landlerdialekte" verwendet und dort entsprechend erläutert wird, sollen hier nur die in den übrigen Arbeiten verwendeten Transkriptionszeichen erklärt werden.

1.1. Die Vokale

1.1.1. Monophthonge

i ü *u*
e ö *o*
ä *ɔ* *å*
a

Anmerkungen:

- Hinsichtlich der Vokalquantität wird nur die Länge diakritisch bezeichnet, und zwar mit einem dem Vokalzeichen nachgestellten :, z. B. *wi:sn* „Wiesen" im Gegensatz zu *wissn* „wissen".
- Nasalierte Vokale werden mittels nachgestelltem *(n)* symbolisiert, z. B. *Mou(n)* „Mann".
- Trotz folgendem *n* oder *m* nicht nasal gesprochene Vokale werden durch nachgestelltes *(d)* oder *(b)* markiert, z.B. *Re(b)m* „Reben" (Weinschößlinge).
- Zur Qualität des Reduktionsvokals [ɔ] s. S. 236.

1.1.2. Diphthonge

	iu	
iə		*uə*
ia		*ua*
ei		*au*
oi		*ou*

Anmerkungen:

- Das Zeichen *iu* entspricht in Nd und Ga nicht nur dem schriftsprachlichen {*eu*} bzw. {*äu*} in Formen wie *hiuə* „heuer" oder *Kniuvəl* „Knäuel", sondern auch einem {*ie*} (= mhd. *iu*) in Formen wie *tiuf* „tief" (heute in den bairischen Dialekten sonst am häufigsten mit fallendem Diphthong: *tiəf*).
- Der Diphthong *oi* wurde nur in Formen des Verbs „verzeihen" sowie beim Pronomen „sie" (fem. Akk.) notiert (*oi* ist in den oberösterreichischen Herkunftsgebieten der Landler in Formen wie „tief" die heutige Normalentsprechung).
- Die Zeichen *iə* und *uə* entsprechen den fallenden Diphthongen in gemeinbairischen Formen wie *liəb* „lieb" oder *guət* „gut".
- Hingegen gilt *ia* bzw. *i:a* in Nd und Ga in Mehrzahlformen wie *Giaß* „Geißen" und *Riaf* „Reifen" (wo es dialektalen Umlaut von /*ei*/ markiert) oder *gria(n)* „grün" und *giang* „ginge" (wo es für mhd. *üe* bzw. *ie* vor Nasal steht). In Gp vertritt *ia* nach südbairischem Vorbild außerdem noch den sprachgeschichtlich alten *e*-Langvokal (mhd. *ê*), wie z.B. in *Schnia* „Schnee" sowie den altlangen *ö*-Laut, z. B. *schian* „schön" (mhd. *schœne*). – Parallel dazu steht *ua* für /*ei*/ in Nd und Ga in Einzahlformen wie *Guaß* „Geiß" und *Ruaf* „Reif", in Gp außerdem noch für den altlangen *o*-Laut, z.B. *ruat* „rot" (mhd. *rôt*).
- Das Zeichen *ei* entspricht dem Lautwert [*ae*], *au* dem Lautwert [*ao*] in Anlehnung an die schriftsprachliche Schreibkonvention mit {*ei*} bzw. [*au*].
- *ou* gilt für gelängtes /a/ und /o/ in Formen wie *Hou* „Haar" oder *Houn* „Horn".

1.2. Die Konsonanten (unsystematische Darstellung)

Um das Schriftbild nicht allzusehr zu verfremden, folgt die phonetische Notierung bei den Konsonanten so weit wie möglich den orthographischen Konventionen einschließlich der Groß-/Kleinschreibung. Dabei mußte allerdings einerseits auf gewisse feinere Differenzierungen verzichtet werden (z. B. bei dentalem versus velarem *l*-Laut), andererseits kam es zu Uneinheitlichkeiten (so wird etwa die Affrikate [*ts*] je nach Schreibkonvention entweder *z* oder *tz* geschrieben, stimmloses [*s*] entweder als *s*, *ss* oder *ß* notiert).

h	ist Hauchlaut (nicht Dehnungszeichen!)
k	aspiriertes bzw. affriziertes *K* oder nicht aspiriertes *K*
ck	aspiriertes/affriziertes *K* (dort verwendet, wo es der standardsprachlichen Orthographie entspricht)
kk	nicht aspiriertes/affriziertes *K*, z.B. *Schtäkka* „Stecken"
k	nicht aspiriertes/affriziertes *K*, wo es für schriftsprachliches *ck* oder *ch* oder nach *n* steht, z.B. *glikliks* „glückliches", *Winki(d)l* „Winkelein".
ng	für *η* (ein Laut)
mm, nn, ss usw.	Doppelschreibung, wo es standardsprachlichem Gebrauch entspricht
w	stimmhafter labiodentaler Reibelaut
f	stimmloser labiodentaler Reibelaut
v	stimmloser labiodentaler Reibelaut (wo standardsprachlich)
j	palataler stimmhafter Reibelaut bzw. Halbvokal
pf, tz	Affrikaten
s	stimmhafter oder stimmloser *s*-Laut
ß	stimmloser *s*-Laut (wo standardsprachlich)
ss	stimmloser *s*-Laut (wo standardsprachlich)
schl, schn, schm, schr	Lautverbindungen gemäß Orthographie
scht, schp	Lautverbindungen abweichend von Orthographie
ch	sowohl für den palatalen als auch für den velaren stimmlosen Reibelaut
r	*r*-Laut (ohne weitere Differenzierung)
l	*l*-Laut (sowohl für dentaltes als auch für velares ˜)

Die Lenis- : Fortisopposition wird ohne Berücksichtigung der Fortisaspiration dargestellt:
b : p, d : t, g : k.

2. Erläuterung des bei den dialektalen Notierungen angewandten Schemas

Das Schema soll ausgehend von dem folgenden Musterbeispiel erläutert werden: SONNABENDS GINGEN WIR *id Lä:* „IN DIE LEHRE" (KONFIRMANDENUNTERRICHT).

- Die lautschriftlich notierten mundartlichen Ausdrücke werden durch Kursivsetzung vom übrigen Text abgehoben: *id Lä:*
- Da die mit dem Dialekt weniger vertrauten Leser den Bezug zur Standardsprache

möglicherweise nicht herstellen können (was heißt *Lä:*?), wird in Anschluß an das Dialektwort die schriftsprachliche formale Entsprechung geboten: *Lä:* „LEHRE". Diese wörtliche Übertragung des Dialektworts wird in Anführungszeichen gesetzt.
- Da „Lehre" in diesem Kontext jedoch nicht die übliche Bedeutung (nämlich „Berufsausbildung"), sondern eine eigene, mundartspezifische Bedeutung hat (nämlich „religiöse Unterweisung"), wird auch die mundartspezifische Bedeutung notiert: *Lä:* „Lehre" (KONFIRMANDENUNTERRICHT). Diese bedeutungsadäquate Angabe kommt in runde Klammern.

Dieses dreigliedrige Schema kommt grundsätzlich bei allen mundartlichen Notierungen zur Anwendung.

- Wo es keine gebräuchliche standardsprachliche wörtliche Entsprechung gibt, wird in Anführungszeichen diejenige Form notiert, die sich bei einer „Verschriftsprachlichung" des mundartlichen Ausdrucks ergeben würde, z.B.: *Múapå:ma schlå:*-ə „Maibäume SCHLAHEN".
- Da es die dieser Lemmatisierung zugrunde liegende standardsprachliche Form nicht (mehr) gibt, können sprachhistorische bzw. etymologische Hinweise zielführend sein, etwa: *Múapå:ma schlå:*-ə „Maibäume schlagen"[1]. Hier wird in einer FUSSNOTE auf die mhd. Form hingegwiesen.
- Bei einem Verzicht auf die etymologische Erläuterung ergibt sich eine Notierung wie folgt: *Múapå:ma schlå:*-ə „Maibäume SCHLAHEN (SCHLAGEN)".

Redaktionelle Eingriffe dieser Art wurden in mehreren Beiträgen vorgenommen. Solche Änderungen mögen in manchen Fällen zu Lasten einer leichteren Lesbarkeit des Textes gehen, doch wird so mancher Leser für die Entschlüsselung der dialektalen Formen dankbar sein. Denn wer z.B. das Adjektiv *gleim* noch nie gehört hat, dem wird sich ohne etymologische Hilfestellung auch die semantische Verbindung zwischen *di Ållagleimstn* „die Allergleimsten" und „Verwandtschaft" kaum erschließen können (*gleim* bedeutet „nahe").

1 Vgl. mhd. *slâhen* „schlagen". (Der Reibelaut *-ch-* ist im Großauer Landlerischen *ä schlecht* „er schlägt" noch erhalten).

Register

(Erstellt von Wilfried Schabus)[1]

(*Kursiv* gesetzt sind Eigennamen, fremdsprachige Termini sowie dialektale Fügungen und Dialektwörter. Zu letzteren zählen auch standardgemäße Formen, sofern sie dialektspezifische Bedeutungskomponenten aufweisen, wie z. B. „Haue" in der Bedeutung „bäuerliche Arbeit". Schriftsprachliche Wörter ohne solche Merkmale sind hingegen aufrecht gedruckt, desgleichen auch grammatische Morpheme wie „an", „auf" oder „bei". Letztere werden an den angegebenen Stellen dialektologisch behandelt. Im Gegensatz zu den meisten anderen Stichwörtern fehlt bei diesen aber der außersprachliche Sachbezug.)

1. Wörter, Sachen

A
Abend 678–719
Abendessen 364, 616
Abendmahl, Heiliges 197, 200, 589, 591, 603, 604, 624, 643, 700, 732
Aberglauben 735
Abflußmost 506
Abgaben, s. *Ehrung*, *Meddem*
Abgrenzungssymbol 277
abher (herunter) 243
abhin (hin-/herunter) 216, 678, 709
Ableitung 252
abplecken (Wassertriebe „abpflücken") 494
Abraham 588
abspeisen (Mahlzeit beenden) 718
Abstammung 159, 161
abstechen (schlachten) 360, 361
abtun (schlachten) 238
Abwanderung 127, 147, 199, 201, 267, 269, 642, 665, 807
Abweichen (Durchfall) 732
Abzählreime 773
abziehen (Wein) 508
Abziehschaff 509
Achse 250
Achselstückl (Schulterbesatz am Hemd) 313, 344
achtzehn 265
Äcker 68, 158, 356, 358, 378, 454–457, 467
Ackerbau 537, 538, 734
Ackerbauschule 557
Ackerboden 143, 144, 543
ackern 742
Ade, s. *Adjé*
Adel 156, 284
Adelsboden 157, 173
Ader 227
Adergangl (Ziernähte) 329, 344
Adjé 212, 239
Adjektiv 243, 250
Adjektivsuffix 180, 243
Adjuvanten (Bläser) 236, 598, 629–639, 685–687
Adjuvantenblasen 602
Adventisten 150
Adventszeit 265, 592, 597, 632, 634
Affrikata 180, 239
Agrarreformen 167, 337, 389, 546, 547, 726, 850
Agrarwirtschaft 307, 330
Ah(n)dl (Großmutter) 589
Äh(n)dl (Großvater) 214, 589
Ahnen 860
Ahnenforschung 570
Ähre 207
Ährenlese 580
Akazienbaum 214
Akkulturation 356
Akkusativ 248
Akzentverlagerung 210

1 Dank für tatkräftige Mithilfe bei der Erstellung der Register schuldet der Autor Frau Mag. Hedwig Köb, Herrn Christoph Lechleitner, Frau Mag. Ilsabeth Schabus-Kant und Frau Mag. Katharina Thenius.

Alkohol 605, 616
Allergleimste (engste Verwandte) 623
alles 240
Allgemeine Volkszeitung 24
Alliierte Kontrollkommission 102
Alltag 580, 585, 591, 602–606
alltäglich, nicht -, s. *seltsam*
Alltagstracht 338
allweil (immer) 245, 254
Almrausch 342
Almwiesen 519, 527
alt 215, 245
Altar 636
Altenheime 130, 132, 138, 140, 148, 269
Altenhilfe 137, 138
Altenteil 441, 446
Alter 71, 72, 631, 638
Altersstruktur 148
Altertümlichkeit 221, 222
Altknecht 333, 514, 633
Altmensch 681
Altnachbar 140, 141, 142, 197, 198, 601, 618–622, 631
Altnachbarin 197, 198
altösterreichisches Erbe 282, 289
Altreich, rumänisches 320, 501, 521
Altverhackten, Im – (Flurname) 464
am (+ Superlativ) 220
amarítig (zurückgeblieben) 243
Amerika 127, 489
Amerikaner (Hausname) 102, 103
Ammenverse 749
Ämter 140, 141, 619
Ämterbesetzung (Gemeinde) 69
Amtfrau (Hebamme) 235, 688
Amtssprache 165, 186, 239, 258
an (Präposition) 713
Anbringen (Anliegen) 608
Andachten 649, 652
Andachtsbücher 654
Andersartigkeit 69
Andreanische Urkunde 488
Andreas 765
Anekdoten 727, 730
anfahen (anfangen) 249
anfangen, s. *anfahen, anheben*
Angerbach (Flurname) 457–460, 464, 471
anhalten, s. *Braut machen*
Angst 707, 718, 820, 831, 832, 847, 862, 871, 872
anheben (beginnen) 599
anhin (hin-/herauf) 216
Anhöhe 460, 464, 479
Anlegen (Hochzeitsbrauch) 684
Anlegen, s.a. *Haube, Zopf abschneiden*
anlehnen 207
Anliegen, s. *Anbringen*
Annäherung 70
Anonymität 619
Anpassung 355, 356
Anrede 230, 252
Anrede, s.a. *Vetter, Muhme*
Anredeformen 690
Anschluß Österreichs 796
Ansiedlung 158, 159
Anteilnahme 335
ánzickisch (betrunken) 513
anziehen, s. *anlegen*
Apfel 239
apokopierte Formen 181, 249
Appell 822–824
Arbeit 30, 31, 48, 58, 68, 72, 81, 82, 94. 100–120, 132, 137, 147, 182, 186, 206, 265, 388–396, 675, 692–698, 704–726
Arbeit, s.a. *grüne Arbeit, Robot, Ruas*
arbeiten 242
Arbeiten, traditionelle 580
Arbeiter 38, 641
Arbeitsbelastung, s. *Genöt*
Arbeitsdisziplin 806
Arbeitsgeist 694
Arbeitslager 18, 101, 195, 264, 266, 795, 802
Arbeitslosigkeit 125, 546, 858
Arbeitspendler 186
Arbeitsplatz 120, 121, 174, 186
Arbeitsunfälle 105
Arbeitszeit 831, 842
Archive 30, 81
Ardé (Paprika) 743
Argentinien 556, 557
Arie 638, 639
Armee 849, 859
Armenhilfe 201
Armenien 381
Armenspeisen 368
Ärmelbund, s. *Händpiëstl, Preisel*
Ärmling (Ärmel) 344
Armut 63, 315, 316, 332, 521
Arrest 36, 94
Arsenal (Wagen) 535
Artikel 181, 219, 250–252, 257, 264
Aspiration 231
Assimilation 62, 384, 393
Assimilation (lautlich) 206, 219, 252
assimilierte Formen 181, 249
Assimilierungsversuche 383
Ästhetik 328
Attersee 357
attributiv 250
auch 242, 249, 250
auch – auch (sowohl als auch) 254
auch ích 243, 254, 772
auf (Präposition) 250
Aufbahrung 853
aufbinden 502
Aufboden (Dachboden) 358, 424, 426–436, 442
Auferstehung 623, 639
Auffanglager 858
aufgelegt, gut – sein 513
aufhängen (aufhören) 204, 222, 258
aufhängen, s. *hahen*
aufhin (hinauf) 678
aufhören, s. *aufhängen*

Aufklärung 734
Aufräumungsarbeiten 837
aufs frische (von neuem) 704
aufsagen (vortragen) 596
Aufsätze 674
Aufstand 38
Aufwecken 636, 684, 686
Aufwiegler 41, 43, 44, 52, 59
Auge (am Weinstock) 494, 502
Augsburgisches Bekenntnis 38, 39
ausbähen (Weinfaß) 510
Ausflüge 675
Ausgehtracht 329, 347, 349
ausgekleidet (nicht in Tracht) 590
Ausgleich (sprachlich) 212, 225, 229, 230, 232, 233
Ausgleich, österr. – ungar. 165
Ausgleichsprozeß 721
ausgrüßen 378
Aushebungskommando 114
Auslandsschulden 611
ausmachen (besprechen) 689
auspflücken (Weinstock) 502
ausputzen (Weinstock) 494
Ausrahmung (gramm.) 722
Ausreiseantrag 858
Ausreisewelle 810
Ausschreitungen 41, 391
ausschuhen (die Schweineklauen entfernen)) 695, 718
Aussegnung (der Wöchnerin) 637
Aussiedler 446, 870
Aussiedlung 128–130, 136–145
Ausstellungen 25, 795
Aussteuer 316, 617
Austria pro Romania 131
Auswanderung 23, 26, 33, 39–45, 72, 278–282, 321, 583, 618, 624, 726, 855
Auswanderung (nach Amerika) 489
Auswanderungsfreiheit 44, 45
Auswanderungsproblematik 174
Auswanderungswellen 38, 277
Auswart (Frühling) 230, 234
Auszählreime 773
Authentizität 110
Auto 517
autobiographische Texte 104, 107–109
Autonomie 200

B
Bach 207, 242, 460–468, 472–479, 581, 675, 703–705
Bachhof (Flurname) 458–460, 465–472
Bachholz (für Backofen) 501, 502
backen 205, 207
Backofen 360, 363, 367, 374, 426, 432–438, 441
Backscheiben (für Fleisch) 374
Backstube 441
Backwaren 367, 368
Bad 424, 428, 434–438
baden 213, 587, 703
Bahnarbeiter 555, 556
Bahnhof 700
Bahnstrecke 115, 555, 740
bairisch 205, 216, 258
bairische Kennwörter 230
Balkanstaaten 103
Bälle 132, 169, 848
Banat 47, 61, 582, 584, 852, 858
Banater Bergland 893
Banater Schwaben 104, 852, 858
Banca Românească 564, 565, 569
Banken 573
Baptisten 150
Baracken 116, 835, 837, 843
Barackenlager 842
Bărăgan-Steppe 852
barfuß 237
barfuß, s.a. bloßfüßig
Barmherzigkeit 619
Barnhill (Flurname) 458, 459, 465
Bart 213, 215, 216
Bastlösereime 777
Batschi 231
Bauch 207, 213
Bauchfleisch, s. *Has*
bauen 213
Bauer (Lautung) 213, 694
Bauer, freier 579
Bäuerin 278, 303, 309, 320, 337, 497, 673, 696
Bauern 38, 57, 63, 283, 285, 297, 308, 319, 497, 507, 539–543
Bauern, rumänische 581
Bauernarbeit, s. *Haue*
Bauernhaus 421, 441, 442, 450
Bauernkrieg 38
Bauernregeln 784
Bauernstand 320
Bauernwirtschaft 332, 543, 677
Baugewerbe 340, 546
Baum 214, 225, 231
Baumanntücher 335
Baumschule 465, 557
Beamte 157, 186
Bedeutungskomponenten 253
Beere 208, 209, 226, 247
Beet 677
befreundet sein, s. *reden mit*
Begebenheit 682
Begräbnis 142, 197, 199, 213, 214, 277, 335, 378–379, 398, 607, 620–623, 638, 639, 659, 667
Begräbnis, s.a. *Leiche*
Begräbnisfeiern 375, 793
Begräbnisrequisiten 197
Begräbniszug 614
Begrüßungsformeln 281
Beharrungstendenzen 256
Behausung 239
Behinderte 607
Behörden 13, 30, 36, 50, 55, 60, 101, 115, 158, 169, 174, 803
Behüt Gott 239
bei (Präposition) 240
Beichte 589
Beichtgebet 654
Beil (Spundstopfen) 509, 515

beim 240, 249
beißen 212
Bekehrte 150
Bekehrung 45, 54
Bekenntnis zum ev. Glauben 161
beleidigt 244
Beneficium emigrandi 40, 97
benommen, s. *vertümmelt*
Berg 245–465, 469–473, 479, 481
Bergbau 116, 117, 121
Berggemeinde (Weinbauern) 498, 504
Bergrichter 504
Bergsand 501
berlen (brüllen) 226
Beruf, vgl. *von der Haue wegkommen*
berufen (Kind verhexen) 620
Berufsbezeichnungen (Kinderreime) 760
Berufsschulen 174, 187
Berufstätigkeit, weibliche 186
beruhigen, s. *delpen*
Besatzung 853
beschäftigt, s. *nötig sein*
Beschäftigung 861
beschweren 237
Besen binden 592
Besenbinder 392
Besitz 38, 50, 53, 169–174
Besitzermonogramme 444
Besitzrecht 163
besoffen 513
Besonderheiten, lexikalische 180, 222
Besonderheiten, phonetische 180, 241, 242, 257
Besonderheiten, semantische 181, 222, 253
Bespitzelung 129, 583
besprechen, s. *ausmachen*
Bespritzen (Osterbrauch) 601
Bessarabien 102, 859
Besteck, s. *Gedecksel*
Bestrafung 44, 48, 286, 332
Besuchs-Paß 859
beten 204, 205
betimpest (betrunken) 513
Betonhut 319
betrunken, s. *anzickisch, aufgelegt, betimpest, Christkindlein, Tangoschritt, (tot) besoffen, verhudelt*
betteln 395
Bettler 59, 60
Bettspanne (ausziehbares Bett) 711
Beule, s. *Düppel*
Bevölkerungsstatistik 126
Bevölkerungswachstum 69, 537
Bewachung 52
Bewahrung 180, 193, 226
bezahlen 186
Bezugssystem 237
Bibel 628, 729, 735, 739
Bibelstunden 629, 803, 808
Bibelwort 799, 801
biblisch 621
Biedermeier 296
biegen, sich – (bücken) 243
Bienen 694, 717
Bier 237, 650
Biest (Mark einer Sumpfpflanze) 593
Big Band 668
bilinguale Kompetenz 194
binden 219
binden (Weinstock) 502
Binsenkorb, s. *Zeger*
Biographiesoziologie 112
Birke 207, 527
Birkenrück (Flurname) 457, 458, 465, 468, 472, 473, 478
Birnbäumchen (Flurname) 461, 465
Birne 237
Bischof 25, 157, 158, 199, 888, 889, 898
bißlein, ein – 209
bistl, s. bißlein, ein -
bitten 204
bitter 266
bitter, s.a. *hantig*
Bittformel, s. *sei also gut*
blasen 213, 242
Blaskapelle 583, 603, 607, 621–623, 657, 660–663, 668–671
Bläser, s. *Adjuvanten*
Blasmusik 132, 142, 236, 599, 603, 657–664, 727–799
Blätter 494
Blätter zupfen (Kinderreim) 760
blaues Tüchlein 324, 330
Blech 207
Blechmusik 236
Bleuel (Klopfbrett) 581
bliebe (Konjunktiv) 228, 258, 269
bloßfüßig (barfuß) 237, 241, 701
Blue jeans 894
Blumen 517, 518, 694, 887
Blumen machen 634
Blumenverkäuferinnen 362
Blumenwagerl 529
Blumenzucht 888, 891
Blüten 494, 496
Blutwurst 595, 598
Bock 205, 213, 214
Bockelung (Kopfputz) 279, 295, 299, 331–344
Boden 225, 231
Bodenbearbeitung (Weingarten) 503
Bodengretel (Schreckgestalt) 735
Bodenreform 197
Bodenreserve 192
Bodenrückgabe 125, 132, 144
Bodenständigkeit 572
Bögen (Rebenruten) 494, 499, 501
Bohnen 359, 368, 369, 370
Bohnen, s.a. *Fisolen*
Bohnenkaffee 369
Bojash (Romastamm) 385, 392–394
Bokántsch (Schnürschuh) 345
Bokscha (Flurname) 463, 465
Borte, s. *Meiz*
Borten (Kopfputz) 328, 332, 345
Bosnien 699

Böttcher 523
Bottich 504–506
Bouteille 513, 515
Brachland 455
Bräm (Pelzverbrämung) 311
Brânza (Schafkäse), s. *Brînza*
braten 222
Braten 370–378
Bratwürste 361, 632
brauchen 207, 211, 218
Brauchtum 71, 167, 173, 505, 537, 579, 583–625, 659, 675, 804, 889–904
Braut 608–617, 679–687, 725
Braut machen (anhalten) 634
Brautdirnlein (Brautführerin) 612
Brautführer 635, 636, 679–681, 685
Brautgewand 295, 349
Bräutigam 212, 213, 241, 611–615, 680, 685
Bräutigampischl (Ansteckschmuck) 611
Bräutigampischl, s.a. *Buschen*
Brautkleid 331
Brautlied 608
Brautpaar 331, 611–613
Brautpischl (Sträußchen auf Gesangbuch) 611
Brautstand 299, 304, 331
Brautstandssymbol, s. Rotes Zopfband
Brautstehlen 616
Brautstehlen, s.a. *Schuh stehlen*
Brautwerben 681
brechen (Weintriebe) 502
Brechstange (bei Weinpresse) 506
Breeches-Hosen 306, 339
Breispeisen 364, 366
breit 220
Brell (Stoß) 718
Brennholz 527, 539, 708, 820–823, 845–853
Briadler (Drehknüttel) 235
Briefe 36, 59, 62–67, 85, 185, 900
Briefzensur 64
Brigadier 186, 823–839
Brigadier, s.a. *Natschalnik*
bringen (Imperativ) 224
Brînza (Schafkäse) 362
Briten 102, 103
Broască (Kröte), s. *Bruaschka*
Bródeläwent (Suppe) 366, 378, 379
Brot 355–361, 367–372
Brotration 838
Brottüchlein 585
Brotzeit, s. *Jause*
Bruaschka (Kröte) 261
Brücke 457, 465–480
Bruder 226, 227
Bruderschaft 70, 71, 160, 200, 294, 352, 514, 583, 603, 604, 624–633, 727
Bruderschaftsartikel 294
Brühling (junges Schwein) 374, 634
Brukenthalgut 557
Brukenthal-Lyzeum 168, 185, 798
Brukenthalmuseum 286, 287, 295
brüllen, s. *berlen*
Brunn(en) 246, 522
Brunnenmännlein (Sagengestalt) 735, 747, 783
Brunnenwasser 883
Brünnlein 457–465, 475–480
Brunntrog 213
Brustpelz 296–306, 325, 345, 347
Buben 251, 317, 703–705
Bubengewand 325
büchenes Holz (Buchen-) 207
Bücher 30, 38–52, 67, 185, 641–651, 885–889
Büchereien 795
Bücherschmuggler 50
Büchl 197
Buckel 204, 712
bücken, s. *biegen, sich*
Büffelfurz 261
Büffelstall 428
Bühel 207
Bulgarien 562, 568
Bulibasha (Roma-Oberhaupt) 386, 387
Bundesrepublik Deutschland 72, 278, 279, 726, 798, 807, 810
Bunker 465
Bunkl (Gugelhupf) 367
Buntscheckigkeit 232
Burgen 464, 857
Bürger 163, 166, 285, 287
Bürgerin 337
Bürgermeister 389, 390, 399
Bürgermeister, s.a. *Richter*
Bürgerrecht 163
Bürgertum 572, 852
Burghüter, -in (Küster) 204, 588
Bursche, s. a. *Knecht*
Burschen 679, 697, 698, 711, 718, 719
Bürste 204, 208, 258
Burzenland 294, 485, 487
Busch (Wald) 458
Büschelreben 501
Buschen (Bräutigamsschmuck) 680, 685, 686
Büschlein (Sträußchen) 331, 593
Büse (Traggefäß) 616
Busenkittel 286, 295, 345
Busserl (Kuß) 648
Bußgelder 197
Butte 504, 522
Büttenträger 504, 505
Butter 357, 362, 368, 373, 539, 543, 544, 675, 691
Butterfäßchen 691

C
Café Klagenfurt 142
Calvinismus 96
cam, s. *kam*
Carrenter Emigranten 88, 93
Cäsarenfrisur 305
Ceauşescu-Zeit 369
Charakterschwächen (Kinderreime) 768

Chiemsee 210
China 857
Cholera 382
Chorgesang 638, 658–670
Christ (frisch getauftes Kind) 586, 688, 690
Christbaum 597, 598
Christbescherung 596, 597
Christenpflicht 335
Christkindl 742
Christkindlein, angesoffen wie die – 513
Christtag 265
Chronist 811, 891
Ciorbă (Suppe) 886
Colibă, s. *Kalippe*
Colindă (rum. Weihnachtslieder) 598
conventicula 39
Corpus Evangelicorum 40, 42, 43, 47, 51, 52, 82, 83, 89
Courage 680
Csismen, s. *Tschischmen*

D
da 219
da bleiben 228
da dort 209
Dach 206, 207, 245
Dachboden 642, 735
Dachboden, s.a. *Aufboden*
Dachgeschoß 442
Dacia (Weinbrand) 493
dädl, s. der da
daheim 216, 248
Daheimtige (Zuhausegebliebene) 707
Damaskétt (damaszierte Seide) 302
Dämme (Weingarten) 501
Dampf 707
Dampfmühle 466
danhin (weg) 243
dann 240, 684
däral, s. der da
darf nicht 241
Darm 216, 696
Darmfett 506
das 220
das da 209, 219
das selbige, s. *segi*
dasjenige, s. *segi*
Daube, s. *Taufel*
Daumen 214
DDR 829, 843
Dechsel 209
dedl, s. die da
Deichsel 212, 531, 533
deiktisch 252
Deixel (Teufel) 213
Deklination 180, 244, 245, 257
Dekoration 318
delpen (beruhigen) 680
dem da 209, 219, 220
Demokratie 580
Demokratisches Forum der Deutschen in Rumänien 30, 131
Demonstrativpronomen 180, 219, 220, 226–229, 250
demstl, s. dem da
Demut 629
Demütigungen 848
Dengelzeug 213
denken 204–206, 219, 229, 234
Denunziation 38, 50
Deportation 17, 18, 27, 36, 45–47, 52, 81, 99–104, 109–124, 169, 181, 195, 264, 266, 382–397, 552, 567, 801, 837, 840, 847
Deportationsbefehl 102, 103, 113, 114
der (Artikel) 247
deral, s. die da
der da (Demonstrativum) 209, 219, 226, 227
der segi, s. derjenige
derjenige 229
deutsch (hochdeutsch) 185, 198, 203, 223, 229
Deutsch-Bewußtsein 165
Deutsche Botschaft 858, 869, 870
Deutsche in Rumänien 24
deutsche Schriftsprache 185
deutscher Sprachraum 192
Deutschland 584, 660–665, 803, 885–903
Deutschsprachigkeit 146
Deutschtum 167–175, 795
Deutschunterricht 169
Dezemberrevolution 809
Diachronie 712
Diakonie 606
diakonischer Ausschuß 201
Diakonisches Werk 138
Dialekt 31, 307, 308, 624
Dialekt, s.a. Mundart
Dialektinterferenz 732
Dialektkontakt 188
dialektologische Beschreibung, s. Landlerdialekte
Dianstmensch (Dienstmädchen) 332
Diaspora 744, 893
Diasporaheim 571, 798
dich 223, 242
die 219, 250–252
die (Artikel), s.a. *et*
die anderen 624
die da 209, 219, 226, 227
die Hand 266
die Kuh 250
die Tür 250
Die Woche 25, 887
Dienst, in den – gehen 332
Dienst, s.a. *Dianstmensch*
Dienstag 230, 234
Dienstag, s.a. *Ergetag*
Dienstboten 50
Dienstmädchen 332, 365
Dienstmädchen, s.a. *Dianstmensch*
diese 220
diese (da) 250
dieser 220
Diglossie 15, 187, 188, 255
Diktator 600
Diktatur 18, 266, 598, 604
Diminutivformen 248

Diphthonge 180, 183, 207, 211, 224, 237
dir 237, 247
Dirndl (Mädchen) 608
Dirndl, großes – (junge Frau) 265
Dirndlmutter 200, 604
Dirndltracht 342
Distribution 215, 245
Disziplin 394, 618
Divergenz 230
Dobrudscha 557
Dokumentation 903
Dólman (Übergewand) 287, 293
Dominierungsängste 191, 255
Donau 129, 851, 852, 859
Donaumonarchie 304, 337
Donezbecken 105
Dorf 141, 144–146, 187–191, 201, 253–265, 675, 682–686, 707–744
Dorf, das – 250
Dorf, das halbe – 238
Dorfgassen 453
Dorfgemarkung, s. *Hattert*
Dorfgemeinschaft 314, 322–325, 332, 340
Dorfklatsch, s. *Geredsel, ins Dorf kommen*
Dorfnarr 587
Dorfordnungen 307, 335
Dorfrichter 162
Dorn 215, 693
dort 219, 220, 248
dort drüben, s. *eëld, ehald*
dostl, s. das da
Drädich (Regenumhang) 328, 345
Draht 213, 216
Drau 48
drehen 214, 216–218
Drehknüttel, s. *Briadler*
drei 212, 213, 214
Dreifelderwirtschaft 358, 455, 539
Dreißigjähriger Krieg 39
dreschen 231
Dreschflegel 358
Dreschmaschinen 358
Drittel, (um das – verpachten) 498
Drittes Reich 795, 796, 799
dro, s. dann
drohen 783
drüben, s. *eëld*
dunstig, s. *geheiig*
Düppel (Beule) 204
durch 207
Durchfall, s. *Abweichen*
Durchgangslager 870
Durchlaß (Flurname) 466
dürfen 208, 218, 241, 247
Durlacher 61
dürr 237
Dürre 734
Durst 707, 872
durstig 204, 208, 225, 258
duschen 842
Dystrophie 106

E
Ebene (Flurname) 461, 462, 466, 473–480
Edelweiß 342
eëld (dort drüben) 220
Egresch (Stachelbeeren) 237, 676, 702
Egreschsuppm (Stachelbeersuppe) 676
ehald (dort drüben) 219
Ehefrau 636
Ehekonsens, s. Nationalitätenfrage
Ehescheidungen 172
ehrlich (überreichlich) 686
Ehrung (Gemeindeabgabe) 538
Eiche 207, 461, 466, 469
eichen 512
Eichenlaub 694
Eichrück (Flurname) 458, 466
Eier 361, 365–369, 373, 524
Eierkuchen, s. *Hanklich*
Eigenbezeichnung 157, 160
Eigeninitiative 175
Eigen-Landrecht 489
Eigenständigkeit 69, 70
Eile 692, 707
eilig, s. *nötig*
Eilein 226, 227
Eimer 490, 491, 510–514, 522, 536
ein bißchen, s. *bißlein*
Einbindbändlein 324
einbraten (Fleisch konservieren) 361
Einbruchsdiebstähle 144
Einbürgerung 30, 136, 137, 903
eindrehen (wiederkäuen) 210
eine (einige) 224
eine, der – (der andere) 249
einem 249
einfüllen 213, 514
eingenoppt (eingeschlummert) 707
Eingesacktes (Proviant) 370
Eingetröpfsel 364
Eingliederung 32, 65, 66, 163
Eingruß 173
eingrüßen 196, 378, 618
Eingrüßung 619
Einheit von Staat und Religion 43
einhin (hinein) 212, 215, 216
Einholung (Empfang des neuen Pfarrers) 799
einige, s. *eine*
einkaufen 186, 255
einladen 214
Einleben der Transmigranten 27
einmal 713
einnässen 770
einsacken (Proviant mitnehmen) 704, 706
einschlummern, s *eingenoppt*
Einschüchterung 782
einschulen (Weinstöcke) 501
Einsegnung (junge Mutter) 586
Einsilberdehnung 246
Einspänner (Wagen) 521, 535, 536
Eins-zwei-drei (Kinderreim) 774

Eintopfgericht, s. *Kächen*
Eintracht 23, 26
Einwanderung 23, 24, 28, 35, 73, 260
einweichen (Stroh) 501, 503
einweihen 212
Einzieher (Pfropfreis) 500
Eis 212, 703, 705, 718
Eisenbahn 457, 517, 760, 786
Eisenfesseln 86
Eiserner Vorhang 803
Eitelkeit 317
Elativ 221
Elisabeth 765
Elternhaus 588, 589, 591, 606
Emblematisierungen 179, 193, 194, 202, 255, 274, 282
Emigrant (Definition) 34
Emigrantencommissarius 96
Emigrationspatent 41
Empfang (eines neuen Pfarrers), s. *Einholung*
Empfindlichkeiten 201, 257
Empore, s. *Gletter*
endlich 237, 244
Endogamie, ethnische 307
Endogamie, lokale 307
enk (euch) 230
enker (euer) 204, 205
Enklave 15
Enteignung 129, 266, 389, 493, 546, 547, 567–583, 641, 642, 677, 687, 802, 804, 847–856
Enten 685, 704
Entlausung 837
Entlehnung 183, 215, 231, 235–240
entmisseln (Weinstock) 494, 502
entwurzeln 501
enweg (weg) 238, 254
Enzian 342
Episteln 649
er (Pronomen) 247
erauf, s. herauf
Erbauung 641, 646
Erbauungslektüre 190, 645, 653
Erbfolgekrieg 49
erblinden (Reben schneiden) 501
Erbschaft 58
Erbsen 539
Erdbeere 229, 234, 247
Erde 247, 250, 458, 472
Erdgasleitung 144
Erdgeschoß 424, 426–438, 442
erein, s. herein
Ergetag (Dienstag) 230
Erinnerung 99, 108, 109
Erlösung 336, 779
Erlösungszeichen (im Spiel) 779
Erneuerungsbewegung 795
Erntezeit 388
erscheinen 239
erst 208, 222
erst (Adverb), s. *nur*
Erster Weltkrieg 12, 72, 127, 296, 319–321, 332, , 350, 351, 383, 517, 530–534, 545, 564, 571, 663, 664, 674, 676, 681
Erste-Wort-Regel 194
erunter, s. herunter
Erwerbsmöglichkeiten 143
Erzählanlässe 727
erzählen 247
Erzähler 727, 732, 735, 740, 744
Erzählgut 725, 727, 743
Erzählperspektive 108, 110
Erzählrepertoire 729
Erzählstoff 726
Erzbistum Köln 185
Erziehung 747, 888
Erziehungswesen 169
es (Pronomen) 248, 249, 250
es, s.a. *si*
es (als fem. Pronomen) 251, 252
es ist schon spät 250
Eßbesteck 378
Eßbesteck, s.a. *Gedecksel*
essen 225, 231, 234, 241
Essen 821–827, 832–835, 843–848, 862–866, 870, 872
Essensreste, .s *Übriggebliebenes*
Essig 244, 360, 366
Essigstich (vom Wein) 509
et („die") 250, 252
ethnic cleansing 9
Ethnien, s.a. *die anderen*
Ethnizität 155, 164
ethnosoziale Stellung 173
Ethnozentriertheit 337
Etymologisierung 248
euch, s.a. *enk*
euch/Euch 230, 234
euer 239
EU-Erweiterung 9
Europäische Union 125
Evangelische 127, 128, 147, 148
evangelische Kirche 185, 267
evangelische Theologie 796, 803
Evangelium 645, 653
Evangeliumschristen 150
Exodus 13, 15
Exulant (Definition) 34
Exulanten 643, 649, 655

F
Fabel 741
Fabrik 838, 839, 842, 843
Fachlyzeum 187
Fachwortschatz 239
Faden 215
fahen (fangen) 207, 213, 218, 225
Fahne 215
fahren 208, 247
fallen 215, 250
Familie 39, 45–61, 581, 585–587, 591, 596–638, 658, 659, 661, 665–667, 732–748, 761–765
Familienbeziehungen 572
Familienfeste 659
Familienkonformität 195, 196, 256
Familienkonstellationen 196
Familiennachwuchs 620
Familienzerreißung 269
Familienzusammenführung 267,269, 583
Fanatismus 110
fangen s. *fahen*
Fangspiele 778

Farbe 219, 231, 250, 297, 311, 324
Farbregelung 334
Farzer (Weidenpfeifchen) 703
Fasching 141, 142, 198, 600, 601, 631, 668
Faschingsball 669
Faschingsseufzer (Spiel) 779
Fasnacht 601
Faß 490, 491, 508, 510–512
Faßhahn, s. *Pippe*
Fassade 443, 444, 445, 446
Faßbinder 511, 514, 515
Faßgeruch, s. *Essigstich*
Fastenzeit 601, 632
faul (Ei), s. *klotschítig*
Faulheit 768, 769
Fäustlinge, s. *Händlinge*
Fazzoletto (Ziertuch) 345
Feder 227
Federball (nach Hochzeit) 636
Federnschleißen 637
fehlen 215
Feiertage 595, 600, 602, 692
Feiertage, staatliche 602
Feile 214, 215
Feindbild 109
Feld 521–526, 533
Feldarbeit 187, 747, 843
Feldforschung 13
Feldfrüchte 523, 526
Feldsuppe 526
Feldwirtschaft 542
Feminina 251
Fensterläden 446
Fernsehen 185, 641
Ferse 208
fertig 244
Feste 25, 26, 132, 141
Festgottesdienst 24, 25
Festtracht 285, 296
feuen (sieben) 214, 218, 238
Feuer 210, 211
Feuerhaken (Pfeife) 710
Feuerwehrball 631
Fichte 466
Fieber 90, 829–834, 838, 842
Finanzbehörde 58
finanzielle Situation (der Transmigranten) 63
Finanz-Kirchenvater 201, 624
finden 233
Finger, s. *Kniewel*
Finger zählen (Spiel) 751
Firmenansiedlungen 144
Fisch 246
Fisí (Haubenart) 309–316, 344–350
Fiskalzigeuner 385, 392
Fisolen (Bohnen) 241
Flächenmaße 497
Flachsboden (Flurname) 460, 466, 481
Flamen 157
Flanderi 387
Flasche 250, 504, 512
flebile beneficium emigrationis 39
Fleisch 357–377, 688–696
Fleischergarten (Flurname) 467
Fleischerzeugnisse 520
Fleischhacker (Metzger) 595
Fleischhauer, s. a. *Würstelvetter*
Fleisch konservieren, s. *einbraten*
Fleiß 165, 369
Fleuen (Haferschoten) 214
Fliege 210, 211, 250
fliegen 237
Floß 702, 704
Flöße, in der – (Straße am Zibin) 585
Flößlein (Rinne) 188
fluchen 159, 627, 737
Flucht 109, 129, 868–871
Fluchtversuche 17, 18, 321, 862, 865, 896
Fludder (Volant) 346
Flugblatt 71, 547
Flurbereinigung 455
Flurnamen 453–482, 736
folgen (gehorchen) 219
Folklore 736, 747, 748
fölósig (prahlerisch) 243
Fölpes (Rundkorb) 524
Foppreime 771
formieren (Weinstock) 502
Forscher 882, 887, 891
Forstwege 519
Fragebogen 101, 135, 673, 674, 898
Fragebuchaufnahmen 182
fragen 222
Frankreich 110, 797
französisch 186
Frau 181, 251
Frau, s. *Muhme*
Frau (junge), s.a. *Dirndl (großes)*; vgl. *Hiesiges*
Frauen 48, 51, 70, 71, 101, 102, 112–123, 129, 140–147, 279, 284, 291, 300–371, 521–529, 547, 548, 819–824, 827—870
Frauengottesdienst 614
Frauennamen 251
Frauentracht 318, 346, 347, 348
Frauenverein 727
Frauenvereinsball 631
Freibrief 537
freien 630, 634
freien, s.a. *Braut machen, Zeichen geben*
Freienzeit 679
Freiheit 130
Freimarkt 675, 710
Freiwillige Feuerwehr 727
Fremde 269
Fremdenpolizei 877
Fremdsprachen 133
Freudeschießen (bei Verlobung) 681
Freunde (Verwandtschaft) 607
Freundeskreis, s. *Kranzl*
Freundschaft (Verwandtschaft) 194, 197, 207, 336, 585, 612, 620, 622
Frieden 694, 716
Frieden von Aachen 49
Friedensvertrag 413
Friedhof 213, 607, 619–623, 793, 805, 810

Friedhofsarbeit 545
Friedhofskapelle 607, 623, 639
frieren 210
frisch, s. *aufs frische*
Frisur 324
Frömmigkeit 629, 649–656
Frontwechsel 847, 849
Frösche (Faßrand) 511
Fruchtkasten (Truhe) 358
Fruchtruten (Weinstocktriebe) 502, 503
Fruchttriebe 494, 502
Frühjahr 230, 234, 266, 675, 677, 693, 694, 703, 705, 711
Frühkirche (Christmette) 592, 593
Frühling, s. *Auswart, Länzing*
Frühstück 369, 376, 688, 692
Fuadn, s. *Pfeit*
Fuhrleute 294, 555, 556, 707, 708
Führungsschicht 166, 284, 285
Fuhrwerkerei 538, 539, 542
Fundamentalismus 110
Furche 207, 219, 250, 497
Furchreihe 497
fürchten 219
fürhin (vorwärts) 244
Furlenk (Flurname) 455, 458, 462, 473, 479
Fürtuch (Schürze) 237, 311, 315, 327, 330, 346
Fuß 237
Fußboden 213
Füße 237, 250, 251, 252
Fußmärsche 521
Futter 205
füttern 237
Futterrüben 359
Futtertürchen 421

G
gäbe (Konjunktiv) 228
Gabel 216, 227
gaben (Hochzeitsgeschenke überreichen) 636, 686
Gaberl (Weinranken) 495
gähnen , s. *geimetzen*
Galerech (Flurname) 467
Galgen 738
Gallustag (16. Oktober) 504
galt, s. *müßig*
gam, s. *kam*
Gänse 685, 697, 704, 705
Gansenhügel (Flurname) 467
Gansfuß (Flurname) 467
gar nichts nimmer 223
Garbe 219, 237
Garde-Bourgeoisie-Kleidung 298
gären, s. *kochen*
Garn 208
garstig 244
Garten 208, 215, 441, 856
Garten Gottes 579
Gartenfeste 141, 602, 631
Gasche (Nicht-Zigeuner) 398, 399
Gasse kehren 700
Gassennamen 416
Gassentürlein 586
Gässlein (im Weingarten) 497
Gatter 205, 206
Gaufe (Handvoll) 242
Gebäude, öffentliche 416
Gebet 645, 647, 652, 840
Gebetsbuch 645, 650, 651, 737
Gebirge 454, 517–521, 532, 535
Gebirgsdörfer 520, 523
Geborgenheit 267, 584, 588, 605, 606, 618
gebrochen (Wein) 509
Gebühren 658
Geburt 321, 336, 585, 620
Geburtenüberschuß 543
Geburtsschein 586
Geburtstag 666, 731
Gech (Krautlake) 359, 698
Gedecksel (Geschirr und Besteck) 253
Gedenkbuch 545, 546, 547
Gedenkfest 23
Gedicht aufsagen 597
Gefangene 829, 844, 845
Gefangennahme 844, 863
Gefangenschaft 844, 845
Gefängnis 848, 851, 863–866, 870, 871
Geflügel 361, 685
Gefrett (Ärger, Plage) 707
Gefühlsbezeigungen 173
gegen, s. *kek*
Gegabsel (Hochzeitsgeschenke) 253
Gegenleute (Schwiegereltern) 608
Gegenmütter (Schwieger-) 614
Gegenreformation 38, 158
Gehäkelsel (Häkelarbeit) 366, 704
geheiig (dunstig) 215
Geheimpolizei 129, 134, 803, 806
gehen 204, 209, 218, 219, 224–228, 232, 235, 255
gehen (Konjunktiv) 228, 237
gehen um (holen) 255
gehorchen, s. *folgen*
Geier 214
Geigerschnitz (Flurname) 467
geimetzen (gähnen) 248
Geiß 237, 238
Geißfuß 238
Geistesströmungen 164, 166
Geistliche 39, 730, 738, 887
Geistliche Nationsuniversität 157
gekauft 219
Gekindsel (Kinderschar) 253
Geld 83–93, 247, 684, 686, 708, 710, 718
Geldschulden 88
Geldstrafen 50, 618
Geldvorschuß 56
Gemähsel (schlechte Mäharbeit) 253
Gemarkung, s. *Hattert*
Gemeinde 24–26–33, 65–73, 185, 195–203, 259–579, 591–613, 621–625
Gemeindearbeit 158
Gemeindebudget 132

Gemeindechor 583
Gemeindefest 25, 809
Gemeindeflur, s. *Hattert*
Gemeindefotograf 614
Gemeindekurator 590, 624
Gemeindeleben 607, 616, 628, 641
Gemeindeordnung 888
Gemeinderat 142, 143
Gemeindesaal 142, 163, 600, 601, 611–617, 635, 659–669, 687
Gemeindeveranstaltungen 661
Gemeindevertretung 201, 263
Gemeindeverwaltung 132
Gemeine Landsprache 232
Gemeinschaft 24, 26, 129, 141–145, 155–174, 230, 335, 570, 579–625, 657–671, 793, 805, 852–861
Gemeinschaftsarbeit, s. *Ruas*
Gemeinschaftsformen 141
Gemeinschaftsleben 140, 172
Gemeinwiese (Furname) 467
Gemüse 517, 542, 558, 582
Gemüsegarten 360
Gemüsekeller 428, 430
Genähsel (Näharbeit) 704
Gendarmen 847
genealogische Durchmischung 187, 255
Genehmigungsverfahren 859
Generalisierung (gramm.) 244
Generalpardon 64
Genesungsurlaub 844
genetztes Fürtuch 327
Genöt (Arbeitsbelastung) 706
Georg, s. *Tschick*
gerade 206
Gerätebauer 520
Gerber 738
Gerede, s. *Geredsel; ins Dorf kommen*
Geredsel (Dorfklatsch) 172, 219, 253
Gereihsel (Faltenstickerei) 295, 346
Gerichtsverhandlung 866
Gerste 204, 208
Geruch 694
Gesang 657, 663, 666
Gesangsbücher 643, 645, 648, 649
Geschäft 219
Geschäftssprache 164
geschehen 207
Geschichten 725, 730–743
Geschichtsschreibung 27, 30, 166
Geschichtsunterricht 169
Geschirr 141, 219, 378, 612–617, 680–685, 711
Geschirr, s.a. *Gedecksel*
Geschlecht 72, 114, 119–123
Geschlechtsverkehr, vorehelicher 608
Geschmack 213, 677
Geschmiersel 367
geschnitten 204
geschossen (leicht verrückt) 251
geschwind 219
Gesellschaft 727
Gesellschaftsordnung 726
Gesetz (Flurname) 467
Gesetze 379
Gesöff (Getränk) 706, 707
Gestricksel (Strickarbeit) 253
Gesund (Gesundheit) 706
gesund 219; 690, 694, 696, 719
Gesundheit 513, 707, 717
Gesundheit, s.a. *Gesund*
Getreide 357, 358, 359, 539
Getreidebrand 734
Getreideernte 358
Getreidegrannen, s. *Gräten*
Getreidesäcke 529
Getrenntsein 254
getrieben (Weinrebe) 494
Gevatter 689, 690
Gevatter bitten 689
Gevatterin 371, 689
Gevatterschaft 727
Gevattersleute (Paten) 689
Gevatterschüssel 637
Gewalttaten 391
Geweisede (Hochzeitsgaben) 253
Gewerbebund 560
Gewerbeschule 546
gewesen 216
Gewinde 506
gewinnen (herausholen) 219, 253, 498, 501, 515
gewinnen (herausstrecken) 253
Gewürze 360, 677, 711
Gewürzgarten 467, 677, 704
Gieb (Joppe) 297, 300, 316, 324, 330, 346, 348, 590
Gieb, s.a. *Schneider-, Schnied-*
Giebel 422, 444, 445
gießen 225, 231
Gießerei 562–566, 575
Glas 206, 217
Glaskrug 527
Gläslein 214
Glasperlenstickerei 312
glatt, s. *häl*
Glaube 38–62, 583, 585, 618–630, 658, 840, 854
glauben 206, 249
Glaubensbekenntnis 87, 643, 881
Glaubenseifer 627
Glaubenseinheit 42, 50
Glaubensernst 655
Glaubensfreiheit 83, 552, 579
Glaubensprüfung 60
Glaubenstreue 24
gleich 718
Gleichberechtigung 40, 70, 72, 164, 165
Gleichheit 316, 326
Gleitlaut 227
Gletter (Empore) 590, 591, 604, 634
Glocke 206
Glockengeläute 685, 716, 847
Glockenstein (Flurname) 467
Glück 265
Glühwein 595, 685, 696
Gnade 43, 44

Gold 246, 247
Goldberg (Flurname) 467
Goldgrube (Flurname) 461, 467
Gorgan (Flurname) 455, 467, 468, 470, 471, 475, 478, 480
Gosautal 218
Göt (Taufpate) 586, 591, 608
Gote (Taufpatin) 321, 371, 586
Gott 693–700, 716, 826, 834–843, 866, 871, 872
Gott erhalt enk 237
Gott helf enk 241
Gottesdienst 14, 26, 38, 201, 308, 586–597, 604–611, 644–648, 793–808
Gottesdienstordnungen 801
Grab 217, 621, 623, 638, 793, 810
Graben (in Flurnamen) 458–481
graben 498, 503
Grabl (Rinne) 188
Grabmacher 623, 638
Grabschändung 733, 744
Gräf 417
Grammeln 361, 367
Grammeln, s.a. *Griupm, Gruipm*
Gras 213
Gräten (Getreidegrannen), 204, 206
Grätenloch 236
grau 214
Grenze(n) 9, 269, 497, 841, 844, 858–872
Grenzgänger 129
Grenzposten 862
Grenzprozesse 455
Grenzsoldaten 859, 866, 869, 872
Grenzstreitigkeiten 454, 543
Grenzübertritt 884
Griebs (Traubenrispe) 496
Griechenland 844
Grießkoch 229
Griffe 242
Griupm (Speckgrieben) 210
grob 213, 217
groß 209, 213
Großau 179–270 (Sprache); 259–260, 264–266, 580–581, 594, 599, 609–610 (landlerische Texte); 409–448 (Orts- und Hausansichten); 538; 579–626 (Ortsbeschreibung); 625 sächsischer Liedtext)
Großauer Dorfmuseum 895
Großauer Kulturhaus 896
Großauer Lied 624
Großbritannien 102, 103
Großbürgertum 297
Großdeutsche Studentenschaft 796
Großeltern 747, 786
Großfamilie 580, 584, 588, 595, 602, 606, 620, 623, 747
Großgrundbesitzer 582, 852
Großmutter 748, 778, 779
Großmutter, s.a. *Ah(n)dl, Großo*
Großo (Großmutter) 214
Großpold 179–270 (Mundart); 266–270 (landlerische Texte); 409–449 (Orts- und Hausansichten); 453–484 (Flurnamen); 673–724 (Illustrationen anhand von historischen Texten)
Großpolder Treffen 142
größt 249
Großvater 778, 779
Großvater, s.a. *Äh(n)dl, Ota*
Gröstsel (geröstete Zwiebeln) 366
Grube, s. *Kronergrube*
Grui (Flurname) 468
Gruipm (Speckgrieben) 595
Grummet 237
grün 237
Grundbesitz 125, 290, 308, 455
Grundbirnen (Kartoffeln) 224, 253
Grundherrschaft 51, 53, 58
Grundstücke 57, 68
grüne Arbeit 378
Grünzeug 677
Gruppe 725, 728, 744
Gruppenbewußtsein 160, 277
Gruppenidentität 189, 255, 396
Gruppenproporz 14
Grüßen 748
Grußformeln 239, 241
Grußkonventionen 194
Gubernium 46, 94, 96
Gugelhupf 367, 371–378
Gugelhupf, s.a. *Bunkl*
Gurken 360, 677
Gurken, s.a. *Kratzewetz*
Gürtel, gurtig – 346
Gürtel, s.a. *meizig Gürtel*
gut 238
Guten Tag! 198

H
Haar 208, 213, 247, 250, 630
haben 216
Habsburger 28, 157, 189
Hacke 250
hacken 218, 501
Hafer 242
Häferl 241
Haferland 487
Haferschoten, s. *Fleuen*
hahen (aufhängen) 222
Hahn 732, 735, 742
Hahnenschießen (Osterbrauch) 734
Häkchen 248
Häkelarbeit, s. *Gehäkelsel*
Halakríst, s. *Heiliger Christ*
häl (glatt) 214
Halbe (Trinkportion) 707, 708
Hälfte 488, 492, 498
Hals 213, 215
Halstuch 289–317, 324–330, 342, 348, 692
Hand 233, 265
Händ (Sg.), s. Hand
Hand, die – geben 265
Handarbeitskreis 142
Handarbeitsschule 339
Handarbeitsunterricht 340
Handel 383–386, 390, 394, 395, 537, 543
Handkarren 530

Händler, vgl. *Motzen*
Händlinge (Fäustlinge) 330
Händpiëstl (Ärmelbund) 346
Handvoll, s. *Gaufe*
Handtuch 235, 257
Handwagen 529, 530, 536
Handwerk 537–550, 626
Handwerker 52, 63, 68, 87, 155, 170, 203, 283, 306, 308, 318–320, 355, 537–550, 856
Handwerksinsignien 445
Handwerkslehre 332
Handwerkszünfte 190, 191
Handzwicken (Spiel) 753
Hanf 237, 525, 526, 539, 542
Hanfteilungen (Flurname) 458, 460, 469
Hang, s. *Leite*
Hangerl (Weinranken) 495
Hanklich (Eierkuchen) 367, 371
Hann 417
Hansel und Gretel 739
hantig (bitter) 244
Harbachtal 487
hären (Schlachtschwein entborsten) 214
Harmonie (Ziehharmonika) 633, 601
harnen, s. *seichen*
hart 221
Has (Bauchfleisch) 696
Hase 241
Hasenohren (Teigspeise) 364
Haß 135
hätte (Konjunktiv) 216
Hattert (Dorfgemarkung) 66, 359, 417, 454–457, 465–479, 538, 707, 714, 738
Hattertgrenzen 308
Hatzelberg (Flurname) 458, 469
Haube 302–304, 316, 317, 331–334, 684–689
Haube, s.a. *Fisi*
Haube aufsetzen (Hochzeitsbrauch) 684, 686
Haue 187, 503
Haue (Bauernarbeit) 186, 187
häufeln 212
Haufen 242
Haupttonvokalismus 179, 209
Haus 213, 421–445
Hausbibel 737
Hausbuch 160, 287, 292, 316, 352, 645, 737
Häuser der Ausgesiedelten 143
Häuser, durch die – (von Haus zu Haus) 597
Hausfarbe 445
Hausknechte 12
Hausleute 692
Hausmundart 739
Hausnamen 252, 461
Hausruckviertel 11, 50, 187, 205–211, 217, 224–232, 247, 256
Hausvater 297, 646, 655
Hauswiesen (Flurname) 469
Hauszigeuner 498
Havidl, s. Häferl
Hebamme 235, 321, 585, 689
Hebamme, s.a. *Amtfrau*
Hebebäume 507
Heber 511
Hecke 455, 468–472, 476
Hefen (Topf) 237
Heide (noch nicht getauftes Kind) 586, 690
Heidelbeeren 237
heikel 244, 721
Heiliger Christ (Jesuskind) 596, 598
Heiliger Urbanus (25. Mai) 514
Heiliges Abendmahl, s. Abendmahl
Heimarbeit 888
Heimat 9, 23–34, 57–71, 124–137, 165–175, 584, 618–665, 737, 744, 793–811, 835–861
Heimkehr 840, 849
Heimreise 107, 123
Heirat 308, 316, 324, 331, 333
Heirat, s.a. Hochzeitsbrauchtum
heiraten 213
Heiratsverhalten 69
Heizkammer 501
Heizung 225
Heldendenkmal 671
Helf Gott 513
helfen 242, 247
Helt (Flurname) 455–459, 465, 469–476
Hemd 288, 295–298, 303–307, 311–313, 317, 324, 327, 342, 348, 692, 711
Hemd, s.a. *Pfeit*
Hemd, genähtes 590
Hemdstock, s. *Púdik*
Heppin (Kröte) 261
Heppinger (Neppendorfer) 261
Heppingtown (Neppendorf) 261
herauf 216, 229, 706
herauf, s.a. *anhin*
herausholen, s. *gewinnen*
herausstrecken (Zunge), s. *gewinnen*
Herbergen (Weihnachtsbrauch) 596
Herd 363, 375
heréhald, (herüben) 219
herein 215, 216, 229, 678
Herkunftsgebiete 26, 36, 136, 180, 184, 208, 217, 220–228, 236, 244, 248, 253
Herkunftsstruktur der Zuwanderer 229
Hermannstadt, s.a. *Zibinsstadt*
Hermannstädter Magistrat 59, 60, 67
Hermannstädter Staatsarchiv 81
Hermannstädter Stuhl 289, 413
Hermannstädter Zeitung 125, 138, 185
Herr Maane (Mond) 214, 250
Herrenfrauen (Damen) 251
Herrenländer (Flurname) 460, 462, 469
Herrenlese (Wein-) 504
herrisch (städtisch) 229, 232, 309, 317, 590, 682
Herr-Knecht-Verhältnis, 389, 395
herüben, s. *heréhald*

herüber 237
herunter 216, 229, 243, 702, 708
herunter, s.a. *abher, abhin*
herunterlassen, sich – (herunter kommen) 708
Herz 208
Heu 212–215, 519, 524, 527, 534, 535
Heu-Auflader 227
heuen 212
heuer 210
Heuschober 527
heute 211
Heuwagen 527, 532, 534
Hexen 732, 733
Hexen, s.a. *Milchdiebin*
hie und da (mitunter) 716
hieher (von hier) 251
Hiesiges (Frau vom Ort) 251, 252
Hiewes (Flurname) 455–470, 481
Hilfe zur Selbsthilfe 131
Hilfsfonds 806
Hilfsgüter 875, 899
Hill (Flurname) 459
Himbeeren 523
Himmelbett 853
Himmelvater 639
hinauf 706
hinauf, s.a. *an-, aufhin*
hinaufrennen (rülpsen) 249
hinein 687, 688, 695, 701, 706
hinein, s.a. *einhin*
Hintere Reih' (Gassenname) 469, 473
hinunter 709
hinunter, s.a. *abhin*
Hirnpantl (Stirnband) 339
Hirtenmantel, s. *Sarik*
Hirzengraben (Flurname) 458, 459, 469, 470
Hitler-Deutschland 99, 103
Hitlerist 620
Hitlerkappen 342
Hitzeplage 686, 707, 711, 838
Hobbymusiker 665
Hobel 213
hoch 207–210, 229, 234
Hoch- und Tiefbau 117
hochdeutsch 149–157, 199, 614, 623–726, 748, 881–891
Hochstamm 499
Hochzeit 169, 173, 311, 316, 329–336, 365, 372–377, 586, 608–617, 630–637, 666, 675, 681–690, 714, 729, 730
Hochzeitfürtuch 326
Hochzeitgeber 686
Hochzeitmütter 378, 681
Hochzeitsbrauchtum 373–378, 611–617, 635–637, 683–687
Hochzeitsbrühling (Schwein) 374
Hochzeitsgeld 617
Hochzeitsgeschenk 617
Hochzeitsgeschenke, s.a. *Gegabsel, Geweisede*
Hochzeitsgewand 286, 315, 331, 342
Hochzeitsköchin 373, 374, 377
Hochzeitsmahl 373, 377, 687
Hochzeitsnacht 617
Hochzeitsrede 613
Hochzeitstag 613, 614, 617
Hochzeitstracht 324, 332, 336
Hochzeitszug 614, 615, 635, 636, 659–666, 682, 687
Hochzeitvater 613, 614, 615, 634, 681
hocken 219, 225, 777
Hof 217, 244, 285, 290, 297, 308, 352, 421, 432, 442–446
Hof, der vordere – 244
Hofeinfahrt 446
Hofkammer- und Kriegsarchiv 796
Hofkanzlei 42, 45, 46, 48, 53, 56
Hofkastenamt 357
Hoftracht 308
Hofzigeuner 743
Höhe 454, 460, 466, 470
Hohe Rinne 332
Hohlmaße 512
höhnen (weinen) 204, 222, 258, 265
holen, s. *gehen um*
Holz 213, 215, 494, 501, 502, 518–522, 531
Holz schlagen 527
Holzfleisch (Grill) 602
Holzgefäße 522
Holzhandel 542
Holzknecht 539
Holzkohle 463
Holzpritschen 837
Holzschlitten 527, 536
Holzweg 519
Honig 244
Honnes (Flurname) 470
Honved 700
hören 249, 686, 705, 712
Hörige 157
Hörige, s.a. *Jobagen*
Hörner 208, 247
horüblig (alt, klapprig) 243
Hosentürl 772
Hotel 884–887
hudeln 226
Hügel 454, 459, 465–471, 476–481
Hühner rupfen 687
Hühnerdarm (Vogelmiere) 677
Hühnerfleisch 680
Hühnersuppe 371, 377
Huibas (Backwerk) 367
Hüll (Flurname) 459, 473
Hunde 233, 235, 250, 252, 838, 862, 866, 869
Hundsrück (Flurname) 458, 465, 470
Hunger 118, 824–830, 838, 840, 872
Hungersnot 368, 829, 838, 897
huraln, s. *hudeln*
Hüte 288, 289, 298, 299, 307, 316, 319, 325, 327, 331
hüten 237
Hüter 237
Hutmacher 711
Hütte, s. *Kalippe*
Hutweide 454–459, 465–471, 474, 477, 480
hygienische Verhältnisse 105

I
Ibak (Backwerk) 367
ich 243
Identität 15–19, 33, 72, 155–175, 195, 201, 233, 258, 270, 278–283, 352–356, 844–861
Identitätsbewußtsein 129
Identitätskrise 344
Identitätssymbole 15, 189, 202, 255, 659
Identitätsverlust 173
Identitätswandel 279, 353
Identitätswechsel 171, 172
Ideologie 167–170, 342, 726
idiomatische Wendungen 719
ihm 241, 248, 249
ihn 248, 249
ihnen 229
ihr 230, 237
Immediatkommision 131
immer, s. *allweil*
Immobilienpreise 144
Indefinitpronomen 224, 240
Independenţa 568
Indien 381, 395, 400
Individualisierung 658
Individuum 618
Industrialisierung 606, 658
Industrie 551–574
Industrielle (Vereinigung) 573
Industrieware 311, 339
Industrie-Zeitung 573
Infinitivkonstruktion 723
Infinitivsuffix 218, 232
Innensicht 17
Innereien 696
Innovationen (sprachliche) 180, 188, 204, 226, 240, 256, 257
Innung der Schmiede 562
Innviertel 210, 217
Inquisition 41
ins Dorf kommen (ins Gerede) 253
Institutionen, öffentliche 416
Instrumentalmusik 663
Integration 25, 66, 179–191, 233–240, 257, 627, 639, 727, 854
Integration, lautliche 257
Intellektuelle 166, 547, 851, 856, 857
Interaktionsmuster 15
interethnische Beziehungen 173, 186
Interferenzen (sprachliche) 180, 228, 233, 235, 256, 257
Interjektionen 714
Internat 133
Internierung 841
Intoleranz 19
Irrgläubige 42
Irtenträger (Nachbarschaftsamt) 140, 633
Isaak 588
Isolation 220
Iterativ 248
ius emigrandi 42

J
Jagd 730
Jägergeschichte 741
jäh 207, 214
Jahr 208
Jahreswechsel 698
Jahreszeiten 675
Jahrmarkt 334, 521, 522
Jammer 700
Januar 197, 265
jan-Verben 218
Jauche, s. *Mistsölge*
Jause (Zwischenmahlzeit) 212, 697, 698
jene (-r, -s) dort 220
Jesuiten 44
Jesus Christus 110
Jobagen (Hörige) 582
Joch 207, 244
Johanna 252
Johannisbeeren, s. *Ribesbeerlein*
Joppe 300, 309, 324, 346, 348, 349
Joppe, s.a. *Gieb*
Joppelungt (Flurname) 456–459, 464, 468–472
Josef 766
Josephinische Reformen 163
Jubiläen 23, 26
Juden 128, 567, 711
Judentumpf (Flurname) 457, 461, 471
Jüdin 341
Jugend 162, 173, 200, 266, 582, 590–649, 698
Jugendarbeit 606, 607
Jugendliche, s.a. *Knechte und Mägde*
Jugendstreiche 71
Jugendstunde 629
Jugendtracht 329, 342
Jugoslawien 103, 123, 129, 568, 858–872, 894
Jungaltknecht 633
Jungaltnachbar 140
Junger Wald (Flurname) 520
Jungfrauentanz, s. *Jungweibertanz*
Jungfrauentracht 616
Jungfräulichkeit 328, 387
Jungnachbarin 601, 619
jungsächsisch 339, 342
Jungverheiratete 329
Jungweibertanz (Jungfrauentanz) 616
just 223, 264, 265
Justaucorps 288, 293
jutig (temperamentvoll) 243

K
Kächen (Eintopfgericht) 366, 369, 379
Käfer 242
Kaffee 241, 321
Kaffee essen 680
Kahler (Stoß) 718
Kahm 509
Kaiser 699, 700
Kaiserliche Akademie der Wissenschaften 673
Kaiserliches Reskript von 1753 55
Kalb 237, 245–249

Kalbe, s. *Kühlein*
Kalderasch (Romastamm) 280, 385–387, 395–398
Kalippe (Hütte) 498, 514, 728, 847
Kalk 207, 215, 219
Kalkofen 245, 471
Kalkstein 245, 468, 471, 472
Kallus (Pfropfstelle) 494, 515
kalt 213, 215
Kälte 822, 827, 828, 840–845
Kalter Krieg 104
kam (kaum, ungefähr) 254, 262, 263
käme (Konjunktiv) 228
Kamerad (Jugendfreund) 614, 727, 728
Kameradin (Jugendfreundin) 614
kämmen 692
Kanal 520, 851
Kanalisationssystem 144
Kanne 227, 526
Kannert (Faßbalken) 510
Kapellmeister 661, 662
Kapitulation 844
Karfreitag 601
Karl 208, 209, 247
Kärnten 11, 31, 36–60, 89–97, 136, 138, 187, 219–230, 256, 273, 540, 551–554, 570–575, 627
Kärntner 36, 49, 54, 60, 225–232,
Kärntner Dehnung 225
Kärntner Familiennamen 553
kärntnerische Merkmale 229–231
Karotten, s. Möhren, *Möhrleinrüben*
Karpaten 137
Karpatenrundschau 887
Kartoffeln 357, 359, 366–370, 523–525, 582, 601
Kartoffeln, s.a. *Grundbirnen*
Käse 214, 360–369, 520
Käsewalachen 362, 379, 711
Kasserolle, s. *Reine*
Kastenwagen 535
Kasualien (kirchliche) 171, 179, 199–203
Kasusneutralisierung 249
Katechesehelferinnen 804, 855
Katechismus 190, 643
Kater 205, 206, 226, 227, 513
Katharina 251, 252
Katharinenball 141, 666, 668
katholisch werden (Redewendung) 888
Kathrein 682, 683, 685
Kattun 711
Katze 765
Katzel (Flurname) 455, 460, 468, 471, 472
Katzling (Flurname) 458–460, 468–472
kaufen 218, 242
Kaufleute 547
Kaul (Vertiefung; Flurname) 458, 471, 479, 503
kek (gegen) 684, 686
Kehlbraten 696
kehren 254
kehren, s.a. *Gasse kehren*
Keil 214, 510
keinen mehr Appetit haben 240, 254
Keller 254, 501–512
Kellerarbeiten 510, 511
Kellerei 493
Kellergeschirr 510
Kellergeschoß 424–442
Kellerküche 424
Kellermeister 511
Kellerschalz (Vorkeller) 424, 426, 434–438, 510
Kellerstiege 510
Kellner 613, 615, 619
Kelmes (Taufmahl) 688, 718
Kelter 506
Kelteranker 506
Kelterbaum 506
Kelterbett 506
Kelterhölzer 506
Kelterkasten 506
Keltermost 506
Kelterschuppen 506
Kennlautung 209
Kennwörter, bairische 230
Keral, s. Kittel
Kern 496
Kesselschmied 711
Kesselschmiede s. *Kalderash*
Kette 204, 205
Ketzer 38–41, 59
keuchen 207
Keue (Kinn) 210, 211
Kiëral, s. *Kühlein*
Kind 233, 249, 620, 689, 690
Kind, getauftes, s. *Christ*
Kind, noch nicht getauftes, s. *Heide*
Kind verhexen, s. *berufen*
Kindbetterin (Wöchnerin) 371, 372, 585, 620
Kinder 11, 40–64, 130–146, 158, 159, 172–174, 233, 247, 627–638, 747–759, 771–777, 804–810
Kinder, uneheliche 591
Kinderball 601
Kinderbänke 322, 325
Kinderbetreuung 739
Kindergarten 133, 146, 194, 263, 630, 748
Kindergottesdienst 587, 596
Kinderpiëstl (Steckkissen) 321, 346
Kinderreime 598, 739, 747, 786
Kinderschar, s. *Gekindsel*
Kinderzahl 690
Kindheit 585
Kinn s. *Keue*
Kirche 14, 19, 25, 26, 38, 50, 51, 60, 70, 71, 157–163, 170–173, 193–207, 262–340, 397, 538–557, 580–624, 628–637, 675–733, 793–810
Kirche, katholische 655
Kirchenämter 162
Kirchenbank 587, 591
Kirchenbeitrag 621

Kirchenburg 163, 445, 446, 587, 598–619
Kirchenchor 142, 663
Kirchenempore, s. *Gletter*
Kirchengedenkbuch 294
Kirchengemeinde 23–27, 73, 126, 133, 201, 202, 256, 644–649, 854, 855
Kirchengewand 277, 278, 282, 314–347
Kirchenkappe 289, 295, 296, 309, 330–333
Kirchenkurator, s. Kurator
Kirchenleib (Weste) 329
Kirchenlieder 663
Kirchenmutter 617
Kirchenpelz 280, 285, 306, 328, 340, 346
Kirchenrain (Gassenname) 471
Kirchenrat 179, 200, 201
Kirchenrock 306, 309, 316, 327, 330, 346
Kirchen-Sitzplätze 71
Kirchensprache 179, 199, 203
Kirchensteuer 491, 546, 855
Kirchentracht 193, 196, 266, 590, 591, 606, 613, 853
Kirchentür 636
Kirchenvater 14, 201, 629, 798
Kirchenvisitationen 627
Kirchenwein 492
Kirchenweinberge 498, 504
Kirchgang 278, 294, 304–329, 345
Kirschbäume 471, 480
Kittel 227, 291–304, 315, 327, 328–330, 346, 348, 590, 692
Kittel, gefältelter 327, 346
Kittel, gespreizter 337, 346
Kittelsack (Rocktasche) 710
kitzeln 209, 750
Klage 622
Klageschriften 158
Klangnachahmungen 760
klapprig, s. *horúblig*
Klee 206
Kleegärten (Flurname) 471
Kleider begraben 344
Kleidercode 283
Kleiderordnung, Hermannstädter – 284, 285
Kleidersanktionen 332, 333
Kleidervorschriften 682
Kleiderzwang 315
Kleidung 159, 804
Kleidungsverhalten 13, 14, 19, 179, 189–194, 277–305, 313–320, 338, 339
Kleie 213
Kleinasien 381
Kleinhandel 543
Kleintiere 368
Kletiten (Palatschinken) 355, 371, 379, 886
klimatische Verhältnisse 60
Klöster 51
Klosterneuburgerprobe (Mostwaage) 507
klotschítig (faul) 472
Klotz 206
Knabe, s. *Knecht*
Knarreberg (Flurname) 472, 476
Knäuel 210
Knecht 732
Knecht (Jugendlicher) 193, 266–269, 590, 603–608
Knechte und Mägde (Jugendliche) 590
Knechtegestühl 325
Knechtvater 200, 604, 633
Knechtwald (Flurname) 473
Kneral, s. Knödel
Knie 206
Kniereiten (Spiel) 755
Kniewel (Finger) 709, 711, 721
Knoblauch 237, 241, 677
Knödel 364, 365, 371, 379
Knödel s.a. *Knoten*
Knödellandler 379
Knoten (Knödel) 204, 217, 222
Koch 234
kochen 207, 218, 251
kochen (gären) 508
Kochrezepte 19
Kochtechnik 363, 365
Kochwurst 696, 711
Koffer 265
Kohlegruben 105, 845
Kokirla (Langholzschlitten) 532, 536
Kolchos 117, 118, 823–828, 838–843
Kollektiv 389, 390
Kollektivierung 390, 457, 517, 803
Kollektivmorphem 252
Kollektivställe (Flurname) 473
Kollektivwirtschaft 547, 856
Kolonien 192
Kolonisation 30, 50
Kolonisationspatent 41
Kolonisten 547, 583, 850
Kolonistenprivilegien 201
Komitate 163
Kommando (für Zugtier) 707
Kommandosprache 185
kommen 218, 224, 225, 232, 237, 241
Kommissar 822
Kommode, s. *Schubladkasten*
Kommunismus 12, 110, 128, 167, 186, 197, 200, 267, 278, 342, 390, 558, 580–624, 803
Komparation 220, 244
Komposita 242
Kompromiß 72
Konfession 173, 191, 278, 282, 356
Konfessionsschulen 185, 186
Konfirmanden 587–591, 596, 603
Konfirmandenprüfung 589
Konfirmandenunterricht 588, 589, 632, 645, 803
Konfirmation 14, 193–200, 277–332, 372, 589–638
Konfirmationsgeschenk 589
Konfirmationstracht 325–328
Konflikte 68, 166, 199
König 244, 699, 700
Königsboden 156, 163–165, 191–200, 282, 387

Königsdiktatur 796
Konjugation 221, 224
Konjunktionen 254, 715, 722
Konjunktivformen 180, 228, 258, 268
können 218, 232
Konservatismen (sprachliche) 258
konservieren, s. *einbraten*
Konservierung (sprachliche) 223
Konsistorium 72
Konsonantenschwächung 179, 204, 205, 226, 229
Konsonantismus 179, 204, 205, 232
Kontaktsprache 220–228, 231–258
Konversionshäuser 51
Konzerte 631, 660, 661, 668
konzessiv 221, 254
Konzivilitäts-Reskript 163, 164
Kooperativ (Dorfladen) 742
Kopf 239
Kopfbedeckungen 289, 319, 325, 339, 345
Kopfgeld 129, 267
Kopfputz 283, 299, 334, 344–349, 279, 283, 299, 324, 333, 349
Kopfputz, s.a. *Bockelung, Borten, Riegel*
Kopfrechnen 186
Kopftuchpflicht 325
kopulieren (heiraten) 685
Korallen (Glasperlen) 324
Korb 523, 524
Korb, s.a. *Fölpes, Zeger*
Korbflechten 592
Korruption 573
Kosewörter 173
Kotzen (Mantel) 293, 294, 346
Kragenröckel 300, 333, 347, 350
Kragenwiese (Flurname) 473
krähen 214, 218
krank 206
Krankenbett 621
Krankenhaus 825–827, 831–838
Krankentransporte 827–845
Krankenwaggon 835
Krankheit 63, 118, 638, 733, 763
Kranzl (Freundeskreis) 200, 599, 604, 608, 624, 633, 658, 669
Krapfen 364, 379, 728
Krastenkaffee 369
Kratzewetz (Gurken) 676
kraus, s. *kruzlich*
Kraut 359, 366–377, 529, 678–686, 698, 709, 710
krauten (jäten) 501, 503
Krautgarten 263, 359, 677, 680
Krautgärten (Flurname) 473
Krautlake, s. *Gech*
Krautpölsterlein (Krautrouladen) 636
Krautsuppe 369
Krawatte 325, 328
Kreide 214
Krensuppe 685
Krepeln (Spangen des Ornats) 587
Krepelweste 590
Kreuz 445
kreuzig (quer) 244, 497
kriechen 207
Krieg 265, 675, 693–706, 821–850
Kriegsausbruch 700
Kriegsgefangene 803
Kriegsopfer 670
Kriegsverbrecher 845
Kriegsverlierer 169
Kronergrube (Flurname) 473
Kroner Haube 295
Kroner Kittel 295
Kroner Winterhut 295
Kronstadt, s. *Stadt unter der Zinne*
Kropf 206
Kröte, s. *Bruaschka, Heppin*
Krug 526
Krug, s.a. *Topf, irdener*
kruzlich (kraus) 324
Kryptoprotestantismus 38, 44, 643
Kübel 242, 490
Küche 356, 363–380, 728
Kuckuck 711, 720, 759, 764, 781
Kuckuck, Zum –!, vgl. *Pfefferland*
Kuckucksschrei (Kindervers) 759, 764
Kuh 226, 227, 250, 251, 360
Kuhhirt 691, 692
Kühlein (Kalbe) 226
Kühltruhe 369
Kuhstall 421–438
Kuk(u)ruzblättlein 511
Kultur 854, 861
Kulturarbeit 583
Kulturaustausch 24
kulturelle Autonomie 342
kulturelle Integration 282
kulturelles Erbe 365
Kulturfähigkeit 395
Kulturgemeinschaft 129
Kulturgruppe 839, 846
Kulturgüter 355
Kulturhaus (Gemeindesaal) 600
Kulturkontakt 15, 674
Kulturrevolution 857
Kulturverständnis 280, 284
Kuowas (Spreustadel) 236
Küpchen (Flurname) 457–481
Kurator 14, 139–145, 201, 202, 798, 799
Kürbisse 359, 371
Kursachsen 40
Kürschen (Pelzpelerine) 291, 295, 347
Kuruzzen 66, 189, 417, 492
kurz 233
kürzest 250
Kurzvokale 213
Kuschma (Pelzkappe) 285
Kuß, s. *Busserl*
Kutschengeld („Windelgeld") 616

L
lachen 218, 335, 731, 732
Lacke (Flurname) 460–473
läge (Konjunktiv) 228
Lägel (Holzgefäß) 512, 522, 536
Lager 99–123, 822–846, 870
Lager (Wein) 508
Lagergeschmack (Wein) 509
Lagerkommandanten 105
Lagerräume 421
Lagerschnaps 509
Land des Segens 579
Land ob der Enns 36, 39, 50–53, 217, 226, 256
Landadel 192
Landarbeiter 383, 388, 390
Landeskirche 128, 799, 806
Landeskonsistorium 127, 128, 147, 806
Landessprache 185, 186
Landl (Hausruckviertel) 11, 35, 36, 97, 160, 187, 207, 209, 228, 242–272, 287
Landler 34 (Definition), 260 (Einwanderungslegende)
Landler, s.a. *saxoni*
Landlerbus 139
Landlerdelegation 136
Landlerdialekte (dialektologische Beschreibung) 179–275
Landlerdialekte, s.a. Landlermundarten
Landlerforschung 12, 17–19, 26–42, 875
Landlergeschichte 23–98
Landlerhaus 421–450
Landlerhilfe 137–139
Landlerinnen 186, 251
Landlerkinder 747, 748
Landlerkulturen 66
Landlermundart 13, 15, 18, 673, 802, 860, 861, 881, 891, 902–904
Landlermuseum 16, 883, 893, 904–906
Landlerspeisen 355–379
Landlertracht 277–352
Landlertreffen 585, 860
Landlertum 233
Landlervertretung 138
Landler-Verwaltungsrat 138, 139
Landlerwagen (Handwagen) 529
Landmangel 60
Landmaschinenfabrik 551, 560, 562
Landsmannschaft 584
Landsprache 192, 232, 258
Landsturm 700
Landtag 11, 156, 164, 165, 413
Landwirtschaft 18, 117–121, 132, 485, 516–562, 624, 626, 734, 739
Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft, s. LPG
Landwirtschaftsvereine 132, 137, 143
Landzuteilung 61
Langholzschlitten, s. *Kokirla*
Langholzwagen 534
langsam, s. *migálig, migalósig*
Langvokalsystem 179, 213, 214
Langwiede 261
Länzing (Frühling) 214, 230
Lärm 634
Larve 215
lassen 206, 222, 225, 234
Latein 157, 454
Laub 693
Laubarbeiten (im Weingarten) 502, 503
Laube 442, 446
Laubengang 443
laufen 242
läufig 212, 244
Lauge 581, 582
laulich (lau) 244
Läuse 105, 820
läuten 205
Lautsystem 180, 214, 224, 235, 236, 243, 257
Lautwandel 227, 712
Lebenseinstellung 291
Lebensmittel 357, 358, 368
Lebensraum 167
Lebensweisheiten 785
Leder 227
Lederer 709, 711
Lederriemen 306
ledig Gebliebene 333
leer 208, 247
Legendenbildung 27
lehnen 219
Lehnwörter 184, 206, 231, 238 239
Lehre, vgl. *was lernen*
Lehre (Konfirmandenunterricht) 588
Lehrer 137, 145, 166–170, 185, 247, 579–607, 624, 661, 700–847, 853–858, 887
Lehrer, s.a. *Schuler*
Lehrermangel 802
Lehrerweinberge 504
Lehrlinge 546
Lehrlingsschule 546
Leib (Weste) 327
Leibeigenschaft 191, 382, 383, 579
Leibl (Jacke) 692
Leibl (Kinderkleid) 324, 325, 347
Leiche 212–214
Leiche (Todesfall, Begräbnis), 335, 621
Leichenbank 622
Leichendienst 329
Leichenfonds 621
Leichenmahl 376, 379
Leichenpredigt 621, 623, 639
Leichentürchen (Flurname) 461, 473
Leichenvater 622, 623
Leichenwagen 622
Leichenwein 622
Leichenzug 142, 197–638
leicht 212, 214
Leidensgeschichte 654
Leiderfahrungen 99, 109
Leier (Nachwein) 507

Leinwand 212, 704–711
Leistung 172
Leite (Hang; Flurname) 212, 461–464, 473–476, 481
Leiter 204
Leitersprosse 209
Leitspruch (der Landler) 159, 172, 202, 561
Leitspruch (der Sachsen) 202
Lekwar (Topfentaschen) 369
Lenisierung 242
Lenz, s. *Länzing*
Leopoldinisches Diplom 46
Lerche 694
lernen 187, 234, 249, 263
lernen, s.a. *was lernen*
Lesegewohnheiten 641, 642
Lesestoffe 641, 642–652
Leseunterricht 39
Leuchter 592, 593
Leuchterführer 592, 593
Leuchtersänger 593
Leuchtersingen 592, 593, 632
Leute 211
Liebchen 605
Liebe 629, 795, 801, 808
lieber 228, 242
Liechtenstein 797
Liedaufnahmen 892
Lieder 580, 596, 606, 614, 670–681, 718, 725–748
Liedertafel (Männerchor) 590
Lief (Vorraum) 421, 426
liegen 228
ließe (Konjunktiv) 228
links, s. *tenk*
Linsen 539
Liquidenvokalisierung 180, 245, 248
Lisi (Elisabeth) 251
Lizitation 545
l-Laute 208, 209, 245, 246
Loch 207, 254
Löchlein (Stickerei) 317
Löffel 249
Löffelzigeuner 506
Lohgraben 458, 473
Lohn 224, 235, 842
Loibl-Pass 869
Lokomotive 740
Löwenzahn blasen (Kinderreim) 759
Loyalität 156, 166, 167, 202
LPG 125, 173, 186, 187, 557, 558, 582, 611, 677
Luftangriffe 800
Lügen 735, 739
lügen (Paradigma) 206, 210
Lügenpredigt 621
Lullelein (Schnuller) 209
Lustbarkeit 679
Lüsterkittel 329
Lutheraner 41–52, 655
Lutherbibel 157, 579
Luther-Reformation 643, 645
Luthersprache 589
Lüttich 185
Luxemburg 797
l-Vokalisierung 180, 181, 245–248
Lyzeum 187

M
Maane (Mond) 214, 250
machen 207, 213, 218, 225
Mädchen 104, 107, 674–686, 697, 704–779
Mädchen, s.a. *Dirndl, Mägde, Menscher*
Mädchentracht 325, 348
Mädel 226, 227
Mägde (Mädchen) 603, 604
Mägdegestühl 325
Magnatentracht 284, 306, 345, 347
Magyarisierung 165, 187
mähen 214, 218, 742
mahlen 219
Mahlzeit beenden, s. *abspeisen*
Mahlzeitenordnung 369
Maibäume schlagen 602, 605
Maifest 141
Maikäfer 703
Mais 357–359, 368, 524, 525
Maisbei, s. *Palúkes*
Maische 506
Maischholz 505
Maisstengel 686
Mai-Umzug 669
Malaria 118, 838
man 222, 237, 240, 241
Mandatsverteilung 202
Mann 207, 216, 229, 234
Mann machen (seinen Mann stehen) 707
Männergesang 132, 631, 639, 663, 670, 727
Männergewand 304, 340, 342
Manntuch 337
Mantel, krauser 295, 328, 347
Mantel, s.a. *Kotzen, Sarík, Seke*
Marajdiatal 527
Maral, s. Mädel
Märchen 725, 747
Margin (Flurname) 475
Maria 215, 251, 252
Maria (Spruch) 768
Maria-Theresia-Gasse 469, 473
Maria-Theresia-Häuser 441
Marienball 141, 631, 666, 668
Marienkäfer 758
Marientag 141, 197
Markt 362, 710–712, 887, 891
Marktplatz 633
Marktstückel (Minnegabe) 712
Marktwirtschaft 125
Marmelade 360, 369
Marmelade, s.a. *Petsch*
Marschmusik 615, 659–670
Maschinen 131, 137, 144
Maschinenfabriken 565, 575
Massenexodus 266
Massengrab 847
Massenquartiere 116
Mathias 767
Mauer 213
Maulkorb 582
Maulwurf 677
Maurer 186, 203, 520
Mäuse 212
Mautnehmer 710, 711

meckern 251
Mecklenburg 560
Meddem (Pachtzins) 538
Medikamente 830, 847
medizinische Versorgung 118
Mehl 245, 246
Mehlsack 526
Mehlspeise 364, 368, 370, 379, 698
mehr 240, 254
mehr auch (obwohl) 221, 254
Mehrheitsbevölkerung 337
Mehrsprachigkeit 748
Mehrzahlbildung 216, 244
Meierhaus 473
Meierhöfe 57, 62
meinen 207, 219, 220, 249
Meise 241
Meißel 209, 212
Meistersöhne-Vereine 572
Meiz (Borte) 347
meizig Gürtel 347
melken 207, 218, 691
Menscher (Mädchen) 679, 681, 709–711, 721
Mentalität 173, 174
Mentalitätsumbrüche 342
Mente (Übergewand) 293, 305, 306, 347
merkantilistisch 43
Messer 501, 695, 696, 719
Metzger, s. Fleischhacker, Schlächter
mich 242
Michael 768
Mieder 295, 296, 304
Miereschtal 518
Miës putzn (Moos -) 347, 348
miësig (moosig) 241
migâlig (umständlich) 243
migalósig (langsam) 244
Migration 13, 18
Milch 244, 357–373, 691, 692, 718
Milchdiebin (Hexe) 733
Milchhandel 543
Milchkrug, s. *Topf, irdener*
Milchprodukte 357, 361
Milchschlitten 527, 536
Milchwagerl 529
Militär 48, 64
Militärkapellen 660, 661
Militärparaden 661
Militärwagen 535
Miliz 48, 51, 114, 598
Milz 695, 696
Minderheiten 9, 103, 125, 165–169, 794–809,
Minderheitenpolitik 278
Minimalpaare 238, 241
Minnegabe 329, 348
Minnegabe, s.a. *Marktsückel*
Mischehen 15, 145–150, 171–195, 255–263, 308, 392–394, 618, 624, 805
Mischformen 231
Missel (Rebentrieb) 494
Mission 42
Mißstände 174
Mißtrauen 61, 880, 885
Mist 528
misten 503
Mistsölge (Jauche) 238
mit 241, 249, 250
Mitbräute 333, 635, 680, 681, 685
Mittagessen 371, 377
mittelbairisch 206, 208, 218–229, 248–250
Mitteleuropa 660
Mittelsgasse (Flurname) 474
mitunter, s. *hie und da* 716
Mobilisierung 700
Mobilität 386, 395
Mode 286, 288, 293, 296
Modernisierungsprozesse 337
Möhren 209, 677
Möhrleinrüben 209
Moldau 104
Moldawien 381–383
Molt (Flurname) 455–459, 474
Monarchie 35, 49, 50, 54–56, 794
Monat 237
Mond, s. *Herr Maane*
Monophthongierung 212, 213, 224
Montag 226
Moos, s. *Miës, miësig*
Moral, protestantische 317
moralische Normen 314, 396
Morast 474
Morgenandacht 629, 632
Morphologie 224, 228, 257
Mortalitätsrate 63, 67, 68, 97, 98, 104, 119
Most 490, 506, 507–514
Mostlöffel 506
Mostrinne 506
Motzen (Händler) 521
Mühle 464–480, 520–533
Mühlfloß (Flurname) 474
Mühlgasse 467, 474
Mühlkanal 520
Muhme (verheiratete Frau) 197, 251, 252, 315, 630, 690
Muhmen und Vettern (verh. Erwachsene) 599, 616
Mund (Sacköffnung) 526
Mundart(en) 31, 65, 126, 135, 149–173, 281–284, 308, 352–677, 700–786, 799, 891
Mundart, s.a. Dialekt
Mundartdichter 673
Mundartforschung 894, 895
Museum für Volkskunde 16
Musik 236, 377, 657–669, 681–700
Musikanlässe 658–667
Musikanten 658–681
Musikernachwuchs 661
Musikfeste 660
Musikgemeinschaft 658
Musikinstrumente 658–665
Musikkapellen 342, 839
Musikleben 660
Musiklehrer 661, 662
Musiktradition 661–665
Musikwettbewerbe 661
Musizieren 658, 661
Musselin 302, 338
müssen 237, 241
müßig (galt) 241
Mustermessen 574

Mut 680, 694, 716
mutig (stumm) 244
Mutter 204, 219, 229, 234, 250, 251
Mutteranlage (Flurname) 474
Muttergieb (Joppenart) 318, 330, 346, 348
Mutterland 24, 27, 166
Muttersprache 62, 185
Myrtensträußchen 685, 715
Mythen 169

N
nach 207
Nachbarin 39
Nachbarschaft 15, 18, 70, 132–169, 179–199, 371–378, 579–639, 658–727
Nachbarschaft (Sprachverwendung) 198
Nachbarschaftslade 197, 618, 631
Nachbarschaftsstatuten 336
nachher 232
Nachkriegszeit 169, 170, 803, 847–852
nachlesen, s. *pogirtischín*
Nacht 681–708
nächtig sein (verkatert) 513
Nachtmahl 370
Nächtpruwi (Beginn der Spinnstubenzeit) 348
Nachttopf 768
Nachwanderung 256
Nachwein, s. *Leier*
Nadel 226
Nagel 209
Näharbeit, s. *Genähsel*
Nähe 214, 216
nähen 219, 265
nähme (Konjunktiv) 228
Nahrung 355–357, 371, 379
Nahrungsmangel 90
Nahrungszubereitung 363
Naht 214, 216
Namenstag 623, 666, 728
Namenstagswunsch 654
Naschhaftigkeit 771
Nase 241
natio saxonica 156–164
Nation 164–167, 278–287, 297, 352, 354, 628
nationale Bewegungen 280
nationale Zugehörigkeit 169
nationales Erwachen 164
Nationalfeiertag 138, 661
Nationalgedanke 166
Nationalgefühl 795
Nationalhaß 61
Nationalismus 164, 166, 857
Nationalitätenfrage (Ehekonsens) 150, 179, 195, 233, 255
Nationalitätentrennung 854
Nationalkirche 278
Nationalsozialismus 109, 340, 389
Nationalsozialisten 167
Nationaltracht 285, 286, 296, 332
Nationsuniversität 156–163, 417
Natschalnik (Brigadier) 832
Natur 693
Nazi 168
Nazizeit 342
Nebeneinander (der Ethnien) 814, 851
Nebensilben 180, 218
Nebenstübchen 421, 432, 438
Nebentonvokalismus 236
Negation 240, 254
Negation, s.a. *kein mehr; nimmer keinen*
nehmen 206, 237
Neid 135
Neppendorf 179–270 (Sprache); 259–263 (landlerische Texte); 409–447 (Orts- und Hausansichten); 793–811, 849–861 (Ortsbeschreibungen)
Neppendorf, s.a. *Heppingtown*
Neppendörfer (Bewohner) 204
Neppendorfer Kirche 71
Neppendorfer Treffen 142
neu 210
Neuanfang 130
Neubauern 385
Neuberg (Flurname) 455, 474, 478
Neue Literatur 888
Neuer Weg 887
Neuerungen 690
neugriechisch 381
Neujahr 210, 598–602
Neujahr-Englein 598
Neujahrsball 668
Neujahrskonzert 599, 660, 667
Neujahrswünsche 784
neun 212, 214
neunzehn 265
Neutralisierung (der Frau) 181, 251
nicht 220, 254
Nicht laß dich, s. *Nit los di, e!*
nichts 223
niederfränkisch 185
Niederlassungsorte 23, 27, 66
Niederösterreich 226
niedrig 244
nimmer keinen 254
nimmer 223
Nisselrebe 494
Nit los di, e! 159, 172, 561
nivellieren 498
Nockerl 364, 371
Nomaden 383, 386
Nomenklatura 618
Non-Vlach-Dialekte 381
Noral, s. Nadel
Nordsiebenbürgen 104
Norm 823, 824, 828, 832, 843
Normorientierung 248
Normsprache 215, 220, 223, 233, 249
Nösnergau 488
Not 210, 214
Notdurft 105, 115, 842, 871
Notenmaterial 658, 664, 896
Notfälle 648
nötig (eilig) 244
nötig sein (beschäftigt) 698
Nudeln 365, 369, 371, 374, 377

Nudelsuppe 586, 615, 616, 687
nur (=erst) 222
Nussenbunkl (Nußstriezel) 595, 612
Nut 511

O
ob (Konjunktion) 240
Obenauf (Flurname) 474
Oberösterreich 135–138, 181, 182, 207, 210, 223–226, 230, 248, 256, 273–276
Obersteiermark 11, 187
Obst 357, 360, 557
obwohl, s. *mehr auch*
Ochsen 517, 531–534, 705–708, 742
Ochsengespann 358, 504
Ochsenhirt 692
Ochsenjoch 207
Ochsenwagen 533
oder 240
Ofen 242
Offiziere 266, 834, 839, 849, 865
ogi (hinunter), s. *abhin*
Öhrlein 208
Ökumene 805
Öl 246, 359
Opa, s. *Ota*
Opposition 206, 214, 230, 237–248
Oppression 129
Orakel 764
Ordnung 355, 372–379, 394, 632–638, 659, 667, 682, 850, 851, 881, 886
Ordnungen 580, 591, 618, 804, 889
Ordnungsdenken 15, 188, 256
Ordnungsgefüge 267
Ordnungssinn 174
Organistin 606, 612
Orgel 586, 590, 614, 793, 804
Orientexpreß 903
Ornamentik 525
Ort 247
orthodoxe Kirche 397, 588, 625, 805
Ortschronik 808
Ortsmuseen 795
Ortspläne 409–420
Ortsrichter 627
Ortstracht 278, 286, 308–311, 318
Osterbotschaft 629
Ostergruß 904
Ostern 316, 601, 602, 670, 734
Österreich 23–73, 129–139, 269–287, 579, 585, 643–664, 736–747, 786, 855–861
Österreich ob der Enns 89, 90
Österreich-Bindung 175
österreichisch 872
Österreichische Botschaft 134
österreichische Erbländer 41
Österreichische Landsmannschaft 131, 884, 896, 897
Österreichisch-türkischer Krieg 49
Osterumgang 629
Osteuropa 166, 176
Ostfront 844
Ota (Opa) 741

P
Pabst 86
Pacht(zins) 206, 498
Pachtzins, s.a. *Meddem*
pachten 239
Pächter 239
Pack(en) 265
packen 205
Palmsonntag 240
Palúkes (Maisbrei) 240, 366, 886
Papier 642
Paprika 360, 361
Paprika, s.a. *Ardé*
Papútschn (Schnürschuhe) 330
Paradiesgärtlein (Gebetsbuch) 650, 651
Paradigmen, hybride 231
Parataxe 714
Partei 567, 858
Partikeln 180, 232, 240, 257, 261
Partikularist 233
Partisanen 102
Partizipialkonstruktion 723
Paß auf! 241
Pässe 82, 93, 94
passen 211
passen (recht sein) 240
Passionsgeschichte 649
Passiv 723
Paten, s. *Gevattersleute*
Patenamt 586, 603, 690, 719
Patengeld 322
Patengeschenke 322, 329
Patenschaft 138
patriarchalische Traditionen 233
Patriziat 284
Patriziertracht 285, 295, 305, 306, 334, 345–349
Patschhändchen (Kinderreim) 752
Pech 207, 242
Peitsche 212
Pelz 293, 301–309
Pelzkappe, s. *Kuschma*
Pelzl 300, 330–333
Pelzpelerine, s. *Kürschen*
Pelzverbrämung, s. *Bräm*
Pendl (Unterhemd) 240, 324, 344–348
Pendler 186
Peral, s. Beere
Perkal (Baumwollstoff) 301, 302
Peronospora 489, 504
Persien 381
Personalendung 224
Personalpronomen 181, 248, 251
Personenbenennungen 252
Personenkult 857
Pest 49, 66, 189, 190, 417
Petersilie 677
Petsch (Marmelade) 240
Petschbrot (Marmeladebrot) 601
Pfaffenstück (Flurname) 475
Pfanne 239
Pfanne, s.a. *Reine*

Pfarrarchiv 801
Pfarrer 14, 17, 133–146, 160–259, 375, 579–639, 661–716, 820, 854–857, 880–906
Pfarrer, s.a. *Einholung, Präsentation*
Pfarrerin 14
Pfarrerstuhl (Pfarrgestühl) 590
Pfarrerweingärten 490, 504
Pfarrfrau 142
Pfarrhaus 142, 163, 590, 604–628
Pfarrhof 588–621, 801, 802
Pfarrmatrikeln 69
Pfeffer 239
Pfefferland 696, 719
Pfeifchen, s. *Farzer* 703
Pfeife, s. *Feuerhaken*
pfeifen 212, 242
Pfeit (Hemd) 239, 289, 327, 328, 348
Pfeitenmaschen 327, 330, 348
pfelzen 501, 515
Pfelzmesser 501, 504
Pferde 94, 517, 531–535, 562–564
Pferde beschlagen 773
Pferdestall 424–438
Pferdewagen 533–536, 605, 612, 622, 841, 852, 859
Pfetten (Dachbalken) 239
Pfingsteichen (Flurname) 475
Pfingsten 239, 602
Pfingstsonntag 605, 606, 633
Pfirsich 239, 694
Pflanzenwelt 759
Pflichtbewußtsein 165
Pflichten 585, 607, 619
Pflöcklein 498
pflücken, s. *abplecken*
Pflug 225, 231, 237, 239, 560, 694, 742
Pflugkalender 239
Pflugkarren 531–536
Pfosten 239
Pfropfreis, s. *Einzieher*
Phonogrammarchiv 13, 181, 271
Pietisten 655
Pikee 303
Pilz 231, 360
Pionierorganisation 588
Pipiheow (Haubenart) 339, 348
Pippe (Faßhahn) 509
Plage 703
Planwirtschaft 125
Plattenofen 363
Plünderung 847
Podest 240
pogirtschín (Wein nachlesen) 505
Pogrome 382–384
Polemik, konfessionelle 655
Polen 123, 567
Politik 796
politische Ämter 600
politische Umwälzungen 358, 582
politische Wende 266
Polizei 129, 145, 862–870
Polka 660, 664, 668
polnischer Rock 307
poltern 610
Poplaker Berg 520
Portierbandl 348
Portugieserwein 509
Porzellanhändler 711
Posamenterie (Luftstickerei) 339
Postilla Teutsch 653
Poststraße 518
Prädikanten 38
Präfixe 180, 219, 247
prahlerisch, s. *fölósig*
präpositionale Fügungen 181, 248, 250, 257
Präpositionen 456, 463
Präsentation (eines neuen Pfarreres) 675
Prasserei 375
Prediger 50, 643, 652, 688, 690
Predigergäßchen 475
Predigt 97, 591, 593, 614, 628, 794, 800
Predigtbücher 643
Predigtsammlung 653, 654
Preisel (Ärmelbund) 304, 312, 346, 348
Presbyter 14, 71, 589, 592, 629
Presbyterium 14, 24, 71, 73, 133–141, 201, 263, 619–633
Presse 24, 25, 37, 795, 808
Prestige 375
Preußen 34, 41–43
Priesterwahl 201
Primat des Hofes 196
Priorität des Ehemannes 196
Privatisierung 518
Privatlehrer 41
Produktivität 220
Professionistenhut 319
Professoren 168
Proklise 252
Proletarier 852
Prölink, s. *Brühling*
Promiskuität 332
Pronomen 230, 238, 242, 251, 252
Protestanten 11, 27–65, 81, 83, 397, 409
protestantische Ethik 188, 256
Protestantismus 29, 38–50, 73, 185, 394
Proviant, s. Eingesacktes, einsacken
Prozess 863
Prüderie 341
Prüfung (Konfirmanden-) 589
Prunnenmandl, s. *Brunnenmännlein*
Psalmleinbüchlein (Gesangbuch) 590, 599
Pubertät 764
Publikationen 28, 35
Pudertüchlein 349
Púdik (Hemdstock) 349
Pünktlichkeit 174
Púpes (Scheitel) 349
Puppentanz 615
Puschen 634, 635
pustíg (sorglos) 244
Putzmühle, s. *Reiter*

Q
Quantitätsverhältnisse 246
Quarantäne 843, 845
Quecke 677
quer, s. *kreuzig*

R
Rad 214, 215, 226, 227
Rädelsführer 43, 45–48
Radio 641
Radiosendungen 185
Rahm 214
Rahmtopf 691
Rain (Flurname) 477
Rame (Rebenstützpfahl) 499
Rámpasch (trüber Wein) 509, 515
Ranen (Rote Rüben) 229
Rangordnung 371
ranzig, s. *rintschig*
Raral, s. Rad
Rathaus 265, 266
Rätsel 782
Ratten 838
Räuber 242
Räuberwald (Flurname) 475
räucheln (vom Wein) 213
Räucherkammer 428
räuchern 237, 243, 595
Rauchfang 242, 442, 595, 734
raufen 206, 242
Realteilung 734
Rebellion 63, 738, 739
rebeln 504
Reben 489, 494, 499, 501, 729
Rebentischsammlung 287
Rebentriebe, s. *Bögen, Fruchtruten, Missel, Trieb, Wasserholz, Zuwächslein*
Reblaus 489, 493, 500
Rebler 504, 505
Rebschnitt 501
Rebschule 186, 368, 489–501, 522, 557, 558
Rebsorten 495–501
Rech (Flurname) 458–477
Rechen 676, 677, 722
Rechnung (Jahresversammlung) 197
Rechnung, vgl. Zugang
Recht 682, 691–697, 714
recht haben 240
Rechte 23, 70, 71
rechtliche Gleichstellung 57, 61
Rechtsfähigkeit 324
Rede 676–686, 715, 719
Redekonstellation 259
reden 206, 225
reden mit (befreundet sein mit) 608
Redeverhalten 179, 194, 255
Redewendungen 674, 719
Redner 173
Reduktionsvokal 180, 236, 237,257
Reets (Flurname) 518, 520
Reflexivum 249
Reformation 157, 643, 725, 807
Regeln 172, 682, 687, 881, 892
Regelzwang 682
Regen 249
Regenumhang, s. *Drädich*
regnen 249
reiben 206
Reichstag 40
Reif 212, 237, 238, 511
Reifen 237
reifig, s. *reimig*
Reigenspiele 781
Reihe 212–215, 497
Reime 748, 768, 786, 787
reimig (reifig) 244
Reine (Pfanne, Kasserolle) 212–214, 696–698
Reise 85–87, 238
Reisegepäck 644
Reisepelz 301–304
Reisetätigkeit 875–886
Reisig 538
Reissuppe 681–690
Reisten (Flachsgarbe) 704
reiten 205, 212
Reiter (Putzmühle) 204
Reithosen 305, 306, 307
Reitschule (Flurname) 475
Rekonstruktionen 250
Relativsätze 723
Religion-Comission 87
Religionsbekenntnis 397
Religionsfreiheit 44, 46, 54
Religionskommissionen 42, 52, 56
Religionskonseß 51
Religionsunterricht 145, 587, 803, 854
Reliktformen 226, 246
Renaissanceornamentik 295
Rente 886, 903
Reparationskosten 103
Repatriierungskommission 124
Repertoire 658, 663–665, 748
Repräsentationsgewand 326, 347, 349
Resch (Flurname) 457–479
Restituierungen (lautliche) 181, 246–249, 257
Retranchement 57
Retsch (Sülze) 711
Rettich 214, 244
Reußmarkter Stuhl 375, 417
Revolution 100, 101, 584, 852, 866, 871
Revolutionsjahr 1848 545
Rezepte 368, 369
Rhein 583
Rheumatismus 250
Ribesbeerlein (Johannisbeeren) 242
richten und schlichten 618
Richter (Bürgermeister) 733, 848
Richterland (Flurname) 475
Riegel (Kopfputz) 311, 349
rigolen 498
Rinde 494
Rinne, s. *Flößlein, Grabl, Schanzl*
rintschig (ranzig) 244
ripuarisch 499
Rittsteig (Flurname) 468, 472, 476

Robet, s. *Robot*
Robot (Gemeindearbeit) 675
Robot, s.a. *Ruas, güne Arbeit*
Rock 213, 288–316
Röckel 288–304, 325
Rockelstube (Spinnstube) 728
Rockenreise (Spinnstube) 317
Roder (Bewohner von Rod) 783
Rodhaue 498
rohnen (sticken) 346, 349
Rohr 204, 210
Röhrenschuhe (Stiefel) 241, 315, 327, 328, 349
Rokkaruas, s. *Rockenreise*
Rokokogeschmack 289, 295
Roma 15, 18, 126, 141–147, 161–175, 186–194, 262–283, 319, 378–400, 453–462
Roma, s.. Zigeuner
Romadialekte 381–396
Romatradition 394
Romavereine 384
Romaviertel 445
Romni (Romafrau) 389, 393, 399
Rose 680, 685
Rosengarten (Flurname) 476
Rosenzucht 558
Rosoli 710, 711, 718
Roßbach 520
Rosse 266, 704
Roßhirt 691, 692
rot 210, 224, 229, 232, 235
Rote Rüben, s. *Ranen*
Rotes Zopfband (Brautstandssymbol) 634
Rotkäppchen 739
Ruas („Reise" = Gemeindearbeit) 238, 619
Rüben 524, 525, 582, 677
Rucksack 525, 741, 742
Rücksiedlung 134–136
Rücktransporte 107, 802
Rückwanderung 124, 397, 883
Rufnamen 187
rülpsen s. *hinaufrennen*
Rumänen 11, 15, 18, 101–103, 161–194, 243, 266–328, 350, 356–416, 453–466, 517–535, 567, 600, 624, 733, 819, 835–870
Rumänen, s.a. *Walachen*
Rumänenviertel 263
Rumänien 24–34, 72, 73, 125–147, 278, 280, 337, 352, 354, 551, 562, 566–569, 794–809,
Rumäniendeutsche 99, 128, 129, 169, 584
Rumäninnen 286, 294, 296, 525
rumänisch 149, 183–197, 231, 237, 254, 262, 263, 275, 391–396, 454, 581, 600, 732, 794–805
Rumänische Akademie der Wissenschaften 894
Rumpel (Flurname) 468, 472
Rundfunkgeräte 819
Rundung (lautlich) 246
Ruß 238
Russen 101, 103, 567, 603, 696–700
Rußkuchel 426
Rußland 562–568, 699, 700, 819–856
Rußland-Deportation 169, 315, 342

S
Saal 463–481
Sabbatisten 150
Sachsen s. Siebenbürger Sachsen
Sachsenkomes 417
Sachsentreffen 132, 141
sächsisch, s. siebenbürgisch-sächsisch
Sächsische Nation 134, 155, 156, 191
Sächsische Sprache 282
Säckel (Beutel) 525
Sackgasse (Gassenname) 476
säen 214, 216, 218
Saft 238
Säge 238
sagen 233, 238, 248, 249
Sagen (Erzählungen) 732, 736, 747
Sägewerke 428, 520
sähe (Konjunktiv) 228
Sahne 215, 239
Saivan (Flurname) 476, 480
Säkularisierung 607, 641
Salat 215, 677
Salz 238, 254
Salzamt 44
Salzgewinnung 539
Salzkammergut 11, 23, 25, 34–66, 89, 160, 187, 205–256, 273, 288, 299, 355–367, 380, 409, 539–548, 583, 625, 643, 645, 809,
Salzoberamt 357
Same 238
Samenweiber 710, 711
Sammellager 844
Sammlung 808
Samstag 689
sämtlich 718
Samuel 238
Samuel-Wagner-Fabrik 565
Sand 238
Sand (Flurname) 476
Sänger 725
Saral, s. Sattel
Sarg 621–623, 638, 793
Sarica, s. *Sarik*
Sarik (Umhängemantel) 238, 293, 294, 346, 349, 705, 706
saşi (Siebenbürger Sachsen) 624
Sattel 205, 227
Satzbau 675, 721
Satznegation 254
Satzstruktur 714, 721
sauer werden 718
Sauerampfer 460
Saueres (Zuspeisen) 616
Sauermilch (Topfen) 209, 238
saufen (trinken) 242, 249
Säule 214, 215

Saum 214
Saumilli, s. *Sauermilch*
Saxones 157
saxoni (Landler) 624
Schaben 261
Schädel 226, 227
Schaden 680, 688, 705
Schaden, sich – machen (Umstände) 688
Schädlinge 489, 504
Schafe 360
Schaff 246, 504, 507, 523, 696
schaffen 222
Schafherde 862, 869
Schafkäse, s. *Brînza*
Schafweide 143
Schafwirtschaft 519
Schale 250, 496
schämen, sich – 213
Schande 316, 333
schanderhalben 712
Schanz (Straßengraben) 796
Schanzl (Rinne) 188
Schärrchen (Kuchen aus Brotteigresten) 595
Schatten 205, 214
Schattert (Verkaufsstand) 710
Schatz 735, 736
schauen (sehen) 223
Schaufel 241, 498
Scheibenhut 299, 305, 307
scheiden 700
Scheitel 226
Scheitel, s.a. *Púpes*
Scheiterhaufen 367
Schengener Abkommen 138
Schenkel 501
Schenkhaus 707
Scher (Maulwurf) 261
Scheral, s. Schädel
Schere 214, 251, 252
Scherze 664
Scheßtln (Westenschöße) 327
Scheuer (Scheune) 212, 215, 235
Scheune 421–441, 527
schicken 239
schieben 210, 224, 225
schier 223
schießen 225, 231, 241
schießen (am Polterabend) 678, 679, 723
Schiffbäume (Flurname) 476
Schiffe 47, 86
Schikanen 803
Schildbürgerschwänke 743
Schimmel 227
Schimmelgeschmack 509
schimmern (mit Ekel reagieren) 709
Schinder 698, 720
Schlacht 694
schlachten 265, 681, 695, 716
schlachten, s.a. *abstechen, abtun*
Schlächter 696
Schlaf (Schläfe) 214, 216
Schläfe, s. *Schlaf*
schlafen 242
Schlafzimmer 430
schlagen 207, 222, 228
Schlager 664, 668
Schlagobers 239
Schlange 736
Schlauch 207, 212
Schlehdorn 694
Schleifen 531
Schleppeisen 531
Schlichte (Flurname) 476
Schlitten 204, 205, 527–536
Schlitten, s.a. *Kokirla, Zigeunerschlitten*
Schlittschuhe 705
Schlittschuhlaufen 587
schlüge (Konjunktiv) 228
Schmalz 357, 361, 595
schmalzen (Fett auskochen) 595
schmeißen 212, 241
Schmer 696
Schmetterlinge fangen (Kinderreim) 759
Schmied 535
Schmiedzigeuner 711
schmieren 692
Schmuck 283–295, 422
Schnaps 360, 377, 505–512
schnäpseln 718
Schnecken locken (Kinderreim) 757
Schneckenheftel (Schmuck) 349
Schnee 224, 232, 237
Schneeballen (Teigspeise) 364, 371
Schneide 212, 213
schneiden 211
schneiden (Reben), s. *erblinden*
Schneiderei 212
Schneidergewerbe 538
Schneidergieb (Joppenart) 235
Schniedgieb (Weste vom Schneider) 309, 318, 327–330, 346, 349
Schnirch (Schwiegertochter) 219, 257
Schnitzelsuppe 685, 687
Schnuller, s. *Lullelein*
Schnürschuh, s. *Bokántsch, Papútschn*
Schoberacker (Flurname) 457, 476, 480
schön 221, 237, 250
schöne Stube (Paradezimmer) 597, 621
schönst 220
Schoppen 236
Schoß (Ofenschaufel) 367
Schoßleiter (Leiterwagenheck) 260, 737
Schotter 528
Schrammel (Musikergruppe) 611–616, 664, 665, 687
Schrammelmusik 614
Schraube 241
Schrecken 680, 713
Schreckgestalten 747
Schreckgestalten, s.a. *Bodengretel, Brunnenmännlein*
schreiben 211, 213, 225, 249
schreien 212, 248
Schrewen (Flurname) 456–458, 477
Schriftsprache 157, 203, 209, 222–258, 712–723

Schriftsteller 887
Schrifttum, evangelisches 643
Schriftverkehr 185
schroten (Weinfässer rollen) 510
Schuaral, s. Scheitel
Schubkarren 528, 536
Schubladkasten (Kommode) 853
Schüchternheit 769
Schuh stehlen (Hochzeitsbrauch) 616
Schuhe 315, 325, 349, 692, 703, 711, 714
Schuhe, hohe 590
Schuheisen 709, 711
Schulausschuß 133
Schulbetrieb 854
Schulbibel 647
Schulbücher 166
Schulbus 133
Schuld 9
Schule 18, 72, 131–146, 157–194, 325, 340, 354, 581–647, 727, 748, 800, 802, 848–858, 861,
Schulen, deutschsprachige 133
Schuler (Lehrer) 705–707, 717, 720
Schülerkapellen 661, 667
Schulgarten (Flurname) 477
Schulgebäude 163
Schulgeld 546
Schulhof 854
Schulkleid 324
Schullehrer, s. Lehrer
Schulmädchen 325
Schulsprache 232, 239
Schulsystem 337
Schultaschen 525
Schulterbesatz (Hemd), s. *Achselstückl*
Schulunterricht 38, 132
Schulvisitation 325
Schulwesen 848
Schulwesen, deutschsprachiges 137
Schuppen 236, 426–438, 622
Schurz 301–304, 346
Schürze 312, 692, 710
Schürze, s.a. *Fürtuch*
Schüssel 250
Schüssel, s.a. *Gevatterschüssel*
Schuster 709, 711
Schusterzunft 538
Schützengräben 822, 838
schwach (minderwertig) 494, 503
schwachtonige Formen 232, 239–257
Schwägerin 214
Schwa-Laut 236
Schwalbe 231, 261
schwanger 615
Schwank 725, 740, 743, 744
Schwänzlein (Nachfeier) 617
Schwarzbach 454, 477, 479, 738
Schwarzbeeren 523
Schwarzmarkt 368, 611
Schwefelstange 511
Schweigelager 845
Schweigespiel 777
Schwein, s.a. *Brühling*
Schweine 359, 360, 371, 374, 539
Schweineklauen, vgl. *ausschuhen*
Schweine schlachten 595, 675, 695, 612
Schweinefest 595
Schweinefleisch 683–686
Schweinehirt 692
Schweinestall 428–438
Schweiz 191, 269, 797
schwer 214
Schwesterschaft 70, 200, 294, 583, 603, 604, 624, 628–633, 681, 727
Schwieger (Schwiegermutter) 678, 680
Schwiegereltern 608, 611, 617
Schwiegereltern, s.a. *Gegenleute*
Schwiegermutter 196
Schwiegermutter, vgl. a. *Gegenmütter*
Schwiegertochter 219, 257
Schwiegertochter, s.a. *Schnirch*
schwimmen 701, 704
Schwips 513
sechs 233
sechteln (in Lauge kochen) 581, 705
Sechter (Melkeimer) 704, 733
sechzig 244
Securitate 877, 880, 898
See 239
Seele 238, 246
Segen 238
Seggel (Miederrock) 295, 296, 345, 349
segi (dasjenige) 238
sehen 219, 248, 249
sehen, s.a. *schauen*
sehr, s. *stark*
sei (sie) 214
sei also gut (Bittformel) 238
seichen (harnen) 207, 238
seicht 212
Seide, vgl. *Damaskétt*
Seife kochen 581
Seifen (Flurname) 457, 458, 477–481
Seifenbach 477, 481
Seifenkoch 711
seihen 207, 212–215, 218
Seil 238
sein 212, 214, 215, 216, 238
Seitenkammer 421, 442
Seke (Mantelform) 293, 346, 349
Sekten 150
Sektierer 42
Sekundärumlaut 215, 217, 257
selbiges , s. *segi*
Selbstbehauptungskampf 24
Selbstbestimmung 395
Selbstbild 108, 111
Selbstidentifikation 176
Selbstverständnis 15, 191, 192, 202, 258–282, 338
Selbstverständnis (der Landler) 155, 174
Selbstverständnis (der Sachsen) 155, 156, 163–169

Selbstverwaltung 14, 156, 185, 188
seltsam (nicht alltäglich) 681
Semantik, s. Besonderheiten
sen, s. ihnen
Sendbriefe 643, 655
Senf 239
sengen 695
Seniorenkapelle 661
Sense 212, 241
September 238, 239
Serben 699, 700
Servierpersonal 377
Servus! 212, 239
Seßhaftigkeit 386, 393
seter (solcher) 238
Setzloch 498
Seuchen 67
Shop 885, 886
si (es) 249
sich 239, 243, 249, 250, 722
sich verstehen, s. *vernehmen*
sie (fem. Pron.) 251, 252
Sieb 238
sieben, s. *feuen*
Siebenbürgen 181, 186, 202, 232, 641–655, 747, 786
Siebenbürger Sachsen, 11, 12, 155–354, 387–423, 485–490, 514–516, 537, 547, 551, 579–585, 592–628, 747, 795
Siebenbürgisch Sächsische Nation 47
Siebenbürgisch-Deutsches Tageblatt 24, 73
Siebenbürgische Hofkanzlei 46
Siebenbürgische Regierung 46
Siebenbürgische Verfassung 156
Siebenbürgischer Landtag 192
siebenbürgisch-sächsisch 62, 149–275, 453, 459, 586–596, 614, 623–725, 732, 743
siebenbürgisch-sächsische Sprache 192, 195
siebenbürgisch-sächsischer Einfluß 180, 240
Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch 894
Siebenerzille 95
Siebengestirn 593
Siebenjähriger Krieg 54
Siedlerprivilegien 14, 15
Siedlungsform 39
Siedlungsgeschichte 29
Silbe 239
Silbenstruktur 246
Silvestergottesdienst 599
singen 218, 725
Singgruppen 665, 667
Singstunden 606
Singvöglein 739
Sinti 381, 382
Sippe 316
Sittlichkeitsgefühl 341
Sitzordnung in der Kirche 70–72, 162, 315, 325, 592, 624, 881
Sitzungssprache 202
Skorbut 357
Skurtééchen (Übergewand) 300, 304, 333–349
so (Partikel) 254
sogetaner, s. *seter*
Sohn 207, 229, 234, 689
solcher, s. *seter*
Soldaten 86, 87, 465, 477
sollen 239, 713
Sommer 238, 675, 677, 692, 705
Sommerküche 363, 421–442
Sonderformen (sprachliche) 210
Sonderrechte 163
Sonne 250
Sonnenblumen 359
Sonne rufen (Kinderreim) 756
Sonntag 233, 238, 586–612, 680, 689, 692
Sonntagsmahl 370
Sonntagspfeite (Sonntagshemd) 329
Sonntagspredigt 730
Sonntagsschule 629, 739
Sonntagsstube 421
sonst 225, 233
Sorge 681, 704
sorglos, s. *pustíg*
Sortenwein 509
Sossung 490
sowieso 238
Sowjets 100–104, 116, 123
Sowjettruppen 837
Sowjetunion 99–129, 582, 837, 849–854
sowohl als auch, s. *auch-auch*
soziale Gleichheit 314
soziale Unterschiede 170, 315
Sozialleistungen 136, 903
Sozialordnungen 297, 309, 313
Sozialprestige 308
Spalier 500, 589, 590
spalten 213
Spältlein (Apfelspalte) 246
Spanglétt (Wollstoff) 350
Spanglettkittel 329
Sparsamkeit 174, 369
Spaß 742
spät 250
Spätaussiedlung 898
Spatel 226, 498
Spaten 226, 227
Spatzengraben (Flurname) 474, 477
Speck 210, 265, 361, 366, 369, 525, 694–696
Speckgrieben, s. *Griupm*
Speckkammer 430, 434–438
Specksachsen 366, 379
Speiche 207
Speisekammer 428–436
Speisen 70, 355, 363–379, 585, 595, 601, 612, 613, 624, 682, 687
Speisezettel 363–368
Spenden 133, 875, 885, 894
Spenzerlein (Jacke) 255, 300, 350
sperzen (spucken) 706, 720
Spiegel 621
Spiele 698, 748
Spielreime 777

Spielsachen 596
Spieß (Flurname) 477
Spinat 215
Spindel 506
Spinnstube 330, 342–349, 669, 728, 735
Spinnstube, s.a. *Rockelstube, Rockenreise; Nächtpruwi*
Spital 801
Spitzel 880
Spitznamen 730
Sporal, s. Spaten
Spott 732, 743, 839
Spottreime 765
Sprachatlas von Oberösterreich 182
Sprache 62, 70, 133, 146–150, 355, 356
Sprachenstreit 165, 179, 202
Sprachfehler 732
Sprachgemeinschaft 159
Sprachinseldialekte 222–224
Sprachinselmuseum 892
Sprachinseln 12, 892
Sprachkenntnisse 896
Sprachkontakt 180, 223, 229, 236, 246–248, 273, 674
Sprachlenkung 179, 195, 256
sprachliche Beharrsamkeit 188
Sprachloyalität 257, 273
Sprachpolitik 179, 200, 256, 274
sprachsoziologische Aspekte 179, 189
Sprachstruktur 258
Sprachtest 584
Sprachunterricht 584
spritzen 501, 503
Sproßvokale 180, 219, 231
Sprüche 444
spucken, s. *sperzen*
Spundstopfen, s. *Beil*
Spurensicherung 11, 16, 19, 811, 883, 906
Staat 163–175, 855, 860–864
Staatsbesuche 661
staatsbürgerliche Erziehung 167
Staatsfarm 186, 493, 582, 611, 728
Staatspreis 611
Staatsräson 43
Staatsvertrag 800
Stachelbeeren 677, 704
Stachelbeeren, s.a. *Egresch*
Stachelbeersuppe 677
Stacheldraht 116, 822, 838, 864
Stadt 279, 285, 297, 318–340, 354, 799, 804
Stadt unter der Zinne (Kronstadt) 888
städterisch 232
städtisch, s. *herrisch*
Staffel (Stiegenabsatz) 240, 242
Stall 215, 246, 247, 421, 441, 446
Stallmist 503
Stamba (Kattun) 324
Stamm 215
Stammbäume 737, 797
Stammesdialekt 194
Stammesproporz 188, 200
Stammeszugehörigkeit 71, 199, 201
Stammhalter 734
Stampfen 520
Stampfer 504
Standardsprache 14, 185, 189, 218–232, 252–272, 675, 715, 724
Ständchen 634, 666
Standesamt 620, 621
ständische Nation 284
stark (sehr) 221, 266
stark gut 221, 254
Station (Flurname) 467, 470, 472, 478, 480
Statistik 455, 483
Statistische Jahresberichte 147
Statuten (Nachbarschaftsregeln) 306, 378, 379, 619
Staude 204
staudig 244
stecken bleiben 589, 591
steckern (im Weingarten) 582
Steckkissen, s. *Kinderpiëstl*
Steckling 500
stehen 224, 228, 229
stehlen 247
Steiermark 37–41, 50–54, 60, 299
Steifröhrenschuhe (Stiefel) 330
Steigl (Weg) 497
Stein (Flurname) 478, 479
Steinbruch (Flurname) 468
Steinhaufen (Flurname) 478
Steinlage (Flurname) 478
Stellmacher 535, 536
Sterbegewand 312, 336, 337
Sterberate 63, 67, 68, 97, 98, 104, 119
Sterbesachen 312, 336
Stereotypen 379
Stern 208, 247
Sternspritzer (Wunderkerzen) 598
Sterz 364, 365, 379
Steuerfreiheit 56
Steuern 417, 537
Steuerzahler 43, 55
Stich 207
Stickeisen 499
sticken, s. *rohnen*
Stickerei 328, 344, 345
Stiefel 241, 285, 298, 306, 315, 327, 330, 349
Stiege 250, 421, 434–438
Stiel 246, 247
Stifken (Flurname) 478
Stille Hilfe Siebenbürgen 875, 891
Stilo (Flurname) 478
stinken 204
stirbig (zahnlückig) 244
Stirnband, s. *Hirnpantl*
Stöckl (Weinstock) 494, 501
Stofftaschen 525
stolpern, s. *sturkeln*
Störche 810
Stoß (Flurname) 478
Stoß (Flut) 705
Stoß, s. *Brell, Kahler*
Strafen 44, 50, 52, 71, 213, 294, 863, 866

Straße (in Flurnamen) 464, 467, 472, 478, 481
Straßen 518–520, 536
Straßendörfer 441
Strauch 245, 693
Sträucher (in Flurnamen) 466, 469, 479
Sträußchen, s. *Brautpischl, Büschlein*
Streiche 728
Streit 631
Streitfälle 197
streuen 218
Strich 207
Strickarbeit, s. *Gestricksel*
Striezel 368, 371
Stroh 210, 696, 705, 708, 710
Strohpackl (zum Testen der Ofenhitze) 374
Strumpfbänder 692
Strümpfe 289, 327, 330, 342, 692
Stube 442–445
Stube, hintere 421–438, 622
Stube, s. a. *schöne Stube, vordere Stube*
Stüblein (Nebenwohnung) 617
Stück 205
Studium 166, 797, 811
stumm, s. *mutig*
stünde (Konjunktiv) 228
sturkeln (stolpern) 513
stutzen (kürzen) 503
Stützung 221, 223, 228, 249, 253
Sub- 239
Subjekt, unpersönliches – 181, 249, 250
suchen 207, 211, 218, 237, 238
südbairisch 180, 205, 218–247
Südosteuropa 280
Suffixe 247
Sühneleistungen 104
Sülze, s. *Retsch*
Summe 238
sumpfig 239
Sünde 336
Superlativ 220
Suppe 238, 364–377, 681, 686
Suppe, s.a. *Brodeläwent, Ciorba*
Suppenschale 372
Supplex Libellus Valachorum 164
Symbolsysteme 179, 189, 193, 280
Syntagmen 715
syntaktische Besonderheiten 181, 254
Syntax 255, 271, 721
Systembewußtsein (sprachliches) 258
Systemorientierung 231
Systemvereinfachungen 222
Székler 11, 156, 187, 192, 287, 521
Széklerinnen 332

T
Tabak 739
Tafel 241
Tafel (Tisch) 615
Tag 206, 216
Täge (Pl.) 216
Tagebuch 100, 105–110, 794–811
Tagelöhner 57, 143, 386, 392, 498, 547, 552, 556,
Tagelöhnerinnen 580
Tagesablauf 675
Tangoschritt, im – gehen 513
Tanz 329–335, 342, 391, 603, 610, 616, 627–633, 666, 667, 839
tanzen 684, 686, 737
tanzen lernen 754, 786
Tanzgruppen 583, 596, 667
Tanztracht 318, 338, 339
Tanzunterhaltung 599, 615, 659
Tarnstellung 240
Tasche 213
täte (Konjunktiv) 214, 228
Tau 240
Tauben 251
Taufe 200, 372, 375, 585, 586, 608, 637, 638, 675, 689, 690, 714, 716
Taufel (Faßdaube) 241, 509, 511
taufen 242
Tauffest 586
Taufgewand 321
Täufling 321, 322
Taufmahl 372
Taufmahl, s.a. *Kelmes*
Taufnamen 620
Taufpate, s. *Göt*
Taufpatin 234, 268
Taufpatin, s.a. *Gote*
Taufschein 637, 690
Tauftüchlein 321
Taufzettel 322
taumisch (schwindlig) 214
Teich 213, 243
Teig 244
teigig 244
Teigspeisen 363, 364
Teilungsprotokolle 292, 293, 298, 349, 354
Teller 214
temperamentvoll, s. *jutig*
tenk (links) 204
Tenne 421
Ternberg (Flurname) 456–459, 468, 474, 479
Territorialitätsprinzip 193
Teufel 227, 736
Teufel, s.a. *Deixel*
Teufel Anoraschienko 736
Teufel Grinyliano 736
Teufelin Aschamaloana 736
Teufelsaltar (Flurname) 479, 736
Teufelsbrücke (Flurname) 457, 479, 481, 736
Teufelsgraben (Flurname) 479, 480
Texte 260, 673–675, 712–717, 721, 723
Textstruktur 715, 721
Theater 583, 848
Theatergruppe 596, 667
Theaterstücke 839, 896
Theiß 137
Theresia 251, 252

Theresianum 64
Theresiental 137
Thesaurariat (Finanzbehörde) 58
tief 210
tiefst 220
Tiergeschichte 742
Tierwelt 757
Tierzucht 517
Tisch 242
Tischgebet 581, 591, 615, 636
Tischsitten 371
Tochter 678–680, 688, 689, 723
Tod 292, 315, 335, 336, 337, 355, 378, 638
Todesfall 621
Todesopfer 845, 853
Tokáne (Gulasch) 214, 366, 741
Tokáne, geräucherte – 243
Toleranzpatent 54
Tomaten 524
Tonaufnahmen 181
Tonkrüge 526, 527
Topf 235, 241, 526
Topf, irdener (Milchkrug) 526
Topfen 362, 364
Tor 204, 210, 217, 265, 421, 586, 678–681, 724
Torbögen 444–446
torkeln, s. *sturkeln*
Torte 240, 368
tot 224, 238
tot besoffen sein 513
Totenbank 378, 638
Totenbrauchtum 378, 621, 638, 667
Totenbrauchtum, s.a. *Leiche*
Totenfeier 398
Totengeist 398
Totengewand 286
Totenglocke 638
Totenklage 173
Tracht 15, 65, 70, 71, 155, 159, 161, 171, 173, 195, 196, 202, 255, 271, 278–354, 362, 365, 377, 606–634, 880–904
Trachtengemeinschaft 279
Trachtenlandschaften 312
Trachtenpflege 341
Trachtentypen 297
Trachtenuntergangstheorien 339
Trachter (Trichter) 508
Tradition 627, 630, 639
Traditionsbewußtsein 159, 171
tragen (Paradigma) 221, 222
tragen (Sarg) 622
Traggefäße 521
Traggefäße, s.a. *Butte, Büse, Lägel*
Tragmiederrock 295, 345, 349
Tragnetze 525
Tränen, s. *Zäher*
Tränenbrot (Trauermahl) 379, 623, 639
Transferenzen 180, 188, 232
Transformationen 211
Transkarpatien (Ukraine) 182
Transmigrant (Definition) 34
Transmigranten 282–297, 300–308, 353, 579, 629, 644–651, 747
Transmigrantenbriefe 294
Transmigranten-Inspektorat 56
Transmigrantenlisten 82
Transmigration 26, 27–36, 48–52, 56, 66, 81, 187, 282–288, 292, 353
Transnistrien 384, 385, 388
Transportarzt 835
Transporte 48, 53, 81, 104, 117, 121
Transportkosten 48
Transportmittel 517–536
Transsilvanien 11
Traubenrispe, s. *Griebs*
Trauergewand 335, 336
Trauermärsche 607, 622, 638, 667
Trauervorschriften 335
Trauerzug 200, 793, 804, 805
Traum 214
Traunviertel 50, 217, 226, 229, 232
Trauung 196, 200, 332, 333, 608, 614, 634–636, 805
Trebern 242, 507
treffen 225, 242
treiben 211
Treppe 250
Treppenhaus 421, 430
Tresterwein 507
Treue 156, 165, 167
tribalistisch 201
Trichter, s. *Trachter*
Trieb 494
Trine (Katharina) 251
trinken 204, 205, 206, 218, 512, 513
Trinkgeld 706–708
Trinkschale, s. *Häferl*
Trinkspruch 223
trocken 205
Trog 695
Trog (Flurname) 478
Trommler 265
Trondlwind 764
tropfen (Weinstock) 502
trösten 776
Troten (Flurname) 479
Trotz 769
trückert (trocken) 237
Truhe 207, 218
Truthahn ärgern (Kinderreim) 758, 786
Tschechoslowakei 123
Tschick (Georg) 730
Tschiptscher (Seidenhändler), 711
Tschiripik (Sagenfigur) 743
Tschismen (Stiefel) 285, 293
Tschismenmacher (Stiefelmacher) 711
Tuch 245
Tuchgieb 326
Tüchlein 309, 324, 330, 333
Tulburél (trüber Wein) 508
Tümpel 703, 704, 705
tun 234, 237, 238, 265, 266
tun täte 228
Tunnel 457, 479
tünchen, s. *weißigen, weißnen*
Tür 208, 219, 247–252

Türkei 562, 568
Türken 43, 409, 413
Türkeneinfälle 491
Türkenkriege 11, 260, 489
türkische Oberhoheit 189
Turmblasen 670, 803
Turmsingen 670,..803
Typhus 733, 845

U
Uaral, s. *Eilein*
Überdachung, sprachliche 185, 229, 255
Überfahrt (Flurname) 479
Übergewand, s. *Dolman*
Überlebensstrategie 278
Überlieferung 161
Übertritte, konfessionelle 145
Übriggebliebenes 617
Uhr 208, 247
Uhrmacher 711
Ukraine 104, 115
Umgangssprache 231, 233, 256, 628
Umhertuch (Umhänge-) 330
Umkehrung der sozialen Verhältnisse 389
Umperkaul (Flurname) 458, 459, 479
Umperklamchen (Flurname) 459, 479
Umsiedlung 127, 129, 802, 803
Umstände machen, s.u. *Schaden*
umständlich, s. *migálig*
Umsturz 659, 663, 670
Umwälzungen 166, 267
Unabhängigkeit 395
Unfall 825, 829, 839
Unfreie 383
ungarisch 187, 454, 721
ungarischer Landadel 192
Ungarn 45, 53, 96, 97, 103, 123–128, 146, 147, 164–168, 357, 365, 488, 551, 567, 624, 726, 845, 876
ungefähr, s. *kam*
Ungeziefer 845
Universität 794, 796
UNO-Lager 870
unpersönliches Subjekt 181, 249, 250
Unruhen 41, 42, 48
uns 252
Unsrige, eine – 251
unterdessen 716
Unterhaltungen 72, 173, 725–730
Unterhaltungsmusik 663, 664
Unterhemd, s. *Pendl*
Unterkittel 327, 330, 691, 692
Unterkittel, spitziger 330
unterkriegen (sich nicht – lassen), s. *Nit los di, e!*
únterlegen (Weinstockwurzeln abdecken) 503
Unterricht 325
Unterrichtssprache 185
Unterrichtswesen 130
Untertanen 34–54
Unterwald 255, 312, 340, 487, 490–492
Unterwäsche 327, 330
untüchtig, s. *schwach*
Ural 104
Urbarmachung 156
Urda (Butterrahm) 237
Urheimat 135, 137, 861
ürmener (armenische) Hüte 285
USA 102

V
Varietätenausgleich 180, 225, 229–231, 256, 257, 273
Vater 204, 229, 234
Vaterland 699, 700
Vatrash (Romastamm) 387, 388, 392
Veilchen 209
Velarisierung 233
Verantwortungsgefühl 174
Verben, starke – 210, 258
Verbergen (Spiel) 781
Verbote (Wortstellung) 254
Verbrüderung 853, 854
verdechtigen (abdichten) 237
Verdeutlichung 250
Verdumpfung 217, 218
Vereine 339, 583, 621
Vererbung 572
Verfassung 156, 158, 163, 165
Vergangenheit 169
vergeuden, s. *vertrandeln*
verhexen (Kind), s. *berufen*
Verhöre 806
verhudelt (betrunken) 513
verkatert, s. *nächtig*
Verkehrssprache 206
verkehrssprachlich 215, 229, 230, 244
Verkehrswörter 180, 239, 264
Verkündigung 801
Verkündigungssprache 157, 199
Verlage 887
verlangen (um die Hand anhalten) 608
Verlassenschaftsinventare 289
Verlautbarungssprache 202
Verlobung 608, 610, 634
Verlobung, s.a. *Schießen*, *Vertrinken*
Verlobungsfeier 675, 679–681
Verlobungsmahl 373
Verlobungszeit 611
Vermögen (der Deportierten) 45, 83, 93
vernehmen, sich – (sich verstehen) 243
Verneinungswort 254
Verpflegung 97
Verrat 862
verrückt, s. *geschossen*
Verschämtheit 769
Verschiffung 52
Verschleppung 103, 852, 856
Verschriftung 715
Verse 748, 753, 762, 786
Verslein, genähtes (Wandspruch) 173, 206, 208
Versöhnung 631, 633
Versöhnungsbrauchtum 589

Versöhnungsfeier 604
Versorgungskrise 809
Verstaatlichung 851
Verstädterung 606
Vertiefung, s. *Kaul*
vertrandeln (vergeuden) 695
Vertreibung 856
Vertriebene 99
Vertrinken (Verlobungsfeier) 679
vertrückert (dürr) 237
vertümmelt (benommen, betrunken) 513, 741
Verwaltung 728
Verwaltungszentrum 212
Verwandte, s. *Allergleimste*
Verwandtschaft 585, 587, 606, 607, 612–615, 620–623, 682
Verwandtschaft, s.a. *Freundschaft, Freunde*
Verwandtschaftsbezeichnungen 690
Verwandtschaftsterminologie 257
Verzeihung 632
Verzeihung, um – bitten 589, 590, 604
Vesper 23, 629–634
Vetter (Mann) 252, 599, 630, 690, 707, 742,
Videofilm 903, 904
Vieh 244, 357, 520, 603, 616, 692, 706–708, 718
Viehbesitz 290
Viehfriedhof (Flurname) 479
Viehmarkt 476, 480, 710
Viehwaggons 820, 837, 841, 845, 850
Viehzucht 538–542
viel 245, 246
viele Kinder 253
Viertel 237
Visierhaube 289, 299, 309, 311, 331, 336, 350
Visitationen 806
Visitationsreise 44
Visum 138
Vlach-Dialekte 381
Vlad-Tepeş-Kaserne 844
Vögel 694, 716
Vogelbeeren 496
Vögelein (Leuchterschmuck) 593
Vogelfraß 734
Vogelscheuchen 504
Vogelsgesang (Flurname) 458, 480
Vokalisierung 181, 232, 245–248
Vokalismus 218, 232
Volant, s. *Fludder*
Volk 164–170, 176
Volksdeutsche 103
Volksgemeinschaft 166, 167, 606, 607
Volksglaube 734
Volksgruppen 800
Volksgruppenvertreter 168
Volkskirche 199, 201
Volkskunde 286, 339, 344, 354
Volkslieder 166, 606, 616, 663–665, 735
Volksrat (Rathaus) 603, 612
Volkssagen 166
Volksschule 167, 725
Volksstücke 25, 26, 73
Volkstrachten 286, 339, 353
Volkstumsgedanke 169
Volksverhetzung 606
Volkszählungen 146, 147
voll 191, 203, 215, 246
vom (Präp. + Dativ) 240
von 240
von allen (partitiv) 250
von neuem, s. *aufs frische*
voranige Stubm, s. *vordere Stube*
Vorbehalte 59, 61
vordere Stube 421, 424, 428–438, 244, 853
voreheliche Schwangerschaft 332
Vorhaus 421, 432–438
Vorhemd 327, 328
Vorkeller 424
Vornamen 251, 252, 586, 734, 765, 783
voróda Stubm, s. *vordere Stube*
Vorpredigt 804
Vorraum, s. *Lief*
Vorrecht 72
Vorspann (bei Transmigrantentransporten) 47
vortragen, s. *aufsagen*
Vorurteile 60, 155, 174, 392
vorwärts, s. *fürhin*

W
wachen (Totenwache halten) 584, 621, 622
Wachposten 821–823, 834–845
wachsen 213, 214, 238
Wächterhäuschen (Flurname) 457, 480
Wade, s. *Wadel*
Wadel (Wade) 214, 226
Waffen 399
Waffen-SS 114, 820
Waffenstillstandsverhandlungen 102
Wagen 238, 266, 533–536
Wagen, s.a. Arsenal, Militärwagen
Wagenschuppen 421–430
Waggon 822, 837–842, 871, 872
Waggonordnung 115
Wagnerhandwerk 528
Wagnerprobe (Mostwaage) 507
Währungsreform 547
Walachei 381–383
Walachen (Rumänen) 59–68, 83, 191, 192, 243, 263, 269, 356, 362, 707, 710
Walachinnen 711
Wald (in Flurnamen) 460, 461, 464–466, 469, 471, 473–481
Wald, s.a. *Busch*
Wälder 539
Waldfest 660
Waldhüter (Förster) 605
Wallonen 157, 185
Walzer 660, 664, 668

Wanderschaft 559
Wandspruch, s. *Verslein*
wann (falls) 240
Wanzen 834
war 216
Waral, s. *Wadel*
wäre (Konjunktiv) 214, 216, 228
Warech (Flurname) 456, 460, 480
Warheit 265
warm 208, 219, 231, 237
warnen (verständigen) 604, 605, 621
warten 208, 213, 269
Was ist? 241
was lernen (nichtbäuerlichen Beruf) 187
Waschanlage 838
Wäsche 222, 265
waschen 222
waschen, sich – 692
Waschkessel 441
Wasser 115, 116, 238, 821–845, 870–872
Wasserbäume (zum Wassertragen) 523
Wasserbüffel 361
Wasserholz (Wassertrieb) 494
Wasserkanne 522, 536
Wasserlache 205
Wasserleitung 844
Wassermühlen 359
wässern (bewässern) 501
Wassernetz 144
Wassertransport 522
Wasserwege 517
WC 838, 870
weben 735
Weber, -in 238
wecken 750
Weg (in Flurnamen) 468–81
weg, s. *danhin, enweg*
Wege 453, 518–520, 531
Wege, s.a. *Poststraße, Zigeunersteig*
weh 235, 254, 267, 269
Wehrmacht 109, 168, 800, 844–859
Weib 212, 213
Weiber 678–686, 695, 696, 705, 706, 716, 720
weich 207
Weiden 538, 539, 703
Weiher (Flurname) 456–461, 468, 472, 480
Weihnachten 316, 595–599, 670, 819, 830, 844
Weihnachtslieder 598, 671
Weihnachtslieder, vgl. a. *colindă*
Wein 141, 212–215, 360, 361, 370–378, 520, 522, 595–625, 650, 678–681, 694–698, 708, 847, 883–886
Wein kosten 727
Wein trinken 737
Weinbau 186, 233, 485–517, 538, 542, 555, 557
Weinbeere 491, 496
Weinbeerenstock 494
Weinberg 487, 496, 497, 503, 516
Weinberghüter 736
weinen, s. *höhnen*
Weinbrand, vgl. *Dacia*
Weinfässer 603, 612, 617
Weingarten 143, 455–512, 538–542, 582, 693, 694
Weingartenschere 501
Weingartenspieß (des Hüters) 498
Weingartenwege 497
Weinhandel 556
Weinherstellung 506, 510
Weinhüter 498
Weinkanderl 512
Weinkeller 428, 430
Weinkrug 512
Weinlese 388, 488, 504, 505, 522, 524, 582, 617
Weinranken, s. *Gaberl, Hangerl*
Weinschaffl 512
Weinstein 511
Weinsteinkraut 511
Weinstock 494
Weinsuppe 370, 378, 503, 728
Weintransport 523
Weintrauben 496
Weintraubenrinne 506
weisen (Hochzeitsgeschenke überbringen) 253, 615
weisen, s.a. *gaben*
weißigen (tünchen) 675
weiß nicht 240
weißnen (tünchen) 241
weit 211
Weizenanbau 539
Weizenernte 824, 825
Weizenfeld 694
welk 219
Weltanschauungen 111
Weltbild 108–111, 733
Weltkrieg 185
wem 249
Wende 125, 128, 134
wenig 244
Wenkersätze 181, 259
wer 247
werfen 208, 218
Werg 219
Werkstätten 421
Werktag 207
Werte, moralische 165
Werteverlust 804
Westeuropa 176
Westfälischer Frieden 38–40, 643
Westkarpaten 521
westmittelbairisch 217
westmitteldeutsch 205
Wette 773
Wetter 204, 237, 702, 705, 756
Wetterregel 757
Wetterzauber 734
wiederkäuen 210
wiederkäuen, s.a. *eindrehen*
Wiedervereinigung 9
Wiegenlieder 749
Wiener Ausstellung 560
Wiener Hof 93
Wiener Mundart 212

Wiese (in Flurnamen) 455–461, 465, 466, 467–481
Wiesen 58, 68, 143, 158
Windelgeld, s. *Kutschengeld*
Winkel (Flur-; Gassenname) 468, 472, 480
Winter 259, 265, 822, 827–830, 838–853
Wintergrün (Immergrün) 592, 632
Winterhut 295, 296
Winterküche 428, 430
Wintermannfeier 600
Winzerbrauchtum 486, 514
Winzerterminologie (Großpold) 485–515
wir 237, 247
Wir lassen uns auch nicht! 202
Wir wollen bleiben, was wir sind! 202
Wirtschaft 52, 125, 170, 174, 175, 186, 233, 256, 356, 560, 573–576, 728
Wirtschaftlichkeit 174
Wirtschaftsgebäude 421, 441
Wirtschaftshilfe 131
Wirtschaftskrise 383, 546, 566
Wirtschaftspolitik 573
Wisperlein (Pfeifchen) 498
wissen 212, 220, 225, 240, 241, 249
Wissenschaft 795
Witterungsbedingungen 105
Witz 725
Wochenbett 747
Wochentage 763
Wochentagsessen 369
Wohlstand 687, 736
wohnen 356, 380
Wohnhaus 441, 442, 442, 443
Wohnungsnot 618
Wohnzimmer 424–438
Wolle 215, 520, 525, 526
worauf 715
Wort 213, 247
Wörterbuch, Bairisch-Österreichisches – 673
Wörterbuch, Siebenbürgisch-Sächsisches – 892
Wörterbuchkommission 673, 674
Wörtersammlung 674
Wortnegation 254
Wortschatz 180, 222, 233, 235, 257, 712
Wünschen-Gehen 598
Wunschkonzert 185, 839
Würde 861
Wurm 219
Wurst machen 595, 696
Würstelvetter (Metzger) 595
Wurzel 209, 494, 497

Z
Zager (Tränen), s. *Zäher*
zäh 207, 214
Zäher (Tränen), 684
zahlen 246
zählen 246
Zahlenreime 761
Zahlwörter 186, 244
zahnlückig, s. *stirbig*
Zapfen (Stopfen) 501, 509
Zauber 620, 733
Zauberreime 763
Zaun 207, 244, 446, 732
Zeger (Tasche aus Bast) 524, 711
Zehe 207, 218
Zeichen geben (anhalten um) 634
Zeichenhaftigkeit 277, 282, 299, 328, 340
Zeilen 215
Zeitgeist 795, 811
zeitig 205, 244
Zeitungen 185, 641
Zekeschtal 519
Zelt 838, 839
Zelten (Eierkuchen) 595, 612
Zeltzigeuner 385
Zementhut 320
Zensur 25, 129, 169, 887
Zeppen (Flurname) 458, 477, 480
zerlechsnet (undicht) 511
zerlegst (undicht) 237
zerwettern (zerstören) 704
Zettel 707
Zeug 212
Zibeben (Rosinen) 367
Zibin 517, 520
Zibinsau 518
Zibinsbrücke 518, 520
Zibinsmarkt 856, 891
Zibinsstadt (Hermannstadt) 888
Ziegel 528, 544
Ziegelbrenner 385, 388
Ziegelei 118, 556
Ziegelzigeuner 734
Ziegen 848
ziehen 207, 210, 224, 225
Ziehharmonika, s. *Harmonie*
Ziehharmonikaspieler 601
ziemlich 244
Ziernähte, s. *Adergangl*
Ziertuch, s. *Fazzoletto*
Zigeuner 263, 279, 368, 381–400, 498–528, 580, 592, 598, 618, 733, 783, 802, 835, 846–849, 870
Zigeunerbrücke (Flurname) 480, 481
Zigeunerkinder 598
Zigeunerschlitten 527, 536
Zigeunerschwänke 743
Zigeunersteig 480, 519
Zigeunertracht 386
Zigeunerzeit 847, 848
Zigeunerzeitungen 383, 386
Zille, s. Siebenerzille
Zimmerleute 186, 203, 236, 520, 541
Zivilisationskritik 339
Zollkontrolle 876
Zöllner 871
Zonder (Obergewand) 293, 346, 350
Zopf 324, 630–635, 684, 686, 692
Zopf abschneiden (Hochzeitsbrauch) 684, 686
Zopfbändlein 324, 634

zu guter Letzt 715
zuerst 718
Zug 683, 685, 699–716
Zugang (Richttag) 197, 198, 294, 317, 329, 600, 618, 631, 633
Zugang, vgl. *Rechnung*
Zugangsgroschen 197
Zugangskreuzer 619
Zugtier, s. Kommando
Zugwaage 531
zuhause 216
Zuhausegebliebene, s. *Daheimtige*
zuhin (hinzu) 243
Zukunftsperspektiven 126, 139
Zünfte 61, 68
Zunftordnung 537
Zunge 251, 254
Zunge gewinnen (herausstrecken) 253
Zungenbrecher 762
zurückgeblieben, s. *amarítig*
Zuruf 707, 718
Zusammenleben 25, 26
zuschwillen (von Weinfaß) 511
Zuspeise 681
Zuteilung von Land 61
Zuwächslein (Rebentrieb) 494
Zuwächslein, s.a. *Missel*
Zuwanderung 145, 148, 202
Zuwideres (Unangenehmes) 696
Zwangsarbeit 101–105, 129, 803, 811, 819, 847
Zwangsumsiedlung 32, 44, 61
Zwangsverschickung 34
zwei 221
Zweiter Weltkrieg 12, 14, 30, 73, 127, 309, 340, 455, 567, 582, 631, 641, 661–670, 681, 690, 726, 747, 799, 849–855
Zwerchsack (Doppelsack) 525
Zwetschkenknödel 364, 371
Zwiebel 241, 245, 359, 366, 369, 370
Zwiebeln, geröstete, s. *Gröstsel*
Zwischenkokelgebiet 487
Zwischenkriegszeit 358, 551, 565, 573–576, 628
Zwischenmahlzeit, s. *Jause*

2. Orte

Aciliu 454, 517
Agârbiciu, s. Arbegen
Alba Iulia, s. Karlsburg
Alţâna, s. Alzen
Altmünster 16, 357, 540
Alzen 278, 340, 351
Amnaş, s. Hamlesch
Apoldu de Jos, s. Kleinpold
Apoldu de Sus, s. Großpold
Arbegen 490
Arriach 553
Aschach 50
Augsburg 555–561, 569, 571, 846
Aussee 211
Avrig, s. Freck

B
Bachmanning bei Wels 540
Bad Goisern, s. Goisern
Bad Hall 39, 797
Belgrad 858, 869, 870
Berlin 796, 797, 798
Bern 100
Bielitz 29
Biertan, s. Birthälm
Birthälm 490
Bistriţa, s. Bistritz
Bistritz 49, 893
Braşov, s. Kronstadt
Brianka 845
Broos 57, 557, 844
Bucureşti, s. Bukarest
Budak 795
Budapest 30, 662
Bukarest 100–103, 186, 568, 574, 576, 600, 740, 846, 849, 887, 888, 894

C
Câlnic, s. Kelling
Časov Jar 116
Cernăuţi (Bukowina) 546
Chişinău 574
Cisnădie, s. Heltau
Cisnădioara, s. Michelsberg
Cloaşterf, s. Kloosdorf
Cluj, s. Klausenburg
Crailsheim 663
Cristian, s. Großau

D
Daia, s. Denndorf
Denndorf 279, 351
Dessau 843
Deutsch Mokra 182, 211, 217, 220, 223, 227, 248
Deva 47
Dnjeprodserschminsk 842
Dnjeprodzeržinsk 116
Dnjepropetrovsk 115–117, 820, 823, 828, 837
Dobârca, s. Dobring
Dobring 53, 417, 453, 458, 517, 519, 733
Dresden 83, 566

E
Ebensee 208, 220
Elisabethstadt 281
Engelhartszell 50
Erfurt 558

F
Fogăraş, s. Fogarasch
Focşani 835, 847

Fogarasch 731
Frankfurt am Main 340
Frankfurt an der Oder 123
Freck 731, 732
Fürstenfeldbruck 553, 554, 569, 576

G
Găneşti 557
Gârbova, s. Urwegen
Geoagiu 557
Gmünd 41
Gmunden 50, 53, 228, 357, 540
Gnesau 38, 229
Goisern 16, 41, 44, 45, 49, 67, 86, 205, 210, 220, 222, 229, 540, 541, 548, 643, 652, 860, 861, 872, 893, 896, 904–906
Gosau 49, 67, 210, 230
Gotha 648
Graz 29, 30, 662
Großau 179–270 (Mundart); 259–260, 264–266, 580–581, 594, 599, 609–610 (landlerische Texte); 409–448 (Orts- und Hausansichten); 538; 579–626 (Ortsbeschreibung); 625 (sächsischer Liedtext)
Großlogdes 417
Großpold 179–270 (Mundart); 266–270 (landlerische Texte); 409–449 (Orts- und Hausansichten); 453–484 (Flurnamen); 673–724 (Illustrationen anhand von historischen Texten)
Großscheuern 296, 307
Großwardein 516
Gundelsheim am Neckar 33, 810, 904
Gura Râului 286, 517–519, 522, 530, 850

H
Hahnbach 548
Hahnebach 307
Halle 645–647, 654
Hallstatt 44, 45, 49, 67, 205, 229, 540
Hamba, s. Hahnbach
Hamlesch 297, 341, 453, 458, 490, 516, 519, 738
Hannover 44
Haspe 797
Heltau 47, 60, 67, 85–88, 97, 292, 307, 329, 349, 517, 519, 548, 644, 650, 651, 834, 839, 840
Herbrechtingen 836
Hermannstadt 23–25, 30–49, 56–68, 73, 81–97, 113, 114, 160, 172, 185–189, 203, 212, 227, 251, 260–307, 327–339, 351–354, 362–380, 409–423, 486, 487, 506, 512–525, 533–576, 583, 584, 602, 606, 619, 624, 641, 644–745, 794, 798–806, 857
Himmelberg 229, 552–554, 572, 575
Hohe Rinne 517
Huneadoara, s. Hunyad
Hunyad 730

I
Ingolstadt 731, 740, 745
Ischl 45, 49, 67, 87, 205, 208, 210, 229, 230, 246, 540

J
Jebing 540
Jerusalem 649
Jina 506, 710, 721
Judenburg 51, 54

K
Kairo 102
Karlsburg 94, 95, 844
Kelling 490, 493
Klagenfurt 30, 51, 93
Klausenburg 49, 516, 794–797, 857
Kleinpold 94, 417, 454, 455, 463, 472, 516–519,
Kleinscheuern 516, 518, 522, 538, 543, 819
Kloosdorf 557
Klosterneuburg 45, 47, 84
Koblenz 100
Köln 11
Komorn 50
Königsfeld 182, 273
Kremsmünster 51
Krivoi Rog 116
Kronstadt 49, 93, 94, 295, 301, 489, 510, 516, 857

L
Laakirchen 53, 64, 540
Laufen 67
Leibnitz 872
Leipzig 796
Limbach (Saarlouis) 840
Linz 30, 41, 47–53, 62, 182, 261, 273
London 100
Lubimovka 845
Ludwigsburg 896
Lüneburg 650
Lüttich 11

M
Magdeburg 653
Maia-Ilfov 844
Makeewka 109
Marienburg 294, 352
Mediaş, s. Mediasch
Mediasch 91, 487, 489, 516, 557
Michelsberg 307, 517, 539
Miercurea Sibiului, s. Reußmarkt
Mittweida 562
Moos bei Laakirchen 64
Moskau 102, 103, 851
Mühlbach 47, 53, 186, 187, 335, 391, 409, 417, 488, 515, 516
München 269, 270, 275, 276, 556, 566, 569, 576, 847, 848

N
Nădlac 876

Neppendorf 179–270 (Mundart); 259–263 (landlerische Texte); 409–447 (Orts- und Hausansichten); 793–811, 849–861 (Ortsbeschreibungen)
Neudorf 280, 351
Nikolaief 846
Nürnberg 643, 647–649, 655, 870, 903
Nürtingen 654

O
Ocna Sibiului, s. Salzburg (Siebenbürgen)
Odessa 846
Ofen 47, 84
Ohlsdorf 53, 540
Oradea, s. Großwardein
Orăştie, s. Broos
Orawitza 865, 866
Orlat 413, 518–522, 530, 740
Ortenburg 44
Osnabrück 39

P
Paternion 48, 49
Petrovka 116
Pfarrkirchen 39
Ploieşti 186, 568
Poiana Sibiului 286
Poplaca 413, 517–522, 530, 539, 543, 850
Preßburg 662
Pürgg 53

R
Râmnicu-Sărat 837
Râmnicu-Vâlcea 844
Răşinari, s. Reschinar
Reen 733, 744
Regau 53
Regensburg 40, 44, 51, 52, 82–85, 643
Reschinar 539
Reschitz 547, 740, 893
Reußdörfchen 518–521
Reußmarkt 115, 116, 490, 516–519, 730–744, 839
Rod 169, 417, 454, 455, 469, 476, 492, 517, 518, 555, 710, 721, 783
Rosenau 25
Rosenheim 865, 867
Rothenburg 541
Rottenmann 51
Ruşciori, s. Reußdörfchen

S
Săcel 850
Sălişte 342
Salzburg 210, 655
Salzburg (Siebenbürgen) 46, 515, 516, 557
Sarajewo 699
Schorsten 799
Sebeş, s. Mühlbach
Seligstadt 488
Sibiel 675, 706, 708
Sibiu, s. Hermannstadt
Slimnic, s. Stolzenburg
Stadl an der Mur 53, 54
Steierdorf 893
Stockholm 100, 102
Stolzenburg 734, 825

T
Ţura Mare, s. Großscheuern
Ţura Mică, s. Kleinscheuern
Tălmaciu, s. Talmesch
Talmesch 91, 488
Târgu Mureş 557
Teaca, s. Tekendorf
Tekendorf 744
Temeswar 47, 50, 574, 865, 866
Tilişca 454, 455, 469, 479, 517, 518, 738
Timişoara. Temeswar
Tirol 894
Titel an der Theiß 47
Traunkirchen 92
Trier 11
Tschapertsch 417, 516
Tschernobyl 887
Turnişor, s. Neppendorf

U
Urwegen 417, 453, 458, 461, 483, 839

V
Valea Viilor, s. Wurmloch
Veseud, s. Zied
Villach 49
Vizakna 96
Vöcklabruck 25, 53, 228, 904
Vorošilovgrad 115, 116
Vulcan, s. Wolkendorf

W
Waldneukirchen 797
Washington 100, 103
Weidach 226
Weidental 894
Wels 228, 270
Wien 11, 13, 29, 38, 41, 55–60, 84, 90–96, 191, 192, 212, 254, 561, 564, 576, 662, 664, 673, 796
Wildenstein 83, 88, 95
Windau 642, 643
Wolfsberg 893, 894
Wolkendorf 489
Wurmloch 277

Z
Zied 306
Zips 382

3. Namen

Abraham 588
Acker, Michael 493
Acker-Sutter, Rotraut 356
Aldebaran 736
Algatzy, Schwestern 876
Ambrosi, Michael 495
Andersch, Alfred 110
Andreas 765
Andreas II., König 487
Antonescu, Ion 102, 114, 384, 799, 800
Arendt, Hannah 99
Arndt, Johann 86, 650
Arz, M. 164
Auer, Maria 291
August, König von Preußen 83

B
Bacher, Andreas 493, 557, 571
Bacher, Elisabeth 817, 847, 848
Balthes, Katharina 296
Basta, General 189
Bathori, Sigismund 413
Bauinger, Fritz 893
Bauinger-Liebhart Renate 18, 270, 283, 350, 352, 537, 898
Baumgärtner, Peter 845
Beckett, Samuel 110
Beer, Andreas 662
Beer, Elise 270
Beer, Josef 270, 545, 624, 774, 778, 787
Beer, Katharina 350
Beer, Mathias 17, 161, 163, 661, 662
Beer, Mathias 23
Beer, Paul 292
Behr, Gottfrid 549
Bela, König 487
Bergleiter, Hans 565
Bergleiter, Stefan Adolf 810
Bidner, Michael 807
Bielz, Eduard 35
Biemel, Rainer 106, 110
Bismarck, Fürst 165
Bleier, Simon 540
Bonfert, Alfred 342
Bottesch, Bernhard 738
Bottesch, David 388
Bottesch, Johann 270
Bottesch, Johanna 16, 18, 224, 243, 270, 673, 894, 895, 898, 907
Bottesch, Martin 16–19, 155, 224, 243, 270, 453, 486, 894, 895, 898, 907
Bottesch, Michael 457
Brandsch, Samuel 734
Brastberge, Immanuel Gottlib 654
Bredt, Johann 642
Bretz, Walter 854
Briegel, Josef 351
Buchfellner, Johann 732
Buchinger, Erich 12, 32, 81, 552
Buhn, Sophia 556
Busek, Erhard 9, 16, 905

C
Camus, Albert 110
Capesius, Bernhard 12, 30, 31; 225, 245
Capesius, Hilde 743
Capesius, Roswith 363
Caroli 733
Caspar Hubertinus 653
Ceauşescu, Nicolae 13, 125, 130, 143, 181, 266, 267, 384, 584, 611, 618, 809, 857
Cermak, Alice 31
Churchill, Winston 99, 103
Churfürs, Wincentius 549
Cioabă, Luminişa Mihai 386
Ciolan, Maria 282, 350
Comerein, Carl 549
Connert, Fritz 565
Connerth-Seraphin, Lore 356
Crişan, Emil 18, 441
Czoernig, Karl Freiherr von 35

D
Damnitz, General von 94
Daniel, Georg 293
David, Kath 697
Dedic, Paul 29
Deleanu, Valer 18, 517
Dickinger, Mathias 540
Dietrich 884
Dietrich, Freiherr von 56
Dietrich, Johanna 270, 438
Doblhoff, Hofrat von 51
Domokos Sigmond 549
Draser, Kreisarzt 733
Drechsler, Elisabeth 735, 739, 745
Drobienski, Simon 549
Drotleff, Johann 350
Dusil, Wilhelm 351

E
Eckenreiter, Elisabeth 350
Eder 733
Eder, Eduard 789
Eder, Johanna 695
Eder, Susanna 350
Ehmer, Josef 572
Elisabeth 765
Elisabeth, Herzogin zu Mecklenburg 653
Engel Holtzmeister, Thomas 87
Engelhuber, Susanne 751, 768, 785, 788
Engelleütner, Thomas 292
Engleitner, Blasius 85
Ettinger, Joseph 23, 28, 35
Eyßl, Tobias 87

F
Fabini, Hermann 18, 363, 409, 410, 413, 420
Fabini, Johann 409, 489, 495, 504, 509
Fanea, Elisabeth 270, 752, 770, 788

Feder, Friedrich 133, 141, 146, 880–882, 903, 904
Feichter, Paul 89
Ferdinand II, Kaiser 643
Ferentzi, Victor 565
Fett, August Christian Eduard 550
Feyri, Johann 735
Finsterwalder, Benedict 92, 96
Firmian von Salzburg, Erzbischof 41
Fischer, Emil 351
Fischer, Hans 86
Fischer, Mathias 67, 86, 540
Fleischer, Johann 87, 545
Fleischer, Michael 557
Foedinger, Wolf 540
Frank, Fritz 904
Franz Ferdinand, Erzherzog 699
Freiberger, Johann 540
Friedrich Wilhelm III., König 41
Friedsam 571
Fritsch, Erhard 351
Fröhlich, Elise 356
Fröhlich, Hans 110
Fuchshuber 895
Fuchshuber, Eva 750, 785, 788, 789
Fuchshuber, Maria 596

G
Galter, Dietrich 139, 141
Galter, Heinz 806, 807
Galter, Karl-Heinrich 18, 641, 670
Galter, Kurt 31
Gärtz, Michael 662
Gehann, Hermann 798, 799
Genscher, Hans Dietrich 131, 584, 899
Georg Rákóczy II., Fürst 409
George 398
Gerz, Michael 540, 545
Gestätter, Simon 542
Getze, Kath 710
Géza II., König 537
Gheorghiu-Dej, Gheorghe 851, 857
Gierlich, Michael 534
Gierlich, Thomas 662
Gimbs, Hans 540
Gimps, Georg 89
Gimps, Maria 89
Girtler, Roland 16
Glatz 882, 884
Glatz, Andreas 571
Glatz, Catharina 300, 302
Glatz, Daniel 729, 738
Glatz, David 300, 302, 730
Glatz, Heinrich 571
Glatz, Johann 141
Glatz, Johanna 571, 728, 734, 745
Glatz, Katharina 342, 421, 434, 443, 844
Glatz, Maria 139, 140, 145, 749, 752–761, 767, 782, 783, 789
Glatz, Martin 486, 493, 557
Glatz, Regina 688
Glatz, Samuel 270, 351, 436, 486, 637
Glatz, Theresia 266; 270, 351, 630, 637, 684
Glechner, Gottfried 217
Gleiß, Gerda 745
Glondys, Viktor 24
Göllner 596
Grancea, Victoria 351
Grau, Herbert 226, 247
Greff, Maria 749, 753, 760, 771, 772, 782–784, 788
Greinzin, Maria 84
Grell, Johann 555
Grieshober, Josef 316
Grieshober, Maria 757, 770, 788
Grieshofer, Franz 16, 17, 355
Grieshuber, Andreas 270
Gromeier, Maria 350, 817, 819, 836, 904
Gromeier, Schwestern 895
Gromer, Elisabeth 270
Gromer, Johann 545
Gromer, Mathias 270
Gromer, Samuel 534
Groza, Petru 565
Grübel, Heinrich Elias 549
Gruber 67
Grüber, Johann Heinrich Wilhelm 549
Guist, Johann Karl 542, 544

H
Haas, Johann Michael 96
Haas, Mathias 540
Habersohn, Monika 17
Haider, Jörg 136, 903
Haller, Andreas 92
Haller, Hanns 92
Haltrich, Josef 740
Hann, Sebastian 339
Hannenheim, Inge von 107
Hannis von Neppendorff 538
Harth, Karl 543
Hassfurther, Gottfried 13
Hassfurther, Lore-Lotte 13, 16, 309, 585, 860, 875
Haupt, Michael 583
Heinrich, Friedrich Wilhelm 549
Heinschink, Mozes 16, 351, 381
Heintzius, Mathias 413
Henning, Norbert 560
Henrich, Maria 432
Herbort, Gräf 413
Herkel, Maria 750, 769, 775, 789
Hezo, Gräf 413
Hinczel, Simon 97
Hintzel, Simon 644
Hitler, Adolf 99, 103, 114, 796
Hochmeister, Martin von 542
Hoffmann, Eva 817, 849, 861
Hohendorf, Michael 545
Holzinger, Elise 430
Holzinger, Johann 350, 428, 534
Holzinger, Katharina 766, 775, 788
Holzinger, Michael 350
Holzinger, Petra 787
Honterus, Johannes 191, 192
Hopprich, Katharina 280, 351

Hornung, Maria 893, 894, 904
Hoser, Christian 89
Huber Kais, Andreas 534
Huber, Erna 895
Huber, Eva 426
Huber, Hermann 817, 862, 864, 865, 896
Huber, Josef 817, 865, 867
Huber, Maria 270
Huber, Mathias 540
Huber, Sepp 895
Huberin, Barbara 291
Huberin, Maria 290
Huberin, Rosina 293
Huember, Mathias 89
Hülber, Hans 31
Hüttmeier, Maria 676

I
Iancu, Marcu 568
Ioan, Voic 534
Ion, Iridon 534
Iorga, Nicolae 795
Irimie, Panga 534

J
Josef 766
Joseph II., Kaiser 54, 156, 163, 417
Juhasz, Christine 16

K
Kahl, Heinrich 549
Kaiser, Paul 85, 650
Kaiser-Hochfeldt, Ursula 104–106, 109
Kallbrunner, Josef 29
Karl VI., Kaiser 11, 30, 82; 190, 382
Kastenhuber, Gerda 350
Kastenhuber, Hans 350
Kastenhuber, Johann 430
Kastenhuber, Katharina 765, 767, 788
Kastenhuber, Maria 320, 350
Katharina 767
Kayser, Catharina-Rosina 85
Kayser, Hans 85, 86
Kayser, Paul 190
Kayser, Paulus 544
Kayserin, Zusana Elisaweta 85
Kerek, Johann 491
Kerek, Ladislaus 491
Kessler, Johann Daniel 562
Kessler, Luise 559, 562
Keul, Hans 327
Kinder von Friedenberg, Johann 82, 84, 89, 91, 92, 93, 96
Kirchner, Wolffgang 653
Kirchschlager, Peter 40
Kirr, Johanna 351
Kirr, Maria 691, 739
Kirr, Martin 260, 270
Kirr, Michael 727
Kirschlager, Johanna 745, 755, 762, 775, 778, 785, 789
Kirschlager, Katharina 750, 751, 754, 768, 771, 774–777, 784, 789
Klackl, Franz 540
Klaster, Ludwig 296
Kleiber, Wolfgang 486
Klein, Albert 25, 584, 795, 888–891, 898, 899
Klein, Christine 596
Klein, Christoph 19
Klein, Hans 584
Klein, Konrad 351
Klein, Kurt 596
Klein, Maria 886, 889, 894
Klima, August 794
Klima, Auguste Josefine 794
Klima, Hellmut 12, 25, 259, 630, 642–648, 793–811, 854–860, 889, 893, 898
Klima, Maria 642, 817, 837, 840
Klockner, Sigrid 736
Kloos, Johann 270
Kloos, Martin 270
Kloos, Rosina 270
Klusch, Andreas 270
Klusch, Johann 728
Klusch, Katharina 753, 758, 759, 764, 775, 781, 789
Klusch, Theresia 693
Köber, Elisabeth 755, 760–774, 779, 787
Köber, Erwin 18, 657
Köber, Josef 424, 764, 767, 787
Köber, Maria 755–758, 770, 780, 781, 787
Köber, Mathias 63, 328, 545, 788
Köberl, Michael 83, 84
Köffer, Leopold 654
Koller-Neumann, Irmgard 31
Kovanetz, Erika 18, 747
Krainer, Josef 903
Kranzmayer, Eberhard 210, 226, 245
Krasser, David 35, 160, 491, 736
Krauss, Mathias 145
Krich, Elisabeth 763, 769, 787
Kufleitner, Josef 624, 626
Kuhn, Wilhelm 549
Kürschlägerin, Katharina 84
Kurz, Philipp 540
Kutschera, Rolf 796

L
Lagler 94
Laimber, Joseph 89
Laimber, Michael 89
Laimber, Tobias 83
Lamer, Josef 540
Lamer, Tobias 544
Lange, Conrad 550
Lasserer, Michael 540
Lasserer, Rosina 89
Lasserer, Thomas 89, 542
Laßner, Jakob 160, 162, 627
Laßner, Maria 750, 758, 773, 789
Latinius, Johann 487
Lawton, Greta 898
Lechner, Hans 44
Ledererin, Anna 291, 295
Lederhilger 39
Lederhilger, Josef 727
Lederhilger, Leopold 557
Ledermayer, Franz-Joseph 92
Leonbacher, Agnetha 279, 350
Leonbacher, Barbara 350

Leonhard, J. D 298
Leonhard, Joseph 160
Leopold, Kaiser 156
Lichtenecker, Johann 70
Lichtenecker, Maria 292
Lichtnecker, Wolf 541
Liebhard, Susanne 771, 788
Liebhardt, Elisabeth 194, 195, 198, 264, 270
Liebhardt, Elise 350, 895, 896
Liebhardt, Hans 370, 736, 888
Liebhardt, Maria 596
Liebhardt, Mathias 270, 359
Liebhart 646
Liebhart, Andreas 270
Liebhart, Elisabeth 270, 350
Liebhart, Josef 798, 799
Liebhart, Maria 270, 350, 799
Liebhart, Mathias 270
Liebhart, Michael 328
Liebhart, Renate 261, 332, 892, 898
Lienert, Michael 734
Lingner, Hans 876
Lipp, Franz C. 898
Loesche, Georg 29
Lorischiher, Wilhelm 549
Lungociu, Ana 351
Luther, Martin 643, 645

M
Mannhardt, Wilhelm 734
Mao Zedong 857
Maria 768
Maria Theresia, Kaiserin 11, 29, 30, 34, 42, 43, 49–54, 141, 158, 191, 382, 385, 387, 736
Markel, Hanni 18, 735
Mathias 767
Matthias Corvinus; König 382
Maximilian II, Kaiser 643
Mecenseffy, Grete 31
Meitert, Wilhelm 146
Melzer, Friso 801
Melztl, Oskar von 489
Mesch, Meta 559, 566
Meyndt, Georg 725
Michael 768
Michael I., König 101
Michael, Fürst 413
Mindl, Josef 228
Mock, Alois 134, 138
Möckel, Dora 743
Möckel, Konrad 743
Mogyeschin, Andres 492
Mohlner, Franz Andree 95
Moser, Johann 540
Moser, Oskar 16
Moser, Rudolf 31
Mössler, Christian 89
Müller, Cristian Friedrich 550
Müller, Maria 278, 351
Mysz, Victor 351

N
Neff, Michael 83
Neidhardt, Thomas 38
Neubacher, Andreas 87
Niclas von Neppendorff 538
Niedermaier, Paul 277
Nikolaus, Eva 765, 766, 776, 787
Nikolaus, Gräf 413, 488
Nowotny, Ernst 12, 29
Nutz, Josef 545
Nutz, Mathias 646
Nutz, Michael 540
Nutz, Wolfgang 542

O
Obermayer, Erika 876
Obernberger, Alfred 13, 31, 245
Ohsam, Bernhard 106, 109
Olănescu, Alexandru 351
Orend, Misch 733

P
Pänat, Lis 699
Peer, Hanns 92
Peltzer, J.B. 84
Peter von Neppendorff 538
Petrus, Bischof von Siebenbürgen 487, 488
Philippi, Paul 584
Pichler, Johann 556
Pichler, Samuel 534
Piringer, Elise 270, 692, 703, 882
Piringer, Johanna 735
Piringer, Karlheinz 740
Piringer, Liese 789
Piringer, Maria 555
Piringer, Otto 673, 743
Piringer, Samuel 270, 882, 894, 895
Pitter, Bettina 270
Pitter, Christoph 270
Pitter, Elise 351
Pitter, Johann 270, 351, 486
Pitters, Erich 885
Plattner, Fritz 332
Pleban Paulus von Großpold 417
Pleban Reinher von Großpold 417
Popa, Liane 17, 81
Popescu, Haralambie Jean 351
Pramesberger, Siegfried 904
Preda, Marin 851
Primesberger, Christoph 44
Primesberger, Jakob 44

Q
Querck, Ignatius 39

R
Rădescu 102
Raff, Johann 549
Ramsauer, Georg 292
Rastel, Hans 542
Rastel, Johann 540
Ratzenböck, Josef 134, 136, 903
Rechert, Hans 139, 143, 144, 270
Rechert, Maria 736, 817, 868, 870
Rechert, Samuel 438
Rehner, Wolfgang H. 18, 627
Reisenauer, Hans 540, 542, 773, 787
Reisenauer, Hedda 788
Reisenauer, Jakob 548

Reisenauer, Johann 545, 652
Reisenauer, Josef 134, 135, 270, 315, 350, 545, 652–655
Reisenauer, Kathi 872
Reisenauer, Leopold 270
Reisenauer, Maria 320, 350, 651
Reisenauer, Michael 316, 545, 548–550
Reisenauer, Sepp 872, 905
Reisenauer, Tobias 815
Reisenauer, Werner 817, 871, 896
Reisenbichler, Mathias 540
Reisenbüchler, Andreas 545
Reisenbüchler, Josef 661
Reisenbüchler, Maria 651
Reisenbüchler, Mathias 89
Reissenberger, Karl 29
Reissenberger, Martin 540
Reissenberger, Wilhelm 648
Renterin, Sophia Sabina 293
Rezlaff, Hans 340
Riedler, Thoma 83
Rieger, Ambrosius 554
Rieger, Andreas 551–564, 569, 570, 575, 576
Rieger, Ernst 564, 569
Rieger, Hans 351, 486, 493, 555–558, 571, 727, 817, 844, 846
Rieger, Hanspaul 551, 553, 554, 559, 564–568, 571, 575
Rieger, Hermann 558
Rieger, Johann 486, 555–557, 571, 844
Rieger, Katharina 351, 844
Rieger, Liese-Lotte 637
Rieger, Maria 551
Rieger, Martin 555, 556, 557, 571
Rieger, Martinus 554, 555
Rieger, Petrus 551, 554
Rieger, Richard 557–572, 575
Rieger, Samuel 556
Ringelmann, Josef 549
Rohrsdorfer, Andreas 556
Rohrsdorfer, Elisabeth 270, 630
Rohrsdorfer, Familie 884
Rohrsdorfer, Katharina 270, 351
Rohrsdorfer, Mathias 556
Rohrsdorfer, Theresia 270, 350
Rossini, Gioacchino 660
Rounault, Jean 110
Royenbrock, Johann Gottfrid 549
Rüdiger, Johann Christian 381
Rudolf II, Kaiser 38, 643

S
Sachs, Hans 560
Sajnovits, Elisabeth 745
Sajnovits, Horst 738, 745
Salamon, Gräf 413
Sănătescu, General C. 102
Sange, Wilhelm Adolf 549
Sattler, Johann 279, 351
Schabus, Wilfried 11, 13–18, 150, 179, 356, 813
Schaitberger, Joseph 643, 649, 655
Schaitz, Michael 645, 654
Schärtner, Josef 755, 788
Schauberger 735
Scheiber 741, 742, 743, 745
Scheiber, Elisabeth 741, 742
Scheiber, Maria 679
Scheiber, Martin 741, 742
Scheiber, Mirl 706
Schell, Maria 740
Scheuringer, Hermann 217
Schiel, Gustav 565
Schintz, Johann 549
Schlözer 164
Schmeizel, Martin 97
Schmidt, Helmut 267, 856
Schneider, Katharina 351
Schnoor, Johann Frid. Helle 550
Schobel, Michael 491
Schöberl, Maria 554, 555
Schobesberger, Jakob 540
Schobesberger, Sebastian 540
Schöfnagel, Bärbel-Wiebke 131, 875, 899
Schön, Johann 305, 545
Schön, Simon 305, 545
Schopf, H. 351
Schuler von Libloy, F. 307
Schüller, Dietrich 16
Schüller, Natalie 16
Schuller, G. A. 487
Schullerus, Adolf 356, 363, 366, 743
Schultz, Otto 568
Schumacher, Carl Friedrich 549
Schünemann, Konrad 29
Schunn, Jakob 646
Schunn, Johann 731
Schuster, August, 799
Schuster, Friedrich 738
Schuster, Friedrich Wilhelm 741
Schwachhofer, Andreas 545
Schwachhofer, Josef 350
Schwarz, Simon 325
Schweitzer, Gottfrid 549
Schwicker, J.H. 385, 392
Scola, Ortrun 356
Sedler, Irmgard 16–18, 193, 277, 356, 896, 897, 903–906
Sedler, Werner 18, 351, 360, 485, 896
Seeau, Graf 44
Seiwert, Michael 906
Semper, Johann 549
Sift, Harald 903
Sift, Inge 793
Sigerus, Emil 339
Sigismund Báthori, Fürst 189
Sigismund, König 382, 487
Sîrbu, Eva 351
Solschenizyn, Alexandr I. 99
Sonnleitner 737, 740
Sonnleitner, Andreas 270
Sonnleitner, Georg 143
Sonnleitner, Hans 351
Sonnleitner, Katharina 351
Sonnleitner, Maria 740
Sonnleitner, Martin 740
Sophia von Hohenberg, Herzogin 699
Soterius 88
Speigner, Johann 300
Srbik, Heinrich von 29

Stadlhuber, Joseph 64
Staedel, Bischof 799
Stalin, Iossif W. 99, 851
Starck, Johann Friedrich 652
Stefani, Katharina 556
Steiner, Johann 357
Stieger, Anneliese 789
Stieger, Katharina 350
Stieger, Mathias 17, 18, 193, 200, 579, 893
Stieger, Susanne 776, 788
Strasser, Hans 540

T
Teike 660
Teutsch, Friedrich 192, 298
Teutsch, Georg Daniel 166, 171
Theil, Elise 321, 332, 351
Thudt, Anneliese 270, 894, 896
Thullner, Ernst 25, 294, 628, 730
Tinke, Abraham Heinrich 549
Tribus, Pfarrer 894
Tropper, Peter 31
Tröster, Johann 539
Türk, Andreas 105, 107, 110

V
Vette, Johann Georg 88
Vinogradov, General 102
Vogelhuber, Elise 350
Vogelhuber, Maria 350

W
Wachsmann, Johanna 559, 562
Wagner, Maria 7 50, 270, 752, 766, 769, 771, 777, 789
Wagner, Samuel 565, 569
Waldau, Georg Ernst 28
Wallis, Graf von 46, 96
Wallner, Regine 749, 751, 753, 756–761, 765, 773, 780, 789
Walter, Johann 629
Wandschneider, Christa 18, 351, 551
Wandschneider, Elisabeth 745
Wankhel von Seeberg, Martin 56
Weber, Georg 18, 99
Weber, Renate 18, 99
Weimer, Johann Ferdinant 541
Weindel, Auguste Josefine 794
Weingärtner, Arnold 796
Weingärtner, Ernst Martin 199, 203, 820
Wittstock, Heinrich 195
Wolff, Carl 132, 140

Z
Zeier, Johann 534
Zerbes, Horst 788
Ziegler, Carl 565
Zikeli 646
Zikeli, Hans 105, 106, 109

Autorenverzeichnis

Renate Bauinger-Liebhart, geb. 1963 in Hermannstadt/Sibiu. Studium der Erziehungs- und Verhaltenswissenschaft im Brukenthal-Lyzeum in Hermannstadt. Religionslehrerin.

Mathias Beer, Dr. phil., geb. 1957 in Hermannstadt/Sibiu. Studium der Geschichte und Germanistik in Hermannstadt/Sibiu und Stuttgart. Leiter des Forschungsbereiches Zeitgeschichte am Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde; Lehrbeauftragter an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen.

Veröffentlichungen zur Geschichte des späten Mittelalters und der Neuzeit, zur Zeitgeschichte mit Schwerpunkt auf der Geschichte des Nationalsozialismus und zur Nachkriegsgeschichte, zu Themen der Familien-, Mentalitäts-, Verwaltungs-, Wissenschafts- und insbesondere der Migrationsgeschichte. – Selbständige Publikationen u.a.: Flüchtlinge und Vertriebene im deutschen Südwesten nach 1945. Sigmaringen 1994; Fremde Heimat. Das Lager Schlotwiese nach 1945. Stuttgart, Tübingen 1995. – Mitherausgeber der Bände: Migration nach Ost- und Südosteuropa vom 18. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Ursachen, Formen, Verlauf, Ergebnis. Stuttgart 1999.

Johanna Bottesch, geb. 1955 in Großpold/Apoldu de Sus. Studium der Germanistik und Anglistik in Hermannstadt/Sibiu und Klausenburg/Cluj-Napoca. Dozentin am Germanistik-Lehrstuhl der Lucian-Blaga-Univerisität in Hermannstadt/Sibiu.

Veröffentlichungen zu Themen der Dialektologie, Phraseologie und Hochschuldidaktik.

Selbständige Publikation (zusammen mit Martin Bottesch): Die bairisch-österreichische Mundart der Landler von Großpold (Apoldu de Sus) in Siebenbürgen (Rumänien). Wien: VWGÖ 1992.

Martin Bottesch, geb. 1953 in Großpold/Apoldu de Sus. Studium der Mathematik in Klausenburg/Cluj-Napoca. Lehrer an der deutschen Abteilung des Lyzeums in Mühlbach/Sebeş und am Brukenthal-Lyzeum in Hermannstadt/Sibiu. Seit 1998 Leiter des Zentrums für Lehrerfortbildung in deutscher Sprache in Mediasch/Mediaş. Nach 1990 ehrenamtliche Tätigkeit in der Vertretungsorganisation der rumänischdeutschen Minderheit (Demokratisches Forum der Deutschen in Rumänien), vor allem als Schulreferent.

Veröffentlichungen zur Didaktik der Mathematik sowie zum Themenbereich Landler.

Selbständige Publikation (zusammen mit Johanna Bottesch): Die bairisch-österreichische Mundart der Landler von Großpold (Apoldu de Sus) in Siebenbürgen (Rumänien). Wien: VWGÖ 1992.

Emil Aurelian Crişan, geb. 1951 in Bretea Română. Studium der Architektur und Urbanistik in Klausenburg/Cluj-Napoca. Mitarbeit im Brukenthal-Museum; 1992 bis 1999 selbständiger Architekt, gegenwärtig Leiter des Dienstes für Urbanistik beim Hermannstädter Bürgermeisteramt.

Valer Deleanu, geb. 1940 in Kischinew/Chişinău. Studium der Geschichte an der Universität Bukarest. Beschäftigung mit Volkskunde als Mitarbeiter des ASTRA-Museums in Hermannstadt/Sibiu, Leiter der Forschungsabteilung.

Veröffentlichungen zu den Themenbereichen: Traditionelles Wohnen in Südsiebenbürgen, Traditionelle Transportmittel und -geräte in Rumänien, Sakrale Architektur in Siebenbürgen und Oltenien.

Hermann Fabini, Dr., geb. 1938 in Kronstadt/Braşov. Architekturstudium am Ion-Mincu-Institut in Bukarest. 1978 Dissertation über den gotischen Wohnbau in Siebenbürgen. Stadtarchitekt in Mediasch/Mediaş und Hermannstadt/Sibiu, Leiter der Bauabteilung, später Kulturreferent beim Landeskonsistorium der ev. Kirche A.B., Projektleiter bei der Direktion für Denkmalpflege in Bukarest, seit 1990 eigenes Architekturbüro in Hermannstadt/Sibiu. – Zahlreiche Konsolidierungs- und Restaurierungsarbeiten an siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen, Kirchen und historischen Profanbauten (u. a. die Kirchenburg in Birthälm/Biertan, die Stadtpfarrkirchen in Mediasch, Kronstadt und Hermannstadt, die Kathedrale in Karlsburg/Alba Iulia, das Alte Rathaus und das Brukenthalpalais in Hermannstadt). 1996 Verleihung des Europapreises für Denkmalpflege der Alfred-Toepfer-Stiftung F.V.S.

Publikationen: Sibiul gotic/Gotik in Hermannstadt. Bukarest 1982 (ins Deutsche übersetzt 1991; erschienen auch als Bd. 23 der Reihe Siebenbürgisches Archiv. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 1989); (zusammen mit Alida Fabini) Siebenbürgische Kirchenburgen. Leipzig 1985. Köln, Wien: Böhlau 1986, 2. Aufl. Leipzig 1991; Alt-Hermannstadt. Hermannstadt/Sibiu 1983; Atlas der siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen. Bd. 1: Text und Pläne. Hermannstadt, Heidelberg 1999. Bd. 2: Fotografien. Hermannstadt, Heidelberg 2000; (zusammen mit Alida Fabini) Hermannstadt. Porträt einer Stadt in Siebenbürgen. Hermannstadt, Heidelberg 2000.

Karl-Heinrich Galter, Mag. theol., geb. 1926 in Freck/Avrig. Studium der evangelischen Theologie in Hermannstadt/Sibiu. Evangelischer Pfarrer in Jaad/Livezile und

Neppendorf/Turnişor, Lektor am Theologischen Institut und an der Kantorenschule in Hermannstadt/Sibiu.

Forschungsschwerpunkte: Religionspädagogik, Hymnologie und Gesangbuchkunde.

Veröffentlichungen in den Kirchlichen Blättern über siebenbürgische Gesangbuchkunde, über die Geschichte des kirchlichen Unterrichts, über das Brauchtum in Neppendorf.

Franz Grieshofer, Dr. phil., geb. 1940 in Bad Ischl. Studium der Volkskunde in Innsbruck und Wien. Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien, Hofrat; Honorarprofessor am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien.

Forschungsschwerpunkte: regionale Volks- und Alltagskulturen im Bereich der ehemaligen österreichischen Monarchie, Folklorismus als Kulturform, Museums- und Ausstellungswesen.

Veröffentlichungen über Bauen und Wohnen, Faschingsbrauchtum, Kleidung und Tracht, Schützenwesen, Blasmusik-, Gesangs- und Trachtenvereine; Mitarbeit am Österreichischen Volkskundeatlas; mehrere Artikel in Lexika.

Selbständige Publikationen u.a.: Das Schützenwesen des Salzkammergutes. Linz 1977; Die Lederhose. Wien 1978; zahlreiche Ausstellungskataloge. Mitherausgeber der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde.

Monika Habersohn, Dr. phil., geb. 1942 in Wien. Studium der Volkskunde und Psychologie in Wien. Mitarbeit am Institut für vergleichende Verhaltensforschung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, am Naturhistorischen Museum, am Österreichischen Volkskundeatlas und im Archiv für Ortsgeschichte St. Gilgen.

Publikationen: Karte und Kommentar zu Jahresbrauchtum der Osterzeit: a) Formen des Palmbuschens, b) Ratscherbrauchtum. In: Österreichischer Volkskundeatlas. Wien 1980.

Lore-Lotte Hassfurther, geb. 1921 in Baden bei Wien. Gymnasiallehrerin für Turnen und Leibeserziehung in Wien, seit 1975 in Pension.

Seit 1982 Begegnungen und intensive Beschäftigung mit den Landlern in Siebenbürgen; Dokumentationstätigkeit besonders zu landlerischer Tracht, Mundart und Geschichte.

Publikation (Hrsg.): Landler. Vergessene altösterreichische Tracht in Siebenbürgen. Thaur bei Innsbruck 1989.

Mozes F. Heinschink, Prof., geb. 1939 in Oberndorf an der Melk. Seit über 40 Jahren Beschäftigung mit Sprache und Kultur europäischer Roma und Sinti.

Als Ergebnis zahlreicher Feldforschungen in Österreich, Südost- und Osteuropa sowie der Türkei Aufbau einer der weltweit umfangreichsten Tondokumentationen zu Kultur, Sprache und Musik der Roma und Sinti. (Die „Sammlung Heinschink" ist im Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften archiviert). Seit 1990 Lektor für Romanés (Sprache der Roma) und Mitarbeit bei diversen Forschungsprojekten.

Zahlreiche Veröffentlichungen zu Sprache und Kultur der Roma und Sinti.

Selbständige Publikationen (als Co-Herausgeber): Roma, das unbekannte Volk. Schicksal und Kultur. Wien: Böhlau 1994; Fern von uns im Traum ... Märchen, Erzählungen und Lieder der Lovara. Klagenfurt: Drava Verlag 2001.

Erwin Köber, Mag. theol., geb. 1950 in Schönberg/Dealu Frumos. Studium der evangelischen Theologie in Hermannstadt. Evangelischer Pfarrer in Lautertal, Deutschland.

Forschungen zur Heimatgeschichte von Neppendorf/Turnişor.

Veröffentlichungen über die Geschichte der Kasualhandlungen in Neppendorf und über die Geschichte der Neppendorfer Blaskapelle.

Erika Kovanetz, M.A., geb. 1958 in Großpold/Apoldu de Sus. Studium der Germanistik in Klausenburg/Cluj-Napoca. 1982 bis 1985 Deutsch- und Englischlehrerin im Banat. 1986 Auswanderung nach Deutschland; Ausbildung zur staatlich geprüften Fremdsprachenkorrespondentin. Projektassistentin in einem Großunternehmen zur Herstellung von Industrierobotern.

Hanni Markel, Mag. phil., geb. 1939 in Talmesch/Tălmaciu. Studium der deutschen und rumänischen Sprache und Literatur an der Universität Bukarest. Lehrerin am Gymnasium in Seiden/Jidvei, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Folklorearchiv der rumänischen Akademie in Klausenburg/Cluj-Napoca. Nach der Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland (1992) in der Schülerbetreuung tätig.

Wissenschaftliche Sammlung und Archivierung (Ton-, Schrift- und Fotoarchiv) von siebenbürgisch-sächsischer Volksdichtung, insbesondere von Volkserzählung (Märchen, Sagen, Schwänke).

Veröffentlichungen u.a. über interethnische Beziehungen im Erzählgut der Siebenbürger Sachsen, zur Geschichte der Volkskunde in Siebenbürgen, zum siebenbürgisch-sächsischen Sammlungsbestand im Folklorearchiv sowie zu Liedgut und Singen der Siebenbürger Sachsen. – Textedition in: Haltrich, Josef: Sächsische Volksmärchen aus Siebenbürgen. Bukarest 1971–1975.

Liliana Maria Popa, geb. 1940 in Neumarkt/Târgu Mureş. Studium an der Philologischen Fakultät der Babeş-Bolyai-Universität in Klausenburg/Cluj-Napoca. Archivarin am Staatsarchiv in Hermannstadt/Sibiu.

Untersuchungen vor allem zur Geschichte des Buchdrucks in Hermannstadt/Sibiu und darüber zahlreiche Veröffentlichungen (auch in deutscher Sprache), zumeist in: Forschungen zur Volks- und Landeskunde; außerdem: Quellen zur Schulgeschichte in Hermannstädter Archiven. In: König, Walter (Hrsg.): Beiträge zur siebenbürgischen Schulgeschichte. Wien: Böhlau 1996.

Wolfgang H. Rehner, Mag. theol., geb. 1936 in Wolkendorf/Vulcan. Studium der evangelischen Theologie in Hermannstadt/Sibiu. Lektor am Theologischen Institut in Hermannstadt, evangelischer Pfarrer in Großpold/Apoldu de Sus, gegenwärtig in Sächsisch-Regen/Reghin. Mitglied des Landeskonsistoriums der evangelischen Kirche A.B. in Rumänien, des Exekutivkomitees des Lutherischen Weltbundes in Genf und des Kuratoriums des ökumenischen Forschungs-Institutes in Straßburg.

Veröffentlichungen zu theologischen Fragen sowie Arbeiten kirchengeschichtlicher und gemeidebezogener Art.

Wilfried Schabus, Dr. phil., geb. 1943 in Lübeck, aufgewachsen in Kärnten. Studium der Germanistik und Anglistik in Wien. Linguist am Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Lehrbeauftragter am Institut für deutsche Philologie der Universität Wien.

1970–1991 Mitarbeit am Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich (Wien). Langjährige Forschungstätigkeit zur deutschen Dialektologie in Österreich sowie zu Sprach- und Kulturkontakt bei deutschsprachigen Minderheiten in Nord- und Südamerika, Rumänien und der Ukraine.

Zahlreiche Veröffentlichungen, davon als selbständige Publikationen: Die Landler. Sprach- und Kulturkontakt in einer alt-österreichischen Enklave in Siebenbürgen (Rumänien). Wien 1996; (zusammen mit Alexander Schlick) Colonia Tirol. Eine Tiroler Siedlung in Brasilien. Innsbruck 1996.

Irmgard Sedler, M.A., geb. 1951 in Alzen/Alşâna. Studium der Geschichte, der Kulturwissenschaften und der Museologie. Kustodin der volkskundlichen Sammlungen am Brukenthalmuseum in Hermannstadt/Sibiu, Leiterin der Museen der Stadt Kornwestheim in Baden-Württemberg.

Kuratorin und Koordinatorin zahlreicher kulturgeschichtlicher Ausstellungen in den Bereichen Kleidungs- und Schuhgeschichte, Mode, Habitat und Möbel, Eisenbahnwesen, Schulgeschichte. Konzeption und Aufbau des Landlermuseums in Bad Goisern, der Stadtgeschichtlichen Sammlungen in Kornwestheim, des Schulmuseums für Nordwürttemberg.

Veröffentlichungen zu den Forschungsschwerpunkten Kleidungsverhalten (Das Patriziergewand in den Städten Siebenbürgens, 1991; Die Rußlanddeportation der Deutschen aus Rumänien. Aus dem bäuerlichen Alltagsgewand ins proletarische Arbeits-

kleid. In: Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde, Bd. 41, 1998), Modegeschichte (Auf Schritt und Tritt ... Schuhe. Ausstellungskatalog, Kornwestheim 1999, Wohnkultur und Geschichte der Landler in Siebenbürgen (Zur Typologie bemalter Möbel in Siebenbürgen. In: Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde, 1/1988). – Mitarbeit am Lexikon der Siebenbürger Sachsen, 1993.

Werner Sedler, M.A., geb. 1950 in Zied/Veseud. Studium der Germanistik und Romanistik in Klausenburg/Cluj-Napoca. Studienrat am Pädagogischen Seminar Hermannstadt/Sibiu, gegenwärtig am Regierungspräsidium Stuttgart/Baden-Württemberg beschäftigt.

Forschungen im Bereich der Ethnolinguistik, insbesondere zu Wirtschaftsgeschichte und Handwerkssprachen sowie zur siebenbürgischen Sprachgeographie: Die Namen der Kartoffel in Siebenbürgen, 1988; Der Fachwortschatz der siebenbürgisch-sächsischen Müller , in: Die Woche, Folge 816–880, Hermannstadt, 1989; der Schmiede, wie vorige, Folge 967; der Seiler wie vorige, Folge 995; der Stellmacher, wie vorige, Folge 1009–1010; der Strohflechter, 1990. – Zahlreiche Recherchen und Dokumentationen zum Thema Flurnamen und Kleindenkmäler in Siebenbürgen.

Inge Sift, geb. 1953 in Neppendorf/Turnişor. Studium der Germanistik und Anglistik in Hermannstadt/Sibiu. Gymnasiallehrerin am Joseph-Haltrich-Gymnasium in Schäßburg/Sighisoara. 1981 Auswanderung in die Bundesrepublik Deutschland; Wiederholung des Staatsexamens, keine Übernahme in den deutschen Schuldienst.

Mathias Stieger, Mag. theol., geb. 1954 in Großau/Cristian. Studium der evangelischen Theologie in Hermannstadt/Sibiu. Stadtpfarrer in Bistritz/Bistriča und Agnetheln/Agnita, heute evangelischer Pfarrer in Reutte in Tirol.

Forschungsschwerpunkte bilden das Schrifttum im Pfarrhaus und die Geschichte Siebenbürgens.

Christa Wandschneider, geb. 1954 in Großpold/Apoldu de Sus. Matura am Brukenthal-Lyzeum, Berufsausbildung zur Sekretärin in Bukarest.

Tätigkeit bei der Landsmannschaft der Siebenbürger Sachsen in Bayern, 1. Sprecherin der Ortsgemeinschaft Großpold.

Georg Weber, Univ. Prof., Dr. theol., Dr. phil. h.c., geb. 1931 in Zendersch/Senereuş. Studium der Theologie und Philosophie in Heidelberg, Basel, Göttingen, Erlangen und Springfield/Ohio.; Zweitstudium der Soziologie und Erziehungswissenschaften in Münster; Habilitation 1972; Lehrstuhlinhaber an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster; Emeritus seit 1997.

Zahlreiche Artikel und Aufsätze. Selbständige Publikationen u.a.: Beharrung und

Einfügung. Köln 1968; (zusammen mit Friedrich Wilhelm Meyer) Devianztheorien und Strafgefangene. Köln,Wien 1981; (zusammen mit Armin Nassehi) Identität, Ethnizität und Gesellschaft. Köln, Wien 1990; (zusammen mit Renate Weber-Schlenther, Armin Nassehi, Oliver Sill und Georg Kneer) Die Deportation von Siebenbürger Sachsen in die Sowjetunion (1945–1949), 3 Bde. Köln, Wien 1995; (zusammen mit Wolfgang Schneider) Herauswachsen aus der Sucht. Berlin 1997; (zusammen mit Frank Hillebrand) Soziale Hilfe – ein Teilsystem der Gesellschaft? Opladen 1999. – Mitherausgeber der Zeitschriften Studien zur interdisziplinären Thanatologie; Archiv für siebenbürgische Landeskunde; Studia Transylvanica; Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens.

Renate Weber, Dr. phil., geb. 1937 in Weißenfels an der Saale. Studium der Theologie in Göttingen, Heidelberg und Münster. Zweitstudium der Soziologie und Erziehungswissenschaften.

Mehrere Aufsätze und selbständige Publikationen: (zusammen mit Georg Weber) Zendersch – eine siebenbürgische Gemeinde im Wandel. München 1985. Zusammen mit Georg Weber Mitherausgeberin von: Luther und Siebenbürgen, Köln, Wien 1985; Zugänge zur Gemeinde. Soziologische, historische und sprachwissenschaftliche Beiträge. Köln,Wien 2000.

Abbildungsnachweis

Die Fotos und Zeichnungen stammen – wenn nicht anders angegeben – von den Autorinnen und Autoren bzw. aus deren Archiven.

Das Foto des Umschlages wurde von Wilfried Schabus zur Verfügung gestellt.

FWF-BIBLIOTHEK
Inventar Nr.: D 330615
Standort:

Martin Bottesch,
Studium der Mathematik in Klausenburg/Cluj-Napoca. Lehrer an der deutschen Abteilung des Lyzeums in Mühlbach/Sebeş und am Brukenthal-Lyzeum in Hermannstadt/Sibiu. Seit 1998 Leiter des Zentrums für Lehrerfortbildung in deutscher Sprache in Mediasch/Mediaş. Nach 1990 ehrenamtliche Tätigkeit in der Vertretungsorganisation der rumänischdeutschen Minderheit (Demokratisches Forum der Deutschen in Rumänien), vor allem als Schulreferent. Veröffentlichungen zur Didaktik der Mathematik sowie zum Themenbereich Landler.

Franz Grieshofer,
HR, Dr. phil., Studium der Volkskunde in Innsbruck und Wien. Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien, Honorarprofessor am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien. Veröffentlichungen über Bauen und Wohnen, Faschingsbrauchtum, Kleidung und Tracht, Vereins- und Museumswesen; Mitarbeit am Österreichischen Volkskundeatlas; mehrere Artikel in Lexika.

Wilfried Schabus,
Dr. phil., Studium der Germanistik und Anglistik in Wien. Linguist am Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Lehrbeauftragter am Institut für deutsche Philologie der Universität Wien. 1970–1991 Mitarbeit am Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich (Wien). Veröffentlichungen zur deutschen Dialektologie in Österreich sowie zu Sprach- und Kulturkontakt bei deutschsprachigen Minderheiten in Nord- und Südamerika, Rumänien und der Ukraine.

Ihre fluchtartige Auswanderung aus Rumänien hat sie zuletzt wieder ins Blickfeld gerückt: die Landler, jene aus Österreich stammenden Protestanten, die man vor bald 270 Jahren nach Siebenbürgen „transmigrierte", um sie dort ihren siebenbürgisch-sächsischen Glaubensgenossen zu überantworten. Doch trotz der durch engste innerdörfliche Nachbarschaft bedingten Durchmischung mit diesen haben die Landler bis zuletzt an ihrer altösterreichischen Identität festgehalten, so dass Dialekt- und Bekleidungsschranken oft quer durch die Verwandtschaft gehen.

Diesem Phänomen spürt der Sammelband in 25 vorwiegend sozialwissenschaftlichen Beiträgen nach, die in ihren Ergebnissen alle weit über den bisherigen Forschungsstand hinausgehen. Besonders hervorzuheben sind auch die authentischen Lebenszeugnisse von Betroffenen, die 1945 nach Russland deportiert wurden oder später Fluchtversuche aus der Ceaușescu-Diktatur wagten. Unter ständiger Berücksichtigung der engen Einbettung der Landler in die multiethnische Nachbarschaft von Roma und Rumänen entsteht ein lebendiges Porträt dieser infolge von religiöser Intoleranz einst vertriebenen Menschen, deren weiteres Schicksal bis zu seiner Einmündung in das gegenwärtige Migrationsgeschehen nachgezeichnet wird.

9 783205 994152

ISBN 3-205-99415-9
http://www.boehlau.at